Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie,
und Carl Otto Hoffmann.

Hundert und vier und neunzigster Theil,
welcher die Artikel **Umdrehung** bis **Umtriebe** enthält.
Mit 1 Figurentafel (¼ Bogen).

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1847.
In der Paulischen Buchhandlung. (Ernst Litfaß.)
(Subscriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)

E IV 42/42

Landes-Bücherei

U. U.

Umdrehung. (Beschluß des abgebrochenen Artikels aus dem 193sten Bande). Im vorigen Theile dieser Encyklopädie haben wir uns schon mit den Störungen beschäftigt, welche die Himmelskörper bei ihren Umdrehungen zu erleiden haben, um dieses Kapitel zu vervollständigen, bleibt uns nur noch übrig über die Präcession und Nutation der Planeten zu sprechen. Es sind dies Störungen, welche die Planeten in sich selbst, oder welche ihre Rotationen durch äußere Kräfte erleiden. In seiner Umdrehung um die eigene Achse kann ein Planet durch letztere nur dann gestört werden, wenn seine Gestalt nicht die einer vollkommenen Kugel ist, wie z. B. unsere Erde, die bekanntlich an Polen sich abplattet. Merklich können diese Störungen aber auch nur in dem Falle sein, wo die von außen herwirkende Kraft so nahe der Erde ist, daß man die Differenz der Entfernung zweier verschiedenen Punkte der Erde, z. B. eines Punktes am Aequator und eines Poles noch unterscheiden kann; denn eben diese Differenz ist der Grund der Störungen. Für

die Erde kommen also alle diejenigen Weltkörper außer Betracht, deren Entfernungen von ihr so groß sind, daß im Verhältniß zu ihnen die Erde nur als ein Punkt erscheint. Es bleiben uns also nur zwei Körper übrig, die möglicherweise auf die Erde einwirken können, nehmlich der Mond und die Sonne, letztere auch nur wegen ihrer überwiegenden Masse. Stelle man sich vor, daß die Vergrößerung ihres Durchmessers am Aequator gegen den Polardurchmesser die Folge lauter kleiner rund umher befindlicher Planeten sei, welche täglich in der Ebene des Aequators einen Umlauf um die Erde machen, so ist die Wirkung ohngefähr dieselbe wie die, welche durch die Störung eines auf die Bahn eines andern hervorgebracht wird, nehmlich das Rückwärtsgehen der Bahnknoten des gestörten Planeten auf der Bahn des Störenden, und die periodische sich selbst ausgleichende Aenderung in der Neigung bei der Bahn gegen einander. Als Ebene des gestörten Körpers kann man in dem angenommenen Falle den Aequator der Erde betrachten, und als Ebene des Störenden für die Sonne die Ekliptik, und für den Mond die Mondbahn ansehen. Die Punkte der Nachtgleichen sind die Durchschnittspunkte jener beiden Ebenen. Folge der Anziehungskraft der Sonne wird also das beständige Zurückgehen der Nachtgleichen sein, während die Lage der Ekliptik nur kleinen periodischen Schwankungen unterworfen ist. Man belegt das Zurückgehen der Nachtgleichen mit dem Namen Präcession, die kleinen periodischen Störungen, welche die Ekliptik und der Ort der Nachtgleichen erleiden, mit dem Namen der Nutation.

Je größer der Winkel ist, unter welchem die Ebene des Erdäquators und die Ebene der Ekliptik sich schneiden, desto bemerkbarer wird auch die Störung sein, denn fiele die Bahn des störenden Körpers mit dem Aequator zusammen, so würde, da letzterer die Erde

in zwei gleiche und ähnliche Hälften theilt, gar keine Störung eintreten. Die Bahn des Mondes ist nun in einem constanten Winkel von 5° 9′ gegen die Ekliptik geneigt. Ihre Knoten mit der Ekliptik gehen sehr schnell rückwärts, und es folgt daraus, daß nach Lage jener Knoten die Neigung der Mondbahn in Beziehung auf den Aequator veränderlich ist. An einer Figur werden wir dies deutlich machen können. Fällt nehmlich in Figur 9371 der aufsteigende Knoten der Mondbahn in der Ekliptik **A M B N C** mit dem Frühlingspunkte **B** zusammen, ist also seine Länge gleich 0, so hat die Mondbahn die Lage **B** β und da β **B N** = 5° 9′ und die Neigung **N B C** der Ekliptik gegen den Aequator **A B C** gleich 23° 28′ ist, so ist hier die Neigung der Mondsbahn gegen den Aequator β **B C** = 28° 37′. Wenn aber der aufsteigende Knoten der Mondsbahn mit dem Herbstpunkte **A** zusammenfällt, so hat die Mondsbahn die Lage **A o**, und ihre Neigung gegen den Aequator ist a **A B** = 23° — 5° 9′ = 18° 19′ der Winkel der Mondsbahn mit dem Aequator ist daher veränderlich und zwischen den Grenzen 18° 19′ und 28° 37′ enthalten, und da nach dem Vorhergehenden mit der Größe dieser Neigung auch die Störung der Rotation zunimmt, so wird die Störung der Erde durch den Mond ein von dieser Neigung, das heißt, ein von der Länge des Mondknotens abhängiges Glied enthalten.

Eben so wie die größere Neigung der Bahn die Schwankungen der Rotation vergrößert, so auch eine größere Declination, oder was dasselbe ist, die Störungen der Sonne werden auch von der Länge der Sonne und des Mondes abhängen. Zur Verdeutlichung des Gesagten, wollen wir zuerst annehmen, daß die Erde sich nicht um ihre eigene Achse drehe. Ist in Figur 9272 **T** der Mittelpunkt, **P Q** die Achse

und T C der Aequator der Erde, so daß also in Folge der Abplattung TC größer als TP und TQ ist, und beschreibt man aus demselben Mittelpunkte T eine Kugel P B B'Q, so würde die Sonne, die irgendwo in der Linie T A stehen mag, keine drehende Bewegung hervorbringen können, weil dann zu beiden Seiten der Linie T A in gleicher Entfernung von ihr, auch gleiche und ähnliche Theile der Erde liegen. In Wahrheit ist aber die Erde um P und Q abgeplattet. Die Linie T A wird also die Erde an ihren beiden Seiten in 2 ungleiche Massen theilen, denn zu den vorhin gleichen Massen kommt auf der einen Seite das kleine Stück PBA und auf der andern Seite das viel größere B B' Q A' C A. Der größere Theil wird aber mit mehr Kraft angezogen als der kleinere, weshalb der Punkt D sich der Sonne nähern muß, und die Erde um ihren Mittelpunkt T so gedreht wird, daß der Aequator T C der in der Ebene der Ekliptik liegenden Linie T A näher kommt, das heißt, die Schiefe der Ekliptik wird abnehmen.

Ganz derselbe Fall tritt ein, wenn die Sonne unter dem Aequator TC ist. Unter der Voraussetzung also, daß die Erde keine Rotation habe, würde die Anziehungskraft der Sonne verursachen, daß die Schiefe der Ekliptik immer abnehmen müßte. Die Durchschnittspunkte des Aequators aber, oder die Linie der Nachtgleichen würden keine andere als periodische Störungen erleiden

Da nun aber die Erde wirklich täglich sich um ihre Achse dreht, so kann auf den Punkt C des Aequators nicht mehr bloß die Kraft der Sonne, die ihn senkrecht anzieht, wirken; denn dieser Punkt C wird außerdem durch die Schwungkraft fortgetrieben. Diese Kraft liegt in der Ebene des Aequators senkrecht auf dem Halbmesser T C und dadurch wird auch die Knotenlinie beider Ebenen geändert.

Man stelle sich vor, daß WVWin Figur 3973 die Ebene des Aequators sei und XYZT die der Ekliptik. Ist die Sonne in A', so wird der Punkt A des Aequators durch die Kraft der Sonne in einer Sekunde um die Größe $\alpha\,\alpha'$ zu ihr gezogen, während er durch die Schwungkraft, die senkrecht auf A'A wirkt, von A nach α getrieben wird, wegen der Zusammensetzung dieser beiden Kräfte macht nun A einen Bogen und ändert daher die Lage des Aequators C von A α in A α'. Verlängert man die Linie über A, so trifft der neue Aequator a A α' die Ekliptik in dem Punkt a, oder der Frühlingspunkt W geht nach a, also zurück, während die Schiefe abnimmt; denn in dem Dreiecke A W a ist der äußere Winkel A' W A größer, als der innere W a A. Wenn die Sonne sich in B befindet, so wird die veränderte Lage des Aequators B β' die Ekliptik in b treffen, der Herbstpunkt geht also auch zurück. Die Schiefe der Ekliptik nimmt aber zu, weil nun B'bB der äußere und B'VB der innere Winkel ist. Ist die Sonne in C, so trifft nach denselben Gesetzen der neue Aequator γ' C die Ekliptik in c. Die Nachtgleiche geht also wieder zurück, während die Schiefe abnimmt. Ist nun zuletzt die Sonne in D, so trifft die neue Achse D δ' die Ekliptik in d : die Nachtgleiche geht zurück und die Schiefe der Ekliptik nimmt zu. Substituirt man für die Sonne den Mond, so finden dieselben Erscheinungen statt. Die Nachtgleichen gehen also unter beiden Annahmen immer zurück, die Ekliptik hat aber eine periodische Bewegung und Aenderung, man kann letztere also im Allgemeinen als unveränderlich ansehen

Auf dem analytischen Wege findet man für die Störungen durch die Sonne und den Mond folgende Aenderungen der Nachtgleichen.

$\Psi = -18'',03 \operatorname{Sin} \Omega - 1'',13 \operatorname{Sin} 2\odot - 0'',22$
$\operatorname{Sin} 2\,\mathbb{C}$

und für die Aenderung der Schiefe der Ekliptik:

$9'',65 \operatorname{Cos} ☊ + 0''49 \operatorname{Cos} 2☉ + 0'',09 \operatorname{Cos} 2☾$

(Die hier benutzten Zeichen sind in derselben Bedeutung wie früher schon in gegenwärtigem Artikel gebraucht). Von dieser Länge des Mondes und der Sonne hängt jede dieser beiden Aenderungen der periodischen Glieder ab. Die von ☊ (dem aufsteigenden Mondknoten abhängenden sind die beträchtlichsten und heißen die Nutation der Länge und der Schiefe der Ekliptik. Die Länge aller Sterne ist einer fortgehenden Vermehrung ☩ unterworfen, während die Schiefe (von den periodischen Gliedern abstrahirt) constant bleibt. Dieses ☩ ist das progressive Rückwärtsgehen der Nachtgleichen oder die Präcession. Nach den angestellten Beobachtungen ist ☩ jährlich = 50''3405, vorausgesetzt, daß die Ekliptik selbst, wie wir bisher annahmen, ihrer Lage nach unveränderlich ist.

Da dies nun aber mit den Beobachtungen nicht übereinstimmt, und man bemerkt hat, daß ihre Neigung zum Aequator immer kleiner wird, so werden die gefundenen Sätze wohl auch noch eine Abänderung erleiden müssen.

Unter den astronomischen Beobachtungen, welche bis auf unsere Tage aufbehalten wurden, sind die des Chinesen Tschu-Kong die ältesten 1100 Jahr vor Christo; er beobachtete in Honan Fu, der ehemaligen Stadt Loyang den mittäglichen Schatten der Sonne an einem Gnomon von 8 Fuß und fand damals die Schiefe der Ekliptik 23° 54′ 0″. Siebenhundert und funfzig Jahre später, 350 vor Christo, beobachtete sie der Grieche Pytheas in dem heutigen Marseille, dem alten Marsilia, und fand sie 23° 49′ 20″; der Araber Ebn-Junis unter dem Aegyptischen Kalifen Hakem ums Jahr 1000 nach Christo fand sie nur noch 23° 36′ 36″. Der Persische Fürst Ulugh Beigh im Jahre 1440 nach Christo nach

eigenen Beobachtungen in Samarkand 23° 31′ 48″ und Bradley 1750 nur 23° 21′ 18″; für's Jahr 1800 war sie nur noch = 23½ 27′ 56″, so daß sie also in einem Jahrhundert 48″, 365 beträgt. Da dieses Abnehmen nicht in der Präcession oder in der Wirkung der Sonne und des Mondes auf die abgeplattete Erde seinen Grund haben kann, so müssen wir ihn wo anders suchen.

Die Theorie führt uns darauf. Es ist die Einwirkung der Planeten auf die Ekliptik, indem sie die die Erdbahn dem Aequator jährlich um 0″,48 nähert und die Nachtgleichen um 0″,164 vorwärts rückt, Durch die Sonne und den Mond werden die Nachtgleichen aber, wie wir oben gesehen haben jährlich um 50″,3405 rückwärts bewegt, wir müssen beide Bewegungen daher gegen einander vergleichen, so finden wir als eigentliche Präcession 50″,176.

Durch die Zusammenwirkung der Sonne des Mondes und der Planeten muß eine Art von Nutation des Aequators, in Bezug auf eine fixe Ebene entstehen, welche ähnlich ist der vom Monde erzeugten Nutation; denn die Ebene der Sonnenbahn ändert sich, wenn auch viel langsamer und bringt dadurch den periodischen vom ☊ abhängenden Theil jener Störung hervor. Diese Oscillation ist an sich viel kleiner und in viel größeren Perioden eingeschlossen.

Analytisch entwickelt Littrow diesen Satz folgendermaßen: „Ist t die Anzahl der seit 1750 verflossenen Jahre und nimmt nun für die unbewegliche Ebene, diejenige Ekliptik an, welche im Jahre 1750 in der That statt hatte, so ist in Beziehung auf diese feste Ebene die Präcession der Nachtgleichen seit jener Epoche

$$\psi = 50'',3405\ t - 0'',0001218\ t^2$$

und die Schiefe der Ekliptik, oder der Winkel des Erdäquators mit jener festen Ebene zur Zeit 1750: + t

$$\omega = 23^0\ 28'\ 18''0 + 0''0000098\ t^2$$

der Winkel des Erdäquators aber mit der wahren Ekliptik

$$= 23^0\ 28'\ 18''0 - 0''4837\ t - 0''0001221\ t^2$$

die Präcession in der wahren oder bewegtichen Ekliptik seit jener Epochr ist nehmlich

$$\psi' = 50'',1761\ t + 0'',0001221\ t^2$$

Die hier gegebenen Ausdrücke wachsen mit der Zeit, einige sagen mit dem Quadrate der Zeit, sie würden also einmal alle Grenzen überschreiten müssen. Doch sind sie nur annährend und nicht ganz genau; weil in ihnen dann t als Faktor nicht vorkommen dürfte. Im Falle der strengsten Genauigkeit würden sie nur Glieder von der Form a Sin. (b + c t) oder a Cos. (b + c t) enthalten, woraus folgt, daß die Größen ψ und ψ' wenigstens der Theil derselben, der von der Wirkung der Planeten auf die Erdbahn abhängt, so wie die Schiefe der Ekliptik ω und ω' nicht ohne Ende zu= oder abnimmt, sondern daß sie, wie die Excentricität der Erdbahn und die drei säcularen Gleichungen des Mondes in freilich ungemein großer Perioden eingeschlossen ist, während welcher ihre Werthe in sehr engen Gränzen auf und ab schwanken. Es wird sich die Lage aller Knoten und Planetenbahnen zur Erdbahn allmählig so ändern, daß das gegenwärtige Vorwärtsgehen der Aequinoctien in ein Rückwärtsgehen und die Abnahme der Schiefe der Ekliptik sich in eine Zunahme verwandelt. Man hat berechnet, daß im Jahre 2206 nach Christo, diese Umkehrung beginnen wird. Die Schiefe der Ekliptik war nach der Theorie im Jahre 29400 vor Christo am größten $= 27^0\ 30'$. Von da uahm sie ab bis 14400 und hatte ihren kleinsten Werth $21^0\ 20'$. Bis 2000 vor Christo wuchs sie nun wieder und erreichte ihren größten Werth $23^0\ 53'$. Seit=

dem nimmt sie wieder ab und wird 6600 nach Christo ihren kleinsten von 22° 54′ erhalten und bis 19300 zunehmen, wo sie wieder 25° 21′ erreichen wird.

Wie wir sehen nimmt die Schiefe der Ekliptik in sehr großen Perioden zu und ab, doch sind dieselben nicht untereinander selbst gleich sondern wechseln zwischen 90 und 150 Jahrhunderten, die Grenzen aber innerhalb welcher, die Schiefe oscilirt, sind nur so klein, daß sie höchsten ein Unterschied von 6° 30′ haben. Es kann also wohl sein, daß es Zeiten gegeben hat, und noch geben wird wo in den gemäßigten Zonen die Winter strenger und die Sommer heißer waren, als jetzt bei uns, denn der Wechsel und die Beschaffenheit der Jahreszeit ist, wie wir gesehen haben von der Schiefe der Ekliptik abhängig. Auch ändert sich hiernach die Länge der Tage im Sommer, und der Nächte im Winter, doch wird der Unterschied immer nur sehr unbedeutend sein, und im ganzen genommen, werden nach Jahrtausenden die Jahreszeiten immer regelmäßig auf einander folgen. Die Veränderungen darin haben auch Einfluß auf die Länge des Jahres. Das wahre Jahr der Erde oder die siderische Revolution ist völlig unveränderlich, wie uns die Beobachtungen und Theorie zugleich lehren, das tropische Jahr aber nach welchem wir in unserm bürgerlichen Verkehr und selbst in der Astronomie rechnen, ist kürzer als das siderische und zwar um so viel als die Erde Zeit braucht um den Bogen zurück zu legen, welcher der Präcession gleich ist. Dieser Bogen, welchen wir seiner Größe nach genannt haben, ist, jedoch veränderlich, weshalb auch die Länge des tropischen Jahres nicht immer dieselbe bleibt, und man muß um die Länge des mittleren Jahres zu finden, von seiner beobachteten Länge, den Werth der Präcession abziehen, weil dieser bloß von der Einwirkung der Planeten herkömmt. Die Planeten bewirken

aber eine Präcession von 0″,164 und da die Sonne in einem Tage oder in 86400 Sekunden mit ihrer mittleren Bewegung den Bogen 0°,59 Minuten 8″33 = 4548″33 zurücklegt, so legt sie den Bogen 0″,164 in

$$(0''164)\ \frac{86400}{3548{,}33}$$

das heißt in vier Zeitsekunden zurück, oder das gegenwärtige wahre Jahr ist um 4 Sekunden größer als das Mittlere. Die Theorie belehrt uns, daß im Jahr 3040 vor Christo die Dauer des Jahres am größten war, nehmlich 38 Sekunden größer, als das mittlere. Von da an hat es bis auf unsere Zeit abgenommen, und wird in dieser Verminderung fortfahren, bis zum Jahre 7600 nach Christo, wo es wieder am kleinsten, d. h. 38 Sekunden kürzer sein wird, als das mittlere. Hierauf wird wieder das Zunehmen des Jahres beginnen und bis zu seiner größten Länge einer gleichen Epoche bedürfen. Betrachtet man von den oben gegebenen Gliedern der Nutation, welche von der Länge des Mondknotens abhängig und zugleich die größten sind, so kann man die Nutation der Länge von 18″,03 als eine bloße Wirkung des Mondes ansehen, während die jährliche Präcession um 50″,3405 die Folge der vereinigten Wirkung der Sonne und des Mondes ist.

Hiernach macht Littrow die nachstehenden Folgerungen: „Da sich nun jede störende Kraft wie die Masse des störenden Körpers durch das Quadrat seiner Entfernung dividirt verhält, so sieht man, daß die beobachteten Größen der Präcession und Nutation das Verhältniß der Masse der Sonne und des Mondes geben müssen. Man fand so

$$\frac{\text{Masse des } (}{\text{Masse der } \odot} \quad 0{,}00000042713$$

und daher, wenn die Masse der Erde als Einheit vorausgesetzt und die Masse der Sonne gleich 337,100 gesetzt wird, die Mondes gleich $\frac{1}{70}$ von jener der Erde.

Auch läßt sich aus der beobachteten Größe der Präcession, da sie eine Folge der Abplattung der Erde ist, wieder rückwärts auf die Größe dieser Abplattung, also aus der Wirkung auf die Ursache derselben schließen, und man fand so, daß die Abplattung, wenn die beobachtete Präcession mit der durch die Rechnung gegebenen noch übereinstimmen soll, nicht größer als $\frac{1}{243}$ sein kann. Die schärfsten Untersuchungen dieses Gegenstandes haben keine einzige Gleichung gegeben, welche die Geschwindigkeit der Rotation der Erde, als auch die Länge des Tages auf eine unsern Sinnen bemerkbare Weise stören könnte. Theorie und Beobachtung kommen also darin überein, diese Grundpfeiler der profanern Sternkunde, die unveränderliche Länge des Tages zu befestigen und über allen Zweifel zu erheben. Wenn die Dauer des Tages sich änderte, so würde man dieses am deutlichsten an der Größe der Umlaufszeiten der Planeten erkennen, allein die Beobachtungen haben keine Veränderungen dieser Umlaufszeiten zu erkennen gegeben.

Alle vorhergehende Untersuchungen setzten übrigens die Erde als eine durchaus feste Masse voraus, man könnte daher noch zweifeln ob nicht die Meere, welche einen größten Theil der Oberfläche bedecken, einen störenden Einfluß auf die Rotation derselben haben. Allein Laplace hat der erste gezeigt, daß die Erscheinungen der Präcession und Nutation für die mit dem Oceane bedeckte Erde dieselben sein werden, als wenn die Meere mit der übrigen Erde nur eine feste Masse bildeten, und daß eben so wenig die Passatwinde, welche zwischen dem Wendekreise beständig von Ost nach West ziehen, die Geschwindigkeit der Rotation vermindern, oder sonst merklich stören können. Um

die Länge des Tages bedeutend zu ändern, müßten sehr beträchtliche Erdmassen ihren Ort auf der Oberfläche derselben verändern und z. B. von den Polen zu dem Aequator herabsteigen, wodurch die Dauer des Tages vergrößert werden würde, oder sich von der Oberfläche der Erde gegen den Mittelpunkt herabsenken, welches die Dauer des Tages verkürzen würde; aber man kennt durchaus keine Ursache, welche großen Theile der Erdmasse eine so beträchtliche Ortveränderung geben könnten, um dadurch die Länge des Tages merkbar zu verändern, diese Länge, welche daher nach allem, was wir darüber aus der Theorie und der Erfahrung kennen, ein durchaus constantes Element des Weltsystems ist. Eben so unveränderlich scheinen auch die beiden Punkte zu sein, in welchen die Oberfläche der Erde von der Rotationsachse derselben getroffen wird. Wenn die Erde sich um eine ihrer Lage nach veränderliche Achse drehte, so würde der Aequator und die Pole nach und nach durch verschiedene Punkte der Oberfläche der Erde gehen; die Polhöhen aller Beobachtungsorte würden nicht mehr constant sein, und die Meere würden, indem sie sich immer dem neuen Aequator zu nähern suchten; das feste Land, ja selbst hohe Gebirge abwechselnd bedecken und wieder verlassen, was mit allen unsern Erfahrungen im geraden Widerspruche steht.

Die Veränderungen der Nachtgleichen und der Schiefe der Ekliptik können in manchen Fällen dazu dienen, das historische Alter gewisser Begebenheiten oder Denkmale fest zu stellen. Wenn man Gelegenheit hat z. B. alte Zeichnungen von Thierkreisen, welche die Aegypter schon kannten mit dem heutigen zu vergleichen, so läßt sich leicht der Schluß auf die Zeit machen, in welcher jene Zeichnung gemacht wurde. Die Benennung der zwölf Zeichen der Ekliptik ist ebenfalls in den ältesten Zeiten dieselbe

wie heut gewesen. Warum die Bilder gerade diesen Namen erhalten haben, ist freilich nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln. man vermuthet, daß die Entdeckung des Thierkreises der Steinbock den höchsten Punkt des Sonnenlaufes eingenommen habe, während er jetzt um ein Zeichen schon über den tiefsten Punkt herausgerückt ist. Wollte man hiernach das Alter der Kenntniß vom Thierkreis berechnen, so würde man aus der Formel $\frac{210}{0{,}01392}$ finden, daß dies schon 15000 Jahre her wäre, ein Resultat, das übrigens mit der Wahrscheinlichkeit nicht übereinstimmt. Jene Voraussetzung mag also wohl unrichtig sein. In Beziehung auf die Wichtigkeit älterer Beobachtungen zur Feststellung historischer Data durch theoretische Berechnungen können wir noch ein merkwürdiges Beispiel anführen. Eines der heiligen Bücher der Chinesen erzählt, daß der Bruder des Kaisers Vu-vang mit Namen Tschu-kong in der Stadt Loyang mit einem Gnomon von acht chinesischen Fuß die Länge des Schattens, den dasselbe am Mittage warf, gemessen und gefunden haben, daß er zur Zeit des Sommersolstitiums 1,5 Fuß und zur Zeit des Wintersolstitiums 13,0 Fuß weit gereicht habe. Jetzt heißt die Stadt Loyang Honan-Fu. Sie liegt unterm 34° 47′ nördlicher Breite. Der erwähnte Tschu-kong lebte aber um 1100 vor Christo. Da wir nun aus dieser Schattenmessung die Solstitien kennen so lassen sich daraus die Zenithdistanzen der Sonne berechnen. — Die Zenithdistanz Z ist = Arc-tang $\frac{1{,}5}{8}$ = 10° 37′ 10″,8. Addirt man hierzu die Refraction der Horizontal-Parallaxe = 7″,0 und den Halbmesser 15′ 47″,7 so erhält man Z = 10° 55′ 7″,6. Für das Wintersolstitium ist

$z' = \text{Arc-tang}\,\frac{13}{8} = 58^0\ 23'\ 33''$ Refr. - Parallaxe $= 1'\ 26'',8$ und der Halbmesser $16'\ 14''$ also $Z' = 58^0\ 41'\ 13'',8$. Die erste von $10^0\ 55'\ 7'',5$ ist also die Zenithdistanz für diese Stadt im Sommer die letzteren von $58^0\ 41'\ 13'',8$ für den Winter. Die Summe beider giebt die Polhöhe des Beobachtungsortes $\frac{Z' + Z}{2} = 34^0\ 47'\ 11''$, die fast ganz mit der beobachteten wirklichen Polhöhe übereinstimmt. Die Differenz der beiden Zenithdistanzen aber giebt die Schiefe der Ekliptik zur damaligen Zeit $\frac{Z' - Z}{2} = 23^0\ 54'\ 3''$. Die Uebereinstimmung dieses Resultats mit der durch die Theorie gefundenen ergiebt sich aus folgendem

$$\omega = 23^0\ 28'\ 18''0 - 0''4807\ t - 0{,}0000027\ t^2$$

Ist $t = -1750 - 1100 = -2850$ so wird $\omega = 23^0\ 50'\ 54''$. Beide Berechnungen differiren also bloß um $3'$, was wohl der Unvollkommenheit der damaligen Messung zuzuschreiben ist.

In Beziehung auf die Resultate, welche aus den erhaltenen astronomischen Tafeln der Indier genommen wurden, erzählt Littrow folgendes: „Erst in unseren Zeiten haben uns vorzüglich die Engländer mit den astronomischen Tafeln der Indier näher bekannt gemacht, welche sich auf die Beobachtung einer allgemeinen Conjunction aller ältern Planeten gründen, die in dem Jahre 3102 vor Christo statt gehabt haben soll, wodurch das Alter dieser Tafeln auf nahe 5000 Jahre gebracht wurde. Um die Wahrscheinlichkeit dieses sehr hohen Alters zu untersuchen, muß man bemerken, daß die indischen Tafeln noch eine

andere Epoche voraussetzten, die in das Jahr 1491 nach Christo fällt, und daß, wenn man mit den von den Indiern für das Jahr 1491 gegebenen Orten der Sonne und der Planeten, und mit ihren mittleren Bewegungen rückwärts rechnet, man allerdings die von ihnen angegebene allgemeinen Conjunction für das Jahr 3102 vor Christo findet.

„Allein unsere heutigen Tafeln der Sonne und der Planeten, welche auf eine so große Anzahl guter Beobachtungen gegründet und durch die Theorie zu einem sehr hohen Grad der Genauigkeit erhoben worden sind, widersprechen jener allgemeinen Conjunction die daher in jener entfernten Epoche nicht statt haben konnte. Es ist daher wahrscheinlich, daß jene Conjunction nur durch ein willkührliches Rückwärtsrechnen der Indier selbst entsprang ohne auf Beobachtungen gegründet zu sein, um den Körpern unsers Sonnensystems einen gemeinschaftlichen Ort ihrer Entstehung in dem Thierkreise anzuweisen, und zugleich, nach einem nur zu gewöhnlichen Eitelkeit jener Völker sich selbst eines hohen Alterthums rühmen zu können. In der That harmoniren auch mehrere Elemente dieser indischen Tafeln, nicht mit jenen, welche ihnen die Theorie für jene Epoche anweiset. Die Excentricität der Bahn Jupiters sowohl, als auch die des Mars z. B. sind sehr von denjenigen Werthen verschieden, welche diese Größen 3000 Jahr vor Christo haben mußten; und die mittlere Bewegung des Mondes in den indischen Tafeln ist sogar schneller, als die des Ptolomäus, da sie doch viel langsamer sein müßte, zum Beweise, daß diese Tafeln selbst erst lange nach Ptolomäus entstanden sind. Demungeachtet erlaubt uns die hohe Achtung, in welcher die Indier bei allen gebildeten Völkern der Vorzeit standen, nicht zu zweifeln, daß sie die Sternkunde schon

seit sehr langer Zeit zu einem Gegenstande ihrer aufmerksamsten Untersuchungen gemacht haben."

„Als die Griechen und später auch die Araber anfingen, sich der Wissenschaften zu widmen, gingen sie zu den Indiern, um von ihnen die ersten Elemente ihrer Kenntnisse zu erlernen. Auch kömmt von dem Volke die sehr sinnreiche Methode, alle, auch die größten Zahlen bloß durch zehn Zeichen auszudrücken, indem man ihnen zu gleicher Zeit einen absoluten und einen bloß localen Werth giebt, eine äußerst feine und wichtige Einrichtung, die uns jetzt so einfach erscheint, daß wir darüber ihr wahres Verdienst gewöhnlich vergessen. Aber eben diese Einfachheit und die ungemeine Leichtigkeit, mit welcher sie sich auf die verwikkeltsten Rechnungen anwenden läßt, macht diese Erfindung zu einer der vorzüglichsten und wichtigsten des menschlichen Geistes, und man wird die Schwierigkeit sie zu machen schon daraus beurtheilen können, daß sie dem Scharfsinne des Archimedes und des Apollonius den zwei größten Geometern der Vorzeit entging, obschon ihnen ihre Arbeiten Veranlassungen von mehr als einer Art dazu gegeben haben."

Daß die Umdrehung des Mondes um seine eigene Achse genau zusammenfällt mit seiner Umdrehung um die Erde haben wir schon mehrfach erwähnt, auch die Wahrheit dieser Behauptung daraus erwiesen, daß wir immer dieselbe Seite dieses Satelliten zu sehen bekommen, die Bewohner der Sonne aber ihn von allen Seiten erblicken, z. B. zur Zeit des Neumondes gerade die uns abgekehrte Hälfte. Wir wollen versuchen die Gleichheit beider Bewegungen aus Gründen der Wissenschaft zu erklären. Da der Mond uns so nahe ist, so wird von allen Punkten der uns am Anfange zugekehrten Hälfte der Mittelpunkt der Oberfläche, welcher mit dem Mittelpunkt der Erde und dem des Mondes eine gerade Linie bildet, am stärksten al-

trahirt werden, weil alle übrigen Theile der Mondoberfläche weiter von der Erde entfernt sind. Da bei der Bildung des Mondes seine Masse wahrscheinlich weich war, nahm er die Gestalt einer Kugel an, von welchen jedoch der unserer Erde zugewendete Theil sich gegen den übrigen erhob, wie bei uns vermöge der Attraction das Meer gegen den Mond. Der Durchmesser desselben verlängerte sich also nach der Erde hin und sein Aequator nahm eine elliptische Gestalt an, deren große Achse der Erde zugekehrt ist und zugerichtet bleibt, weil die Anziehungskraft der ersteren immer fortwirkt; anfänglich, ehe diese Richtung noch ganz bestimmt war, mag die große Achse des Mondäquators wie ein Pendel hin- und hergeschwungen haben, bis endlich die überwiegende Schwere der Erde ihn zum Stehen brachte. Der Mond erhielt durch die doppelte Abplattung, einmal an den Polen, das anderemal am Aequator die Gestalt eines Ellipsoides, dessen Parallelkreise sämmtlich Ellipsen sind. Doch ist diese doppelte Ellipticität zu klein, als daß uns der Mond anders als in Kugelform erscheinen könnte. Denn die Achsen des Aequators verhalten sich wie 1 : 0,9999725 und die Rotationsachse wie 1 : 0,99891 oder in Fußen ausgedrückt: die große Achse des Aequators ist 10,917200 Fuß die kleine 10,916800 und die Rotationsachse = 10,905300 Fuß.

Die Schwankungen des Mondes um seinen größten Aequatordurchmesser heißen Librationen und sind ebenfalls durch Beobachtungen nur schwer zu bestimmen. Bouvard versuchte dies in neuerer Zeit mit Hülfe des großen Mondfleckens Manilius nahe dem Mittelpunkte und fand, daß die größte Libration $0^{o}\ 23'\ 24''$ um das Centrum sei, was von der Erde gesehen, nur einen Winkel von 9 Sekunden beträgt. Er fand ferner, daß der Bogen der Ekliptik zwischen

den Knoten des Mondäquators und der Mondsbahn vom Mittelpunkt des Mondes aus gesehen + 2° 8′ 40″ sei; die Neigung des Mondäquators 1° 27′ 40″ und die Länge und Breite des Manilius in Beziehung auf den Mondäquator 14° 21′ 22″ und 8° 49′ 24″. Dies zeigt eine Veränderung gegen die Theorie, nach welcher die Neigung des Mondäquators 0° sein sollte. Doch ist die Differenz von 1° 27′ 40″ nur unbedeutend und kann sehr leicht als nicht vorhanden betrachtet werden.

Auch die Theorie setzt die Nothwendigkeit der Libration des Mondes außer allen Zweifel, denn wenn seine Rotation zu irgend einer Zeit gleich wäre der mittleren Bewegung der Erde, und auf derselben immer gleich bliebe, wie sie zu jener Zeit gewesen ist, so würde, da die mittlere Bewegung der Erde, wie wir gesehen haben, schon zehntausend Jahre zunimmt, und noch zwanzigtausend Jahre zunehmen wird, allmählig die Rotation des Mondes hinter der der Erde zurückbleiben, und die Zeit seiner Umdrehung um die eigene Achse nicht mehr ganz genau mit der Zeit seiner Umdrehung um die Erde zusammenfallen, so daß wir endlich auch einen Theil der jetzt nicht sichtbaren Halbkugel des Mondes erblicken würden. Da dies aber nicht der Fall ist, so folgt daraus nothwendig, daß die Rotation des Mondes an den säculären Ungleichheiten der mittleren Bewegung unserer Erde ebenfalls Theil nehmen muß. Denn da jede freie Rotation ihrer Natur nach gleichförmig sein kann, so muß eine besondere Kraft dieselbe Seite des Mondes immer wieder der Erde zukehren. Die Gesetze der Librationen hat zuerst Cassini durch Beobachtungen erkannt, Lagrange hat sie durch Analisis bewiesen und Laplace gezeigt, daß die säculären Ungleichheiten der mittleren Bewegung des Mondes, deren wahren Grund er aufgefunden hat, sich in der mittleren Be-

wegung seiner Rotation ebenfalls wieder findet, und also für die Folge aller Jahrhunderte die Gleichheit bei der Bewegung gesichert ist.

Das Geheimniß, welches den ersten Grund aller Bewegungen der Himmelskörper ausmacht, und das sich nur aus seinen Folgen erkennen läßt, nehmlich das Gesetz der Schwere erklärt uns auch alle Erscheinungen auf der Oberfläche unserer Erde. Eine der merwürdigsten unter denselben ist die Erscheinung der Ebbe und Fluth des Meeres. Die Beobachtungen haben gezeigt, daß zwischen je zwei Culminationen des Mondes das Meer sich zweimal erhebt und zweimal senkt, die mittlere Zeit dieser doppelten Wiederkehr von Ebbe und Fluth beträgt 1,035 Tage, daher die mittlere Zeit zwischen zwei nächsten Fluthen 0,5175 Tage ist. Der Augenblick der größten Ebbe ist fast genau in der Mitte zwischen den zwei nächsten Fluthen. Die höchste Fluth erfolgt an jedem Tage durchschnittlich 3 Stunden nach dem Durchgange des Mondes durch die obere oder untere Hälfte des Meridians. Ebbe und Fluth verhalten sich wie die Quadrate der seit der letzten Ebbe oder Fluth verflossenen Zeit. Die größte Höhe und Tiefe des Meeres ist abhängig von den Phasen des Mondes; die größte Fluth zur Zeit des Voll- oder Neumonds und die kleinste zur Zeit der Quadraturen, das heißt, des ersten und letzten Viertels, jedoch so, daß ungefähr ein Unterschied von anderthalb Tagen bemerkbar ist. — Man kann die mittlere Fluthhöhe die nennen, welche aus der Hälfte der Summe zweier Fluthhöhen gefunden wird.

Diese beträgt in dem Hafen zu Brest bei der höchsten Fluth beinahe $19\frac{1}{3}$ Fuß, und zur Zeit der niedrigsten Fluth im ersten und letzten Mondsviertel $9\frac{1}{2}$ Fuß, vorausgesetzt, daß Sonne und Mond im Ae-

quator, und in ihren mittleren Entfernungen von der Erde sind. Auch hat man beobachtet, daß Ebbe und Fluth im Verhältniß zu dem scheinbaren Durchmesser oder der Parallaxe des Mondes fallen und steigen, also mit der Entfernung des Mondes von der Erde zusammenhängen. In der Mondnähe kann die Fluth um 5,44 Fuß höher steigen. Die Entfernung der Sonne hat auf Ebbe und Fluth keinen geringern Einfluß. Einen solchen übt aber die Declination der Sonne und des Mondes, so daß die höchsten Fluthen zur Zeit der Sonnenwende beinahe $2\frac{3}{10}$ Fuß kleiner sind, als zur Zeit der Nachtgleichen. Wir sahen, daß die mittlere Zeit der doppelten Wiederkehr der Fluthen 24 Stunden 50 Minuten beträgt, und also Ebbe und Fluth jeden folgenden Tag 50 Minuten später eintritt. Zur Zeit der vollen Neumonde verringert sich aber die Differenz bis zu 39 Minuten, während sie sich zur Zeit des ersten und letzten Viertels bis zu einer Stunde 15 Minuten erhöht. Unter dem Aequator ist Ebbe und Fluth am größten, sie verliert sich aber in der Höhe von 65 Grad nördlicher und südlicher Breite ganz.

Aus allen diesen Erscheinungen geht klar hervor, daß die Ebbe und Fluth mit den Einwirkungen des Mondes zusammenhängt, wenn auch nicht abzuläugnen ist, daß die Sonne ebenfalls einen bedeutenden Einfluß auf dieselben äußert, da sie theilweise auch durch die Jahreszeiten bedingt scheinen. Derjenige Punkt auf der Erde, welcher den Mond gerade in seinem Zenith hat, ist demselben am nächsten, und derjenige, welcher auf der entgegengesetzten Seite der Erde liegt, ist am weitesten vom Monde entfernt. — Auf den ersten Punkt wird der Mond die meiste Anziehungskraft ausüben, auf den letztern die wenigste; diejenigen Punkte aber, welche den Mond im Horizonte haben, werden von ihm mit derselben Kraft an-

gezogen, wie der Mittelpunkt der Erde. Da nun der Punkt, welcher gerade unter dem Monde liegt, stärker zum Monde hingezogen wird, als der Mittelpunkt der Erde, so wird er sich von diesem zu entfernen streben, und letzterer wieder mehr als der dem erstern Punkte entgegen gesetzte auf der andern Seite der Erde; dasselbe gilt für alle Punkte, die mit dem ersten und letzten im gleichen Meridian liegen, und zwar im Verhältniß zu ihrer Entfernung vom Monde. Die Punkte am Horizont, welche am meisten von jenem Meridian entfernt sind, werden aber nichts von ihrer Schwere gegen die Erde verlieren. Das Wasser des Meeres wird demnach sinken, während alles übrige steigt. — Die vom Weltmeer bedeckte Erde nimmt dadurch eine verändert ellipsoidische Figur an, deren größter Durchmesser durch den Mittelpunkt der Erde geht, und im Zenith und Nadir den Mond trifft. Es haben also auf den beiden entgegengesetzten Punkten der Erde immer gleich große Fluthen statt, weil der Halbmesser der Erde gegen die Entfernung vom Monde beinahe verschwindet, und jeder Ort der Erde hat zweimal des Tages Fluth und zweimal Ebbe, weil er den Mond zweimal in seinem Meridiane, in seiner obern und untern Culmination und zweimal im Horizonte haben wird, wenn derselbe auf- oder untergeht. Eben so gut wie der Mond bewirkt auch die Sonne Ebbe und Fluth, nur nicht mit so großer Kraft, weil die Sonne weiter von der Erde entfernt ist, und die Kraft, welche sie auf dieselbe ausübt, nur $\frac{2}{5}$ von der Kraft des Mondes ist, womit derselbe auf die Erde wirkt. Sie ist 13 Millionen mal schwächer, als die Kraft, welche die Schwere der Erde auf das Meer ausübt; die Sonne würde das Meer nur um 23 Zoll erhöhen, während die vom Monde bewirkte Fluth 23 mal 5 halbe Zoll, d. h. $57\frac{1}{2}$ Zoll beträgt. Wenn es aber, wie beim Voll- und Neu-

monde, geschieht, daß beide sowohl, der Mond als die Sonne zugleich auf die Erde wirken, so muß die Fluth um diese Zeit natürlich auch höher steigen, beim ersten und letzten Viertel aber, wo Sonne und Mond 90 Grade von einander entfernt sind, trifft die durch den Mond bewirkte Fluth mit der Ebbe der Sonne zusammen, beide wirken einander entgegen, weshalb denn die Fluthen weit geringer ausfallen müssen. — Die Ursache der Erscheinung, daß die Fluth immer erst 3 Stunden nach der Culmination des Mondes eintritt, ist darin zu suchen, daß zum Ab- und Zuströmen des Wassers eine gewisse Zeit erfordert wird, und die Reibung des Wassers selbst sowie die Unebenheiten des Meerbodens dem freien Zufluß des Wassers Hemmungen entgegensetzen. Aus der Declination der Sonne und des Mondes, welche sich beide nach Süd und Nord nicht über die Grenze der Ekliptik hinausbewegen, so daß also nur die Punkte auf der Erdoberfläche, welche innerhalb der Wendekreise liegen, Sonne und Mond wirklich im Zenith haben, ergiebt sich, daß in der Gegend des Aequators die höchsten Fluthen vorkommen. Unmerklich sind die Fluthen auch in den ringsum von Ländern eingeschlossenen Meeren, z. B. im schwarzen und im kaspischen Meere, weil dort das Zuströmen des Wassers verhindert wird.

Uebrigens ist die Theorie der Ebbe und Fluth mit Anwendung der Analysis eine der schwierigsten; Kepler ahnete den wahren Grund dieser Erscheinung; Galilei widerstritt ihm aber und erklärte sie aus der Wirkung der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse, verbunden mit der jährlichen Umdrehung um die Sonne. Erst Newton gelang es, die Theorie der Ebbe und Fluth aus dem Prinzip der Schwere abzuleiten, doch war auch diese noch nicht vollendet, bis endlich Laplace im Jahre 1775 die Aufgabe in

allen Theilen genügend löste. Eben so wie beim Meere bringt der Mond auch eine Art Ebbe und Fluth bei der die Erde umgebenden Atmosphare hervor, und wir erkennen diese Wirkungen zuerst in der Veränderung des Wetters und in der Veränderung des Barometers; es fehlen aber hierüber noch genauere Beobachtungen, doch ist es gewiß, daß der Mond bei seinem Durchgange durch den Meridian einen entschiedenen Einfluß auf den Zustand der Atmosphäre ausübt.

Zu unserm Sonnensysteme gehören außer den Planeten mit ihren Monden, auch noch die Kometen, über deren Rotationen um die Sonne, das Nöthige noch zu sagen übrig bleibt. Historisch ist davon Folgendes zu bemerken: So lange über Himmelskörper und Himmels-Erscheinungen geschrieben worden ist, also von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, sind ungefähr 400 Kometen von dieser Zahl aber nur 120 genauer beobachtet und berechnet worden. Im siebzehnten Jahrhundert wurden zehn, im achtzehnten fünfundsechzig und im gegenwärtigen Jahrhundert dreißig neue Kometen entdeckt. Die Zunahme dieser Entdeckungen hat offenbar ihren Grund nur in dem größeren Fleiße unserer Astronomen und in der größeren Vollkommenheit der neuen Instrumente.

Daß aber die Zahl von 400 noch lange nicht der wirklichen Menge der Kometen gleich kommt, ist leicht einzusehen, denn die Bahnen der Kometen sind nicht wie die der Planeten, in eine gewisse begrenzte Zone eingeschlossen, sondern nach allen Richtungen hin, gleichmäßig vertheilt. Von den bisher beobachteten Kometen kamen beinahe 60 der Sonne näher, als die Venus, man kann aber die Zahl derselben, gewiß doppelt so hoch anschlagen, weil sehr viele von uns unbeachtet und ungesehen vorübergehen. Man kann im Durchschnitt annehmen, daß jeder Planet in 500

Jahren seine Bahn um die Sonne vollendet. Da nun die meisten der bisher bekannten in den letzten hundert Jahren beobachtet wurden, und diese erst im allgemeinen in 500 Jahren wiederkehren, so würde die Zahl der jetzt bekannten, wenn man immer so fleißig im Aufsuchen gewesen wäre, gewiß noch fünfmal größer sein, so daß also diejenigen, welche ihre Sonnennähe innerhalb der Venusbahn erreichen, gewiß 6000 beträgt. Nimmt man nun die gleichförmige Vertheilung der Kometen in allen Richtungen an, und beschränkt sich bloß auf die, welche der Sonne näher kommen als der Uranus so findet man schon eine Anzahl von 437000.

Wer kann uns aber hindern noch andre Kometen vorauszusetzen, die erst jenseits der Uranusbahn ihre Perihelien haben und wenn diese Voraussetzung sich bestätigt, die Zahl der Ersteren auf mehr als eine Million zu veranschlagen?

In Beziehung auf ihre äußere Erscheinung unterscheiden sich die Kometen in drei wesentlichen Punkten von den Planeten, durch den lockern kaum zu einer Masse verdichteten Kern, durch die denselben umgebende Dunsthülle, die je weiter vom Mittelpunkte entfernt, immer lockerer wird und endlich durch den Schweif, der wahrscheinlich nur eine eigenthümliche Fortsetzung der Dunsthülle ist und von dem die Kometen ihren Namen Haarsterne, von dem Lateinischen Coma das Haupthaar, haben. Die Betrachtungen über diese drei Unterscheidungszeichen gehören streng genommen nicht den gegenwärtigen Artikel, wir haben es hier nur mit der Bewegung derselben zu thun. Es wird wohl Niemand daran zweifeln, daß auch die Kometen bei ihrer Rotation um die Sonne dem allgemein gültigen und überall nachgewiesenen Gesetze der Schwere gehorchen müssen. Es ist nur die Frage, ob auch die Dunsthüllen diesem

Gesetze unterworfen sein werden. Wie wir keine Schwere des Lichtes und keine Schwere der Wärme haben, so könnte es wohl sein, daß jene erleuchteten Dunsthüllen und Schweife vielmehr von der Sonne fortgetrieben, d. h. nach der entgegengesetzten Richtung der Schwere sich bewegen und könnte hieraus die Erscheinung herleiten, daß die Schweife immer von der Sonne abgekehrt sind. Dies scheint auch mit den Beobachtungen vollkommen übereinzustimmen. Da wir jedoch die Nebel und Schweife nie selbstständig, nie ohne den Kometen selbst sehen, so sind sie doch gewissermaßen an den Kern gebunden und müssen ihm, wiewohl scheinbar widerstrebend auf seiner Weltreise um die Sonne folgen. Nehmen wir an, daß der Komet als ein positiver Körper seine Abstoßungskraft ebenfalls auf die Dunsthülle äußere und daß diese Kraft stärker sei, als die der Sonne, so wird er einen Ring um sich bilden, ist die Repulsionskraft der Sonne aber stärker, einen Schweif.

Man hat über die Natur der Kometen die seltsamsten Hypothesen aufgestellt. Manche alte Philosophen hielten sie für Reflexe der Sonne, die von einem spiegelartigen Körper zurückgeworfen werden, andere für die Seelen verstorbener berühmter Menschen, die geschwänzt oder gebärtet zum Himmel stiegen, wie die Römer den Kometen von 43 vor Chr. für Cäsars Geist ansahen, noch andere, wie Aristoteles, für Ausdünstungen der Erde, die sich in der Luft und zwar in der dritten Region festsetzen und dgl. m. Hevel behauptete, sie seien aus den Gesammtausdünstungen der Planeten entstanden, der Spanier Valderoma meinte, sie würden durch die bösen Geister der Hölle heraufgetrieben, um die Menschen damit zu schrecken. Nur Seneca, der doch eigentlich kein Astronom war sagte: „ich rechne die Kometen, sowie die uns näher bekannten Sterne zu den ewigen Werken der

Natur. Haben doch alle Planeten nicht dieselbe Bahn, warum sollten nicht auch die Kometen so sehr von einander verschieden sein können? Oder warum soll, man gezwungen sein, anzunehmen, daß es unter den unzähligen Sternen, welche unsere Nächte schmücken, nur fünf gebe, denen es erlaubt ist, sich zu bewegen? Vor noch nicht anderthalb tausend Jahren hat es Griechenland unternommen die Sterne zu zählen und zu benennen und wir selber haben erst vor Kurzem die Ursache der Finsternisse kennen gelernt. Wahrlich es wird einmal die Zeit kommen, wo das, was jetzt dunkel ist, durch das Genie und den Fleiß künftiger Jahrhunderte klar und deutlich vor uns liegen wird, eine Zeit, wo unsere Nachkommen sich verwundern werden, daß uns so einfache uud sonnenklare Dinge dunkel und unbegreiflich geblieben sind. Es wird einmal ein Mann kommen, der die Bahnen der Kometen, ihre Größe und ihre übrigen Eigenschaften entdecken und berechnen wird. Die Natur enthüllt ihr Heiligthum vor den Augen der sterblichen Menschen nicht plötzlich um sie nicht durch zu vieles Licht zu blenden, ehe sie daran gewöhnt sind und wenn wir uns mit unsern geringen Kenntnissen schon für Eingeweihte halten, so werden unsere Nachkommen sehen, daß wir nur noch an der Schwelle des großen Tempels der Natur gestanden haben." (Quaest. natur. Lib. VII. p. 3). Allein Senecas Vermuthung blieb viele Jahrhunderte hindurch nichts als eben eine Vermuthung, sie wurde durch eine Reihe anderer Hypotheſen verdrängt, die sich mit dem Scheine der Wahrheit nicht minder geltend zu machen wußten. — Selbst Kepler, so scharfsinnig er sonst war, ahnte nicht die Wahrheit. Er wußte wohl, daß auch die Kometen kosmische Körper seien, aber er konnte sich nicht überzeugen, daß sie denselben Gesetzen der Bewegung und Schwere unterworfen seien, wie die Pla-

neten und stellte vielmehr die Hypothese auf, daß sie sich in geraden Linien bewegten. Tycho de Brahe entdeckte, daß sie nur eine kleine Parallaxe haben, mithin nicht unserer Atmosphäre angehören können. Er verwarf die Keplersche Ansicht von der geradlienigten Bahn derselben und behauptete, daß ihre Bahnen kreisförmig seien, was ebenfalls allen Beobachtungen widerspricht.

Gegen Kepler bewies in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, Hevelke in Danzig, daß die Kometen-Bahnen Curven seien, er berechnete jedoch weder die Gesetze noch die Natur dieser Bahnen, und Dörfel zu Plauen im Voigtlande entdeckte die parabolische Krümmung der Kometen-Bahnen, allein auch er bewies nichts. Es war also nur eine Hypothese, welche sich in der Folge nicht einmal bestätigt hat. Ohne wissenschaftliche Begründung stellte der englische Graf Henry Percy von Northumberland im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts die Behauptung auf, daß die Kometen sich in Ellipsen bewegten, in deren einem Brennpunkte die Sonne sich befinde, bewiesen hat er sie nicht. Diese Theorie begründete der große Newton nach Auffindung des allgemeinen Gesetzes der Schwere, welchem alle Himmelskörper unterworfen sind, auch theilte er zuerst eine Methode mit, ihre Bahn aus den Beobachtungen zu berechnen. Zuerst wandte Halley die Theorie Newtons auf den Kometen von 1682 an, und erkannte daraus die Identität desselben mit denen, welche früher in den Jahren 1607, 1531 und 1456 gesehen würden, auch sagte er dessen nächste Erscheinung für das Jahr 1758 voraus, was denn auch so gut eintraf, daß dadurch eine glänzende Bestätigung dieser Theorie gegeben wurde.

Dieser zufolge bewegen sich die Kometen in sehr excentrischen Ellipsen. Aus drei vollständigen Beobachtungen z. B. drei geocentrischen Längen und eben

so viel Breiten, kann man die Größe und die Gestalt, so wie die Lage seiner elliptischen Bahn im Weltraume bestimmen. Die Rechnung ist zwar sehr verwickelt, aber doch nicht so schwierig, daß sie einen mit der Analysis Vertrauter dieselbe nicht lösen könnte, worauf es dabei eigentlich ankommt, faßt Littrow in folgender Darstellung zusammen: Aus den Beobachtungen d. h. aus den Orten, wo man den Kometen an verschiedenen Tagen von der Erde am Himmel gesehen hat, sucht man durch jene Rechnungen erstens die Zeit, wann er der Sonne am nächsten stand, die Zeit seines Durchganges durch das Perihelium, oder wie diese Zeit auch genannt wird, die Epoche des Kometen, zweitens die Größe der großen Achse seiner Ellipse, drittens die Excentricität dieser Ellipse, oder die Entfernung ihres Mittelpunktes von einem ihrer beiden Brennpunkte; viertens die Bahn der großen Achse oder den Winkel, welcher diese große Achse mit der Linie der Nachtgleichen bildet, fünftens die Neigung der Ebene der Bahn des Kometen, oder den Winkel, welchen diese Ebene mit der Ebene der Ekliptik bildet, und endlich sechstens die Lage der geraden Linie in welcher sich die Ebene der Kometenbahn und der Ekliptik schneiden, oder den Winkel dieser gradlinigten Knotenlinie mit der Linie der Nachtgleichen. Man sieht, daß diese sechs Bestimmungsstücke, welche man die Elemente des Kometen nennt, nicht nur die Bahn selbst, sondern auch, wenn man die Gesetze der elliptischen Bewegung als bekannt voraussetzt, selbst die Bewegung des Kometen in dieser Bahn vollkommen bestimmen, so daß man durch sie für jede andere gegebene Zeit den Ort des Kometen in seiner Bahn anzugeben im Stande ist, wenn anders die Größe, Gestalt und Lage dieser Bahn durch fremde Einwirkungen keine Störungen leidet. Auf diese Weise kann man also, wenn man auch nur drei Beobachtun-

gen eines Kometen hat, daraus seine Elemente, und aus diesen Elementen seinen Ort am Himmel für die folgenden Tage ableiten oder eine sogenannte Ephemeride desselben entwerfen, nach welcher man ihn, selbst wenn man ihn seiner größern Entfernung wegen mii freiem Auge nicht mehr sieht, mit den Fernröhren noch lange verfolgen und beobachten kann. Doch verhältnißmäßig ist dies nur bei wenigen, wegen der großen Excentricität ihrer Bahnen möglich. Je größer der Bogen ist, welchen man mittelst der Fernröhre zu verfolgen im Stande ist, desto genauer wird die Berechnung ausfallen, da es aber nur selten geschieht, daß man mehr als einen ganz kleinen Curvenausschnitt zu sehen bekommt, so werden sich häufig, sobald der kleinste Beobachtungsfehler sich einschleicht, Irrthümer und falsche Rechnungen ergeben, woraus denn auf die Voraussagung ihrer Wiederkehr durch die Astronomen nicht immer unbedingt zu rechnen ist. Diesen Uebelstand haben die Gelehrten dadurch zu einem Vortheil für sich umgeschaffen, daß sie bei sehr großen Excentricitäten, die Ellipse als eine Parabel betrachteten, wenigstens in der Art, daß die anfängliche elliptische Form nach und nach in die der Parabel übergehe. Man berechnet hiernach die Kometenbahnen als Parabeln, in deren Brennpunkt sich die Sonne befindet. Man sucht daraus die Zeit des Durchganges durch das Perihelium, die Entfernuug desselben von dem Brennpunkte, die Lage dieser Entfernung gegen die Linie der Nachtgleichen, die Neigung der Bahn gegen die Ekliptik, so wie die Lage der Knoten in der Ekliptik. Aus diesen fünf Elementen bestimmt man die Bahn wenigstens für den Theil, der sich in der Sonnennähe befindet und abstrahirt von der Berechnung des übrigen Theiles. Jede einzelne Beobachtung einer Rectascension und Declination giebt eine Gleichung, welche jene fünf unbekannten

Größen enthält, so daß also fünf Beobachtungen hinreichen; sie zu bestimmen. Doch lassen sie sich wegen ihrer Verwickelung nicht durch bloße Elimination auflösen, man suchte sich deshalb durch Abkürzungen das Verfahren zu erleichtern. Olbers in Bremen hat die vorzüglichste und einfachste Methode, die Elemente der Bahnen zu finden, entdeckt.

Nennen wir L die Länge der Erde für die Erde für die Zeit t der ersten Beobachtung, R die Entfernung der Sonne von der Erde, $\lambda\beta$ die geocentrische und lb die heliocentrische Länge und Breite des Kometen und r dessen Entfernung von der Sonne, δ die auf die Ekliptik reducirte Distanz des Kometen von dar Erde, v die heliocentrische Länge des Kometen in der Bahn, die immer gleich ist dem Argument der Breite plus der Länge des aufsteigenden Knotens. Für die zweite Beobachtung wollen wir alle diese Benennungen durch einen ' auszeichnen, für die dritte durch '' ꝛc. ꝛc. — Die gerade Linie, welche den Ort des Kometen in der ersten und dritten Beobachtung verbindet, oder die Sehne des Bogens welchen er in der Zeit $t'' - t$ beschrieben hat, wollen wir K die Länge des Periheliums π die Länge des aufsteigenden Knotens Ω, die Neigung der Bahn zur Ekliptik n, der Abstand des Periheliums von der Sonne q und endlich die Zeit des Durchgangs des Kometen durch sein Perihelium T nennen. Die Berechnung der Kometenbahn geschieht nun auf folgende Weise.

I. Man sucht den Werth von m aus der Gleichung:

$$m = \frac{t'' - t \,.\, tg\beta' \,Sin(L' - \lambda) - tg\beta \,Sin(L' - \lambda')}{t' - t \;\; tg\beta \,Sin(L' - \lambda') - tg\beta' \,Sin(L' - \lambda'')}$$

daraus erhält man folgende vier Gleichungen:

$$r^2 = R^2 + \delta^2 \operatorname{Sec}^2 \beta + 2 R \delta \operatorname{Cos.} (L - \lambda)$$
$$r''^2 = R''^2 + m^2 \delta^2 \operatorname{Sec}^2 \beta'' + 2 m R'' \delta \operatorname{Cos.} (L'' - \lambda'')$$
$$k^2 = r^2 + r''^2 - 2 m \delta^2 [\operatorname{Cos.} (\lambda - \lambda'') + \operatorname{tg} \beta \operatorname{tg} \beta'']$$
$$- 2 m R \delta \operatorname{Cos.} (\lambda'' - L)$$
$$- 2 R'' \delta \operatorname{Cos.} (\lambda - L'')$$
$$- 2 R R'' \operatorname{Cos.} (L - L'')$$
$$6 \mu (t'' - t) = (r + r'' + k)^{\frac{3}{2}} - (r + r'' - k)^{\frac{3}{2}}$$

ist hierbei = 0,017202.

Diese vier Gleichungen enthalten bloß die vier unbekannten Größen r r'' δ und k. Die Werthe derselben zu finden, soll unten nachgewiesen werden.

II. Kennt man diese vier Größen, so findet man die heliocentrische Länge und Breite in der ersten und dritten Beobachtung durch die Gleichungen:

$$r \operatorname{Cos.} b \operatorname{Cos.} (L - l) = \delta \operatorname{Cos.} (L - \lambda) + R$$
$$r \operatorname{Cos.} b \operatorname{Sin.} (L - \lambda) = \delta \operatorname{Sin.} (L - \lambda)$$
$$r \operatorname{Sin.} b = \delta \operatorname{tang.} \beta$$
$$r'' \operatorname{Cos.} b'' \operatorname{Cos.} (L'' - l'') = m \delta \operatorname{Cos.} (L'' - \lambda) + R$$
$$r'' \operatorname{Cos.} b'' \operatorname{Sin.} (L'' - l'') = m \delta \operatorname{Sin.} (L'' - \lambda'')$$
$$r'' \operatorname{Sin.} b'' = m \delta \operatorname{tang.} \beta.$$

Diese Gleichungen geben zugleich auch die Werthe von r und r'' und ihre Uebereinstimmung mit den im I gefundenen Werthen derselben zeigt, daß die Rechnung bisher richtig geführt worden ist.

III. Kennt man so den heliocentrischen Ort des Kometen, so findet man die Größen n ☊ und υ υ'' aus folgenden Gleichungen:

$$+ \operatorname{tg} b = \operatorname{tg} n \operatorname{Sin.} (l - ☊)$$
$$\frac{\operatorname{tg} (l - ☊)}{\operatorname{Cos.} n} = \operatorname{tg} (\upsilon - ☊)$$
$$\frac{+ \operatorname{tg} b'' - \operatorname{tg} b \operatorname{Cos} (l'' - l)}{\operatorname{Sin.} (l'' - l)} = \operatorname{tg} n \operatorname{Cos} (l - ☊).$$
$$\frac{\operatorname{tg} (l'' - ☊)}{\operatorname{Cos} n} = \operatorname{tg} (\upsilon'' - ☊)$$

Das untere Zeichen, wenn die Bewegung des Komcten retrograd d. h. wenn l'' kleiner als l ist. Uebrigens werden in den beiden letzten Gleichungen die Größen $v - \Omega$ und $v'' - \Omega$ in demselben Quadranten genommen, in welchem $l - \Omega$ und $l'' - \Omega$.

IV. Die Länge ω des Periheliums, und die Distanz q des Periheliums von der Sonne findet man durch die Ausdrücke

$$\frac{1}{\sqrt{q}} \text{Cos.} \frac{v - \omega}{2} = \frac{1}{\sqrt{r}}$$

$$\frac{1}{\sqrt{q}} \text{Sin.} \frac{v - \omega}{2} = \frac{\text{Cotg} \frac{v'' - v}{2}}{\sqrt{r}} - \frac{1}{\text{Sin.} \frac{v'' - v}{2} \sqrt{r''}}$$

Nennt man nun v die Differenz der Größen v und ω in der ersten Beobachtung, so wie v'' die Differenz der Größen v'' und ω in der zweiten Beobachtung, diese Differenzen immer so genommen, daß v und v'' positiv ist, so erhält man ϑ und ϑ'' aus den Gleichungen

$$\vartheta = a \cdot q^2 \left(3 \text{ tg} \frac{v}{2} + \text{tg}^3 \frac{v}{2} \right)$$

$$\vartheta'' = a \cdot q^{\frac{3}{2}} \left(3 \text{ tg} \frac{v''}{2} + \text{tg}^3 \frac{v''}{2} \right) \text{ wo } \log a =$$

1,4378123, und dann ist die Zeit T des Durchganges Kometen durch sein Perihelium

$$T = t + \vartheta \text{ oder } T = t'' + \vartheta'',$$

das obere Zeichen, wenn bei directer Bewegung v oder v'' größer als ω, oder wenn bei retrograder Bewegung v oder v'' kleiner als ω ist. Die Uebereinstim-

mung beider Werthe von T ist eine Bestätigung der ganzen Rechnung.

Die Größen t t′ t″ und T sind in ganzen Tagen und deren Theilen zu nehmen, die Größen L L′ L″ aber erhält man aus den Sonnentafeln, wenn man zu den wahren Längen der Sonne für die drei Beobachtungszeiten t t′ t″ die Größe 180° 0′ 20″,25 addirt.

Man sieht, daß die ganze früher für so schwer gehaltene Bestimmung der parabolischen Elemente einer Kometenbahn auf der einfachen Entwickelung einiger trigonometrischen Ausdrücke beruht, die selbst den in diesen Rechnungen noch Ungeübten keine besonderen Schwierigkeiten darbieten. Bloß die Bestimmung der vier Größen r r″ ϑ und k aus den Gleichungen in I. bedarf einer näheren Erläuterung.

Es sei $X = 0$ irgend eine Gleichung zwischen der unbekannten Größe x und mehreren anderen gegebenen Größen. Man soll den Werth von x bestimmen, der dieser Gleichung $X = 0$ genug thut. — Zu diesem Zwecke nehme man für x irgend einen willkührlichen Werth z. B. $x = a$ und substituire ihn in der gegebenen Gleichung. Da a nicht der wahre Werth von x ist, so wird er auch der gegebenen Gleichung nicht genug thun, oder er wird nicht $X = 0$ sondern z. B. $X = \alpha$ geben. Ein zweiter Werth von $x = a'$ gebe eben so $X = \alpha'$, so kann man also die Größen a a′ als zwei Hypothesen, und die Größen α α' als die Fehler dieser Hypothesen ansehen, und nun läßt sich durch sehr einfache Betrachtungen zeigen, daß eine dritte Hypothese, in welcher man $x = a - \alpha \frac{(a-a')}{\alpha - \alpha'}$ annimmt, der Wahrheit näher liegen werde, als die beiden vorhergehenden. Man substituire also diesen

letzten Werth von x in der gegebenen Gleichung, wodurch man sofort wieder den Fehler der dritten Hypothese erhält. Eine angemessene geringe Veränderung des letzten Werthes von x und eine vierte Hypothese wird den Fehler derselben geben, und aus den beiden letzten wird man durch die vorhergehende Gleichung einen der Wahrheit noch näheren Werth von x finden, und so das angezeigte Verfahren so weit fortsetzen, als man zu dem Zwecke den man erreichen will, für nöthig erachtet. Durch diese einfache Methode wird man, wie man sieht, nicht bloß die unbekannte Größe einer einzigen Gleichung, sie mag wie immer gestaltet sein, sondern selbst mehrere unbekannte Größen, aus eben so viel Gleichungen bestimmen können, da sich diese Gleichungen, wenn man alle unbekannten Größen weniger einiger eliminirt, als eine einzige Gleichung mit dieser letzten unbekannten Größe betrachten läßt. Es seien z. B. die vier jenen in Nr. I. analogen Gleichungen gegeben

$$r^2 = 1{,}01011 - 1{,}21482\,\delta + 0{,}90869\,\delta^2$$
$$r''^2 = 1{,}01453 - 0'28854\,\delta + 1{,}10393\,\delta^2$$
$$k^2 = 0{,}01868 - 0{,}10954\,\delta + 0{,}49702\,\delta^2$$

$$\frac{\left(\frac{r + r'' + k}{2}\right)^{\frac{3}{2}} - \left(\frac{r + r'' - k}{2}\right)^{\frac{3}{2}} = 8}{0{,}0364912}$$

Man suche die vier unbekannten Größen r r'' k und δ. Nehmen wir statt der 8 der letzten Gleichung die Größe T an, und setzen wir in einer ersten Hypothese $\delta = 0{,}5$ so erhält man $r = 0{,}80$, $r'' = 1{,}07$, $k = 0{,}297$ und daher aus der letzten Gleichung $T = 11{,}83$. Es sollte aber $T = 8$ sein, also ist der Fehler dieser Hypothese 3,83.

Sei für eine zweite Hypothese $\delta = \frac{1}{3}$ so ist r =

$0{,}84\ r'' = 1{,}02$, $k = 0{,}194$, $T = 7{,}79$ also der Fehler $= -0{,}21$. Wir haben daher

Hypothese.	Fehler.
$a = 0{,}5$	$\alpha = 3{,}83$
$a' = \frac{1}{3}$	$\alpha' = -0{,}21$

und daher den genäherten Werth von

$$\delta = a - \alpha \frac{(a - a')}{(\alpha - \alpha')} = 0{,}345$$

Nehmen wir daher wieder an

$\delta = 0{,}345$	und $\delta = 0{,}350$
so ist	$r = 0{,}8344$
$r = 0{,}8362$	$r'' = 1{,}0241$
$r'' = 1{,}0229$	$k = 0{,}2030$
$k = 0{,}2001$	$T = 8{,}0410$
$T = 7{,}9271$	Fehler $= 0{,}0410$
Fehler $= -0{,}0729$	

Ist also wieder

$a = 0{,}345$	$a' = 0{,}350$
$\alpha = -0{,}0729$	$\alpha' = 0{,}0410$

also verbessertes $\delta = a - \alpha \frac{(a - a)}{\alpha - \alpha'} = 0{,}34820$

und dieser letzte Werth von $\delta = 0{,}34820$ giebt $r = 0{,}83503$, $r'' = 1{,}02367$, $k = 0{,}201988$ und $T = 8{,}00028$, bei welchem man, wenn man keine größere Genauigkeit fordert, stehen bleiben kann.

Aus diesen beiden Elementen läßt sich die Länge der großen Achse der Kometenbahn und mithin auch die Dauer ihrer Umlaufszeit um die Sonne berechnen, da es sonst beinahe unmöglich oder wenigstens mißlich wäre, aus der elliptischen Berechnung die Beobachtung einer einzigen Erscheinung die Wiederkehr der Kometen genau zu kennen. Einige Beispiele mögen

hier folgen. Man fand, daß die große Achse des Kometen von 1680 gleich war 426 Halbmessern der Erdbahn; er kann also erst in 8792 Jahren wiederkehren; andere gaben die Größe auf 430 Achsen der Erdbahn an, dieser kleine Unterschied würde den Kometen um volle 124 Jahre später zu uns zurückführen. Mit Sicherheit lassen sich diese Berechnungen erst aus den Beobachtungen zweier Erscheinungen des Kometen anstellen.

Man hat angenommen, daß die Bahnen der Irrsterne sich mehr der Parabel als der Ellipse nähern, und für ihre Bahn in der Sonnennähe, in der wir sie eigentlich doch nur beobachten können, stimmen die aus jener Annahme folgenden Schlüsse ziemlich mit der Wahrheit überein. Bei manchen Kometen ist jedoch die Bahn nicht in dem Maaße excentrisch, daß sie auch nur in der Sonnennähe mit einer Parabel verwechselt werden könnte, und die paraboliſchen Rechnungen geben kein genügendes Resultat; dann allerdings muß man die elliptische Rechnung anwenden. Die Astronomen haben uns die Mittel zu dieser Aenderung leicht gemacht. Einigemale kam man durch sie freilich zu dem etwas seltsamen Facit, daß die Form jener Bahnen Hyperbeln sein müßten, daß die Kometen also nicht mehr zurückkommen könnten, sondern vielleicht von einer Sonne zur andern fliegen. Für einen solchen hält man den Kometen von 1771 und den kleinen von 1824.

Wir haben gesehen, daß die Erde sich in einer Sekunde in ihrer Sonnennähe 95800 Pariser Fuß bewegt. Bei der Voraussetzung, daß sie in der Sonnennähe entstanden sei, würde jede andere Geschwindigkeit, die kleiner ist als 143200 Fuß ihre Bahn zu einer Ellipse machen, jede größere Geschwindigkeit würde diese aber in eine hyperboliſche verwandeln. Es giebt also ebenso viele wahrscheinliche Ellipsen,

als Hyperbeln; aber nur eine Schnelligkeit für die paraboliſche und eine für die Kreisbahn. Zu erſterer bedarf es eine Geſchwindigkeit von genau 143200 Fuß, zur letzteren eine von genau 94830 Fuß. Beide Bahnformen ſind daher für die Planeten die unwahrſcheinlichſten. Bei der großen Excentricität der Kometenbahnen iſt dies noch weit auffallender. Giebt man dem Planeten von 1780 nur die kleine Umlaufszeit von 575 Jahren, ſo folgt daraus, daß ſeine Geſchwindigkeit in der Sonnennähe 1665600 Sekunden betrug, in der Sonnenferne dagegen nur 78 Fuß in der Sekunde, denn in der Sonnennähe iſt er 166mal weniger weit von der Sonne entfernt, als im Aphelium. Eine Geſchwindigkeit von 1195700 Fuß in Perihelium würde ſeine Bahn zu einem Kreiſe gemacht haben und eine von 1691800 Fuß zur Parabel. Im Aphelium aber würde eine von 8210 Fuß den Kreis und die von 11500 eine Parabel bewirkt haben. Wäre er im Aphelium in völliger Ruhe geweſen, ſo hätte er in gerader Linie in die Sonne ſtürzen müſſen, und hätte dazu eine Zeit von 363 J. gebraucht. Die geringe Bewegung von 78 Fuß war alſo die Urſache, daß er ſchon in 287½ Jahren wieder in die Sonnennähe zurückkehren mußte. Eine Geſchwindigkeit endlich im Perihelium von 1691800 oder im Aphelium von 11500 Fuß würde die Bahn dieſes Kometen in eine Hyperbel verändert und ihn am Ende ganz aus unſerm Sonnenſyſteme hinausgetrieben haben.

Es widerſpricht jedoch aller Wahrſcheiulichkeit, daß alle die Kometen, welche in der Nähe der Sonne beobachtet wurden, nie mehr zur Sonne zurückkehren, und von einem Sonnenſyſtem zum andern wandern ſollten. Der Komet von 1811 z. B. hat eine Umlaufszeit von 3300 Jahren und die große Achſe ſeiner Bahn iſt beinahe 220 mal größer, als die der Erd-

bahn. Um sich also 8800 Millionen Meilen von der Sonne zu entfernen, braucht er 1650 Jahre. Auf diesem großen Wege hat er aber erst den 200sten Theil der Entfernung bis zum nächsten Fixstern zurückgelegt. In einer ähnlichen hyperbolischen Bahn würde er also 300000 Jahre brauchen, um in die Nähe dieses Fixsterns zu gelangen; denn seine Schnelligkeit nimmt im Verhältniß zu seiner größeren Entfernung immer mehr ab und wird erst stärker, wenn er in das Bereich des andern Sternes eintritt, das heißt, da wo die Anziehungskraft des letztern die der Sonne überwiegt.

Man sieht leicht ein, daß der Lauf bei der Durchkreuzung so vieler Bahnen und bei der Annäherung an andere Weltkörper manchen Störungen unterworfen sein muß, die so groß sein können, daß die Bahnen wesentliche Veränderungen erleiden. Daher erklärt es sich, daß die beobachteten Umlaufszeiten der öfters wiederkehrenden z. B. des Halleyschen Kometen jedesmal von einander abweichen. Die des genannten variirt zwischen 75 bis 76½ Jahre. Man hat berechnet, daß diese Störung hauptsächlich durch den Jupiter veranlaßt wurde, und die im Jahre 1835 vom Uranus, wie Laplace vorher verkündigt hat. Der Komet von 1770 vollendet seine Bahn in 5½ Jahren, wie man damals nach der elliptischen Theorie berechnete. Er war nehmlich im Jahre 1767 sehr nahe am Jupiter vorübergegangen, und die Einwirkung dieses größten unserer Planeten hatte die Folge, daß er seine früher außerordentlich excentrische Bahn in eine sehr wenig excentrische änderte. Im Jahre 1766 war er der Sonne so nahe, daß ihn die Strahlen derselben verdeckten, als er aber im Jahre 1779 dem Jupiter wieder ganz nahe vorbeiging, zwang ihn dieser seinen Lauf abermals zu ändern, so daß er selbst in seiner Sonnennähe von uns doch

so entfernt bleibt, daß wir ihn, vorausgesetzt, er leidet keine neuen Störungen, nie wieder sehen werden.

Alle Kometen, die in den letzten Jahrhunderten beobachtet wurden, gehören nur zu den kleineren ihres Geschlechts, selbst der von 1811. Wir wissen aber aus der Geschichte, daß die Alten Kometen beobachteten, deren Kern der Größe der Sonne gleich erschien. So erzählt Seneka, daß im Jahre 42 nach Christo ein Komet erschienen sei, der die Strahlen der aufgehenden Sonne verdunkelte. Der, welcher bei Cäsars Tode erschien, verbreitete ein so helles Licht, daß er selbst am Mittage noch gesehen werden konnte. Die Kometen von 1577 und 1664 hatten Schweife von mehr als 20° Länge, und der von 1456 gar von 60°. Der, welcher zu Keplers Zeit 1618 die Menschheit in Furcht und Zittern versetzte, konnte sich eines Schweifes rühmen, welcher mehr als 100° über den Himmel sich erstreckte, und sich am Ende fächerartig ausbreitete, ebenso der von 1680, der bald nach der Sonne untergehend, seinen Schweif die ganze Nacht hindurch zeigte.

Der letztgenannte Komet ging an der Sonne so nahe vorüber, daß er die Oberfläche derselben fast berührte, und es ist höchst wahrscheinlich, daß er bei seiner Wiederkehr, welche nach Haleys Berechnung im Anfange des 23sten Jahrhunderts stattfinden wird, auch der Erde sehr nahe kommen. Im Anfange des 12ten Jahrhunderts fiel seine Erscheinung ebenfalls in eine merkwürdige Zeit für Deutschland, nehmlich in die der Kämpfe des Kaisers Heinrich des Vierten mit dem Pabst, und die nächst vergangene trifft mit der Gründung des Muhamedismus zusammen. Gehen wir noch weiter in der Geschichte zurück, so finden wir ihn beim Tode Cäsars und noch frühee 630 vor Christo bei der Zerstörung der Stadt Ninive; es ist derselbe Komet, welcher in dem sibillinischen Dra-

kel benannt wird. — Ums Jahr 1210 vor Christo leuchtete er ebenfalls gerade, als die Griechen in Aulis sich versammelten, um Troja zu zerstören. 1785 v. Christo erschien er zur Zeit der großen ogygischen Ueberschwemmung, welche er wahrscheinlich durch seine große Nähe bei der Erde veranlaßt hat; und endlich im Jahre 2400 vor Christo fällt er in die Zeit der Sündfluth, welche die meisten Geschichtschreiber in diese Periode setzen. Was Wunder, wenn dieses Zusammentreffen großer Ereignisse mit der Erscheinung der Kometen, dem Aberglauben der Völker freien Spielraum ließ. Littrow erzählt noch andere dergleichen Beispiele, unter andern auch von dem Halleyschen Kometen, den er im Jahre 1682 beobachtete, und dessen Umlaufszeit er berechnete. Es ist unbestreitbar, daß die große Annäherung fremder Weltkörper an die Erde große Veränderungen auf der Oberfläche derselben hervorbringen muß, wenn diese auch nicht so furchtbar sind, wie sich manche vorgestellt haben, denn die Beobachtungen lehren uns, daß die Kometen alle nur sehr lockere Masse haben, und so schnell bei ihr vorübergehen, daß die verderblichen Einflüsse kaum bemerkbar sein werden. Einen Beweis dafür gab der Komet von 1770, der dem Jupiter so nahe kam, daß er zwischen dessen Monden hindurch ging, und doch wurden nicht einmal Störungen in der Bahn der kleinen Satelliten bemerkt. Euler suchte die möglichen Wirkungen der Kometen daraus zu berechnen, daß er die Größe derselben gleich der Größe der Erde annahm, was aber bei den wenigsten der Fall ist. Dusejour fand nach seinem Werke essai sur les Cométes, daß ein solcher der Erde an Masse gleicher Komet, wenn er sich derselben bis auf 8000 deutsche Meilen näherte, die Schiefe der Ekliptik um 2^{0} 40′ ändern, und unser gegenwärtiges Jahr um 2 Tage 10 Stunden vergrößern würde. Da aber, so weit

unsere Geschichte reicht, die Ekliptik immer dieselbe Neigung gehabt hat, und gleichwohl mancher Komet der Erde so nahe vorübergegangen ist, so läßt sich daraus schließen, daß die Masse dieser Körper viel kleiner, als die der Erde sein müsse. Einen Belag hierzu liefert der Komet von 1770, der am 1sten Juli d. J. bis auf 6 Mondentfernungen unserer Erde nahe kam, und also, wenn jene Berechnung richtig wäre, unser Jahr um volle 3 Stunden vergrößert hätte.

Was eine bloße Annäherung des Kometen nicht bewirken kann, würde vielleicht aber durch einen wirklichen Zusammenstoß desselben mit der Erde geschehen. Die Folgen wären gewiß um so verderblicher, je reißender die Geschwindigkeit ist, mit welcher die Irrsterne sich in der Sonnennähe bewegen, namentlich wenn der Stoß perpendikulär geschähe. Aber auch bei einem schiefen Stoße würde die Lage der Erde gewiß verändert und die Neigung der Achse vielleicht gerade umgekehrt werden. Der naturkundige und geographische Forscher wird es nicht in Abrede stellen können, daß alle Erscheinungen unsrer Erde namentlich die Ueberreste einer untergegangenen Welt, die uns überall und zumeist in den jetzt unbewohnbaren Gegenden um die Pole begegnen, auf eine solche gewaltsame Umwälzung schließen lassen, welche die ganze Form und Richtung unseres Planeten mit einem Mal störte und eine neue Schöpfung hervorrief.

Der erste Komet, dessen Umlaufszeit genau von Olbers berechnet und auf nahe 75 Jahre festgesetzt wurde, war der kleine vom Jahre 1815. Sein größter Abstand von der Sonne beträgt 34 Erdbahnhalbmesser, der mittlere Abstand ist kleiner, als die Entfernung des Uranus. An dem von Pons in Marseille 1818 entdeckten Kometen berechnete Encke, daß er sich in 1208 Tagen also in $3\frac{3}{10}$ Jahren um die Sonne bewege und diese Rechnung stimmte voll-

kommen mit den Beobachtungen, die man 1822 an ihm machte, überein. Er war damals nur auf der südlichen Hemisphäre zu sehen *). Alle drei genannten werden keinem Planeten unseres Sonnensystems je so nahe kommen, daß sie die Existenz derselben gefährden könnten. Diese wiederkehrenden Kometen sind für die Wissenschaft eine kostbare Gelegenheit sich zu bereichern, die Massen der noch nicht vollständig berechneten Planeten zu erkennen und die Natur der Kometen selbst zu ergründen. Olbers z. B. fand durch seine Beobachtungen und scharfsinnigen Berechnungen, daß es jenseits des Uranus keine Planeten mehr geben könne, und also mit ihm das Sonnensystem geschlossen ist. Denn die bekannte Progression der Planetenbahnen läßt als gewiß voraussetzen, daß der dem Uranus nachfolgende Planet beinahe doppelt so weit, als dieser letzte von der Sonne entfernt sein müßte, und daher die Sonnenferne des Halleyschen und Olberschen Kometen noch weit diesseits der Bahn dieses Planeten liegen müßte. Allein es giebt einen allgemeinen Grund, welcher bei allen Planeten, die ihnen gemeinschaftliche Richtung von West nach Ost, die fast kreisförmigen Bahnen und die sämmtlich sehr kleinen Neigungen zur Ekliptik hervorgebracht hat, ja es haben dieser Ursache die Planeten ihre Entstehung zu verdanken. Mag diese Ursache nun auf einem Prinzip beruhen, welches wir nicht kennen, genug sie ist da und läßt sich aus den Wirkungen und Erscheinungen unzweifelhaft darthun; innerhalb ihres Reiches können folgerichtiger Weise keine Bahnen entstehen und fortdauern, die so excentrisch sind, wie die Kometenbahnen, von denen die eine sogar rückläufig von Ost nach West ist.

---

*) Rümker beobachtete ihn auf der damals neu erbauten Sternwarte zu Paramatta in Australien.

Die Beantwortung der Frage nach der Masse, Größe, Bewohnbarkeit, Organisation ꝛc. der Kometen gehört nicht zu unserm Artikel, auch ist dieselbe noch nirgends beantwortet und es sind nur oft zu kühne Hypothesen, welche die genialen Vertreter der astronomischen Wissenschaft aufgestellt haben, so daß wir diese Materie füglich ganz zur Seite liegen lassen können.

Einen Beweis, daß die Kometen sich in der Sonnenähe äußerst rasch bewegen, gab der mehrerwähnte von 1680. Er legte in einer Stunde 118° am Himmel zurück. Ein Glück für seine etwaigen Bewohner, denn Newton hatte berechnet, daß er in seiner Sonnennähe, die nur 34400 Meilen betrug, eine Hitze erlitt, welche die gewöhnliche Sonnenwärme der Erde 26000° mal übertraf. Sie war also noch 9000 mal stärker, als die des kochenden Wassers und 9000 mal größer, als die des weißglühenden Eisens. Einer desto größeren Kälte mußte derselbe in seiner Sonnenferne ausgesetzt sein. Nach den irdischen Verhältnissen würden die Meere auf ihm bis in den tiefsten Grund ausfrieren, ja sogar die umgebende Luft sich zu Eis verdichten. Nach der oben angegebenen Geschwindigkeit war er aber nach 3 Stunden schon viermal so weit, als in seinem Perihelium, und in 11 Stunden schon zehnmal weiter. In der Sonnenferne dagegen muß sich derselbe so langsam bewegen, daß er uns viele Monate völlig still zu stehen scheinen würde, indem er 1840 Tage braucht, um seinen scheinbaren Ort für die Bewohner der Erde nur um eine einzige Sekunde zu verändern. Mit der großen Hitze wird es übrigens doch nicht gar so schlimm gewesen sein, wenn man bedenkt, daß nicht die Nähe der Sonne die größere Hitze hervorbringt, als vielmehr die Winkel, unter welchem sie wirkt, und die Empfänglichkeit der Gegenstände für die Ent-

wicklung der Wärme. Auch mag vielleicht die den Kometen umgebende Atmosphäre von einer ähnlichen Beschaffenheit sein, als die auf unsern hohen Bergen, wo selbst unter dem Aequator eine weit niedere Temperatur herrscht. Das Gegentheil findet vielleicht im Winter jener Kometen, wo sie sich in der Sonnenferne befinden, statt. — Die Atmosphäre mag sich so verdichten, daß sie gleichsam eine schützende Hülle bildet, während sie sich im Sommer weit ausdehnt und wie ein Sonnenschirm die sengenden Strahlen der Sonne abhält. —

In der Unermeßlichkeit des Weltraums begegnen wir so vielen wunderbaren Erscheinungen, daß der menschliche Verstand hier fast eine Grenze seiner Forschungen findet und aufhören muß den ewigen Gesetzen nachzurechnen. Sein Schauen und Beobachten vertieft sich am Ende zu anbetender Bewunderung der Allmacht, die mit ihrem Werde die Schöpfung vollendete. Auch gehören Betrachtungen hierüber nicht in unsern Artikel. Wir wollen nur noch einige Erscheinungen ins Auge fassen, welche zur Theorie der Bewegung unsrer Himmelskörper, zu ihrer Umdrehung um sich und andere Welten gehören. Unsere Aufmerksamkeit ziehen außer den Kometen zunächst die Doppelsterne auf sich. Dies sind nahe an einander stehende Gestirne, deren bereits gegen 800 entdeckt sind. Die meisten derselben mögen nur für uns scheinbar in solcher Nähe beisammen sein, und vielmehr nur hinter einander in einer fast geraden Linie stehen.

Besonders merkwürdig ist bei diesen Doppelsternen die wenigstens oft sehr schnelle Aenderung des Positionswinkels A. Es betrug dieser Winkel nach den Beobachtungen bei ξ Ursae majoris im Anfange des Jahres 1782, 1802, 1804, 1819 und 1820 nach Ordnung 306° 2, 352° 5, 357° 4, 165 6 und 173

6, so daß also der kleine Stern in 38 Jahren 227° 4 seiner Bahn um den größeren Stern zurückgelegt hat, und diese Bahn ist nicht kreisförmig, sondern wahrscheinlich sehr elliptisch, weil seine Bewegung in derselben so ungleich erscheint. So ging er in der ersten Periode von 1782 bis 1804 nur durch 51° 2, während er in der zweiten von 1804 bis 1820 volle 176° 3 zurücklegte, wo aus der ersten Periode die jährliche Bewegung 2° 3 und aus der zweiten die beinahe fünfmal größere von 11° folgt. — Bei p. Ophiuchus war in den Jahren 1780, 1804 und 1820 der Positionswinkel 0° 0, 48° 7 und 258° 7, so daß auch hier der kleinere Stern in 40 Jahren schon drei Viertel seiner Bahn um den größern zurückgelegt hat.

Man beobachtete auch, daß die Distanzen dieser Doppelsterne sich änderten, bei einigen wurde sie geringer, bei anderen verschwand sie ganz, so daß der eine den anderen völlig bedeckte, wie z. B. beim ζ im Sternbild des Herkules, welchen Herschel 1787 als Doppelstern erkannt hatte und der jetzt selbst durch den größten Telescopen nur als einfacher Stern erscheint. Bei Castor und andern bleibt die Entfernung, in der sie zu einander stehen, immer genau dieselbe; vielleicht deshalb, weil die Ebene ihrer Bahn perpendikulär auf unserer Gesichtslinie steht, so daß wir gerade in den offenen Ring hineinsehen, während wir bei andern nur die sehr schiefe Projection beobachten können. Der Doppelstern ζ im großen Bären hat ganz merkwürdiger Weise ganz dieselbe eigene Bewegung, wie sein kleinerer Begleiter. Und auch ihm folgt noch ein kleiner Stern achter Größe in der Entfernung von 2 Minuten südlicher nach, der ξ im Bootis ist nur schwer als Doppelstern zu erkennen, noch schwerer der γ im Herkules, weil diese beiden Paare zu nahe an einander stehen. Der α des Her-

les ist einer der schönsten. Der große ist gelb, der kleine blau, fast ebenso unterscheidet sich der β im Schwan. Der zweite Stern des α im Adler ist schwer zu entdecken, doch ist dieses Sternbild der aufmerksamsten Beobachtung zu empfehlen, weil der größere eine beträchtliche eigene Bewegung zeigt. Durch fortdauernde Nachforschungen und unermüdliche Berechnungen, namentlich des Sterns 61 im Schwan, ist man so weit gekommen, beinahe die Gestalt ihrer Bahnen zu erkennen. Man hat gefunden, daß bei den meisten der kleinere sich in einer Ellipse um den größeren bewegt, so daß seine Bahn in dem Punkte, welcher unserer Sonnennähe entspricht, bedeutend schneller ist, als sein Lauf im Perihelium, so daß also noch jenseits unseres Planetensystems dasselbe Gesetz der Schwere herrschen muß, welches uns alle Erscheinungen des Himmels erklärt. Daß bei den Doppelsternen beide selbst leuchtend sein müssen, erkennt man aus der Hypothese, wenn man alle Planeten unseres Systems zu einem einzigen Körper vereinigt denkt, und dieser große aber dunkle Stern, welcher nur den 50sten Theil der Sonnenoberfläche ausmachen würde, nahe bei der Sonne und von ihr beschienen würde. Er leuchtete dann doch für uns auf der Erde nur mit einem 300000 mal schwächeren Lichte. Wir könnten denselben also bei einer eben so weiten Entfernung, wie jene Doppelsterne von uns haben mögen, gar nicht mehr erkennen, nicht weil er zu klein ist, sondern weil sein Licht zu schwach ist. Wir haben es also bei den Doppelsternen mit zwei Sonnen, nicht aber mit einer Sonne und einem Planeten zu thun. Die Entfernungen, in denen sie von einander stehen, können aber verhältnißmäßig nur sehr gering sein. Wenn z. B. wie beim Castor die scheinbare Distanz beider 5″ 6 und ihre gemeinschaftliche Entfernung von der Erde ein oder zwei Sternweiten beträgt, so können sie selbst

von einander nur 5, 3 oder 10, 8 Erdweiten abstehen, im letztern Falle also nur so weit, als der Saturn von der Sonne. Auch das Verhältniß ihrer gegenseitigen Größe ist einer entweder wirklichen oder doch scheinbaren Aenderung unterworfen, oft sind sie einander an Glanz und Größe gleich, wie die Doppelsterne Castor γ der Jungfrau, ω der Schlange 16 und 61 des Schwans ꝛc., meist aber ist einer derselben schwächer. Ihre Größe muß, wenn man die Herschelschen Beobachtungen für richtig anerkennen will, sehr bedeutend sein. Er will z. B. den Durchmesser des Castor als 1″ 3 und den von 6 der nördlichen Krone als mehr gefunden haben. Bedenkt man aber, daß in derselben Entfernung, wie die Doppelsterne, unserm Auge der ganze Durchmesser der Erdbahn, also 40 Millionen Meilen kaum mehr als eine Sekunde betragen würde, so wird denn doch jene Behauptung Herschels sehr zweifelhaft, denn ein solcher Stern müßte dann mit seinem körperlichen Inhalt den ganzen Raum, in dem die Sonne nicht viel mehr als ein Punkt erscheint, mit seinem körperlichen Inhalt einnehmen.

Außer den Doppelsternen haben die Astronomen ganze Sternsysteme von 3 und mehr Sternen beobachtet. Diese bewegen sich um ein gemeinsames Centrum in ungestörter Harmonie, z. B. bei ε der Leier, bei ϑ im Arion, wo je zwei und zwei zu einem Doppelsterne vereinigt sind. Der σ im Arion besteht sogar aus einem Systeme von 16 Sternen. Die verschiedene Farbe, in welcher uns die Doppelsterne erscheinen, hat ihre Ursache wahrscheinlich in der verschiedenen Intensität ihres Lichtes. Bei Castor ist der große gelblich-weiß, der kleine weißblau. Bei γ im Löwen der große röthlich, der andere grün, bei p der Schlange ersterer gelblich, letztere roth, bei 61 des Schwans jener gelb, dieser tiefroth ꝛc.

Diese Farbe hat sich bei manchen auch der größeren Sterne im Laufe der Jahrhunderte, während welcher sie schon Gegenstand der Beobachtung gewesen sind, auf ganz eigenthümliche Weise geändert. Den Griechen und Aegyptern erschien z. B. der Sirius roth, uns jetzt dagegen in blendend weißem Lichte. Castor war bei den Alten der größere, jetzt ist Pollux der größere Stern unter den Zwillingen, α der Wasserschlange war vor 3000 Jahren ein Stern erster Größe, jetzt ist er nur einer der zweiten Größe, umgekehrt ist heutzutage der α im Adler einer der hellleuchtendsten, während er früher nur als ein Stern zweiter Größe gerechnet wurde. Am auffallendsten ist das Ab- und Zunehmen des Lichtes bei dem Sternbild des großen Bären; so daß bald dieser bald jener als der hellste erscheint, δ z. B. führt Tycho als einen Stern 2ter Größe an, jetzt ist er nur 4ter Größe.

Die Ursachen dieser Erscheinungen wissen die Astronomen bis jetzt noch nicht zu deuten. Es giebt sogar Sterne, wie der Algol im Medusenhaupte, der in der Periode von 2 Tagen 20 Stunden 49 Minuten seine Größe von der zweiten bis zur vierten verändert, 2 Tage 13 Stunden scheint er in seinem größten Glanze; dann nimmt sein Licht in rascher Progression ab, und in $3\frac{1}{2}$ Stunden verdunkelt er sich so, daß er nur schwer zu erkennen ist. Die Zunahme von Glanz geschieht in eben derselben kurzen Frist. Die eigentliche Zeit dieser Verdunkelung währt nur 18 Minuten. Einer gleichen Lichtveränderung ist der δ im Orpheus in 5 Tagen 8 Stunden, in welcher er von der 3ten zur 5ten Größe herabsinkt, der η im Antinous (in 7 Tagen 4 Stunden), der α im Herkules (in 60 Tagen), der sogenannte wunderbare Stern, mira ceti (im Wallfisch), welcher eine ähnliche Periode von 332 Tagen hat, und in seinem hellsten Glanze ein Stern 2ter Größe ist, während man ihn nach Abnahme des Lichtes kaum

erkennen kann, und noch andere mehr. Man sucht sich dies daraus zu erklären, daß sich diese Sterne um sich selbst drehen und eine ihrer Seiten weit schwächeres Licht von sich giebt, als die andere, oder daß sie mit großen dunkeln Flecken bedeckt sind. Einige Astronomen versuchen auch die Hypothese aufzustellen, daß sie von dunkeln Planeten umkreist werden, die zwischen unser Auge und den Stern treten und ihn auf diese Weise verfinstern. Es giebt hierfür noch mehrere andere Deutungen, z. B. die linsenförmige Gestalt solcher Sterne oder eine eigenthümliche selbst bewirkte Abwechselung von Tag und Nacht auf diesen Weltkörpern, als Folge einer besondern ihnen innewohnenden Lebensthätigkeit.

Manche Gestirne, die früher am Himmel glänzten, sind gänzlich erloschen. So entdeckte Tycho de Brahe am 11. November 1572 einen hellen Stern in der Cassiopeja, der so hell leuchtete, daß er Jupiter und Venus überstrahlte. Er zeigte weder eine Parallaxe, noch änderte er seinen Ort am Himmel. Nach einem Jahre nahm er an Glanz allmählig ab und verschwand 16 Monate später im März 1574 gänzlich, ohne jemals wieder zu erscheinen. Man kommt dabei unwillkührlich auf den Gedanken, daß es ein Weltkörper war, welcher in Brand gerathen, auf diese Weise seinen Untergang gefunden hat. Andere Beispiele solcher merkwürdigen Himmelserscheinungen sind mehrere vorhanden. Kepler entdeckte einen Stern 1ster Größe im östlichen Fuße des Ophiuchus, der ebenfalls in einem Jahre verschwand, Cassini am 20sten Juni 1670 einen dritter Größe, der zwei Monate später nur noch 5ter Größe war, dann unsichtbar wurde, im folgenden Jahre mit scharf auflodernden Lichtwechsel wieder zum Vorschein kam und endlich ganz verschwand. Von dem Entstehen neuer

und dem Vergehen alter Sterne können wir uns aus den alten Sternkatalogen auf's Deutlichste überzeugen und es scheint also, daß auch die Welten demselben Gesetze des Geborenwerdens, Lebens und Sterbens unterthan sind, als die Menschenwelt. Auch die Fixsterne bewegen sich, auch sie sind mancherlei Störungen in ihrer Bahn unterworfen, wie uns namentlich die Beobachtung der Doppelsterne lehrt. — Vielleicht ist aber diese Bewegung zum Theil wenigstens nur eine scheinbare und hat ihren Grund in der Bewegung der Sonne und ihres ganzen Systems, die schon durch ihre Umdrehung um ihre eigene Achse so gut als erwiesen ist; denn diese kann nur durch einen anfänglichen Stoß erzeugt worden sein.

Die Richtung desselben muß aber wie bei den Planeten eine schiefe gewesen sein, welche nicht durch den Mittelpunkt derselben ging und ihr also zugleich eine fortrollende Bewegung ertheilen mußte. Die Richtung dieser Fortbewegung zu bestimmen, haben sich hauptsächlich Herschel und Prevot bemüht, indem sie den Theil des Himmels zu erforschen strebten, an welchem die Sterne weiter aus einander zu gehen scheinen, auch wollten sie herausgefunden haben, daß jene Richtung gerade auf das Knie des Herkules losgehe, allein spätere Beobachtungen haben dies nicht nur nicht bestätiget, sondern sogar gezeigt, daß unsere Wissenschaft überhaupt und unsere Instrumente noch gar nicht zu solcher Vollkommenheit gediehen sind, um den Lauf der Fixsterne zu ermitteln.

Wir müssen nun noch einen Blick auf die sogenannten Nebelflecke werfen, die rechteigentlich als der Schöpfungsheerd der Weltkörper betrachtet werden können. Man hat an ihnen Bewegungen entdeckt, die bei der ungeheuren Entfernung von uns aus Unglaubliche grenzen. Man theilt dieselben in Klassen nach Herschel und numerirt sie. Der 246te

der 2ten Klasse und der 201te und 616te der dritten Klasse haben ihre Stelle gegen ihre himmlischen Nachbaren bedeutend geändert, einer, der 5te der 4ten Klasse bedeckte Anfangs mit dem Mittelpunkte seines Nebels, der 20 Minuten ausgedehnt war, einen hellen Stern, nach 2 Jahren befand sich dieser schon an der Grenze des Nebels, so daß unter Annahme einer Entfernung von 10 Sternweiten, seine Geschwindigkeit der des Lichtes sehr nahe kommen muß, denn er würde in einem Jahre 60000 Erdweiten zurückgelegt haben, (das Licht braucht 1 Jahr zu 6400000 Erdweiten). Die Gestalten dieser Nebelflecke ändern sich ebenfalls sehr häufig und merklich; man kann daher auf große solarische Revolutionen in diesen Nebelflecken schließen. Bilden, Schaffen und Zerstören mag hier auf einander folgen, man bemerkt leicht eine stufenweise Organisation, je nach dem verschiedenen Alter und hat sie demgemäß auch in die oben bemerkten Klassen eingetheilt, von denen hauptsächlich 4 zu unterscheiden sind.

Diejenigen Nebel, welche von dem über den ganzen Himmel ergossenen Lichtkörper zwar schon unterschieden sind, aber noch keine bestimmte Abgrenzung haben, sondern noch chaotisch gestaltet erscheinen, sind die Nebel der ersten Stufe. Mit Hülfe selbst der stärksten Fernröhre kann man in ihnen nur selten einzelne Lichtpunkte entdecken; sie sind aber einer fortwährenden Veränderung unterworfen. Die Nebelflecke der zweiten Stufe sondern sich schon deutlich ab, und sind obschon unregelmäßig begrenzt. In ihrem Innern bemerkt man einen helleren Glanz. — Bei den Nebelflecken der dritten Klasse erkennt man bereits einen noch dunkeln, aber festen Kernpunkt, der sich bei einigen auch schon zu einem hellen Stern ausgebildet hat, je nach dem Grade der vorgeschritte-

nen Schöpfung, bei welcher die nebelhafte Lichthülle sich zum Kern verdichtet hat, so daß nur 2 schwache Aeste auf beiden Seiten übrig bleiben. Bei manchen concentrirt sich diese Hülle auch zu zwei Sternen, die nun den Urstoff ihrer Photosphäre als Nahrungsstoff an sich ziehen. In der Regel sind letztere durch ein nebelartiges geradlinigtes Band vereinigt, bei wieder andern wirft der Kern ein Strahlenbüschel aus, an dessen anderem Ende sich der Gegenkern zu entwickeln strebt, bei einigen ist endlich der Nebel ganz verschwunden und man unterscheidet deutlich ein ganzes System von Sternen, Sternhaufen, welche die vierte Klasse der Nebelflecken ausmachen.

Schon einem nicht scharfen Denker, einem mit weniger Phantasie ausgestatteten Menschen muß hier unwillkührlich die Idee aufgehen, daß wir in diesen Nebelflecken die Schöpfungsstätten der Welten vor uns haben, denn der stufenweise Fortschritt der Bildung ist hier in die Augen springend. Bedenkt man nun, daß diese nur mit dem Fernrohr zu entdeckenden neuen Sonnensysteme wahrscheinlich ebenso groß oder größer als unser Sonnensystem sind, so hat man eine Ahnung von der Unermeßlichkeit des Weltenraumes, den Sternweiten nicht mehr ausmessen, Zahlen nicht mehr ausrechnen können.

Ueber die Art der Weltenschöpfung sind von den Forschern die kühnsten und wunderbarsten Hypothesen aufgestellt worden. Alle aber laufen darauf hinaus, daß Bildung, Organisation, Schöpfung ohne Bewegung nicht denkbar ist und eben deshalb müssen wir auf dieses Capitel der Astronomie auch einen Blick werfen, weil es eigentlich nichts anderes ist, als die Theorie der Bewegung, welche wir in gegenwärtigem Artikel abhandeln.

Wir wollen hier einige jener Hypothesen, welche sich durch die Autorität der Männer, die sie aufstellten,

lange in Geltung erhielten, nur historisch anführen. Leibnitz nahm an, daß alle Planeten und Kometen mit Einschluß unserer Erde, in der Vorzeit wirkliche Sonnen gewesen seien, die aber mit zunehmendem Alter ihre jugendliche Kraft verloren und jetzt nach Erlöschung des ursprünglichen Lichtes, nur noch in erborgtem Schimmer leuchten. Er versuchte sogar die Zeit dieses Erlöschens zu bestimmen, in dem er sie in die Epoche der Schöpfung setzte, in welcher nach der biblischen Tradition „die Finsterniß sich trennte von dem Lichte." Diese Theorie kann man in seiner Protogäa nachlesen. Daß sie unhaltbar und für unser Wissen unfruchtbar ist, leuchtet auf den ersten Blick ein. Der Englische Geologe Woodwards erklärte alles aus der Theorie der Aushöhlung und Explosion, der Quäker Burnet aus teleologischen Gründen; Whiston schrieb alles den Kometen zu. Zur Bildung eines Weltkörpers, wie unsere Erde braucht er (nach seinem Werke Astronomical principles) drei Kometen. Der erste war dieser Körper, also die Erde selbst, die aber noch keine Umdrehung hatte und noch nicht der Ort lebendiger Organisationen sein konnte; ein zweiter Komet kam nun und stieß die Erde in einer schiefen Richtung an. Da plötzlich erstand Vegetation und Leben, es begann die paradiesische Zeit. Aber sie währte nicht ewig. Allmählig brach das Verderben herein und machte die Erde aus einem Himmel voll Glückseligkeit zu einem Pfuhl der Hölle, so daß der Schöpfer als Rächer einen dritten Kometen, absandte, der sein Wasser auf die Erde lassen und das ganze Geschlecht ersäufen mußte. Das Schicksal unserer Zukunft, die Zerstörung der Erde läßt er durch einen vierten, einen feurigen Kometen herbeiführen, an welchem die Erde sich entzündet und verbrennt. Ihre Asche aber wird in alle Weltgegenden zerstäuben.

Büffon glaubt, daß ursprünglich nur die Sonne und einige Kometen da gewesen seien und letztere in ihrem Lauf sich der Sonne zuweilen so näherten, daß sie die Oberfläche berührten und Stücke aus der Sonne abrissen, die demselben Weg folgend, auch von West nach Ost sich bewegten. Er stützt sich in Betreff der Möglichkeit eines solchen Zusammenstoßes auf die Autorität Newtons, der das helle Auflammen eines Sterns in der Cassiopeja aus dem des Hineinstürzens eines Kometen in jene Sonne erklärte. (1752) — Wenn die Sonne, nach seiner Ansicht, Jahrtausende hindurch nach allen Seiten Licht ausströmt, so muß sich ihre Masse nach und nach vermindern, da wir aber eine solche Verminderung nicht wahrnehmen, so muß die Sonne von Außen her neuen Zuwachs erhalten und dies geschieht ebenfalls durch die Kometen, von welchen einige in die Sonne hineinstürzen; kommen dieselben nehmlich in einer senkrechten Richtung auf die Sonne zu, so bleiben sie an ihr haften und werden ein Theil derselben, kommen sie aber in schiefer Richtung, so reißen sie ein Stück von ihr los, und dies ist dann ein neuer Planet. Möglich und wahrscheinlich denkt sich Buffon einen solchen Fall, weil die Masse der Sonne vielmal lockerer ist, als die unserer Erde, und weil die Geschwindigkeit der Kometen in der Sonnennähe so groß ist, daß sie an Kraft ersetzt, was ihnen an Größe fehlt. Die von dem Kometen abgerissene Masse ergießt sie wie ein Strom aus der Sonne und bildet sich erst durch den Sturz zu einer festen kugelförmigen planetarischen Organisation, die nun einen kreisartigen Lauf beginnt. Wie will man aber die tägliche Rotation dieser Körper um ihre eigene Achse hieraus erklären? Diese hat mit der jährlichen um die Sonne doch nichts gemein, und konnte eben so gut umgekehrt von Ost nach West stattfinden, und wie folgert Buffon hieraus die Bewegung der

Monde? Auch dafür ist kein rechter Grund abzusehen. Es muß durchaus eine allgemeine auf alle Weltkörper passende Ursache gefunden werden, wenn überhaupt eine Erklärung versucht werden soll.

Die scharfsinnigsten und wahrscheinlichste aller Hypothesen ist aber die, welche Laplace aufstellte. Littrow theilt sie in seinem Werke ziemlich vollständig und was noch mehr ist in sehr anschaulicher Darstellung mit, so daß wir nichts besseres thun können als uns seiner eigenen Worte zu bedienen.

„Welcher Art auch immer die Ursache sein mochte, welche alle wunderbaren Erscheinungen im Weltgebäude hervorgebracht hat, so ist gewiß, daß sie, weil sie ihren Einfluß auf die Bewegungen aller Planeten geäußert hat, auch in ihrer Wirkung alle diese Körper umfaßt haben müsse, und wenn man die großen Räume betrachtet, welche die Planeten von einander trennen, so kann jene Ursache nichts, als eine über sie alle weit verbreitete Flüssigkeit gewesen sein; und wenn diese Flüssigkeit die erwähnte Bewegung aller Planeten nach einer gemeinschaftlichen Richtung um die Sonne hervorbringen sollte, so muß sie die Sonne in der Gestalt einer Atmosphäre umgeben haben. Die beobachteten Bewegungen der Planeten führen uns also auf die Voraussetzung, daß ehemals die Atmosphäre der Sonne wahrscheinlich durch die Wirkung einer sehr großen Hitze sich bis über die Bahnen der äußersten Planeten ausgedehnt, und daß sie sich durch allmählige Erkühlung von jenen Entfernungen bis zu ihren gegenwärtigen Gränzen zurückgezogen habe.

In diesem ursprünglichen Zustande unserer Sonne, wo sie bereits eine Rotation um ihre Achse, aber wahrscheinlich eine viel langsamere hatte, als die ist, welche wir jetzt an ihr bemerken; in jener Zeit also glich sie jenen Nebelsternen, deren uns die Fernröhre so viele

an dem Himmel zeigen, die in ihrer Mitte einen mehr oder weniger glänzenden Kern haben, von einer neblichten Lichthülle umgeben, die sich durch eine allmählige Verdichtung auf der Oberfläche des Kernes endlich zu einem eigentlichen Sterne ausbildet.

Noch lange vor dieser völligen Ausbildung des Sternes, selbst lange noch vor der ersten Erscheinung eines helleren Kernes war die Nebelmasse des künftigen Weltkörpers noch ohne Ordnung unter einander geworfen, und in weit ausgedehnten Räumen zerstreut, bis sich allmählig in dem ungeordneten Chaos einer oder zwei oder zwei oder mehrere vorherrschende Punkte bildeten, welche die zunächst umgebende Nebelmasse an sich zogen, und durch diese Anziehung ihre eigenen Kräfte in dem Maße vermehrten, daß sie endlich nach Jahrtausenden die ganze Nebelmasse in sich aufnahmen, und jetzt vollendet entweder als isolirte Stere am Himmel glänzen, oder uns das Bild eines Doppelsternes zeigen, deren einer sich um den andern bewegt, oder endlich als ganze Gruppen von Sternen erscheinen, wie die der Plejaden und so viele andere. Da uns, wie wir in der unmittelbar vorhergehenden Untersuchung gesehen haben, der Himmel beinahe in allen seinen Theilen unzählige Beilpiele dieser Bildung seiner Gestirne zeigt, so ist es höchst wahrscheinlich, daß auch unsere Sonne auf ähnliche Art entstanden sei. Aber wie konnte die ursprünglich so weit ausgedehnte Atmosphäre der Sonne die Ursache der oben bemerkten Bewegungen der Rotation sowohl als der Revolution bei den Planeten und den Satelliten sein? —

Wenn diese Körper gleich anfangs sich mitten in dieser Atmospäre gleichsam in sie eingetaucht befunden hätten, so würde der Widerstand dieses Mittels sie alle allmählig dem Mittelpunkte desselben genähert, und endlich auf die Oberfläche des Kernes, auf die

Sonne geworfen haben. Es scheint daher, daß zu der Zeit der größten Ausdehnung der Sonnenatmosphäre die Planeten noch nicht existirt, sondern daß diese sich erst später aus dieser Atmosphäre selbst und an den Gränzen des Dunstkreises allmählig durch Abkühlung verdichteten, und dadurch in der Richtung des Sonnenäquators Zonen absetzten, die sich von der inneren heißen, sich noch immer weiter zusammenhenden Masse jenes Dunstkreises trennten, sich isolirten, in ihren Haupttheilen durch gegenseitige Anziehung ihrer noch immer flüssigen Masse sich zu einer Kugelform vereinigten, und so dem äußersten Planeten sein Dasein gaben.

Wir haben oben gesehen, daß die Ausdehnung der Sonnenatmosphäre auch in jenem ersten Zustande derselben ihre bestimmten Gränzen haben mußte, und daß diese Gränze da war, wo die Centrifugalkraft, die aus ihrer Rotation entstehet, der Schwere der Sonne das Gleichgewicht hält. Wenn aber durch allmählige Abkühlung diese Atmosphäre in einen kleineren Raum zusammen gezogen und ihre äußerste Gränze verdichtet wird: so muß dadurch die Geschwindigkeit der Rotation dieser Gränze eben durch diese Annäherung der Gränze zu dem Mittelpunkte vergrößert, also auch die Centrifugalkraft dieser Gränze größer werden, und diese eben dadurch sich von den untersten Schichten der Atmosphäre zu trennen suchen. Diese in der Ebene des Sonnenäquators liegenden und jetzt isolirten Theile des äußersten Dunstkreises der Sonne setzten aber ihre frühere kreisförmige Bewegung um die Sonne in derselben Entfernung von ihr, in welcher sie früher einen Theil der Sonnenoberfläche oder ihrer Atmosphäre ausgemacht hatten, auch nach ihrer Trennung noch fort, weil ihre Centrifugalkraft mit ihrer Schwere im Gleichgewichte war. Da dieses Gleichgewicht aber nur für die Ge-

genden des Sonnenäquators, keineswegs aber nur für die von diesem Aequator zu beiden Seiten desselben weiter entfernten Zonen Statt hatte, so wurden diese letzten durch die überwiegende Kraft der Schwere dem Mittelpunkte der Sonne genähert, und hörten nicht auf, ihr anzugehören, ohne sich je von ihr zu trennen. — Man sieht in dieser Erklärung deutlich die Ursache, warum sich alle Planeten nahe in derselben Ebene, und zwar nahe in der Ebene des Sonnenäquators um die Sonne bewegen.

Wenn man jetzt die Aequatorialzonen der Sonnenatmosphäre, welche sich nach und nach durch die immer weiter fortschreitende Abkühlung absetzten, näher betrachtet, so sieht man, daß sie im Anfange ihrer Entstehung durch ihre Verdichtung und durch die gegenseitige Anziehung ihrer Theile verschiedene Ringe bilden mußten, welche die Sone concentrisch umgaben, und sich um den Mittelpunkt derselben bewegten. Die gegenseitige Reibung der einzelnen Theile dieser Zonen mußte die Bewegung der einen beschleunigen, und die der andern so lange verzögern, bis endlich alle dieselbe Geschwindigkeit erhielten, und das Gleichgewicht in der Bewegung der ganzen Zone hergestellt war, und wenn so die allmählige Verdichtung aller Theile dieser Zone ohne zu großen Störungen, also ohne eine gewaltsamen Trennung dieser Theile vor sich gehen konnte, so mußte sie endlich die Gestalt eines regelmäßigen flüssigen oder festen Ringes annehmen. Aber die Ordnung und Regelmäßigkeit, welche eine solche Bildung in allen Theilen des Ringes und in der Stufenfolge seiner Verkühlung voraussetzt, konnte wohl nicht oft so glücklich zusammen treffen, und der Entstehung eines solchen in allen seinen Theilen in dem genauesten Ebenmaße schwebenden Ringes wird wahrscheinlich nur eine sehr seltene Erschei-

nung sein. Auch zeigt uns unser Sonnensystem dieselbe nur ein einzigesmal in den Ringen Saturns.

Meistens, ja beinahe immer wird ein solcher Ring gleich bei seiner Entstehung in mehrere Massen sich zerreißen, die dann mit unter einander wenig verschiedenen Geschwindigkeiten, und in ihrer früheren Entfernung von dem Centralkörper ihre kreisförmige Bewegung um ihn fortzusetzen suchen werden. Diese einzelnen anfangs noch flüssigen Massen mußten offenbar nach und nach eine sphäroidische Gestalt, so wie eine Richtung ihrer Rotation annehmen, die mit der ihrer Revolution dieselbe ist, weil ihre der Sonne näheren Theile eine kleinere Geschwindigkeit haben, als die entfernteren, und so entstanden höchst wahrscheinlich die Planeten unseres Sonnensystems, zuerst der äußerste, und dann allmählig in großen Perioden die näheren. War eine dieser Massen, aus welchen jede geborstene Zone bestand, groß und mächgenug, um durch ihre Anziehung nach und nach alle übrigen Stücke an sich zu reißen, so bildete sich in der Gegend dieser Zone eine einzige sphäroidische Masse, die sich in dieser Entfernung als ein isolirter Planet um die Sonne, und zugleich in derselben Richtung, um seine eigene Achse bewegt. Waren aber mehrere dieser Stücke einander an Größe und Kraft beinahe gleich, so entstanden in derselben Gegend mehrere Planeten, die seitdem beinahe in gleichen Entfernungen um die Sonne bewegen. Der erste Fall scheint der vorherrschende in unserem Systeme gewesen zu sein, da wir von dem zweiten nur ein einziges Beispiel bei den neuen Planeten haben, und da auch dieses wegfällt, wenn man mit Olbers annehmen will, daß diese kleinen Planeten ursprünglich einen einzigen bildeten, der durch eine innere Explosion in mehrere Stücke zersprengt worden ist.

Diese Planeten waren in dem Augenblicke ihrer

Entstehung noch immer flüssige, vielleicht nur noch dunstförmige und in große Räume ausgebreitete Körper, in deren Mittelpunkte sich ebenfalls ein dichterer Kern befand, der durch die Anziehung der benachbarten Theile, und durch die Verkühlung der ihn umgebenden Atmosphäre immer an Größe zunahm, so daß der Planet in diesem Zustande ganz der Sonne zu der Zeit glich, als sie selbst noch ein Nebelstern war, und daß daher die aufeinander folgende Abkühlung an den äußersten Gränzen seiner Atmosphäre ganz dieselben Erscheinungen hervorbringen mußte, welche wir bisher bei der Sonne betrachtet haben, wodurch denn, wie dort die Planeten, so auch hier die Ringe und die Satelliten entstanden sind, welche sich nach derselben Richtung, in welcher die Planeten um die Sonne laufen, um ihre Hauptplaneten und zugleich um sich selbst, und zwar in den Ebenen bewegen, die immer sehr nahe mit den Aequatorebenen ihrer Planeten zusammen fallen.

Auf diese Weise lassen sich daher die obenangeführten merkwürdigen Phänomene, die gemeinschaftliche Richtung der täglichen und jährlichen Bewegung der Planeten und ihrer Satelliten, die geringe Excentricität aller Bahnen derselben, und endlich die nur kleine Neigung ihrer Bahnen gegen die Ebene des Sonnenäquators genügend erklären, und die von Laplace aufgestellte Hypothese erhält eben dadurch einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit. Wenn unser Planetensystem auf eine ganz regelmäßige Art ohne alle Störungen entstanden wäre, so würden alle Bahnen der Körper desselben sehr nahe kreisförmig sein, und die Ebenen derselben würden alle in der Ebene des Sonnenäquators liegen. Aber es ist leicht zu sehen, daß die verschiedenen Abwechslungen, welche zu der Zeit der ersten Bildung dieses Systemes in den Temperaturen und in den Dichtigkeiten der einzelnen

Theile desselben ohne Zweifel statt hatten, Unregelmäßigkeiten und Störungen jener ganz gleichförmigen Bildung hervorbringen, und so die Excentricitäten ihrer Bahnen, so wie die Abweichungen ihrer Ebenen von jener des Sonnenäquators erzeugen mußten.

In dieser Hypothese sind die Kometen als unserem Sonnensysteme fremde, und ihm nicht eigenthümlich angehörende Körper betrachtet worden. Laplace hält die Kometen für bloße Anhäufungen der überall im Weltraume zerstreuten Lichtmaterie, die von einem Systeme zu dem anderen herumirren, und wenn sie der Attractionssphäre unserer Sonne nahe kommen, von ihr gezwungen werden, elliptische Bahnen um sie zu beschreiben. Da die Richtung ihrer Bewegung bei ihrer Ankunft in dieser Attractionssphäre der Sonne willkührlich ist, so sieht man auch jetzt noch diese Richtungen, so wie die Neigung ihrer Bahnen nach allen Gegenden des Himmels zerstreut. Die Kometen sind also in Beziehung auf unser Sonnensystem das, was die Aerolithen in Beziehung auf unsere Erde sind, kosmischen Ursprungs und Körper, die sich in den oberen Gegenden bewegen, ohne irgend einem der uns näher bekannten Himmelskörper ausschließend anzugehören. Schon der erste Anblick derselben zeigt ihre nebelartige Natur, durch die allein sich die ungeheuere Ausdehnung ihres Volums, welche sie erfahren, wenn sie sich in ihrem Laufe der Sonne nähern, so wie die äußerste Lockerheit ihrer Masse erklären läßt, durch die man ihrer erstaunlichen Tiefe ungeachtet, doch die schwächsten Fixsterne durchschimmern sieht. Wenn diese feinen Nebelmassen zufällig in den Wirkungskreis der Sonne gerathen, so müssen sie um dieselbe, so wie die Planeten regelmäßige Bahnen beschreiben, aber viele von ihnen kommen der Sonne so wenig nahe, daß sie selbst in ihrem Peri-

helium noch weiter als Saturn oder Uranus von derselben entfernt sind, und diese müssen nur eine sehr geringe Anziehung von der Sonne erfahren, und bald darauf sich ihrer Macht gänzlich entziehen, indem sie wieder in die unermeßliche Tiefe des Himmels zu anderen Sonnensystemen herabsteigen, und dadurch unseren Blicken für immer entzogen werden.

Wenn aber einer dieser Kometen noch zur Zeit der oben erklärten Formation unseres Systemes in die Atmosphäre der Sonne oder eines Planeten geführt wurde, so mußte er durch den Widerstand dieses Mittels in immer engeren Spiralen sich diesen Körpern nähern und endlich auf sie fallen, um sich gänlich mit ihr zu vereinigen. Dieser heftige Fall mußte die Ebene der Bahn sowohl als die des Aequators des Planeten von der Ebene des Sonnenäquators entfernen, und Spuren zurücklassen, die man vielleicht noch Jahrtausende nach dieser Epoche auf der Oberfläche der Planeten erkennen kann.

Wenn endlich in den Zonen, welche nach und nach die Sonnenatmosphäre verließen, sich Theile befanden, welche zu flüchtig waren, um sich unter einander oder mit den Planeten zu vereinigen, so mußten sie, indem sie ihre frühere kreisförmige Bewegung um die Sonne fortsetzten, uns alle die Erscheinungen zeigen, welche wir bei dem Zodiacallichte wahrnehmen, welches auf die übrigen Körper des Planetensystems keinen bemerkbaren Widerstand äußert, entweder weil es zu fein ist, oder weil seine Bewegung nahe dieselbe mit jener der Planeten ist, welche ihm begegnen.

Diese aufgestellte Hypothese setzt also voraus, daß die Sonne und alle Planeten ursprünglich in einem flüssigen Zustande waren, und die Richtigkeit dieser Voraussetzung wird durch die Abplattung, welche man an allen bemerkt, so wie besonders auf der Oberfläche

unserer Erde durch so viele Erscheinungen bestätiget, von welchen uns die Naturgeschichte Nachricht giebt.

Eine der sonderbarsten Eigenschaften unsers Systems ist die genaue Gleichheit der Rotation und Revolution der Satelliten. Wir haben gesehen, daß es diese genaue Gleichheit zu erreichen genug ist, wenn Anfangs jene beiden Bewegungen auch nur beinahe gleich gewesen sind, und daß dann die Anziehung des Hauptplaneten jene Gleichheit von selbst herstellen, aber auch dadurch zugleich eine periodische Oscillation derjenigen Achse des Satelliten hervorbringen mußte, welche gegen den Planeten gerichtet ist. Die Größe dieser Oscillation hängt von der Größe des ursprünglichen Unterschiedes jener beiden Bewegungen ab. — Bei unserm Monde haben zwar die Beobachtungen, welche T. Mayer und in unseren Zeiten Bouvard und Nicollet zu diesem Zwecke angestellt haben, jene Oscillationen nicht finden können, wahrscheinlich weil bei diesem Körper die Differenz jener beiden Bewegungen zur Zeit seiner Entstehung sehr klein war, was auf eine besondere Ursache hindeutet, welche zuerst jene Differenz in so enge Grenzen eingeschlossen hat, und die später ihre Wirkung damit endete, daß sie auch die ohnehin sehr kleine Oscillation der Mondesachse gänzlich zerstörte. Beides läßt sich mit der oben aufgestellten Hypothese genügend erklären. Denn wenn der Mond in seinem anfänglichen dunstförmigen Zustande durch die Anziehung der Erde die Gestalt eines Sphäroids annahm, so mußte bei der Leichtigkeit, mit welcher bloße Dünste jeder auf sie einwirkenden Anziehung nachgeben, die große Achse dieses Sphäroids unveränderlich gegen die Erde gerichtet sein und da diese Attraction der Erde auf den Mond auch dann noch zu wirken fortfuhr, als dieser sich allmählig aus einer dunstförmigen Masse in eine flüssige und aus dieser in eine feste umgestaltete, so mußte

sie dadurch den noch statthabenden Unterschied jener zwei Bewegungen der Rotation und der Revolution immer vermindern und endlich ganz vernichten, so wie dieselbe Anziehung der Erde auch die kleinen Oscillationen aufheben mußte, welcher die große gegen die Erde gekehrte Achse des Mondsphäroids noch unterworfen war. Ganz ebenso haben auch die Meere, welche die Erde bedecken, durch ihre Reibungen und den Widerstand ihrer Elemente die privativen Oscillationen aufgehoben, welchen die Rotationsachse der Erde im Anfang ihrer Entstehung unterworfen sein mochte, so daß diese Achse jetzt nur noch den kleinen Schwankungen der Nutation unterworfen ist, welche von der vereinigten Wirkung der Sonne und des Mondes auf das Erdsphäroid herrühren. Man sieht zugleich, daß die Gleichheit jener beiden Bewegungen bei den Satelliten ein Hinderniß war, welches sich der Bildung von Nebenmonden oder von Ringen um die Satelliten entgegensetzte, wie denn auch die Beobachtungen nichts dergleichen angezeigt haben.

Merkwürdiger noch als diese Gleichheit der beiden Bewegungen der Satelliten ist das erklärte Verhältniß, welches zwischen den Längen sowohl, als den Umlaufszeiten der drei nächsten Satelliten Jupiters statt hat. Man hat dort gesehen, daß um dies Verhältniß ganz klar zu machen, es genug war, wenn es im Anfange nur beinahe bestand, und daß dann die gegenseitige Anziehung dieser drei Monde die völlige Genauigkeit jenes Verhältnisses von selbst heraufführ- mußte. Dieselbe Anziehung mußte aber auch zugleich eine geringe periodische Ungleichheit erzeugen, deren Größe von der anfänglichen Abweichung dieses Verhältnisses abhängt. Da aber Delambre diese Ungleichheit, aller darauf angewandten Sorgfalt ungeachtet nicht zu finden im Stande war, so scheint sie sehr klein zu sein und eben dadurch wieder eine Ursache

anzudeuten, welche sie in diese regen Grenzen eingeschlossen hat. In der oben aufgestellten Hypothese bewegten sich die Monde Jupiters unmittelbar nach ihrer Entstehung nicht im leeren Raume, sondern die die am wenigsten verdichtbaren Elemente der Atmosphäre der Sonne und des Planeten bildeten ein Mittel, dessen Widerstand für jeden einzelnen der Monde verschieden ihre mittlern Bewegungen nach dem jetzt bemerkten Verhältnisse näher führen mußte, und nachdem so diese Bewegungen dahin gebracht waren, daß die gegenseitige Anziehung der Monde jenes Verhältniß genau hervorbringen konnte, so mußte derselbe Widerstand des Mittels in seinen fernern Wirkungen auch jene periodische Ungleichheit, welche aus diesem Verhältnisse entstehet, allmählig kleiner machen und endlich vielleicht ganz vernichten. Man kann nach Laplace diese Wirkungen mit den Schwingungen eines Pendels vergleichen, welche sich anfangs mit sehr großer Geschwindigkeit in einem nur wenig widerstehenden Mittel bewegt. Dieses Pendel wird zuerst eine große Anzahl von ganzen Peripherien beschreiben, aber allmählig mit einer durch den Widerstand des Mittels stets verminderten Geschwindigkeit in einem immer kleineren Bogen sich bewegen, und endlich in den Zustand der Ruhe gelangen, in welchem es beharrt, so lange keine anderen äußeren Ursachen störend auf dasselbe einwirken.

Umdrehungsgeschwindigkeit, die Geschwindigkeit, mit welcher ein Körper, der sich um seine Achse dreht, den einmaligen Umschwung vollendet. Die Berechnung der Umdrehungsgeschwindigkeit ist in der Mechanik und im Maschinenbauwesen sehr wichtig. Sie ist abhänig von der Kraft, welche den Körper in Bewegung setzt, und von der Größe des Körpers, oder richtiger, von der Entfernung seiner Peripherie von

der Achse. Je weiter der sich drehende Punkt von der Achse entfernt liegt, je schneller ist seine Bewegung, denn einen desto größeren Weg muß er in einer gewissen Zeit zurücklegen. Gesetzt ein Rad hat 4 Fuß im Durchmesser, so beträgt seine Peripherie etwas über 12 Fuß. Wird nun das Rad in einer Sekunde herumgedreht. so muß jeder Punkt an der Peripherie in dieser Zeit 12 Fuß zurücklegen. Denken wir uns aber, das Rad um 1 Fuß ringsum verkleinert, so daß es um 2 Fuß Durchmesser und eine Peripherie von 6 Fuß hat, so wird jeder Punkt dieser Peripherie in einer Sekunde nur 6 Fuß zurücklegen. Das Specielle über diese Theorie ist bei den einzelnen Artikeln über Maschinen und Hebel anzuführen und nachzulesen.

Umdrucken nennt man in der Buchdruckerkunst einen Bogen, der schon einmal ausgedruckt worden ist, noch einmal drucken, wenn darin bedeutende Aenderungen oder viele Fehler uncorrigirt stehen geblieben sind. — Der Kürschner bezeichnet mit diesem Ausdruck das tägliche Umwenden und anders Legen der Felle, welche in der Beize sind.

Umduven heißt man in der Schifffahrtskunde, ein Schiff so umwenden, daß das Vordertheil nach der Himmelsgegend gerichtet ist, nach welcher vorher das Hinterdeck stand.

Umfahren, bedeutet entweder beim Fahren einen Umweg nehmen, gleichviel ob freiwillig oder aus Irrthum; in diesem Falle wird es mit dem Zeitworte sein conjugirt, oder durch Fahren Jemanden umwerfen, z. B. einen Menschen umfahren; auch braucht man umfahren anstatt herumfahren, das heißt, um einen Gegenstand, z. B. eine Stadt, ein Dorf, einen Berg, so fahren, daß man denselben nicht berührt, sondern ihn vermeidet. Man sagt daher, den Zoll umfahren, wenn Jemand, um sich den Zoll zu erspa-

ren, die Zollstätte zur Seite liegen läßt, und einen andern Weg fährt. Dieses umfahren einer Zollstätte oder eines Chausseehauses ist verboten und wird daher bestraft. Das Hauptwort Umfahrt bezeichnet daher zunächst die Handlung des Umfahrens; im speciellen Sinne wird es besonders von der Veränderung in einem Gutsbesitze gebraucht.

Umfall heißt eigentlich der Zustand, in welchem etwas umfällt, in engerer Bedeutung wird es besonders von einer Viehseuche gebraucht, an welcher die Thiere plötzlich sterben.

Umfallen heißt 1) aus dem stehenden oder gehenden Zustande in den liegenden, das heißt zu Boden fallen, was z. B. in Folge einer Ohnmacht oder eines Schlagflusses sich ereignen kann; von den Thieren braucht man das Wort umfallen auch, für fallen, das heißt sterben, z. B. es ist ein Rind umgefallen, anstatt es ist gefallen, crepirt.

Umfalten, etwas mit Falten umgeben, oder einfassen, ist ein selten gebrauchter Ausdruck.

Umfang, bedeutet die äußerste Grenze eines Körpers oder den Raum, welchen ein Körper einnimmt, so hat man z. B. den Umfang einer Kugel, eines Quadrats, eines Rechtecks u. s. w. Auch nennt man die Ausdehnung und das Bereich eines Gegenstandes seinen Umfang, sowohl im eigentlichen als im bildlichen Sinne des Wortes. Man spricht z. B. von dem Umfange einer Stadt, und meint damit die Anzahl der Meilen, welche der Weg rund um die Stadt mißt, oder welche man zurück zu legen hat, ehe man um die ganze Stadt herum gegangen ist. Unter den Umfang einer Wissenschaft versteht man alle diejenigen Kenntnisse und Lehren, welche das Gebiet der Wissenschaft einschließt, z. B. der Umfang der mathematischen Wissenschaft, begreift alle die einzelnen Doctrinen,

die Planimetrie, Geometrie, Trigonometrie, Stereometrie niedere und höhere Arithmetik, Analysis des Endlichen und Unendlichen ꝛc. u. s. w. in sich, und alle diese zusammen bilden den Umfang der mathematischen Wissenschaft. In der Logik nennt man den Umfang eines Begriffes alles das, was dieser Begriff einschließt, oder die Ausdehnung eines Begriffes in so fern und in so weit er andere Begriffe unter sich befaßt, jemehr solcher Unterbegriffe zu ihm gehören, desto größer ist sein Umfang.

Auch sagt man Umfang eines Urtheiles, in so fern es sich auf mehrere Gegenstände beziehen läßt. Je mehr Unterbegriffe ein Hauptbegriff in sich faßt, desto höher, größer oder weiter ist sein Umfang, und je weniger desto kleiner, niederer oder enger ist er. Unter dem Begriff Thier versteht man sämmtliche lebende Wesen mit Ausschluß der Menschen. Dieser Begriff ist also ein sehr weiter Begriff, das heißt, er hat einen weiten Umfang; einen weit engeren hat der ihm untergeordnete Begriff Vogel oder Säugethier, und einen noch engeren der Begriff Eule oder Katze, einen Einzelbegriff ist der, welcher den geringsten Umfang hat. Zum Hundegeschlecht gehören z. B. die Wölfe, hier ist der Hund der Hauptbegriff, der Wolf der Untergriff, weil außer den Wölfen noch andere Thiere zum Hundegeschlechte gehören. Eine Art des Wolfes ist aber z. B. der amerikanische Wolf, und diese Bezeichnuug ist ein Einzelbegriff, welcher keine weitere Unterabtheilungen, also den kleinsten Umfang hat. Von den Urtheilen hat das allgemeine Urtheil den weitesten Umfang und das besondere einen kleineren, man nennt das letztere auch das Einzelurtheil.

Bei einem Urtheil nennt man Umfangszeichen die Wörter, welche an der Spitze des Urtheils stehen, und an denen man den Umfang desselben erkennen kann, so sind z. B. Umfangszeichen für allgemeine

Urtheile die Worte Alle, Jeder, Keiner u. s. w., für besondere: Einige, Manche, Viele u. s. w, für einzelne Urtheile: Dieser Jener u. a. m.; haben die Urtheile solche Wörter an ihrer Spitze, so heißt man sie bezeichnete Urtheile.

Man nennt solche Urtheile, die dergleichen Worte an der Spitze haben, bezeichnete Urteile und im entgegengesetzten Falle unbezeichnete. Zu den erstern sind auch diejenigen zu rechnen, welchen zwar die Umfangsbezeichnung durch ein „Alle" „jeder" ꝛc. fehlt, die aber statt dessen mit einem allgemeinen Geschlechtsbegriff anfangen, z. B. der Mensch — das Thier — der Stern.

Eine besondere Bedeutung hat der Umfang der menschlichen Stimme oder der Instrumente in der Musik. Er bezeichnet das Tongebiet, innerhalb dessen die Stimme oder das Instrument sich bewegen kann und darf. Schon beim bloßen Sprechen hört man es in der Regel einem Menschen an, ob er einen kleinen oder großen Stimmumfang hat. Man erkennt dies aus der Modulation der Worte und Sätze. Wer einen großen Stimmumfang hat, dessen Rede wird wohlklingend, und der größten Affectausdrücke fähig sein. Am deutlichsten belehren uns hierüber die Schauspieler. Für einen Heldendarsteller verlangen wir ein kräftiges umfangreiches Organ, denn er kommt in die Nothwendigkeit die heterogensten Gefühle, Liebe, Haß, Zorn, Klage, freudiges Aufjauchzen durch die Sprache, durch den Ton seiner Rede zu versinnlichen, und für alle diese Zustände des Gemüthes bedarf es eines andern Tones, oder deutlicher, einer andern Tonstufe. Ein tiefes inniges Gemüth spricht aus der Seele zur Seele ganz anders, als ein zorniger Muth, ein racheglühender Hang. Die Skala der Empfindung wird oft in wenigen Augenblicken durch-

laufen, eben so rasch wird sich auch die Modulation der Worte ändern müssen.

Das Alter spricht in andern Tönen, in der Regel tiefer, als die Jugend, deren Organ eine höhere Stimmung und einen weiteren Umfang hat, das Weib anders als das Kind, obschon beide hohe Stimmen haben. Eine weibliche ausgebildete Stimme hat einen größeren Umfang und eine bestimmtere Färbung als die Kinderstimme, die sich in kleinerem Spielraum bewegt. Komiker brauchen vielleicht den wenigsten Umfang, gewiß einen kleineren als ein tragischer Held, auch dürfen sie den natürlichen Umfang derselben überschreiten, wenn es der komische Charakter ihrer Rolle erlaubt, und z. B. ins Fistuliren verfallen oder in den tiefsten Tönen, die eigentlich keine Töne mehr sind, brummen. Das scheinbar Unnatürliche ist in solchen Fällen gerade das Effectvolle. Einen komischen alten Gecken z. B. der Hofmarschall Kalb in Kabale und Liebe haben wir schon durchaus in hoher Stimmlage, die zuweilen nach dem gewöhnlichen Ausdruck überschlug überschnappte oder übersprang, spielen hören. Was hier von drastischer Wirkung und dem Character der Rolle angemessen scheint, würde bei einem Helden und Liebhaber lächerlich sein. Für den Redner überhaupt, also namentlich auch für den Kanzelredner, für den Advokaten, für den ständischen Deputirten, welcher nicht bloß durch den Inhalt seines Vortrages Interesse erregen will, sondern auch dieses Interesse durch seinen Vortrag zu steigern und den Eindruck wirksamer zu machen beabsichtigt, muß eben so gut wie der Schauspieler den Umfang seiner Stimme kennen, damit er weiß, was er derselben zumuthen kann.

Der größere oder geringere Umfang der Stimme bedingt das Maaß des Wohlklanges beim Sprechen noch mehr als beim Singen. Durch aufmerksame Uebung namentlich in den jüngeren Jahren, wo die

Organe noch weich und bildsam sind, läßt sich für den Umfang der Stimme sehr viel thun, wenn das Naturgemäße und Rechte immer beobachtet wird. Ein großer Stimmumfang kann aber den Redner auch zu falschem Gebrauch derselben verleiten und sein Vortrag dadurch manierirt, ja lächerlich erscheinen, wenn er mit den Modulationen zu rasch und zu ungehöriger Zeit wechselt. Die Rede klingt dann pathetisch, burlesk und geckenhaft geziert. Beim Vorlesen kann man seinen Stimmumfang am besten und leichtesten kennen lernen und üben, man wähle dazu namentlich dramatische Arbeiten, wo mehrere Personen durch- und nach einander zu sprechen haben. Für jede derselben benutzt man zur bessern Unterscheidung eine andere Stimmlage oder Grund-Tonart und modulirt nun die Rede innerhalb der Grenzen und Färbung dieser Tonart auf und abwärts. So kann man es dahin bringen, vor einem großen Zuhörerkreis ein ganz neues Stück vorzulesen, ohne mehr als ein ein einziges mal die Namen der agirenden Personen vor ihrer Rede zu nennen. Dies verstand Tiek meisterhaft, auch von Holtei hat es in dieser Kunst weit gebracht. Seidelmann hatte ein sehr schwaches Organ von geringem Umfange und Klange und doch hat er es durch eisernen Fleiß so ausgebildet, daß ihm die ganze Tonleiter der Affecte zu Gebote stand. Es ist bekannt, was der größte Redner des Alterthums Demosthenes für die Ausbildung seines Organs gethan hat. Auf Schulen sollte man daher frühzeitig dahin sehen, daß die Kinder beim Lesen den ganzen Umfang ihrer Stimme benutzen und jede Monotonie vermieden werde. Die Monotonie beim sprechen läßt immer auf einen Mangel geister Energie und Thätigkeit schließen. Ein bewegtes Gemüth, das an dem Theil nimmt, was die Zunge spricht, wird von selbst die Rede moduliren, ein gleichgültiger Mensch

aber in einem Ton und Athem das Heterogenste herplappern, ohne alle Färbung der Rede, ohne Beseelung und Begeistigung des Wortes. Bei einem Komiker kann das monotone Sprechen in guter Absicht geschehen und von großer Wirkung sein, wenn er z. B. einen langweiligen, entweder bornirten oder blasirten Menschen darzustellen hat. Vor einem singenden Auf- und Abwärtsgehen mit der Stimme muß man sich ebenfalls hüten, mit einem Worte alles Unnatürliche, Affectirte vermeiden, weil die beabsichtigte Wirkung sonst gerade in ihr Gegentheil umschlägt.

In der Musik, und hier zunächst in der Vokal-Musik kommt der Stimmenumfang bei Vertheilung der Parts sehr in Betracht. Ihrem natürlichen Umfange nach haben wir 4 Stimmen: Baß, Tenor, Alt und Sopran. In der Regel umfaßt jede dieser Stimmen nicht über 2 Octaven, doch giebt es natürlich hiervon viele Ausnahmen. Ein großer Umfang der Stimme ist nächst dem Klange derselben ein erster großer Vorzug eines Sängers.

Diese 4 Stimmen sind übrigens nicht so ganz streng von einander geschieden, es giebt Sopranstimmen, die in ihrem Umfang in das Gebiet der dem Alt sonst eigenthümlichen tieferen Töne hinabreichen und Altstimmen von bedeutender Höhe, ebenso Baßstimmen, die sich in die hohen Tenorlagen erstrecken und Tenorstimmen, welche noch das große A in der Tiefe erreichen. Der Charakter der Stimme muß hier entscheiden. Der Baß ist an dem vollen markigen Ton zu erkennen. Ein g der kleinen Octave von einem Bassisten gesungen klingt ganz anders, als derselbe Ton von einem Tenoristen, dessen Stimme bei aller Kraft und Fülle, die sie haben kann, doch weicher und milder klingt.

In der Regel wird von einem Baß gefordert, daß er vom F der großen Octave bis zum einmal gestriche-

nen e oder f reiche. Doch unterscheidet man 2 Arten Bässe, den tiefen oder zweiten Baß Basso profondo und den Baryton. Ein Basso profondo hat gewöhnlich eine noch größere, bis zum großen C, wenigstens bis zum D reichende Stimme. Namentlich wird diese tiefe Stimme beim Männerquartett, das aus 2 Tenoren und 2 Bässen besteht, vorausgesetzt. Aber auch die Oratorien- und Operncomponisten schreiben häufig in solcher Tiefe. Wir erinnern hierbei an Haydn's Schöpfung, wo der Baß mehrmals das große D (im ersten Theile) zu singen hat. Von den Opern erinnern wir an die Zauberflöte von Mozart, die Parthie des Sarastro liegt ebenfalls sehr tief und in den Hugenotten von Meyerbeer hat Marcell einigemal sogar das große C zu singen. — Die neuere italienische Schule componirt selten für einen so tiefen Baß, überhaupt scheinen in Italien die tiefen männlichen Stimmen seltener zu sein, als in Deutschland und Rußland, welches vorzugsweise die tiefsten Baßstimmen besitzt und deshalb eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Ursache hiervon ist wohl das strengere Klima und die Lebensweise. Kräftige, robuste, abgehärtete Männer von gedrungenem Körperbau singen in der Regel tiefer als Leute von schwächerer Constitution und feiner Lebensweise. Die tiefen Stimmen sind dagegen weniger zum colorirten Gesang geeignet, als die hohen Stimmen, das Material ist bei ihnen gewissermaaßen zu schwerfällig. Die Vibration, durch welche ein tiefer Ton erzeugt wird, ist bekanntlich viel langsamer, als die eines hohen Tones. Das C der großen Octave braucht in einer Secunde halb so viel Schwingungen der Kehlkopfhäute, als das c der kleinen und dies halb so viel als das c der eingestrichenen Octave. Es hat daher auch zum Ausklingen eine doppelt so große Zeit nöthig. Rasche Gänge im tiefen Baß erfordern ein

großes kräftiges Stimmmaterial, so werden z. B. wenige Darsteller des Leporello die bekannte Figur in dem Quintett des zweiten Aktes GAH, GAH, AHC, AHC recht rein und sicher singen können, während dies eine Octave höher eine Kleinigkeit sein würde. Im Männerquartett, namentlich in Chören, kann man die tiefen Töne weit eher anbringen, weil dann mehrere Stimmen zusammenklingen und der Ton dadurch verstärkt wird. In diesem Falle sind sie gerade sehr wirksam, hauptsächlich im getragenen Gesange, in Choralen und Requiems, Motetten u. dgl. Jeder Componist, der die Natur der menschlichen Stimme studiert hat, wird sich hüten, die tiefsten Stimmlagen andauernd zu benutzen, weil er weiß, daß dadurch der Sänger leicht ermüdet. Bei den Schlußaccorden kommen sie am häufigsten vor.

Die Bässe, welche auch der höhern Töne mächtig sind, und dagegen an Tiefe verlieren, werden mit dem Namen Baryton bezeichnet, man kann ihnen einen Umfang vom großen A bis zum eingestrichenen fis auch wohl g zumuthen. In der Regel haben diese Stimmen einen weichern Klang als der Basso profondo, und eine größere Volubilität. Man ertheilt ihnen in der Oper gewöhnlich die Helden-Parthien zu. Die Parthie des Don Juan in dem Mozartschen Meisterwerke ist eine solche Baryton-Parthie. Barytonisten singen oft auch Heldentenor-Parthien, wie z. B. den Masaniello in Aubers Stumme von Portici, besonders dann, wenn der Uebergang von der Brust in die Kopfstimme gut geschult ist, und die Tonfärbung dieser beiden Register nicht zu sehr von einander absticht. Es giebt Barytonisten, die noch das eingestrichene a haben, wie z. B. der noch lebende Pischek. Eine gute Barytonstimme ist eigentlich die dankbarste für einen Sänger. Die Tenorstimme hat in der Regel einen Umfang vom kleinen c bis zum

eingestrichenen a oder b, neuere Componisten, namentlich Italiener, schreiben jedoch auch bis zum zweigestrichenen c, doch ist eine solche Uebertreibung unnatürlich und unzweckmäßig, weil diese Höhe mit der Bruststimme niemals zu erreichen ist, und die Fistel- oder Kopfstimme einen unangenehmen Eindruck hervorbringt. Die ältern Meister haben daher nie höher als bis zum eigestrichenen b und auch dies nur in sehr seltenen Fällen geschrieben, in der Regel begnügten sie sich mit dem a, wobei man noch bedenken muß, daß im allgemeinen die Stimmung des Orchesters nach dem sogenannten Kammerton seit 50 oder 60 Jahren um eine ganze Tonstufe erhöht worden ist, so daß zu Zeiten Glucks das a ziemlich so klang, wie das jetzige g. Jene Meister der alten Schule hielten sich überhaupt mehr an das Naturgemäße als die jetzigen Componisten, denen nicht der Charakter, sondern der Effect die Hauptsache zu sein scheint. In Männerquartetten, welche aus 2 Tenoren und 2 Bässen zusammengesetzt sind, kann man sich eher eher erlauben dem ersten Tenor ein hohes h oder b zuzumuthen, weil durch das Zusammenklingen mehrerer Stimmen das Grelle und Forcirte des Tones verdeckt wird. Im Sologesange kann dies aber nur als Ausnahme gestattet werden. Häufig findet man jetzt in Duetten zwischen Sopran und Tenor jenes unnatürliche Hinaufschrauben der Stimme, namentlich bei einer Bewegung in Terzen oder Sechsten. Die Altstimme reicht gewöhnlich vom kleinen f bis zum zweimal gestrichenen f. Doch findet man auch Altistinnen, die in der Tiefe bis zum kleinen c, und in der Höhe bis zum 2mal gestrichnen a reichen, der Ton dieser Stimmen ist gewöhnlich voller und markiger als der des Soprans. Es ist in der neuen italienischen und französischen Schule Mode geworden für den Alt Heldenparthien zu componiren, die also von Frauen in Männerklei-

dung dargestellt werden, wie z. B. der Romeo in Bellini's Montecchi und Capuletti; doch liegt auch hierin etwas Unnatürliches; denn einem Helden mit einer Weiberstimme traut man eben nicht viel zu. — Diese Verirrung hat ihren Grund in der zunehmenden Sinnlichkeit der Kunst, die denn allerdings oft schon das Recht auf den Namen Kunst verloren hat; weil ihre Nebenzwecke und Reizmittel als Hauptsache dienen. Die Altstimme kann ebenfalls wie der Baß getheilt werden in einen Mezzo-Sopran und Contra-Alt, für letzteren wird oft bis zum kleinen e ja bis zum d geschrieben.

Der Sopran, auch Discant ist die höchste weibliche oder Knabenstimme. Er reicht gewöhnlich vom eingestrichenenen c bis zum zweimal gestrichenen a; durch Uebung und Schule lassen sich aber die Töne h und c in der Höhe noch dazu gewinnen, ja wir haben Sängerinnen, bei denen das dreigestrichene d und e mit Leichtigkeit ausspricht, wie z. B. bei der noch lebenden jugendlichen von Marra. Ein Componist wird aber selten so hohe Stellen schreiben, wenn er nicht gerade im einzelnen Falle für eine bestimmte Sängerin componirt, die einen solchen Umfang hat, wie z. B. Mozart, in der Zauberflöte, die Parthie der Königin der Nacht, für eine bei der Wiener Oper engagirte Künstlerin eingerichtet hatte, für welche sich denn auch nicht an jeder Bühne eine geeignete Darstellerin finden ließ. — Für den Umfang der Stimme läßt sich bei allen Sängern und Sängerinnen, vorausgesetzt, daß überhaupt das Material vorhanden ist, viel thun. Man muß sich aber vor jedem gewaltsamen Forciren sehr hüten, weil leicht durch Ueberanstrengung die natürlich vorhandenen Töne leiden und es sich ereignen kann, daß dadurch der Wohlklang der Stimme verloren geht.

Umfang eines Instruments endlich nennt man das Bereich derjenigen Tönen, innerhalb deren sich ein Instrument bewegen kann, von dem tiefsten Ton bis zum höchsten, den man damit hervorzubringen im Stande ist. Wie wichtig die Kenntniß des Umfangs sämmtlicher Instrumente für jeden Componisten ist, sieht man sehr leicht ein. Dem diese Kenntniß mangelt, der kommt in Gefahr unmöglich zulösende Aufgaben für eins oder das andere Instrument zu schreiben. Indem wir voraussetzen, daß jeder Leser weiß, was ein Orchester ist, wollen wir die einzelnen Instrumente aus welchen es zusammengesetzt sein kann, ihrem Umfange nach hier aufführen. Das Wichtigste unter allen ist die Violine, ihr Umfang reicht vom g der kleinen Octave bis zum drei gestrichenen f, höchstens bis zum drei gestrichenen a, doch können die letzten Töne nur entweder beim fortissimo oder bei einer Solo Stelle für eine einzelne Violine angewendet werden. Wer in Concertstücken füreVirtuosen noch höher schreiben will, ohne selbst die Technik dieses Instrument zu kennen, dem ist anzurathen, vorher mit einem Violinisten über die Ausführbarkeit eines solchen Satzes Rücksprache zu nehmen. Da die Violine im Orchester fast immer die Hauptstimme zu führen hat, so tritt sie immer gegen die andern Instrumente hervor, selbst da wo andere Instrumente höher liegen. Die zweite Violine hat zwar denselben Umfang wie die Erste, doch werden die hohen und höchsten Tönen weit seltener angewandt. Die Viola oder Bratsche hat einen Umfang von c der kleinen Octave bis zum zwei gestrichenen d oder g, mit den höheren Tönen hat es dieselbe Bewandniß wie bei der Violine. Es versteht sich aber von selbst, daß auch für dieses Instrument Solo und Bravour Stellen geschrieben werden können, bei welchen man auch höhere Töne verwenden darf. Bei drei-

stimmigen Sätzen der beiden Violinen und der Viola bildet die Bratsche oft der Baß. Das Violoncell wird gewöhnlich im Orchester in dem Umfang vom C, der großen Octave bis zum eingestrichenen g, höchstens bis zum eingestrichenen h, benutzt. Die hohen Töne meistens dann, wenn der Contrabaß zu pausiren hat, oder wenn das Cello ein gesangvolles Solo im mäßigen Tempo vorzutragen hat, oder wenn es mit der Violine in Octaven geht. Sie sind sehr wirkungsvoll, weil sie sehr durchschneidend klingen und werden der Deutlichkeit wegen häufig im Tenor oder auch wohl gar im Violinschlüssel geschrieben. Da das Cello im Orchester der Grundbaß spielt, so darf es sich um andere Mittelstimmen oder Soli zu übernehmen, nicht zu lange vom Baß entfernen, weil sein kräftiger durchgreifender Ton wenn der Contrabaß die Grundstimme allein vorträgt, bald vermißt wird. Der Contrabaß hat einen Umfang vom Contra E bis zum c höchstens g der kleinen Octave. Die Noten werden um eine Octave höher geschrieben, so daß das E der großen Octave das Contra E bedeutet ꝛc. Die ganz tiefen und hohen Töne sind seltener anzuwenden, weil die ersteren zu undeutlich klingen und die letztern unbequem zu greifen sind. Da das Contra C auf dem Baß nicht mehr vorhanden ist, so helfen sich die Spieler, wenn sie mit dem Cello eine gemeinschaftliche Stimme haben, wo das große C öfters vorkommt, durchs Springen in die Octave, es geschieht aber oft an unpassenden Stellen und man thut besser, für den Contrabaß bei solchen Gelegenheiten eine besondere Stimme zu schreiben, welches auch dann geschehen muß, wenn das Cello sehr schnelle springende Noten hat. — Die Harfe (Arpa) geht vom Contra G bis zum dreigestrichenen a. Ihre Töne klingen so, wie die Noten aussehen; sie steht also mit der Violine im

Einklange und ist der großen Tiefe wegen mit dem Pianoforte vergleichbar; auch werden die Noten auf zwei Liniensysteme geschrieben, das obere derselben bekommt den Violin- das untere den Baßschlüssel. In dem Raum ihres Umfanges besitzt sie alle ganzen und halben Töne, letztere aber nicht unmittelbar, denn sie werden erst durch die sogenannten Pedale hervorgebracht und zwar so, daß alle f gleichzeitig in fis verwandelt werden, alle h in lauter b ꝛc. Daher kann man im untern Systeme nie f und in oberen fis, oder unten h und oben b verlangen, wie dies beim Klavier oft vorkommen darf. — Die Guitarre (Chitarra) geht vom E der großen Octave bis zum zweigestrichenen e. Alle Noten werden wie beim Baß eine Octave höher geschrieben. Die sechs bloßen Saiten geben die Töne e a d g h e an, so daß das letzte e der sechsten Saite, Quinte, zwei Octaven höher liegt, als das e der ersten Saite. Die gewöhnlichsten Tonarten für die Guitarre sind c dur, d dur, a dur, f dur und die zu ihnen gehörenden Molltonarten. Das Griffbrett der Guitarre ist in Felder eingetheilt, von denen je zwei einen ganzen Ton umfassen, ein Feld verkürzt die Saite um einen halben Ton. Die offenen Saiten werden vorzugsweise benutzt. Man kann die ganze Guitarre in eine höhere Stimmung bringen, wenn man auf das Griffbrett eine Art Knebel aufsetzt Auch hilft man sich damit um bei schwierigen Tonarten sich die Griffe zu erleichtern. Gesetzt es wäre fis die vorgeschriebene so setzt man den Knebel auf das erste Feld, dicht an den Messing- oder Hornstreifen, welche dasselbe abtheilt und spielt nun aus f dur; denn alle Töne sind ohnehin um eine halbe Stufe erhöht.

Die Flöte hat einen Umfang vom eingestrichenen d bis zum dreigestrichenen a, man nennt sie deshalb auch die D-Flöte, da sie früher eingeführt wurde, ehe

man den sogenannten C-Fuß hatte. Im Orchester wendet man zwei Flöten an, eine Erste und Zweite, welche bei starken tutti ziemlich hoch in der Entfernung von Terzen, Sexten, oder dergleichen Intervallen gegen einander gehen. Die erste Flöte wird häufig als Solo-Instrument gebraucht. Wenn die Flöte in Verbindung mit andern Blase-Instrumenten aushaltende Töne hat, so ist es gut, sie nicht tiefer als bis zum zweigestrichenen d oder e gehen zu lassen, weil die schwachen und tieferen Töne von den stärkeren der übrigen Blase-Instrumente gänzlich verdeckt werden, und daher die durch Erstere besetzte Intervalle gänzlich zu fehlen scheinen. Unter den Namen Pickelflöte (flauto piccolo) hat man Instrumente, deren Umfang nach der Höhe sehr groß ist, die aber in verschiedenen Stimmungen gebraucht werden, sie heißt auch die Octav-Flöte, und hat ganz denselben Umfang, wie die gewöhnliche nur um eine Octave höher, und zwar vom zweigestrichenen d, bis zum viergestrichenen a, die Noten derselben, werden aber um eine ganze Octave tiefer geschrieben, wie wir es umgekehrt schon bei dem Contrabaß gesehen haben. Eine dritte Art von Flöte, ist die sogenannte Es-Flöte, welche um einen halben Ton oder richtiger um eine kleine Tonstufe höher steht als die vorige, sie hat den Umfang vom zweigestrichenen es bis zum viergestrichenen b. Auch für sie werden die Noten um eine Octave tiefer geschrieben. Außerdem giebt es noch eine Octav-Terz-Flöte, welche um eine kleine Terz höher als die Octav-Flöte ist, oder um eine Decime höher als die gewöhnliche große D-Flöte. Ihr Umfang reicht also vom zweigestrichenen f, bis zum fünfgestrichenen e, die Noten werden ebenfalls um eine Decime tiefer geschrieben, sollen also die Noten e fis g fis auf der Es-Flöte gespielt werden, so klingen sie wie f g as g und auf der Octav-Terz-Flöte, wie g

a b a. Wegen der schwierigen Ausführung mancher Tonarten, wählt man jedesmal die passendsten der verschiedenen Stimmungen, welche aber sowohl in der Partitur wie auch auf der Stimme besonders bezeichnet werden muß, als: Flauto octavo, flauto piccolo tertio oder flauto piccolo in es. Da die Tonarten c dur, g dur, d dur, a dur, e dur, f dur, b dur mit ihren verwandten Molltonarten durch die Octav-Flöte, welche in derselben Tonart bleibt, ausgeführt werden können, so nimmt man nun zu es dur die Terz-Octav-Flöte, welche dann c dur spielt oder die Es-Flöte, welche dann d dur hat.

Zu as dur, wird ebenfalls die Es-Flöte genommen, welche dann g dur hat, und zu des dur, wo sie c dur, zu ges dur, wo sie f dur hat. Rathsam ist es in schwierigen Tonarten lieber einfach zu componiren und bei der erstgenannten Octav-Flöte zu bleiben, weil sich die andern beiden Stimmungen nicht immer sogleich vorfinden. Obgleich dieses Instrument den oben erwähnten Umfang besitzt, so ist es doch nicht zweckmäßig, tiefer als bis zum h zu schreiben, da die tiefern Töne selbst mit Einschluß des h ohne allen durchdringenden Klang sind, und dieser doch bei Anwendung der kleinern Flöte vorzüglich verlangt wird.

Die Oboe reicht vom eingestrichenen c bis zum dreigestrichenen d höchstens e, die tieferen Töne sprechen schwer an und sind daher nur vorsichtig zu benutzen und nicht in schnellem Tempo anzubringen, weil das Fehlschlagen eines Tones gerade auf diesem Instrumente, das mit Zartheit und Geschmack behandelt sein will, einen komischen Eindruck hervorbringt. Vom eingestrichenen e bis zum dreigestrichenen d sind alle Töne nach Belieben verwendbar nur muß man in den Tonarten a dur, e dur, h dur, as dur und

des dur nebst ihren verwandten Molltonarten einfacher componiren und fis dur und ges dur möglichst ganz vermeiden. Tonreihen wie b c des es f es des c b sind schon fast unausführbar, namentlich im raschen Tempo, auch in langsamer Bewegung klingen sie immer holprig. Aus demselben Grunde läßt sich auch ein Triller auf dem zweigestrichenen des nicht machen. In den Mitteltönen hat die Oboe Aehnlichkeit mit der Violine, mit welcher sie im Einklange steht, doch läßt sich ihr so viel nicht zumuthen, als dieser. Im Orchester ist sie doppelt besetzt, man hat dort eine erste und eine zweite Oboe, die erste übernimmt die vorkommenden Soli. Intervalle, welche nicht besonders hervortreten sollen, dürfen diesem Instrumente nicht zugetheilt werden, weil es seines eigenthümlichen Klanges wegen, beim größten Orchester deutlich durchklingt, Septimen aber und überhaupt solche Tonintervallen, die absichtlich markirt werden, kommen der Oboe vorzugsweise zu.

Das sogenannte englische Horn Corno inglese ist eigentlich eine verlängerte Oboe und hat einen Umfang vom f der kleinen Octave bis zum zweigestrichenen g. Die Noten für dieselbe werden um eine Quinte höher geschrieben, als sie klingen, so daß also das geschriebene d wie g, das e wie h klingt. Auch bei diesem Instrumente sind die tiefen Töne vorsichtig zu verwenden, weil sie leicht einen sonderbaren Klang annehmen und nicht leicht ansprechen= Die passendsten Tonarten für dieses Instrument sind g dur, das also wie d dur geschrieben wird, c dur, f dur, b dur auch allenfalls es dur nebst ihren Molltonarten. Man sagt das englische Horn steht in F, welches eben andeutet, daß es eine Quinte tiefer als die Violine steht. Zu Passagen eignet sich das Instrument nicht, sondern nur zum einfachen Gesange, in welchem es einen melancholischen Character annimmt.

Im Orchester wird es selten und nur in einer Stimme benutzt.

Von den Clarinetten giebt es verschiedene Arten, die gewöhnliche oder sogenannte C-Clarinette steht mit der Violine im Einklange, und ihr Umfang reicht vom e der kleinen Octave bis zum dreigestrichenen e, höchstens bis zum dreigestrichenen f, das hohe d e und f werden nur in Solo Stellen und im fortissimo angewandt, weil sie sehr schreiend sind; manche Tonarten lassen sich nur schwer auf der C-Clarinette spielen. Man hat deshalb verschiedene Stimmungen nehmlich in A B und in C, letztere ist aber nur im höchsten Nothfall anzuwenden, weil der Ton dieser Stimmung bei weitem nicht so angenehm ist, als der der beiden andern. Einigermaßen fertige Bläser helfen sich dabei mit Transponiren. Die übrigen Stimmungen sind im Orchester weniger oder gar nicht gebräuchlich. Auf den drei genannten Clarinetten sind besonders die Tonarten mit vielen Kreuzen zu vermeiden, auch die Tonart mit vier Been also As dur oder F-moll sind schon sehr schwer und Tonfolgen wie h cis, dis, es, des, c, lassen sich nicht ausführen, eben so nicht die Triller auf as, h, b und gis oder doch wenigstens nur sehr unvollkommen; der Umfang der B-Clarinette ist den Noten nach eben so wie bei der C-Clarinette, sie klingt aber um einen ganzen Ton tiefer, so daß z. B. die geschriebenen Noten c d e, klingen wie b c d. Die A-Clarinette steht um eine kleine Terze tiefer als die C-Clarinette, die Töne c d e, klingen also auf der A-Clarinette wie a h cis. Daher wählt man zu den verschiedenen Tonarten folgende Stimmungen zu es dur nimmt man die B-Clarinette, und diese bläst nun f dur, zu b dur, f dur, as dur und c dur mit ihren Molltonarten, wählt man ebenfalls die B-Clarinette und bläst

die obigen Tonarten aus c g b und d, Die Clarinette in A benutzt man wenn das Musikstück aus a dur geht, die Clarinette hat alsdann c dur zu spielen, eben so zu d dur, e dur, h dur manchmal auch zu g dur, indem man alsdann f dur, g dur, d dur und b dur spielt. Wenn Musikstücke aus c dur, g dur oder f dur gehen, und man gezwungen ist, etwas schwieriger zu setzen, so schreibe man alsdann Clarinette in C vor, welche in diesen Tonarten bleibt, und worauf man dieselbe mit Leichtigkeit vortragen kann, sie hat nur einen etwas gellenden Ton, die A-Clarinette aber dagegen einen sehr sanften. Wenn es irgend angeht, schreibe man für die B-Clarinette, weil in der Regel die Bläser auf dieser am geübtesten sind, und auf derselben lieber etwas schwerere Sachen blasen, ehe sie die Stimmung wechseln, ist dieses aber durchaus nöthig, so muß man durch Pausen so viel Zeit übrig lassen, daß es mit Bequemlichkeit geschehen kann, auch womöglich nicht gleich nach dem Umstimmen mit Solo anfangen, denn wenn das Instrument eine Weile nicht geblasen wurde, so ist es kalt und dadurch in der Stimmung etwas tiefer geworden, was dann beim Solo sehr unangenehm ausfällt.

Ein großer Vorzug der Clarinette ist es, daß sie Töne vom tiefsten e der kleinen Octave bis zum dreigestrichenen c im leichtesten Piano aushalten kann, hierin unterscheidet sie sich vortheilhaft von der Oboe welche dieses pianissimo nicht anhaltend auszuführen vermag. Der Weiche ihres Tones halber behandelt man sie bei der Vertheilung der Intervalle wie die Bratsche, die erste Clarinette verstärkt auch häufig die Melodie. Beim Schreiben für A- und B-Clarinette hat man hauptsächlich darauf zu sehen, daß man die zufälligen Kreuze und Bee richtig in die andere

Tonart überträgt, denn oft verwandelt sich ein Kreuz in ein Doppelkreuz und ein b in ein Quadrat.

Das Basset-Horn (corno di Bassetto) ist eine vergrößerte Clarinette und steht in demselben Verhältnisse zu dieser wie das englische Horn zur Oboe. Die Applikatur ist auch dieselbe wie auf der Clarinette, nur hat es in der Tiefe noch zwei Töne mehr als diese, und steht dabei eine Quinte tiefer, als die C-Clarinette und die Violine. Sein wahrer Umfang, welcher im Orchester zu benutzen ist, reicht vom F der großen Octave bis zum zweigestrichenen g, in der Notenschrift sehen diese Töne aus, wie das c der kleinen Octave und das dreigestrichene d. Die Folge der Töne des Basset-Hornes von der Tiefe an, nach ihrem wirklichen Klange ist F G A B H, und nun alle ganzen und halben Töne weiter; geschrieben werden sie aber c d e f fis ꝛc. Die tiefen Töne, welche wie cis und es geschrieben werden, aber wie fis und as klingen, sind auf einigen dieser Instrumente zu blasen, aber doch nicht auf allen, deswegen setze man sie lieber gar nicht. Ueberhaupt ist diese äußerste Tiefe nur in langsam fortschreitenden Gängen oder Sprüngen anzuwenden, weil sie sehr schwer anspricht. Auch die äußerste Höhe ist nur mit Vorsicht zu gebrauchen, aber in dem Umfang vom kleinen e bis zum zweigestrichenen e, welches geschrieben wird wie das kleine h und zweigestrichene h, ist auf dem Basset-Horn, alles auszuführen, was von der Clarinette verlangt werden kann. Da das Bassethorn eine Quinte tiefer als die Violine steht, so sagt man es steht in F. Stellen wir h, cis, dis, e, es, c, cis, dis, h, sind eben so wenig gut auszuführen als auf der Clarinette. Man muß überhaupt nur bei den passendsten Tonarten stehen bleiben, diese sind es dur, b dur, f dur und c dur mit ihren Molltonarten, welche für das Bassethorn als b dur, f dur, c dur und g dur geschrieben werden.

Bei den tiefsten Tönen bedient man sich auch des Baßschlüssels, bei allen übrigen des Violinschlüssels.

Das Fagott steht mit dem Violoncell in Einklang, sein Umfang, welcher im Orchester zweckmäßig zu benutzen ist, geht vom D der großen Octave, bis zum eingestrichenen a oder b; zwar hat es auch die Töne C der großen Octave und das Contra B, allein diese sprechen sehr schwer an. Das cis der großen Octave und das Contra H hat es gar nicht, übrigens aber alle ganzen und halben Töne, und diese klingen auch wirklich alle so, wie die Noten aussehen, die höheren Töne schreibt man öfters im Tenorschlüssel; die Triller auf dem e der kleinen und eingestrichenen Octave sind gar nicht oder nur sehr schlecht vorhanden. Die passendsten Tonarten sind es dur, b dur, f dur, c dur, g dur, d dur und a dur. Die übrigen sind schwieriger und man muß in diesen Tonarten einfacher componiren. Die Höhe des Fagotts hat eben das Schneidende wie die des Violoncelles, daher wirkt ein einziger anhaltender Ton auf diesem Instrument oft weit mehr als viele Passagen. Das zweite Fagott, welches im Orchester auch statt findet, wird natürlich etwas tiefer gehalten, es muß aber, obgleich es den tiefsten Baß der Blaseinstrumente ausmacht, doch nicht immer mit dem Violoncell oder Contrabaß zugleich fortschreiten, sondern besonders mehr aushaltende Töne als Figuren bekommen, welche bei ersteren im größten Pianissimo auszuführen sind und eine schöne Wirkung hervorbringen. Solos für beide in Terzen oder dergleichen sind sehr zweckmäßig, wenn sie außerdem noch durch andere Instrumente verdoppelt werden, oder alle übrigen sehr schwach begleiten, denn in den Mitteltönen wird das Fagott leicht so bedeckt, daß man es gar nicht mehr hört. Die gestoßenen Noten sind sehr leicht darauf auszuführen.

Das Horn (Corno) hat einen bedeutenden Um-

fang, nehmlich vom D der großen Octave bis zum zweigestrichenen d. Man darf jedoch nicht glauben, daß man immer diesen Umfang benutzen kann, es sind damit nur die äußersten Grenzen angedeutet, welche ein Componist nicht überschreiten darf, wenn er nicht Unausführbares schreiben will. Zu jeder Tonart ist eine andere Stimmung erforderlich, denn die Hörner blasen immer aus C dur. Der Componist muß also in der Notenstimme dieselbe vorschreiben. Die tiefste Stimmung ist in B; — Corno in B basso zum Unterschied von einer andern Stimmung in B so genannt. Sie steht um eine None tiefer als die Violine und kann wie jede der übrigen nur gewisse Töne des jedesmaligen Akkordes und einige andere angeben. Von den beiden im Orchester gebrauchten Hörnern kann das erste nie die ganze Tiefe des zweiten und dieses nicht die Höhe des ersten erreichen. In der genannten Stimmung können dem Klange nach geblasen werden B d f b c d es f und abwärts des h a as g e; auf dem 2. Horne auch das große F. Geschrieben werden diese Noten im Violinschlüssel als c der eingestrichenen Octave und von da auswärts e g c d e f g es cis h b a fis und für das tiefe F das g der kleinen Octave. Die ersten sieben Töne haben einen hellen und vollen Ton; die letzteren aber fast alle einen dumpfen Ton und sind nur im höchsten Nothfalle anzuwenden, und zwar im Solo noch eher als im Tutti. Ausführbar sind also im Allgemeinen in jeder Stimmung, die Tonica, Terz, Quinte, Octave und dann aufwärts bis zur Quinte des Grundtons als hellklingende Töne, abwärts aber von jener Quinte, die um eine halbe Tonstufe erhöhte Octave, die große und kleine Septime, die Sext und die große Quart des Grundtons. Demzufolge hat die zweite Stimmung in C (Corno in C), welches gerade eine Octave tiefer als die Violine steht, folgende Töne c e g c d e f g

es cis h b a fis und das zweite Horn noch das tiefe (große) G. Die dritte Stimmung in D ist eine kleine Septime tiefer als die Violine, so daß also das auf den Noten geschriebene c der eingestrichenen Octave klingt wie das d der kleinen Octave. Auch in dieser Stimmung sind nur die genannten Intervalle erreichbar. Das Corno in Es steht eine große Sext tiefer als die Violine, das c klingt also wie es ꝛc. Die Stimmung in E (Cornò in E) steht um eine kleine Sexte tiefer. Das c ist also e; beim Corno in F, welches eine Quinte tiefer steht, klingt das c wie f, bei dem in G das c wie g also um eine kleine Quart tiefer, das in A steht eine kleine Terz tiefer als die Violine also im Einklange mit der A-Clarinette. Die folgende Stimmung ist in B alto, übereinstimmend mit der B-Clarinette, einen Ton tiefer als die Violine, so daß das geschriebene c wie b klingt.

Außerdem werden noch zuweilen die Stimmungen in As, in H, in Des und in Ges nöthig, welche aber selten wirklich vorhanden sind, die Bläser helfen sich dabei mit dem Ausziehen des Instruments, welches aber immer unvollkommen wird, und daher möglichst zu vermeiden ist. Bei den hohen Stimmungen A und B alto sind die höchsten angegebenen Töne schon schwer und etwas unsicher herauszubringen, und man muß so viel als möglich mit den tiefen Tönen auszukommen suchen. Auf dem zweiten Horne, in der Stimmung in D, läßt sich auch noch ein tieferes c hervorbringen, welches aber gewöhnlich so vorkommt, daß das erste Horn die höhere Octave hat. Beide Töne übereinander werden in der Partitur zuweilen im Violinschlüssel, aber auch zuweilen im Baßschlüssel geschrieben. Dieses findet bei allen Stimmungen, aufwärts von der in D gerechnet Statt. Das tiefe c kann aber nur als aushaltender Ton vorkommen, und keinesweges mit andern Tönen schnell

abwechseln, auch überhaupt nur als besondere Ausnahme gebraucht werden. Hieraus ersieht man, daß das Horn nur wenig Töne darbietet, von welchen man eine zweckmäßige Wirkung erwarten kann, denn dieses sind nur diejenigen, welche wir als die siebeu ersten bezeichnet haben.

Daraus entstehen nun Figuren, welche zwar sehr einfach aussehen, aber doch bei dem vollen Ton des Horns eine vortreffliche Wirkung hervorbringen, wenn sie an passenden Stellen vorkommen. Nur ist zu erinnern, daß die hohen Stimmungen diese Höhe nicht ganz erreichen. Aber auch diese Figuren müssen nur selten vorkommen, und dagegen die aushaltenden Töne benutzt werden; denn eine bloße Octave von beiden Hörnern ausgehalten, giebt der übrigen Harmonie eine bedeutende Fülle. Die Töne es, b und a, unter welchen b den besten Klang hat, sind zwar auch als aushaltende Töne zu gebrauchen, aber nicht zu häufig. Die Töne cis, h und fis müssen aber so gestellt werden, daß sie sich an den Ton, welcher eine kleine Stufe höher liegt, hinanschmiegen und dieses ist allemal einer der oben als gut erwähnten Töne. Auch umgekehrt kann davon Gebrauch gemacht werden, indem sie gleich nach ihrem nebenstehenden guten Ton folgen. Wenn ein Horn die Septime der erklingenden Harmonie hat, so läßt man diese Septime häufig springen, wenn der Ton in welchen sich diese, nach den Regeln des Generalbasses eigentlich auflösen sollte, keiner von den oben als gut bezeichneten Tönen ist, nur ist alsdann nöthig, daß ein anderes Instrument, durch welches die Septime verdoppelt wurde, dieselbe richtig auflöst, oder daß das h im zweiten Akkorde durch eine andere Fortschreitung herbeigeschafft werde, da es, als Terz der Harmonie nicht ganz fehlen darf.

Schnell hintereinander gestoßene Töne sind sehr

gut auszuführen, aber am passendsten dann anzuwenden, wenn die Hörner mit den übrigen Blechinstrumenten vereinigt sind. Wenn sie aber mit den Holzinstrumenten zusammengehen, ist das Portamento wirksamer. Oefters sind die Hörner im Orchester vierfach besetzt, dann haben zwei gewöhnlich die Stimmung in C, die andern beiden in F, oder wie sonst die Tonart, aus welcher das Musikstück geht, dies gerade verlangt. Zu Soli eigenen sich am besten die Stimmungen in D, Es, E und F.

Die Trompete (Tromba) hat den Umfang vom e der kleinen Octave bis zum zweigestrichenen g höchstens a. Dieses Instrument hat Stimmungen wie das Horn; denn auch sie bläst immer in c dur. Die tiefste ist die A Stimmung. Sie klingt eine kleine Terz tiefer als die Noten, und hat noch weniger praktikable Töne als das Horn. Die Stimmung in B ist einen Ton tiefer. Auszuführen sind in ersterer die Töne b d f b c d f as und von der zweiten Trompete auch die Unterdominante f. Die C-Trompete hat dieselbe Stimmung wie die Violine und ist also eine Octave höher als das C-Horn. Auch bei ihr wie überhaupt ist die Unterdominante die Tonika, Terz, Quinte, Octave, None, Decime, die nächst hohe Quinte und die kleine Septime auszuführen. Die D-Trompete steht einen ganzen Ton höher als die Violine, eine Octave höher als das D-Horn; die in Es um eine kleine Terz höher als die Violine und um eine Octave tiefer als das Es-Horn, die in E eine große Terz höher als die Violine und eine Octave höher als das E-Horn. Dasselbe um eine Stufe weiter gilt von der F-Trompete.

Wie man hieraus ersieht, erreicht ebenfalls die erste Tromba nicht die größte Tiefe, und umgekehrt die zweite nicht die äußerste Höhe, welche letztere man so selten als möglich anbringen muß, weil sie sehr scharf

klingt und auf öfters versagt. Die übrigen Stimmungen fehlen gewöhnlich ganz, daher muß man einen von den oben genannten Bogen wählen, welcher die gewünschten Töne, so viel als möglich, darbietet, z. B. zu einem Musikstücke aus g dur den C-Bogen, welcher doch wenigstens die Töne g und d, welche im Akkorde nöthig sind, gewährt. Auch nimmt man manchmal drei Trompeten von verschiedener Stimmung um die verlangten Töne zu erhalten, welches aber doch seltner geschieht. Vermöge der wenigen Töne, welche dieses Instrument nur ausführen kann, entstehen dieselben Figuren, nur noch beschränkter und gewöhnlich um eine Octave höher als beim Hyrn, auch gilt hier dasselbe, was dort vom Springen der Septime und bei anderen Gelegenheiten auch von den anderen Intervallen gesagt wurde. Das schnelle Stoßen der Töne in Sechszehntheilen, Zweiunddreißigstheilen und dergleichen, ist leicht auszuführen, nur muß es selten geschehen, weil es sonst in's Militairische und auch zu Gewöhnliche ausartet. Bei den wenigen Tönen, welche die Trompete hat, vereinigen sich die erste und zweite öfters auf ein und demselben Ton, was durchaus nichts schadet, wenn die Höhe nur von der zweiten zu erreichen ist. Auch schreiten sie öfters, obgleich selbst Diskant-Instrumente, mit dem Baß zugleich fort, wodurch aber ebenfalls keine üble Wirkung entsteht, wenn sie nur nicht etwa dabei hoch über alle übrige Instrumente zu liegen kommen, welches überhaupt zu vermeiden ist. Triller wird Niemand von der Trompete im Orchester verlangen. Das tiefe C, dessen beim Horn erwähnt war, findet hier nicht statt. Alle anderen hier angegebenen Töne haeinen hellen und durchdringenden Klang, weswegen ein einziger Ton oft bedeutende Wirkung hervorbringt. Anfängern in der Composition scheint es immer, als wenn sich mit diesen angegebenen wenigen Tönen der

Trompete nichts ausrichten lasse, allein es findet sich bald, daß man, wenn nicht gar zu sehr modulirt wird und sie nicht fortwährend anwendet, recht gut damit auskömmt. Vom Wechsel der Stimmung gilt dasselbe, was bei den Hörnern gesagt wurde.

Die Altposaune (Trombone Alto) ist das höchste Instrument dieser Gattung, von welchen drei im Orchester gebräuchlich sind. Ihr Umfang ist vom c der kleinen Octave bis zum eingestrichenen a höchstens h im Orchester, welcher im Altschlüssel, worin das Instrument immer spielt, geschrieben wird.

In diesem Zwischenraume vermag es aber alle ganzen und halben Töne anzugeben, nur nicht im gar zu schnellen Tempo, ausgenommen, wenn es blos diejenigen sind, die irgend einen Dreiklang ausmachen, welche letztern ziemlich schnell ansprechen, eben so wie gestoßene auf ein und demselben Ton, indem es mit dem Zungenstoß hier gleiche Bewandniß wie beim Horn und der Trompete hat. Die Tonarten vermag die Altposaune alle vorzutragen, nur sind diejenigen mit vielen Vorsetzungszeichen schon des Lesens wegen schwerer. Es ist bis jetzt noch nicht erwähnt worden, daß die angeblasenen Töne bei diesem Instrument wirklich so klingen wie die Noten, bei Beschreibung des ihm eigenen Umfanges angegeben wurden; aus diesem Grunde steht es mit der Viola ganz im Einklang. Man halte sich aber lieber in den Mitteltönen auf, da die Höhe sehr scharf klingt und schwer anspricht. Sie ist wie bekannt nur bei feierlichen und imposanten Gelegenheiten zu benutzen und dann die Altposaune nicht allein, sondern in Verbindung mit einer oder beiden, noch zu beschreibenden dieser Art. Bei aushaltenden und auch ziemlich kurz abgestoßenen Akkorden wirket sie vortrefflich. Diese in Verbindung mit den folgenden Posaunen ein Musikstük ganz von Anfang an, ohne alle übrige Beglei-

tung beginnen zu lassen ist nicht rathsam, weil diese Instrumente kein zuerläßiges Mittel haben, woran sie ihren anzugebenden Ton abmessen könnten, und aus diesem Grunde fällt ein solcher Satz immer unrein aus. Ist dagegen schon Musik vorhergegangen, oder spielen gleichzeitig noch andere Instrumente mit, so kann man alsdann vollkommene Reinheit voraussetzen, und so gestellt lassen sich auch Solo-Sätze anbringen, aber auf jeden Fall nur kurze choralähnliche. Das Forzando läßt sich durch dieses Instrument besonders gut bezeichnen. Das springende nicht natürliche Fortschreiten der Intervalle und daher auch der Septime darf man sich hier nicht erlauben, weil auch gar kein Grund zu dieser Freiheit vorhanden ist, da sie alle nöthigen Töne anzugeben vermag. Triller im Orchester sind Unsinn.

Die Tenorposaune (Trombone Tenore) hat den Umfang ebenfalls vom c der kleinen Octave, aber hier nur bis zum eingestrichenen g, welcher im Tenorschlüssel, worin sie immer spielt, geschrieben wird.

Sie steht mit dem Violoncell im Einklang, nur erreicht sie nicht dessen Tiefe und Höhe. Sie kann ebenfalls alle ganzen und halben Töne blasen und daher auch alle Tonarten ausführen. Alles von der Altposaune Gesagte gilt auch hier, nämlich vom schnellen Tempo, von Ansprache der Höhe, vom Stoßen der Töne, vom Anfang der Musikstücke, vom Springen und Fortschreiten der Intervalle, vom Triller und alles Uebrige, nur ist zu bemerken, daß die Tenor-Posaune bisweilen allein oder nur mit einer der beiden anderen Arten, aber meistens mit allen zugleich angewendet wird. Ist keine Baß-Posaune beschäftigt, so bildet die Tenor-Posaune die tiefste Stimme, und schreitet meistens mit dem Baß zugleich fort, doch nicht immer. Wenn der Raum der Partitur sehr beschränkt ist, so setzt man nur im höchsten Nothfall,

die Alt- und Tenor-Posaune auf ein Liniensystem, und schreibt die Noten für beide in den Tenorschlüssel. Beim Ausschreiben muß aber immer die Alt-Posaunenstimme alsdann auch in den Altschlüssel transponirt werden, weil dieses Instrument nach keinem anderen bläst. Hierdurch werden aber oft Fehler veranlaßt, und es ist daher, wo möglich, zu vermeiden.

Die Baß-Posaune Trombone Basso hat den hier zu benutzenden Umfang vom C der großen Octave bis zum eingestrichenen e.

Sie spielt immer im Baßschlüssel und kann alle ganzen und halben Töne in dem angegebenen Raume blasen, welche wirklich den Klang haben, den die Noten bezeichnen. Sie kann auch daher alle Tonarten ausführen. Das bei der Alt-Posaune Gesagte gilt auch hier, nämlich: vom Zungenstoß, vom Anfang der Musikstücke, vom Springen und Fortschreiten der Septime und aller andern Intervalle, vom Triller. Die Baß-Posaune wird bei sehr kleinen Musik-Chören zuweilen einzeln angewendet, bei großen ist sie aber mit den zwei früheren vereinigt und dann zwar durch zwei dergleichen besetzt, welche bei passenden Gelegenheiten in Octaven fortschreiten, da nämlich, wo es der Umfang zuläßt, und dann überschreitet auch manchmal die höchste Baß-Posaune die Tenor-Posaune um einige Töne. Oft gehen aber beide Baß-Posaunen nur im Einklang, oder halten in in der Entfernung von Quinten und dergleichen Töne aus. Die tiefste Baß-Posaune geht meistens mit den übrigen Baß-Instrumenten, aber nicht immer, denn figurirte Stellen sind ganz zu vermeiden, dagegen eignen sich aushaltende oder kurz angestoßene Akkorde besser für dieselbe. Will man Stellen komponiren, welche bloß von Messing-Instrumenten ausgeführt werden sollen, welches bei einer Besetzung von 4 Corni, 4 Trombe, 4 Tromboni recht vollkom-

men, und bei der Militair-Musik oft passend einzurichten ist, so muß man darauf sehen, daß die Posaune diejenigen Töne übernehme, welche von den Hörnern und Trompeten bekanntlich nicht alle hervorgebracht werden können. Dennoch muß aber wieder darauf gesehen werden, daß die Posaunen nicht Akkorde zu blasen haben, worin ein durchaus nöthiges Intervall fehlt, zum Beispiel die Terz im Dreiklang, welches alsdann immer unangenehm auffällt, wenn auch diese Terz von einem Horne oder einer Trompete besetzt sein sollte. Dieses unangenehm Auffallende kommt daher, weil der Posaunenton sich merklich von dem der Hörner und Trompeten absondert, daher ist diese Vorsicht auch bei vollstimmiger Begleitung zu empfehlen, und vollends muß man sich hüten einen leer klingenden Akkord für die Posaunen zu schreiben, wenn gar keine Hörner und Trompeten dabei sind, weil es alsdann noch weit schlechter klingt. Im Gegentheil muß man, wenn die Posaunen mit wenig anderer Begleitung oder wohl gar ganz allein blasen, die Intervalle, welche sie vortragen sollen, sehr vorsichtig berechnen, und zwar schon immer ein ganzes Stück voraus, damit niemals ein nöthiges Intervall fehle. — Bei solchen Gelegenheiten ist man mitunter zu kleinen Sprüngen genöthigt, welche aber vorsichtiger Weise in die Mittelstimme zu legen sind. Wie aus allem Obigen hervorgeht, so kann bei diesen Instrumenten kein Wechsel der Stimmung vorkommen.

Der Triangel (Triangulo) bildet einen Theil der sogenannten Janischaren-Musik, indessen wird er auch bisweilen beschäftigt, wenn die andern, hierzu gehörigen Instrumente pausiren. Er hat, wie alle diese, keine bestimmte Tonhöhe, sondern nur einen zufälligen Klang, welcher in der Partitur durch irgend eine Note ausgedrückt wird, gewöhnlich das c im Violinschlüssel. Man benutzt ihn zu schnellen und lang-

samen Schlägen, welche auch etwas länger und kürzer ausgeführt werden können. Auch eine Art von Tremolo kömmt vor, welches in den Noten, auf zwei verschiedenen Weisen, gleich gut bezeichnet wird, nämlich durch Zweiunddreißtheile oder dergleichen kurze Noten-Gattungen, oder auch durch das Zeichen des Trillers, so lang fortgesetzt, als es dauern soll. Alle Figuren vermag er im Solo und Tutti auszuführen.

Die Wirbel-Trommel (Tamburo rullante) wird in den Noten ganz wie der Triangel behandelt und man bedient sich einer willkürlichen Note des Violinschlüssels, da dieselben, wegen der Ersparung des Raumes in der Partitur, fast immer mit dem Triangel auf ein Liniensystem kommen. Sie führt einzelne Schläge, aber auch anhaltende Wirbel aus, welche ganz so wie die bei der Pauke und beim Triangel bezeichnet werden, welche zuweilen als Solo vorkommen. Oefters ist die Wirbel-Trommel auch gar nicht bei der Janitscharenmusik des Orchesters. Dieses Instrument kann das Crescendo und Decrescendo gut ausführen.

Die große Trommel (Gran Tamburo) hat wieder keine bestimmte Tonhöhe. Man schreibt die Noten dafür gewöhnlich auf den Zwischenraum, wo das kleine c des Baßschlüssels steht. Langsame Schläge sind hier noch nöthiger als bei den Becken auf ein Liniensystem, und können auf den guten und schlechten Takttheil treffen, ersteres ist aber häufiger anzuwenden. Die große Trommel wird zuweilen zur Bezeichnung von Kanonenschüssen oder dergleichen in der Musik benutzt, sonst geht sie wohl nur immer vereinigt mit den übrigen zur Janitscharenmusik gehörigen Instrumenten, welche aber sehr selten und nnr bei passenden Gelegenheiten anzubringen ist;

denn die Musik soll nicht in bloßen Lärm ausarten.

Die Becken (Piatti) gehören ebenfalls zu der Janitscharenmusik, und haben auch keine bestimmte Tonhöhe. Die Noten für dieselben werden mit irgend einem Ton des Baßschlüssels bezeichnet, gewöhnlich mit G, wo sie dann mit der großen Trommel auf ein Liniensystem anzubringen sind, da sie mit wenigen willkührlichen Ausnahmen gleiche Schläge mit dieser auszuführen haben, welche aber nicht gar zu schnell auf einander folgen dürfen, höchstens mitunter Achtel im Polonaisen-Tempo, wonach man das Uebrige wohl abmessen kann. Es ist aber immer besser, daß man bei ziemlich langsam aufeinander folgenden Schlägen bleibt, welche wohl nicht immer auf dem guten Takttheile zu stehen brauchen, ausgenommen beim Marsch. Solo ist hier nicht gebräuchlich.

Die Pauken, Timpani reichen von F der großen Octave bis zum f der kleinen Octave. Jedes von den beiden im Orchester vorhandenen Instrumenten giebt nur einen Ton an, wovon der eine der Grundton der Tonart ist, aus welcher das Stück spielt, der andere die Quinte oder Dominante. Nur selten findet eine Ausnahme von dieser Regel statt. Es kommt häufig, besonders bei g und e dur vor, daß die Dominante auf der höheren Pauke genommtn werden muß, statt wie dies sonst der Fall ist, auf der niederen; wenn dies vom Componisten nicht berücksichtigt wird, — denn es entsteht durch diese Umkehrung ein Quintensprung, statt des Quartensprungs, — so verursacht es eine üble Wirkung. Auch bei F dur bleibt es dem Paukenschläger überlassen, ob er die Tonica oder die Dominante auf der tiefen Pauke nehmen will, es ist daher besser, wenn der Componist, um Uebelstände zu vermeiden, die Stimmung und Lage

der Töne ausdrücklich vorschreibt. Zuweilen geschieht es, daß man ein anderes Intervall als die Dominante z. B. die Unterdominante sogar die zur Tonart gehörige Molltonart zur Tonica hinzunimmt. Bei manchen Musikstücken werden auch drei Pauken in der Stimmung der Tonica, Dominante und Unterdominante verwendet, doch geschieht dies nur äußerst selten; denn es könnte vorkommen, daß eine dritte Pauke nicht aufzutreiben wäre, und alsdann würde die Composition dabei verlieren.

Die bisher durchgenommenen Instrumente sind die gewöhnlichen eines Orchestrs, bei denen die Streichinstrumente die wichtigsten sind. Bei der Militairmusik müssen diese durch andere ersetzt werden und zwar bei der Infanterie die erste und zweite Geige größtentheils durch die Clarinette und Flöte, der Contrabaß aber durch das Contrafagot, das Baßhorn und Serpent. Alle drei spielen mit dem dritten Fagott aus einer Stimme, sie stehen aber um eine ganze Octave tiefer vom Contra **D** bis zum d oder e der kleinen Octave. Die Noten stehen aber eine Octave höher wie das **D** und eingestrichene d und e aus. In diesem Raume haben sie alle ganzen und halben Töne. Ziemlich schnelle Läufe können sie recht gut ausführen, nur müssen sie überhaupt beim Grundbaß nicht zu häufig vorkommen. Bei sanften Stellen läßt man das Baßhorn pausiren.

Das bei der Infanterie gebräuchliche Signal- oder Flügelhorn (Corno signale) wird zuweilen auch zu kleinen Soli gebraucht und zwar in verschiedenen Stimmungen, welche zusammen den Umfang vom h der kleinen Octave bis zum zweigestrichenen g haben. Jede Stimmung hat aber nur wenige Töne, die Tonica, Dominante, Octave, Dezime und die Quinte der Octave. Beim Corno signale in B klingen sie einen Ton tiefer als sie geschrieben werden,

und diese Stimmung steht also mit der des Corno in B alto gleich. Das Signalhorn in Es ist eine kleine Terz höher, also gleich der Es-Trompete. Auch kann man noch mehrere beliebige Stimmungen durch Aufsetzen von größern oder kleinern Bogen anbringen. Der Componist muß sich jedoch erst erkundigen, ob bei einem bestimmten Chore gerade die benöthigten Bogen vorhanden sind und also das Musikstück in der beabsichtigten Weise ausführbar ist.

In der Jägermusik braucht man als Hauptinstrument, welches größtentheils die Melodie zu blasen hat, das Kenthorn oder das Klappenflügelhorn. Es ist eigentlich nichts als das Flügel- oder Signalhorn, aber durch Klappen so vervollkommnet, daß es in dem Umfang vom h der kleinen Octave bis zum zweigestrichenen g und wohl auch noch höher, alle ganzen und halben Töne hat. Diese klingen so wie die im Violinschlüssel geschriebenen Noten, es steht also mit der C-Klarinette gleich und man kann auf ihm alle Tonarten blasen, die mit vielen Kreuzen und Been sind natürlich schwieriger. Man hat es bei einem Musikchore doppelt besetzt ein erstes und ein zweites.

Die Trompete (Tromba) wird bei der Hornmusik viel angewendet, sowohl zum Tutti als auch beim Solo, dabei gilt Alles, was bereits schon oben von derselben gesagt wurde. Nur finden bei der Hornmusik größtentheils zwei Trompeten statt, von denen jede eine andere Stimmung hat, welche sich bei jedem Chore nach der einmal angenommenen feststehenden Stimmung desselben richten, z. B. eine in F, und die andere in B alto. Oder auch eine in Es, und die zweite in As. Bei dieser Art von Musik benutzt man die höheren Stimmungen der Trompete häufiger, als die tieferen, wie auch vorher gezeigt

worden ist. Für diese F- und B alto-Trompete kann man nun im Tutti alle die früher bezeichneten Töne setzen, im Solo aber auch noch die Töne fis, a und h. Der Zungenstoß und das Tremolo werden hier ebenfalls angewendet.

Corno. Die Hörner sind bei der Jäger-Musik natürlich am vielfachsten besetzt. Bei diesen Chören sind nur immer einige der früher beschriebenen Stimmungen gebräuchlich. Oft bildet die Stimmung in B alto die Hauptstimme, und ist durch eine erste und eine zweite Stimme besetzt, welche nicht so sehr auf die Töne des bloßen Akkords beschränkt sind, wie dieses im Orchester und bei der Infanterie beim Tutti der Fall ist, sondern es können bei Melodieen folgende Töne auf dem ersten und zweiten Horne in B alto geblasen werden, wie b d es e f g as a b c des d es f und vom zweiten Horne auch noch die Unterdominante f. Allein die ganz hohen sind nur sehr selten zu benutzen, und von den Tönen, welche bei der früheren Beschreibung nicht genannt waren, kann man auch hier keinen starken Klang erwarten, dieselben sind daher nur in Läufen oder überhaupt nur in Verbindung mit den guten Tönen zu gebrauchen. Alle hier vorkommenden klingen wie bekannt einen ganzen Ton tiefer, als sie in Noten aussehen. Außer diesen zwei hohen B-Hörnern sind oft noch drei Hörner in F, welchen aber mehr die Begleitung obliegt. Diese sind dann meistentheils auf die schon angezeigten Töne beschränkt, welche sie im Verhältniß, als erstes, zweites und drittes benutzen. Die Hörner in F bekommen auch dann manchmal die Vorzeichnung von f dur, nämlich ein b, wenn das Musikstück aus b dur geht, welches bei den Chören die gegenwärtige Stimmung haben, größtentheils der Fnll ist, da die B-Hörner c dur, spielen.

Sind die F-Hörner zur Begleitnng bestimmt, so

halten sie sich ziemlich tief. Andere Chöre haben As- und Es-Hörner. Wer daher etwas für dergleichen componiren will, muß nothwendig erst die jedesmalige Besetzung kennen.

Corno chromatico. Bei diesen Chören sind auch oft zwei sogenannte chromatische Hörner, nämlich ein erstes und ein zweites. Diese stehen immer in F, und daher mit den gewöhnlichen F-Hörnern ganz gleich, also eine große Quinte tiefer wie die C-Clarinette. Durch angebrachte Ventile können sie alle halben und ganzen Töne in ihrem Umfang hervorbringen, welcher dem Klange nach vom A der großen Octave bis zum zweigestrichenen c reicht. In Noten wird für dies Instrument um eine Octave höher geschrieben. Es versteht sich daß das zweite immer etwas tiefer gehalten wird. Im Allgemeinen eignen sie sich mehr zur tiefen Lage und vereinigen sich daher oft mit den begleitenden F-Hörnern. Wie schon erwähnt worden, so ändern die chromatischen Hörner in F nie die Stimmung, da gar kein Grund dazu vorhanden ist.

Das Signal-Horn (Corno signale) ist bei der Infanterie-Musik hinlänglich beschrieben worden, und alles dort Gesagte findet hier dieselbe Anwendung. Wegen der Stimmung wuß man sich nach der jedesmaligen vorhandenen richten.

Auch die Posaunen (Trombone Alto, Trombone Tenore, Trombone Basso) kennt man nach der früheren Beschreibung vollkommen. Sie sind hier eben so besetzt, nämlich: eine Trombone Alto, eine Trombone Tenore, und 2 Tromboni Bassi, welche im Satz so zu behandeln sind, wie dort, nur meistens fortwährend beschäftigt, weil weiter keine Baß-Instrumente bei diesen Chören sind.

Die Trompete (Tromba) ist natürlich bei der Kavallerie-Musik vorherrschend, und daher vielfach

besetzt. Die feststehenden Stimmungen der Chöre sind verschieden, aber gewöhnlich in Es, wo dann eine erste und zweite Tromba dieser Stimmung die Hauptstimme übernehmen. Diese beiden halten sich ziemlich hoch, und können alle die Töne ausführen, welche früher angegeben wurden, und außerdem noch einige andere, welche aber weit seltner anzubringen sind, und nur im Solo oder in Verbindung mit den andern guten Tönen vorkommen können. Bei Tromba in es g as c des d es f ges g as h c sind alle für diese zu benutzende angezeigt. Der Zungenstoß wird häufig bei dieser Musik angewendet, aber mehr von den beiden sogenannten Trombe principale, welche immer in derselben Stimmung stehen, wie die beiden vorhergehenden, also hier in Es. Diese sind wieder in zwei Stimmen vertheilt, vereinigen sich aber häufig auf dieselben Töne. Sie sind von den vorhergehenden Es-Trompeten gar nicht verschieden, nur übernehmen sie die tieferen Töne und müssen daher fast immer im Akkorde bleiben, weil in der Tiefe, außer dem h, diese nur ausführbar sind. Auch übernehmen sie hauptsächlich das Schmettern, welches sehr oft bei dieser Musik vorkömmt, und durch den Zungenstoß bewirkt wird. Dann werden noch einige einzelne Trompeten dazugesetzt, z. B. in F, oder in G, auch in As, B alto, welche alle alsdann so zu behandeln sind wie die Solo-Trompeten bei der Infanterie- oder Horn-Musik, die außer den Tönen ihres jedesmaligen Akkordes noch die angegebenen, blasen können. Alles Uebrige, was dort von den Trompeten in diesen Stimmungen gesagt wurde, gilt auch hier. Aber bei der Kavallerie-Musik wird auch manchmal eine noch höhere Stimmung angewendet, nämlich in C alto, welche dann eine ganze Octave höher steht als die gewöhnliche Tromba in C. Sie wird ebenfalls nur, so wie die kurz vorhergehenden, als Solo-

Trompete benutzt und kann dann folgende Töne blasen: g c e g c e fis g a h c, sie klingen aber um eine Octave höher. Hierzu gehört aber ein ausgezeichneter Bläser. Bei den Trompeten-Chören findet auch öfters eine andere feststehende Stimmung, z. B. in C, oder noch anders statt.

Auch von den Posaunen ist hier nichts Abweichendes zu sagen, denn sie sind bei großen Chören ebenfalls mit einer Alt-, einer Tenor- und zweien Baß-Posaunen besetzt, wovon die letzteren den Baß des Ganzen ausmachen.

Oft ist auch eine sogenannte chromatische Trompete (Tromba chromatico) dabei, die gewöhnlich in Es, und daher mit der andern Es-Trompete ganz gleich steht. Ihr Umfang geht vom g der kleinen Octave bis zum zweigestrichenen b. Da sie aber eine kleine Terz höher steht als die C-Clarinette, so sieht derselbe in Noten für das Instrument dargestellt aus, wie: e f fis g a b h c g, sie klingen aber um eine Octave höher, wobei zugleich bemerkt wird, daß sie in diesem Raum alle ganzen und halben Töne gleich gut blasen kann, nur nicht das tiefste gis, welches aber eigentlich wie das h der kleinen Octave klingt. Von der Note a unter den Linien bis zur Note g über den Linien fehlt weder ein ganzer noch ein halber Ton, weswegen sie natürlich zum Vortrag der Melodie benutzt wird.

Man hat jetzt bei der Kavallerie-Musik ein sogenanntes chromatisches Tenor-Horn (Corno Tenore chromatico) mit der Tenor-Posaune vereinigt, oder an deren Stelle gesetzt. Es hat den Umfang vom B der großen Octave bis zum eingestrichen b, und in diesem Raume kann es alle ganzen und halben Töne blasen. Die Noten sind im Tenorschlüssel gesetzt, weil dies Instrument immer nach demselben spielt. Die Töne klingen alle so, wie sie den Noten

nach aussehen. Uebrigens ist es mit der Tenor-Posaune ganz gleich zu behandeln, kann aber Läufe und dergleichen mit mehr Leichtigkeit ausführen.

Mit dem chromatischen Baß-Horne (Corno Basso chromatico) hat es ganz dieselbe Bewandniß wie mit dem vorhergehenden. Es wird neben und statt der Baß-Posaune benutzt und spielt ebenfalls nach dem Baßschlüssel. Sein Umfang geht vom C der großen Octave bis zum eingestrichenen g, in welchem Raume es alle ganzen und halben Töne blasen kann, welche wirklich so klingen wie sie nach den Noten aussehen. Die äußerste Tiefe vermeidet es gern und hält es lieber in den Mitteltönen auf. Es ist zugleich auch mehr zu Läufen und schnellen Figuren geeignet, als wie Baß-Posaune.

Es wird Vielen hierbei etwas daran gelegen sein zu erfahren, daß alle oben und früher erwähnten chromatischen Instruments hier in Berlin, in Folge eines ertheilten Patents, und zwar in allen möglichen Stimmungen, auf Verlangen verfertigt werden.

Von den Pauken gilt im Allgemeinen auch bei der Kavallerie-Musik, dasselbe was oben schon über Umfang und Stimmung gesagt ist. Wir führen nur noch einige Specialitäten an. Bekanntlich bekömmt eine dieser Pauken die Tonika und die andere den Grundton des Dominanten-Akkordes. Manche Componisten bezeichnen diese beiden Töne immer mit den Noten c und g, und schreiben bloß im Anfang die eigentlichen Töne, welche sie beabsichtigen vor, z. B. Timpani in Es B. Diese Art ist aber aus mehreren Gründen, die früher angeführt worden, welches von der Instrumentirung für das Orchester, spricht, näher entwickelt sind, nicht ganz zweckmäßig. Dagegen schreibe man allerdings allemal die Töne mit Buchstaben vor, in welche die beiden Pauken gestimmt werden sollen, im Verfolg setze man aber die wirkli-

chen Noten, welche man beabsichtigt, nach dem Baßschlüssel in die Partitur, wie in C G und nehme dabei den Grundsatz an, daß man beim Vorschreiben der Buchstaben allemal die Tonika, als den wichtigern Ton, zuerst nenne. Diese Tonika bekömmt nun in den Tonarten, b dur, c dur, d dur, es dur, die höhere Pauke. Zu f dur, hat man die Wahl, ob man die Tonika zum tiefsten oder höchsten Ton nehmen will, weil das tiefe und hohe f ausführbar ist. Bei g dur, a dur, as dur, kommt aber die Tonika unten zu liegen, weil es der Umfang nicht anders erlaubt. Auf diese Verschiedenheit muß man beim Satz Aufmerksamkeit verwenden und schreibe daher bei g dur die Töne natürlich in G D. Da die Kavallerie-Chöre meistens in Es blasen, so schreibe man bei der Paukenstimme die ordentliche Vorzeichnung in Es B. Aushaltende Töne kann man freilich nicht verlangen, indessen herrscht doch eine bedeutende Verschiedenheit in Hinsicht der langen und kurzen Schläge, welche denn auch durch längere oder kürzere Noten ausgedrückt werden. Was sich bei den Blase-Instrumenten durch Zungenstoß erlangen läßt, kann hier ebenfalls durch schnelle Schläge hervorgebracht werden, und in Diesem können sie mit den Trompeten völlig Schritt halten. Auch der Wechsel der beiden Töne kann sehr schnell verlangt werden. Eben so wie bei den Hörnern und Trompeten kann die Septime manchmal springend fortschreiten, nur ist es bei dieser Gelegenheit durchaus nöthig, daß der höchste Ton der Pauken die Septime bildet und zum tieferen springt. Das Gegentheil ist nicht anwendbar. Gewöhnlich gehen die Pauken mit dem Baß, allein sie können auch zu jedem Akkord mit angeschlagen, wenn einer von ihren beiden Tönen in diesem enthalten ist, obgleich er nicht der, des Basses ist, nur müssen doch immer verbotne und widrige Fortschreitungen vermie-

den werden, wo die Benutzung der Pauken nicht fehlerhaft ist. Man sieht hier zugleich aus der Stimmung in As, Es, daß natürlich die Pauken alle ganzen und halben Töne hervorbringen können, welche in ihrem Umfang enthalten sind. Es versteht sich, daß in einem Musikstücke nur deren zwei verlangt werden können. Nun giebt es noch eine Art die Pauken zu benutzen, welche in ein fortwährendes Tremolo, eines oder beider Töne abwechselnd, besteht, welches vom leisesten Pianissimo bis zum Fortissimo, und umgekehrt, auszuführen ist. Dieser Wirbel wird auf zwei verschiedene Arten durch Trillerzeichen oder durch Zweiunddreißigstel Noten vorgeschrieben. Beide sind gleich gut. Auch sind hier Verbindungsbogen um die zitternde Bewegung ohne alle Unterbrechung fortgesetzt zu erhalten. Solos für die Pauken, verbunden mit anderen Instrumenten, oder auch ganz allein, welche in einzelnen Schlägen, und auch in oben beschriebenen Wirbeln bestehen können, sind recht wirkungsvoll, wenn sie selten vorkommen.

Umfangen, ein transitives Zeitwort, heißt einen Gegenstand auf allen Seiten einschließen; Dichter brauchen dafür auch wohl das alte Zeitwort umfahen, wie man fahen gleichbedeutend mit fangen oder fassen anwenden kann. Umfangen ist auch so viel wie umarmen. Bildlich sagt man, jemanden mit Liebe, mit Zärtlichkeit umfangen, was ungefähr dasselbe ist als jemanden in Liebe und Zärtlichkeit hegen, ihn mit Liebe und Zärtlichkeit behandeln. Jemand ist von Traurigkeit umfangen, gleichsam ringsum eingeschlossen von Traurigkeit, so daß er zu keiner Freude kommen kann und von ihr abgetrennt ist; das Gegentheil ist der, welcher von Lust umfangen ist. Das Adjectivum umfänglich ist wenig in Gebrauch,

wohl aber das Adverbium umfänglich d. h. im Umfang genommen, betrachtet.

Umfangslinie, mit dieser Benennung bezeichnet man die Linie, welche um den Umkreis eines Gegenstandes herumreicht, es ist gleichbedeutend mit Peripherie.

Umfärben. Ein Stück Zeug, Garn, Tuch oder dergleichen, welches schon einmal gefärbt war noch einmal färben und zwar so, daß es eine andere Farbe bekommt, als es zuerst gehabt hat. Man kann ein Stück gelbes Zeug grün, ein Stück rothes violett, ein Stück braunes schwarz färben. Nicht alle Farben, lassen sich umfärben so z. B. Gelb sehr schwer in Blau, weil die Mischung grün ist. Schwarz nehmen alle übrigen Farben an, weiß aber nur die ganz hellen, wobei jedoch noch zu bemerken ist, daß das weiße Pigment dann bei weitem überwiegend sein muß. Fast in allen größeren Städten, z. B. in Berlin, Leipzig, Breslau, Dresden giebt es Werkstätten, die sich ausschließlich mit dem Umfärben beschäftigen, da diese ganz besonders dazu eingerichtet sind, so thut man wohl daran, solche Arbeiten nicht selbst etwa in der Haushaltung vorzunehmen, weil leicht ein Stück Zeng so verdorben wird, daß es gar nicht mehr gebraucht werden kann. Zunächst hat man darnach zu sehen, ob das Zeug auch des Umfärbens werth, d. h. ob es noch dicht und haltbar ist. Dann untersuche man, ob die alte Farbe nicht als Grund für die neu darauf zu setzende tauglich ist. Man hat dann nicht erst mehr nöthig, dieselbe zu vertilgen, sondern nur das Zeug gehörig durch Waschen mit Seife und Spülen zu reinigen. Es entsteht dann ein aus der alten und neuen zusammengesetzte Farbe. Wird aber eine einfache Farbe verlangt, so muß die frühere entfernt oder wie man sich ausdrückt, abgezogen werden. Es kommt aber auf die Beschaffenheit des Zeuges an, ob dies möglich ist oder nicht. Auf Wolle wird man

ein günstiges Resultat nur dann erzielen, wenn die alte Farbe sehr flüchtig ist, weil dieselben von Alkalien und Säuren zu leicht angegriffen und zerfressen wird; daher wähle man lieber eine neue zu dem alten Grunde passende Farbe. Seidene und baumwollene Zeuge vertragen eher das Abziehen und man verwendet dazu je nach Beschaffenheit der Färbung verschiedene Mittel. Gelbe, rothe, braune und Kaffefarbe kann man gewöhnlich durch Auskochen mit Seife, woran man auf ein Pfund Zeug etwa ein Viertel Pfund der besten grünen Seife nimmt, und zu welcher man auch etwas Pottasche zusetzen kann, und dem nöthigen Wasser abziehen. Hierauf spült man das Zeug in kaltem Wasser rein und beginnt die neue Färbung. Dunkelblaue und dunkelgrüne und schwarze Farben Behufs des Umfärbens abzuziehen, koche man das zuvor in lauwarmes Wasser gelegte und wieder ausgedrückte Seidenzeug mit dem nöthigen Wasser, worin man auf jedes Pfund Zeug 16 Loth gutes Scheidewasser genommen so lange, versteht sich unter beständigem Kehren und Wenden, bis es braun aussieht. Bei hellblauen und hellgrünen Zeugen darf man bloß die Hälfte der Quantität Scheidewasser nehmen. Nachdem es braun geworden ist, nehme man das Zeug heraus, stecke es eine Zeitlang in kaltes Wasser, spüle es hernach und alaune es dann auf's Neue. Das so behandelte Zeug kann braun in allen Schattirungen gefärbt werden nur nicht ganz hell. Salzsäure thut ebenfalls beim Abziehen der Farben, namentlich bei seidenen und wollenen Stoffen gute Dienste, indem sie die meisten blauen, violetten, grauen, grünen und carmoisinen Farbennuancen in Chamoisgelb verwandelt, das dann leicht durch Schwefeln in Weiß übergeht. Wie das Schwefeln zu veranstalten ist, wollen wir kurz wiederholen.

Die schweflige Säure, sei es in Gasform oder

flüssiger Form angewendet, wirkt als ein sehr wirksames Bleichmittel, besonders für Stoffe thierischen Ursprungs, als Wolle, Seide, Federn, auch Stroh ꝛc. (s. Bleichen, Schwefelige Säure). Ihre Anwendung zu diesem Zwecke kann auf folgende Weise geschehen. Man bringt den zu bleichenden Stoff nach gehöriger Reinigung von Fett oder andern Unreinigkeiten (s. Färben) in feuchtem Zustande in den obern Theil eines Fasses, eines Kastens oder (mehr im Großen) eines kammerähnlichen Raums auf ein Netz, Schnüre, Stangen oder dergl., stellt auf dem Boden dieses Behältnisses Gefäße mit Schwefel, zündet diesen an, verschließt den Deckel oder die Thür fest und öffnet ihn nach 12—24 Stunden oder überhaupt erst dann wieder, wenn der Schwefel längst zu brennen aufgehört hat und das entstandene saure Gas seine bleichende Wirkung vollbracht hat. Die zu bleichenden Stoffe müssen hoch genug über dem Schwefelbehältnisse befindlich sein, um weder entzündet, noch zu stark erhitzt zu werden. Auch die bei Stroh anzugebende Methode dasselbe zu schwefeln, kann als ein Anhalt dienen, wie sich in ähnlichen Fällen verfahren läßt. Diese einfache Einrichtung des Schwefelkastens oder der Schwefelkammer hat indeß den großen Nachtheil, daß die Verbreitung des schwefligsauren Gases beim Oeffnen sehr beschwerlich und für die Athmungsorgane sogar gefährlich wird. Man kann sie dadurch verbessern, daß man unten in der Vorderwand des Kastens eine Oeffnung mit einem Schieber anbringt, diesem gegenüber aber von der hintern Wand ein mit einer Klappe verschließbares Rohr, gleich einer Ofenröhre, in den nächsten Schornstein leitet. Um den Zug dieses Rohrs zu verstärken, läßt man von unten in dasselbe, nahe bei seinem Eintritte in den Schornstein, das gläserne Zugrohr einer großen Argand'schen Lampe (oder bei Ausführung im

Großen das Zugrohr eines gemeinen Stubenofens oder eines Kesselofens) einmünden, welche man anzündet, wenn es gilt, den Zug hervorzubringen. Um sich des so eingerichteten Behältnisses zu bedienen, zündet man, nachdem man die zu bleichende Waare hineingebracht hat, die Argand'sche Lampe und den Schwefel in den Gefäßen an, schließt die Thür in der Vorderwand, läßt aber die Klappe des Rohrs so lange geöffnet, bis der Schwefel recht gut in Brand ist, schließt sie dann ebenfalls fast ganz und kann nun auch die Lampe auslöschen. Vor dem Herausnehmen der gebleichten Stoffe zündet man die Lampe wieder an, öffnet die Klappe ganz, den Schieber aber nur ein wenig, wodurch ein Luftzug in dem Kasten entsteht, welcher die Dämpfe in den Schornstein fortführt. Von Viertelstunde zu Viertelstunde zieht man den Schieber immer mehr auf und zuletzt läßt man ihn ganz offen. Nach einem ähnlichen Princip kann man auch große Schwefelkammern einrichten, wovon sich eine Beschreibung mit Abbildung in Prechtl's technologische Encyklopädie II. S. 430 findet.

Statt der Schwefeldämpfe kann man sich auch des Bleichens mit flüssiger schwefliger Säure bedienen. Man zieht die Waare durch Wasser, um sie gleichmäßig zu benetzen, läßt sie abtropfen und bringt sie sogleich in die Bleichflüssigkeit. Diese wird (für Wolle und Seide) von der gehörigen Stärke erhalten, wenn man das aus 24 Pfund rauchender Schwefelsäure und 8 Pfund Sägespänen entwickelte Gas von 150 Pfund Wasser verschlucken läßt, und die Auflösung mit gleich viel Wasser vermischt. Nachdem die wollenen Gespinnste oder Gewebe einige Male in der Säure hin und her bewegt worden sind, taucht man sie unter und läßt sie 24—48 Stunden darin liegen, während welcher Zeit man sie von 6 zu 6 Stunden umwendet. Dann werden sie herausgenommen, in

fließendem Wasser gespült, bis der stechende Geruch verschwunden ist, und getrocknet. Erforderlichen Falls wird die Behandlung mit der schwefligen Säure wiederholt. Die wollenen Waaren erhalten durch das Bleichen mit der flüssigen Säure nicht jene rauhe und spröde Beschaffenheit im Anfühlen, welche gewöhnlich eine Folge des Schwefelns mit den Dämpfen ist; die Entfärbung aber wird nach beiden Methoden gleich gut erreicht. Das Wasser, in welchem man nachher die Zeuge einweicht, nehme man nicht zu sauer, sondern bringe sie lieber, wenn das erste Bad nicht ausgereicht haben sollte, in ein zweites. Blau, welches aus Kupfervitriol und Blauholz dargestellt ist, verschwindet durch Behandlung mit Schwefelsäure, die verdünnt werden muß, damit sie das Zeug selbst nicht verdirbt und durch nachheriges Schwefeln.

Wichtig ist für das Umfärben auch die Chlorbleiche, wodurch die den Stoffen anhängenden färbenden Substanzen so verändert werden, daß sie sich dann in Laugen auflösen und hinterher wegschaffen lassen. Auf Wolle läßt sich die Chlorbleiche nicht anwenden, auf Baumwolle dagegen ist es eines der wirksamsten im weitesten Umfange, wenn es mit Vorsicht angewendet wird. Von allen Präparaten eignet sich dazu das Chlor in Gasform am wenigsten, weil es sich ereignen kann, daß es zu heftig und ungleichförmig wirkt, auch belästiget es die Lungen der mit der Bleicharbeit Beschäftigten in unangenehmer Weise. Kann man in gewissen Fällen nicht umhin, es doch anzuwenden, so muß es aus dem Apparate, in welchem es entwickelt wird in luftdicht verschlossene Gefäße geleitet werden, worin die Stoffe sich befinden. Das Chlorwasser, welches vor dem Gase den Vorzug hat, daß sich seine Stärcke besser reguliren und abmessen läßt, belästigt ebenfalls durch seine Ausdünstung; man wendet daher am liebsten

eines oder das andere der Chloralkalien, Chlorkali, Chlornatron, Chlorkalk oder Chlormagnesia in wässeriger Auflösung an, welche den Namen Bleichflüssigkeit führt. Diese ist eine Auflösung von Chlorgas, die sogenannte Javelli'sche Lauge, von Chlorkali am gewöhnlichsten aber von Chlorkalk. Ihre Wirkung ist ziemlich dieselbe, nur muß man sie nach Beschaffenheit der zu bleichenden oder entfärbenden (abzuziehenden) Stoffe verdünnen oder verstärken. Eine für die gewöhnlichsten Fälle ausreichende hinlänglich concentrirte Bleichflüssigkeit von Chlorkali oder Chlornatron erhält man, wenn man das aus 21 Wiener Pfund Kochsalz, 9 Pfund Braunstein und 14 Pfund Schwefelsäure entwickelte Chlor durch eine Auflösung von 28 Pfund möglichst reiner Pottasche oder Soda in 28 Wiener Maaß Wasser, welche gleich sind 200 Wiener Pfund absorbiren läßt und diese Flüssigkeit zum Gebrauche bei leinwandenen und baumwollenen Stoffen mit 350 Maaß reinem Wasser vermischt. Eine Bleichflüssigkeit aus Chlorkalk erhält man, indem man ihn, je nach der durch Chlorprobe ermittelten Reichhaltigkeit mit 20 — 40 Theilen Wasser auszieht und die Auflösung von dem darin bleibenden Bodensatz trennt. Man nehme z. B. 12 Pfund guten Chlorkalk und 10 Pfund Wasser und rühre daraus einen Brei, um ihn gleichförmig anzufeuchten, gieße dann unter fortwährendem Umrühren 200 Pfund Wasser darauf, peitscht die Flüssigkeit einige Minuten lang tüchtig durcheinander, läßt sie zwei Stunden ruhig stehen und zieht dann die klare Flüssigkeit, am besten mittelst eines am Boden des Gefäßes angebrachten Hahnes ab. Den Bodensatz laugt man auf dieselbe Weise noch dreimal, jedesmal mit 200 Pfund Wasser aus. Dann geben die ersten beiden Abzüge zusammen die stärkere, die zweite und dritte die schwächere Bleichflüssigkeit, die man anstatt

reinen Wassers zum Ausziehen neuer Mengen von Chlorkalk, welche man aber auf 10 Pfund verringern muß, verwendet.

Das Auslaugen muß bei Bereitung kleiner Quantitäten von Bleichwasser in gläsernen Gefäßen vorgenommen werden, bei größeren aber in hölzernen Gefäßen, welche mit Blei ausgegossen oder gefüttert sind. Nimmt man dazu kupferne zinnerne oder sonst ans andern Metallen verfertigte Behälter, so werden diese durch den Chlorkalk angegriffen. Die bleichende Wirkung dieses Wassers, was aus aus Chlorkali bereitet ist, wird in nicht geringem Grade dadurch erhöht, wenn man die Flüssigkeit in lauwarmen und nicht in ganz kaltem Zustande anwendet; und ein noch besseren und schnelleres Resultat erzielt man, wenn man etwas Schwefelsäure darunter mischt. Durch diese wird nehmlich ein Theil des Chlors entbunden und in Freiheit gesetzt, indem die Schwefelsäure an das Alkali tritt. Eine solche Bleichflüssigkeit ist als eine gemischte Auflösung von Chlorkali und Chlorgas zu betrachten Auf Bauwolle und allen baumwollenen Zeugen verschwinden durch die Chlorbleiche alle Farben, welche aus Pflanzenstoffen bestehen und womit dieselben vorher gefärbt waren; am meisten widersteht ihrer Einwirkung das ächte Krapproth. Um die im Zeuge noch rückständige Beize fortzuschaffen, ist das Behandeln derselben mit verdünnter Schwefelsäure erforderlich. Weit größeren Schwierigkeiten bietet die Wegschaffung eines eisenhaltigen Grundes. Man reinigt zu diesem Behufe die Zeuge in einem Bade, welches mit Weinstein und die Hälfte seines Gewichtes Schwefelsäure versetzt ist und wäscht sie darin gut aus. Mit dem Spülen verfährt man wie oben auseinandergesetzt worden ist. Zur Ergänzung dieses Artikels vergleiche man die Artikel Bleiche und Fär-

berei. Das Umfärben von Stoffen oder Zeugen, welche nur mit Waschfarben gefärbt sind, namentlich solcher Stoffe, die nicht gewaschen zu werden pflegen und wenig der Nässe ausgesetzt sind z. B. Bänder, Flor, Spitzen und dergl. macht wenig Schwierigkeiten, weil es leicht ist, die ersten Farben fortzubringen. Denn diese haben durch bloßes Tränken mit Stärkemehl, das auf irgend eine Weise gefärbt ist, ohne vorherige Beize ihre Färbung erhalten. Zu Blau braucht man in diesem Falle gewöhnlich Neublau, zu Roth Neuroth, zu Gelb Stärkemehl, das mit irgend einem Farbenabsude von Wau, Gelbholz oder Curcumä oder dergleichen angemacht ist.

Umfassen, ein Zeitwort, das beinahe ganz dieselbe Bedeutung hat wie umfangen (s. oben); d. h. einen Gegenstand in seinem Umfange fassen oder einschließen, ihn von allen Seiten umgeben. Es kann daher auch gesagt werden: ich umfasse meine Geliebte, d. h. ich umarme sie. Im figürlichen Sinne braucht man das Wort umfassen in der Bedeutung, sich über etwas erstrecken; z. B. das Land umfaßt das Gebiet zwischen zwei Meeren, die Herrschaft der Türken umfaßt den ganzen Orient und einen Theil des Occidents; die Mathematik umfaßt die Disciplinen der Geometrie, Stereometrie, Arithmetik ꝛc. und in noch specielerem Sinne: sein Wissen umfaßt alle Gebiete der fremden Sprachen, oder sein Geist umfaßt alle Kenntnisse in Bezug auf das Alterthum. Man sieht, daß dieses Wort ziemlich mit dem Begriffe Umfang zusammenfällt. In der Goldarbeiterkunst heißt umfassen: einem Schmuck, einen Stein eine andere Fassung von Gold, Silber und dergl. geben, als er früher gehabt hat. — Das Adjectiv umfassend, eigentlich das Participium des obigen Zeitworts erklärt sich seiner Bedeutung nach von selbst aus dem oben Gesagten. Man rühmt z. B. von jemanden

er hat den umfassendsten Scharfblick. Das Auge ist der umfassendste, d. h. am weitesten reichende Sinn.

Umfassung, bedeutet in der Wappenkunde, Heraldik, so viel wie Einfassung. Das Nähere hierüber in dem Artikel Wappenkunde, unter W.

Umfassungsmauern, heißen in der Baukunst die Mauern, welche ein Gebäude begrenzen zum Unterschiede von den Zwischenmauern. Die Umfassungsmauern können entweder massiv, d. h. von Ziegel- oder anderen Steinen oder von Fachwerk sein. Die ersteren sind natürlich die dauerhaftesten und zweckmäßigsten für Wohnhäuser. Sie sind weniger feuergefährlich und erleichtern die Erhaltung einer gleichmäßigen Temperatur, auch eignen sie sich besser zur Anbringung inneren und äußeren Schmuckes. Fachwerk zu den Umfassungsmauern kann nur dann den Vorzug erhalten, wenn der Baugrund zur Errichtung eines massiven Gebäudes unter den obwaltenden Umständen nicht sichere Tragfähigkeit bietet; ein Grund, der auch dann für die Wahl des Fachwerks entscheiden kann, wenn auf ein schon fertiges massives Gebäude ein neues Stockwerk aufgesetzt werden soll. Man kann die erforderliche Stärke der Umfassungsmauern nicht bestimmt ein für allemal angeben, dies kommt vielmehr auf den Grund und Boden, auf die Bestimmung des Gebäudes und sonstige Umstände an. Bei Wohnhäusern und anderen Gebäuden, welche nicht großen Erschütterungen ausgesetzt sind, oder nicht ungewöhnliche Lasten zu tragen haben, kann man folgende Regeln beobachten. Werden die Mauern aus regelmäßigen Steinen, Ziegeln oder behauenen Kalksteinen aufgeführt und haben die Stockwerke 10 bis 12, höchstens 14 Fuß Höhe, so genügt es die Hauptmauern, welche die Balken und das Dach tragen, im obersten Geschoß 1½ Fuß und

im Erdgeschoß 2 Fuß dick zu bauen. Höhere Gebäude erfordern auch stärkere Mauern. Die Giebelwände können immer etwas schwächer gehalten werden. Bei unregelmäßigen Steinen, muß man die Mauern stärker machen, wenn aus ihnen die Umfassungsmauern aufgeführt werden sollen; denn der Verband derselben ist wegen des ungleichmäßigen Druckes der Steine gegeneinander, nie so fest als bei regelmäßigen, glattbehauenen Steinen und Ziegeln. Man hüte sich die Hauptmauern und überhaupt den Bau im Herbst erst zu beginnen, eben so die Putzarbeit in so später Jahreszeit zu machen; denn dem frischen Kalkputz bringt der Frost den größten Nachtheil; er muß also bis zum Einwintern völlig trocken sein, weil er sonst selbst in den nachfolgenden guten Jahreszeiten nicht nachtrocknet, besonders auf massiven Mauern. Das Specielle über diesen Theil der Bauarbeit lese man in den Artikeln Baukunst, Mauer und Haus nach. Es genügt hier kurz darauf hingewiesen zu haben. Umfassungsmauern, nennt man auch die um Gehöfte, Gärten ꝛc. herumgeführten Mauern, welche ein ganzes Grundstück mit allem Zubehör einschließen.

Umflammen, ein transitives Zeitwort, welches bedeutet mit Flammen oder flammend umgeben. Es ist nur in der rhetorischen und dichterischen Sprachweise gebräuchlich; z. B. das Abendroth umflammt den dunkelen Wald.

Umflattern, ein transitives Zeitwort, flatternd um etwas herumkreisen: der Schmetterling umflattert die Blume, der Vogel umflattert sein Nest; im uneigentlichen bildlichen Sinne sagt man: dies Mädchen ist von vielen Anbetern, Courmachern ꝛc. umflattert, der Fürst ist von Höflingen, von Schmeichlern umflattert. Es liegt darin zugleich die Nebenbedeutung, des Nichtigen, Faden, Abgeschmackten oder Geckenhaften oder

auch der klug berechneten, Absichtlichen, wie in dem letzten Beispiele.

Umflechten, ein transitives Zeitwort, welches bedeutet: 1) etwas schon Geflochtenes, z. B. einen Zopf, noch einmal anders flechten, einem Korb eine andere Façon ein anderes Muster geben, als er früher hatte; 2) etwas mit einem Geflecht umgeben z. B. eine Flasche mit Bast oder feinem Rohr oder Weidenruthen umflechten um sie vor dem zu leichten Entzweigehen zu bewahren, wie man dies bei Reiseflaschen zu Wein oder Branntwein zu thun pflegt, man nennt eine solche Flasche eine Korbflasche oder geflochtene (eigentlich umflochtene) Flasche. Das Wort hat in ersterer Bedeutung den Ton auf der Sylbe „um" in der zweiten, auf der zweiten Sylbe „flech". Im figürlichen Sinne wird 3) umflechten auch für umwinden gebraucht, z. B. den Kopf mit einem Kranze umflechten, jemanden mit seinen Armen umflechten, eng umfassen, mit Verläumdungen umflechten, d. h. so eng umgeben, daß er sich daraus nicht zu retten vermag.

Umfliegen, ein intransitives und transitives Zeitwort, in ersterer Bedeutung wird es mit dem Hülfszeitwort „sein" conjugirt, in der zweiten mit „haben". Man sagt er ist um die Ecke geflogen, aber auch, er hat die Ecke umflogen. Auch sagt man umfliegen statt fliegend einen Umweg, nicht den geraden Weg nehmen, z. B. von einer Brieftaube, sie umflog sich zwei Meilen. Umfliegen kann auch so viel bedeuten wie fliegend umkreisen, vergleiche oben umflattern. Der Aar umfliegt seine Beute.

Umfließen, ein transitives Zeitwort so viel wie rund umfließen, z. B. der Bach umfließt das Dorf, die Wolken und Nebel umfließen die Häupter der Berge. Auch im figürlichen Sinne wird es gebraucht z. B. dieses Mädchen ist von reizender Anmuth umflossen,

d. h. Reiz und Anmuth sind gleichsam die Atmosphäre, das Element in welchem das Mädchen sich bewegt. Dieses Participium wird als Adjectiv in vielen Zusammensetzungen gebraucht, z. B. meerumflossen, duftumflossen, nachtumflossen, reizumflossen, gramumflossen ꝛc., hauptsächlich wenden die Dichter solche Zusammensetzungen der Anschaulichkeit und Kürze wegen an.

Umfloren, ein transitives Zeitwort; mit Flor umgeben, mit Flor überziehen, meist nur im figürlichen Sinne gebraucht; z. B. seine Sinne sind umflort, er ist ihrer in voller Schärfe und Klarheit nicht mächtig, das Auge ist gramumflort: der Gram hat gleichsam einen Schleier über ihren Glanz gebreitet; es hat also ungefähr dieselbe Bedeutung wie verdunkelt, getrübt. Der Himmel ist umflort, d. h. mit leichten Wolken umzogen. — Die Stimme der Sängerinnen ist umflort, d. h. sie klingt nicht in natürlicher Frische, sie ist durch eine Indisposition beeinträchtigt und so giebt es noch eine große Menge anderer Redewendungen, in denen das Wort umfloren und umflort in solcher figürlichen Bedeutung vorkommt.

Umflöten, die Flöte spielend um etwas herumgehen, uneigentlich überhaupt klingend und singend, z. B. von der Nachtigall, um etwas sein.

Umfluren, ein verstärkter Ausdruck für umfließen, den man von einem großen reißenden Strome oder vom Meere gebraucht; auch figürlich sagt man der Strom der Melodieen umflutet die Sinne ꝛc.

Umforken, s. umfurkeln. Im Deichbau, den Damm mit Forken umsetzen.

Umformen, einem Gegenstand eine andere Form geben, namentlich bei Modellen, bei silbernen und goldenen Geräthschaften; auch von schriftlichen, dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten.

Umformung, auch Transformation nennt man in den mathematischen Wissenschaften die Verwandlung der Coordinaten, der Funktionen und der Gleichungen. Das Nähere hierüber wird in dem Artikel Verwandlung unter V. abgehandelt werden. — Hauptsächlich wird der Ausdruck Umformung von den Reihen gebraucht. Man bezeichnet damit jede Veränderung ihrer Gestalt, die jedoch dergestalt durch Substitution oder Elimination erfolgt, daß der Werth derselben nicht geändert wird. Schreiten die Glieder einer Reihe, (vergl. den Artikel Reihe) nicht nach Potenzen einer Hauptgröße fort, so lassen sich dieselben durch unmittelbare Verwandlung ihrer einzelnen Glieder, aus denen sie besteht, namentlich durch Zerlegung derselben in Theile umformen. Sind sie aber mit einer fortschreitenden Größe versehen, so geschieht die Umformung derselben meist dadurch, daß man eine neue Hauptgröße wie sie dazu passend erscheint, einführt. Man beabsichtigt durch diese Transformation der Reihen hauptsächlich, aus denselben neue Reihen zu erhalten, welche überhaupt oder stärker convergiren als die schon gegebenen es gethan haben. Die Umformungen führen sehr oft zur Summirung der Reihe. Ein Beispiel wird die Sache deutlicher machen. Wir haben z. B. die Reihe

$$\frac{1}{a} - \frac{1}{a+b} + \frac{1}{a+2b} - \frac{1}{a+3b} + \ldots$$

Diese läßt sich in eine andere umformen, und zwar auf folgende Weise: Bedeutet n eine beliebige Zahl, so ist bekanntlich

$$\frac{1}{a+nb} = \frac{1}{a} - \frac{nb}{a(a+nb)} =$$

$$\frac{1}{a} - \frac{nb}{a(a+b)} + \frac{nb.(n-1)b}{a(a+b)(a+nb)} - \text{&c.}$$

Das Gesetz für die folgenden Gleichungen läßt sich allemal aus dem Gesetz der vorhergenden leicht erkennen. Substituirt man nun diese Ausdrücke nach und nach in den einzeln Gliedern der gegebenen Reihe, so erhält man für das erste Glied:

$+\frac{1}{a}$ für das zweite $-\frac{1}{a}+\frac{b}{a(a+b)}$;

für das dritte

$+\frac{1}{a}-\frac{2b}{a(a+b)}+\frac{2b\,.\,b}{a(a+b)(a+2b)}$

für das vierte

$-\frac{1}{a}+\frac{3b}{a(a+b)}-\frac{3b\,.\,2b}{a(a+b(a+2b)}$ &c.

Addirt man die gleichstehigen Glieder zusammen und bezeichnet man $\frac{1}{a}$ mit A, $\frac{b}{a(a+b)}$ mit A_1, $\frac{b\,.\,2b}{a(a+b)(a+2b)}$ mit A_2 und erwägt man, daß $+1-1+1-1+1-\ldots\ldots = (1+1)^{-1} = \frac{1}{2}$; daß $1-2+3-4+5\ldots\ldots = (1+1)^{-2} = \frac{1}{4}$; daß $1-3+6-10+\ldots\ldots = (1+1)^{-3} = \frac{1}{8}$ u. s. w., (vergleiche Binominischer Lehrsatz); so erhält man statt der gegebenen Reihe die folgende:

$\frac{1}{2}A+\frac{1}{4}A_1+\frac{1}{8}A_2+\frac{1}{16}A_3+\ldots$ welche offenbar stärker convergirt, als die nrsprüngliche.

II. So läßt sich jede Reihe von der Form

$a+\frac{a_1}{x}+\frac{a_2}{x^2}+\frac{a_3}{x^3}\ldots\ldots$ in eine von dieser Form verwandeln:

$b+\frac{b_1}{x} = \frac{b_2}{x(x+1)}+\frac{b_3}{x(x+1)(x+2)}$

$+\frac{b_4}{x(x+1)(x+2)(x+3)} + \ldots$, wo $b = a; b_1 = a_1; b_2 = a_2; b_3 = a_3 + a_2; b_4 = a_4 + 3a_3 + 2a_2; b_5 = a_5 + 6a_4 + 11a_3 + 6; b_6 = a_6 + 10a_5 + 35a_4 + 50a_3 + 24a_2$ u. s. w. ist. Diese Zahlencoefficienten aber entstehen, wenn man die Producte $x + 1$; $(x+1)(x+2)$; $(x+1)(x+2)(x+3)$ u. s. w. entwickelt und nach fallenden Potenzen von x ordnet.

Setzt man in der Reihe

$$a + bx + cx_2 + dx_3 + \ldots = \frac{y}{1+x}$$ und

verwandelt man durch Anwendung der Methode der unbestimmten Coefficienten (s. Unbestimmte Coefficienten), $\frac{y}{1+y}$ $\frac{y^3}{1+2y+y^2}$,

$\frac{y^3}{1+3y+3y^2+y^3}$ u. s. w., das ist: die Werthe $x, x^2 + ^3$ u. s. w., in unendlichen Reihen so erhält man:

$$\begin{aligned}
x &= y - y^2 + y^3 - y^4 + \ldots \\
x^2 &= y^2 - 2y^3 + 3y^4 - 4y^5 + \ldots \\
x^3 &= y^3 - 3y^4 + 6y^5 - 10y^6 + \ldots \\
x^4 &= y^4 - 4y^5 + 10y^6 - 20y^7 + \ldots \\
&\vdots \quad\quad \vdots \quad\quad\quad \vdots \quad\quad \vdots
\end{aligned}$$

Werden diese Werthe in die ursprüngliche Reihe, die mit S bezeichnet werden mag, substituirt und die Glieder nach Potenzen von y geordnet, so erhält man

$$\begin{aligned}
S = {} & ay - ay^2 + ay^3 - ay^4 + \ldots \\
& + b - 2b + 3b \\
& + c - 3c \\
& + d
\end{aligned}$$

Diese Coefficienten von $y^2, y^3, y^4 \ldots$ aber entste-

hen, wenn man von den Größen a, b, c, d, . . die ersten Unterschiede b — a, c — b, d — c, . . . von diesen Unterschieden wiederum die Unterschiede, d. i. die zweiten Differenzen nämlich c — 2b + a, d — 2c + b, . . ., davon wieder die Unterschiede nämlich d — 3c + 3b — a, . . ., d. i. die dritten Differenzen u. s. f. bildet und von jeder dieser Differenzreihen das erste Glied nimmt. Werden diese, wie gewöhnlich, mit Δa, $\Delta^2 a$, $\Delta^3 a$ u. s. w. bezeichnet, und erwägt man, daß, wenn

$x = \frac{y}{1+y}$ ist, $y = \frac{x}{1-x}$ sein muß, so erhält man die umgeformte Reihe

$$S = \frac{x}{1-x} a + \frac{x^2}{(1-x)^2} \Delta a + \frac{x^3}{(1-x)^3} \Delta^2 a + \ldots$$

Bilden nun die Coefficienten a, b, c . . . der gegebenen Reihe, eine arithmetische Reihe irgend einer Ordnung (s. Arithmethische Reihe), so wird eine der obigen Differenzreihen einmal lauter gleiche Glieder geben, so daß also alle folgenden Differenzreihen zu Null werden: so muß die neue Reihe bei irgend einem Gliede abbrechen und man erhält in einem solchen Falle für die gegebene unendliche Reihe einen endlichen Ausdruck, d. h. man hat durch diese Umformung die unendliche Reihe summirt. Beispiel: Es sei die unendliche Reihe

$$1x + 4x^2 + 9x^3 + 16x^4 + 25x^5 + \ldots$$

gegeben, wo die Coefficienten die Quadrate der natürlichen Zahlen sind, dann ist die erste Differenzreihe 3, 5, 7, 9 . . . und die zweite Differenzreihe 2, 2, 2 . . ., folglich ist in diesem Falle $a = 1$, $\Delta a = 3$,

$\Delta^2 a = 2$, und $\Delta^3 a = \Delta^4 a = \text{ꝛc.} = 0$, folglich ist die Summe der gegebenen Reihe

$$\frac{x}{1-x} \cdot 1 + \frac{x^2}{(1-x)^2} \cdot 3 + \frac{x^3}{(1-x)^3} \cdot 2$$

oder wenn man auf einerlei Nenner bringt und vereinfacht $= \frac{x + x^2}{(1-x)^3}$.

Aus der bekannten Reihe $(x-1) - \frac{1}{2}(x-1)^2 + \frac{2}{3}(x-1)^3 - \ldots$ für den natürlichen Logarithmus von x, welche zum praktischen Gebrauche nicht geeignet ist, läßt sich durch gehörige Umformung zu folgenden zwei Reihen gelangen, wo k eine Zahl bezeichnet, die man beliebig groß annehmen kann,

und x^1 für $\sqrt[k]{x}$ gesetzt worden ist:

$$\log \text{nat } x = k \left\{ \begin{matrix} (x^1 - 1) - \frac{1}{2}(x^1 - 1)^2 \\ + \frac{1}{3}(x^1 - 1)^3 - \ldots \end{matrix} \right\} \text{ u.}$$

$$\log \text{nat } x = k \left\{ \left(1 - \frac{1}{x^1}\right) + \frac{1}{2}\left(1 - \frac{1}{x^1}\right)^2 + \frac{1}{3}\left(1 - \frac{1}{x^1}\right)^3 + \ldots \right\}.$$

Hierher kann noch gerechnet werden die Verwandlung der Reihen in Kettenbrüche, in Produkte mit unendlich vielen Factoren u. s. w. Die erstere ist in zweierlei Beziehung besonders merkwürdig, einmal wegen daraus sich ergebenden Näherungswerthe, dann aber, weil jedesmal, wenn der erhaltene Kettenbruch ein periodischer ist, mit demselben die Summe der vorgeschriebenen Reihe gefunden ist.

Umforschen, ein transitives Zeitwort, welches bedeutet mit forschenden Blicken etwas von allen Seiten zu ergründen, zu erforschen suchen. Dies Zeitwort

ist nur wenig in Gebrauch, höchstens kommt es noch bei Dichtern vor.

Umfrage. Ein Ausdruck, der hauptsächlich in der Staatswissenschaft gebräuchlich ist. Dem Sinne nach ist er verschieden von Anfrage, die entweden an einen Einzelnen oder an ein ganzes Collegium, an eine Versammlung, z. B. an einen Verein von Naturforschern, an ein Regierungscollegium u. dgl. gerichtet ist, indeß Umfrage so viel bedeutet, als der Reihe nach herumfragen, an jedes einzelne Mitglied eines Collegiums eine Frage zur Beautwortung, eine Sache zur Beurtheilung stellen, zur Erledigung vorlegen, zur Entscheidung vortragen. Bei allen Entschließungen eines Collegiums, welche dadurch gefaßt werden, daß das ganze Collegium in Gemeinschaft darüber und zwar per acclamationem entscheidet, oder diese Entschließung faßt, in der Voraussetzung, daß sie alle oder doch die zu einer Beschlußnahme nothwendige Anzahl von Mitgliedern vorhanden ist, geschieht eine Anfrage und keine Umfrage. Diese letztere wird in der Regel von dem Vorsitzenden, dem Präsidenten des Collegiums, zuweilen auch wohl von einem Mitgliede desselben veranstaltet, wenn es darum zu thun ist, die Meinung jedes Einzelnen kennen zu lernen. Wir begegnen in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes zuerst solchen Umfragen in den Reichsversammlungen, namentlich im Collegium der Churfürsten, wo die wichtigen Rechts- und Reichsfragen, z. B. bei Eingehung eines Bündnisses, bei Kriegserklärungen und Friedensschlüssen, bei Religionsfragen und Competenzconflicten, zuerst an die sieben und später die neun Churfürsten zur speciellen Beantwortung und Begutachtung herumgesandt wurden. Später übertrug man dieses Verfahren auch auf andere Collegien, vorzüglich auf richterliche Collegien, bei wichtigen Rechtsstreitigkeiten, Terrainan-

sprüchen, Ehescheidungsprozessen hochgestellter fürstlicher Personen u. s. w. In der Regel hat der Präsident allein das Recht eine Umfrage zu veranlassen,, besonders in dem Falle, wenn die gemeinsamen Sitzungen gerade nicht abgehalten werden, die Dringlichkeit der Sache aber eine baldige Erledigung fordert. Dies könnte z. B. während der Ferien der deutschen Bundesversammlung bei Ereignissen geschehen, die das Wohl des gesammten deutschen Landes angehen. Mit dem Recht, die Umfrage zu veranlassen steht zugleich das Recht in Verbindung, die Frage der Form noch abzufassen. Manchmal gehen aber auch dieser Abfassung Conferenzen und Berathungen vorauf, in welchen über dieselbe Beschlüsse gefaßt werden.

Vorschrift ist in der Regel dabei, daß diese Fragen kurz und einfach abgefaßt sein müssen, so daß als Antwort darauf nichts weiter nöthig ist als ein einfaches Ja oder Nein, Einverstanden oder Nichteinverstanden. Ehe jedoch solche definitive Fragen vorgelegt werden können, muß über die Hauptsache selbst schon eine erschöpfende Discussion vorangegangen sein, in welcher jeder, welcher das Wort darüber ergreifen will, seine Ansicht und Meinung mit ausführlichen Gründen dafür oder dawider darzulegen im Stande gewesen ist, gerade wie dies in der Deputirten oder Pairskammer in Frankreich oder im englischen Parlamente oder in den übrigen constitutionellen Versammlungen anderer Länder zu geschehen pflegt. Aus der Entscheidung über die Umfrage wird gewöhnlich ein Ultimatum, ein letzter Spruch gezogen. Wie der Präsident die Fassung der Frage zu redigiren hat, so steht ihm auch die Bestimmung zu, in welcher Reihenfolge abgestimmt werden soll, das heißt, in welcher Ordnung die Umfrage an die Mitglieder des Collegiums zu senden ist. Dies kann entweder von Oben nach Unten, von dem

Vornehmsten oder Aeltesten bis zum Geringsten oder Jüngsten der Mitglieder, aus denen das Collegium besteht, oder umgekehrt geschehen; in manchen Fällen auch nach der Sitzordnung oder nach der Reihenfolge der Plätze, welche die Mitglieder bei Plenarversammlungen einzunehmen pflegen. Die Antworten werden nach derselben Ordnung registrirt und gezählt. Auch wird es zuweilen beliebt, wenn die Umfrage nicht schriftlich, sondern nur mündlich durch den Präsidenten oder Secretair der Versammlung abgefaßt wird, die Umfrage in der Folge, wie die Mitglieder des Collegiums am Tage der Abstimmung in den Sitzungssaal treten, zu richten und sie in dieser Anordnung aufzuschreiben. In den landschaftlichen Versammlungen, wie sie in neuerer Zeit in mehreren Ländern in's Leben gerufen wurden, gilt die Regel, daß nicht nach Ständen, also nicht etwa zuerst der Herren-, der Adels-, der Bürger- und Bauernstand, auch nicht nach Kreisen und Bezirken, sondern Mann für Mann abgestimmt und die Umfrage beantwortet wird.

In den Staaten aber, wo das sogenannte Zweikammersystem gilt, und es also ein Ober- und Unterhaus im weiteren Sinne des Wortes giebt — auf die Benennung dieser Kammern kommt es hierbei nicht an — stimmt jedes Haus für sich allein ab, nur in ganz neuester Zeit macht Preußen nach dem ständischen Verfassungsedict vom 3. Februar 1847 eine Ausnahme, da in manchen Fällen dort in dem vereinigten Landtag in Pleno berathen und abgestimmt wird, so daß also die Herren-Curie mit der Curie der drei Stände: der Ritter, Städte und Landgemeinden vereinigt ist. —

In den neueren Gewerb- und Innungsordnungen, wie sie nach der Gesetzgebung von 1808 in Preußen entstanden sind, werden Umfragen gehalten. Dort

haben sie dieselbe Bedeutung wie Umschau. Wenn nehmlich ein fremder Gesell in einer Stadt angereist kommt, so läßt er durch den dazu bestellten Umweis-, Umsag- oder Zuschickmeister oder Gesellen; denn nicht bei allen Innungen ist dies Sache eines Meisters, sondern eines Gesellen — bei den übrigen Meistern der Reihe nach umfragen, ob er in Arbeit treten kann. In der Regel geschieht dies jedoch nicht auf die besondere Veranlassung eines Angereisten, sondern überhaupt von Zeit zu Zeit, so daß also die Fremden sich bloß bei dem Zuschickmeister zu erkundigen haben, an wen sie sich, um Arbeit zu erhalten, wenden sollen.

Umfrage nennt man auch bei den Zusammenkünften der Handwerksgesellen in ihrer Herberge die Aufforderung des Altgesellen an seine Cameraden zur Entrichtung des Auflagegeldes und sonstiger Beiträge zu den Kranken- oder Sterbekassen, welche sie unter sich gebildet haben; ebenso auch die Aufforderung, diejenigen Anliegen vorzubringen, welche bei der Brüderschaft berathen und genehmigt werden sollen. Das Wort Umfrage wird endlich auch dann gebraucht, wenn ein Geistlicher bei einer Gemeinde zur Anstellung vorgeschlagen worden ist und nun vom Superintendenten des Bezirks an die einzelnen Gemeindeglieder die Anfrage geschieht, ob sie gegen Lehre, Leben und Wandel des Candidaten nichts einzuwenden haben.

Umfriedigen, etwas mit einem Zaun oder einer Mauer umgeben, einschließen, eigentlich die Grenze ziehen innerhalb deren der Friede herrscht, wo kein Streit entstehen kann. Man braucht umfriedigen und Umfriedigung besonders von Friedhöfen.

Umführen, ein transitives Zeitwort, dessen nächste natürliche Bedeutung etwas um einen Gegenstand herumführen bekannt ist. Ich führe mein Pferd um das

Haus, ich führe eine Mauer um den Garten u. s. w. Daraus ist denn auch der Begriff umführen für: auf einem Umweg führen entstanden. Ein Reisender kann zum Beispiel von einem gedungenen Wegweiser im Gebirge sagen: er hat mich umgeführt, das heißt, er hat mich nicht den nächsteu Weg zu meinem Ziele, sondern einen Umweg geführt. In ähnlicher Bedeutung braucht man auch das Wort umgehen für einen Umweg machen. Letzteres ist dann reciprok: er ist sich weit umgegangen. Doch findet man diese Sprechweise nur im Munde des Volkes.

Umfüllen, ein transitives Zeitwort: eine Flüssigkeit und dergleichen, welche schon auf ein Gefäß gefüllt war, von diesem wieder ablassen und in ein anderes Gefäß füllen. Dies muß namentlich beim Wein und Bier und allen Getränken geschehen, welche längere oder kürzere Zeit liegen müssen, ehe sie reif oder trinkbar werden. Das Umfüllen des Weines hat also in den meisten Fällen dieselbe Bedeutung, wie das Abziehen desselben von einem Faß in das andere. Ueber die Zeit, wann dies geschehen, und die Art, wie es am zweckmäßigsten geschehen muß, lassen wir zwei bewährte Kenner der Weinbereitung und Pflege sprechen. Der erstere ist Heintl, ein Oesterreicher. Sein schätzenswerthes Werk, auf das wir jedenfalls bei dem Artikel Wein zurückkommen werden, führt den Titel: „Der Weinbau des österreichischen Kaiserthums, zugleich Anleitung zur Bereitung, Wartung und Pflege der Weine." 2 Bände. (Wien, 1821 — 1835); der andere ist von Babo, dessen Schrift den Titel führt: „Kurze Belehrung über die zweckmäßige Behandlung der eingekellerten Weine. (Heidelberg, 1837). — Heintl sagt:

„Der Weinbesitzer muß die Natur seiner Weine kennen. Die fetten Weine, die aus zu süßen überreifen Trauben erzeugt wurden, und ihre rasche Gäh-

rung dennoch übereilt haben, können das baldige Abziehen fordern, während andere Weine Jahre lang ohne Abziehen auf ihrem ersten Lager liegen bleiben, damit haushalten, und sich veredeln. Indem die ersteren durch das Abziehen verbessert werden, würden die letzteren an Geist und Lebenskraft verlieren. Unsere österreichischen Gebirgsweine bleiben 10 und mehrere Jahre im nämlichen Fasse auf dem Lager liegen: sie werden eher nur abgezogen. wenn der Eigenthümer sie zum Verkaufe oder zum Trunke bestimmt; indem das Abziehen sie milder, eher trinkbar, aber auch älter macht. So lange der Wein rein und klar erscheint, indem er noch auf dem Lager liegt, so lange mag er darauf liegen bleiben. Erscheint er aber im reinen Glase wie benebelt, so wird das Abziehen rathsam; es wird um so nothwendiger, wenn sich der Wein mehr trübt. Die beste Zeit zum Weinabziehen sind die Wintermonate bei windstillem, trokkenem kaltem Wetter,; indem jetzt die von der Kälte verdichtete Luft weniger begierig ist, den Weingeist sich anzueignen. Es sollen aber die Weine in der Regel nicht eher abgezogen werden, bis sie sich geklärt haben; weil ihnen bis dahin die Hefen nöthig sind, und es die Erfahrung lehrt, daß der zu früh abgezogene Wein geistlos und unhaltbar geworden ist. Nur wo die krankhafte Beschaffenheit des Weines das Abziehen zur dringenden Nothwendigkeit macht, kann man die Zeit dazu beliebig nicht wählen."

Vou Babo andererseits spricht sich folgendermaßen über diesen Gegenstand aus: „In manchen Gegenden, besonders wo die Weinberge viele Rieslinge und dergleichen harte Traubenarten enthalten, findet sich die Sitte, den Wein bis in das kommende Spätjahr auf der Hefe liegen zu lassen. Dies kommt wohl mit von dem Glauben, welchen man hie und da an-

trifft, daß die Hefe dem Weine Geist gebe und ihn haltbar mache. Beides ist falsch, und wenn vielleicht schon bei schwerem, zähem Wein ein Zusatz von anderer Hefe denselben curirt hat, so kommt dieses lediglich davon, daß sie wohl etwas mehr Gehalt an Gerbstoff oder Weinstein hatte, welcher den Schleim zu Boden warf, nicht aber von einer besondern Kraft der Hefe als Hefe. Dagegen ist aus der Betrachtung des Gährungsprocesses zu ersehen, daß die Weinhefe theils aus Schleim und dem Wein fremden Theilen, theils aus dem eigentlichen Hefestoffe besteht, welches alles während der Gährung niedergeschlagen ward. Der Gährungsstoff aber behält immer die Eigenschaft, sich in geringer Menge schwebend zu erhalten, so daß, wenn auch der scheinbar ganz helle Wein in Verhältnisse kommt, welche der Gährung günstig sind, wie z. B. in warme Keller oder in die Sommerhitze, er immer wieder zur neuen Bewegung aufgereizt wird. Daher ist ein mehrmaliger und baldiger Ablaß, besonders bei weichen, schleimigen Weinen sehr anzurathen. Der erste Ablaß geschieht, wenn der Wein ganz hell ist, am besten im Februar oder Anfang März. Manche halten für gut, schon am Ende des Decembers oder im Anfange des Januars zum ersten Male abzulassen. Zwei Dinge sind dabei zu beobachten, nämlich daß man die Arbeit bei hellem, ruhigem Wetter vornehme, und daß man darauf sehe, daß der Wein in ganz reine, gut vorbereitete Fässer komme. Jetzt darf kein Faß mehr genommen werden, welches nicht durchaus weingrün ist; Fässer, die von Schimmel gereinigt, noch so gut vorbereitet wurden, sind schon gefährlich und geben dem Weine leicht einen Beigeschmack, ebenso Fässer, in denen Branntwein lagerte, welche man übrigens zur Noth gebrauchen kann, um, wenn sie gut gereinigt sind, süßen Most zur Gährung einzufüllen. Die

Fässer müssen auf das beste mit kaltem Wasser ausgeschwenkt sein. Brühwasser mit aromatischen Substanzen dürfen nicht genommen werden; eben so wenig ist es jetzt rathsam, die Fässer mit Weingeist auszuspülen oder auszubrennen, da der Wein leicht einen Geschmack darnach annimmt. Man muß übrigens Sorge tragen, daß die Fässer recht fest liegen und nicht mit den Lagern selbst schwanken, was die Ablagerung des Weines hindert. In diesem Falle ist es rathsam, die Lager unmittelbar unter den Fässern noch einmal zu unterschlagen. Gewöhnlich wird der Wein übergestützt. Bei weitem sicherer ist es aber, denselben durch Schläuche mit dem Blasebalg überzufüllen, denn abgesehen davon, daß so viel weniger Geist verfliegt, kommt bei dem Ueberstützen der Wein in eine zu häufige Berührung mit der Luft, wodurch sich Zuckerstoff und Extractivstoff mit dem Sauerstoff derselben verbindet und der Wein eine dunkelbraune Farbe annimmt. Bei schleimigen Weinen ist es ausnahmsweise besser, den Wein überzustützen, um ihn mehr durcheinander zu schlagen. Vor dem Einfüllen muß das zu füllende Faß mit Schwefel eingebrannt werden. Gewöhnlich nehmen die Küfer es beim Ablaß mit dem Trubwein nicht so genau, und geben solchen dem hellen Wein zu. Dies Verfahren ist aber gerade gegen den Zweck des Ablasses. Viel besser ist es, wenn das übergefüllte Faß noch etwas leer ist, dasselbe lieber auf einige Tage mit Schwefel aufzubrennen, den Trubwein aber in ein besonderes, stark geschwefeltes Faß zu bringen, wo er sich bald absetzt, und hell zum Auffüllen des abgelassenen Weines dienen kann. Nach dem ersten Ablaß im Februar bleibt der Wein ruhig liegen, bis in den Mai. Man hat ihn nur alle 14 Tage mit reinem Wasser aufzufüllen. Gegen die Mitte des Mai wird die Operation des

Abfüllens noch einmal wiederholt und der Wein von der Ablagerung getrennt, welche er zeither machte. Diejenigen, welche zum ersten Mal im December oder Januar ablassen, nehmen den zweiten Ablaß am besten im März vor. Dabei ist nichts besonderes zu bemerken, außer der Reinlichkeit, dem Schwefeln der Fässer und der Achtsamkeit, daß kein Trubwein mit übergefüllt werde. Tritt der Wein zur Zeit der Traubenblüte in die zweite Gährung, und zwar so stark, daß man fürchten muß, daß er alle Süßigkeiten verliere, so kann man ihn in dieser Periode noch einmal in ein so stark geschwefeltes Faß abfüllen, um die Gährung zu unterdrücken; ja man kann aus der nämlichen Ursache dieses Abfüllen noch einige Male im Sommer wiederholen, wenn der Wein eine vorherrschende Süßigkeit behalten soll. Im Frühjahre darauf wird er noch einmal abgelassen, dann kann er aber, wenn kein Grund zu einer weitern Operation vorhanden ist, ruhig liegen bleiben."

Umgekehrtes Glacis (Glacis contrepente). Der berühmte Lehrer der Fortificationskunst, Carnot, hat mit diesem Namen eine eigenthümliche Einrichtung bezeichnet. Nach seiner Vorschrift wird nehmlich der äußere Rand des Grabens vor der Contregarde, 144 Fuß lang abgeflacht und dagegen der bedeckte Weg mit seiner Brustwehr, welche den Namen Glacis führt, ganz weggelassen. Diese Weglassung des bedeckten Ganges erklärte aber schon Herbort für unzweckmäßig und gefährlich. Er hat nehmlich zu Begünstigung der Ausfälle diese Gestalt der Contrescarpe zwar an seinen Hauptgraben ebenfalls zugelassen und für zweckmäßig befunden, aber außerdem noch einen besonderen bedeckten Weg davor gelegt, damit die Mannschaften, welche einen Ausfall aus der Festung nicht mit Glück ausgeführt haben, sondern gezwungen werden, sich vor den Belagerern zurück zu ziehen,

darin Schutz und Aufnahme finden können. Bei dem umgekehrten Glacis nach Angabe Carnots entbehren sie dieser Sicherheit gewährenden Retraite, die ihnen nun die Contregarde gewähren würde.

Umfunkeln, ein transitives in der Regel nur bei Dichtern gebräuchliches Wort, welches bedeutet mit funkelndem Glanze umgeben.

Umfurchen, ebenfalls ein transitives Zeitwort: mit Furchen umziehen. So umzog Romulus die von ihm gegründete Stadt Rom mit einer Furche, um ihren Umfang zu bestimmen.

Umgackern, ein transitives Zeitwort, von den Hühnern gebraucht, die den Futter Streuenden gackernd umgeben, oder gackernd um ihr Nest herumgehen.

Umgaffen, ein intransitives Zeitwort, sich gaffend mit offenem Munde und ohne eigentlichen nützlichen Zweck umher sehen, auch sich umgaffen, sich gaffend umsehen.

Umgang. Dieses Hauptwort ist von dem Zeitwort umgehen abgeleitet; es bezeichnet den Zustand, in welchem etwas umgeht, oder umdreht, z. B. der Umgang des Rades, soviel als die Umdrehung des Rades, oder auch die Handlung, in dem man um etwas geht, hauptsächlich von dem feierlichen Umgang zur Besichtigung der Flurgrenzen, welchen man auch Grenzenzug heißt. Ein anderer feierlicher Umgang ist in katholischen Ländern die Prozession, sowohl in der Kirche selbst von einem Altar zum andern, als auch außerhalb auf der Straße von einer Kirche zur andern oder nach einem bestimmten heiligen Bilde und dgl. Auch heißt Umgang an manchen Orten, namentlich in den sächsischen Städten, die Sitte, nach welcher der Schullehrer oder der Kantor mit den Schülern vor den Häusern der Reihe nach weltliche und geistliche Lieder singt. Dies geschieht in der Regel zu bestimmten Zeiten, z. B. vor den hohen

Festen, zu Neujahr, am Palmsonntage. Es giebt auch in manchen Städten namentlich in kleinern und in Dörfern alte Herkommen und Privilegien, in Folge deren Küster, Gemeindebeamten, Stadtpfeifer an gewissen Zeiten ihren Umgang bei den Einwohnern des Ortes, auch wohl nur einzelner Bezirke und Reviere halten, um ein ihnen zugestandenes Geschenk einzusammeln. Auf diese Geschenke sind dieselben zum Theil sogar durch ein sehr niedrig gestelltes Gehalt angewiesen. Jedenfalls können wir dies als eine Unsitte betrachten; denn trotz der Berechtigung hat ein solcher Umgang doch immer den Schein einer Bettetei und verträgt sich nicht mit der Stellung und Achtung, die ein, wenn auch nur niedrig bedienstеter Beamter genießen soll. Daher ist es denn gekommen, daß man nach und nach diese Privilegien abschafft, und den Ausfall an Einkommen, der dadurch bewirkt wird, durch Gehaltverbesserungen zu decken sucht. Von Seiten derer, die solche Geschenke geben, betrachtet, hat dieser Umgang immer etwas Gehässiges, denn diese Gaben sind doch im Grunde nichts, als eine außerordentliche Besteuerung zu Gunsten der Gemeinde- oder Regierungskassen, aus denen die Beamten rechtmäßig ihr Gehalt, ohne sich vor ihren Mitbürgern erniedrigen zu müssen, beziehen sollen und fordern dürfen. Nur wenige genießen, z. B. in Berlin noch ein solches Privilegium, unter andern die Nachtwächter die Brunnenmacher, die Schornsteinfeger ꝛc., die sich natürlich weit eher, als ein gebildeter Mann, wie ein Schullehrer oder Musiker doch sein soll darin finden.

Umgang wird auch in der Bedeutung von Umweg gebraucht, er hat einen großen Umgang gemacht. Dieser Ausdruck ist übrigens nur provinziell. Umgang haben sagt man anstatt Gelegenheit haben, eine Sache zu umgehen, zu vermeiden, wie das Wort umgehen, wovon es abgeleitet ist, ebenfalls in

diesem Sinne gebraucht wird. Wie man mit dem Ausdrucke mit etwas umgehen, die Beschäftigung mit einer Sache, mit einem Handwerk oder irgend einer Handthierung bezeichnet, so auch mit dem Ausdrucke Umgang mit etwas: das öftere Beschäftigsein mit etwas, das beständige Denken an etwas; z. B. er hält oft Umgang mit sich selbst, er denkt über sich über seinen sittlichen Zustand nach, er hält Einkehr bei sich selbst. Dies geschieht bei tiefdenkenden und tiefsinnigen Menschen, denen es am Herzen liegt, der Weisung des griechischen Philosophen: erkenne dich selbst, nachzuleben. Wir wissen alle, daß die Selbsterkenntniß eine der schwierigsten Aufgaben, welche dem Menschen gestellt sind, und in mancher Beziehung auch eine der gefährlichsten ist. Denn dies Hineinschauen in sich selbst, dies Erforschen des geheimsten innersten Wesens all seines Denkens, Thuns und Trachtens, diese Vertiefung des Geistes in die Offenbarung des eigensten inneren Seins erfordert einen starken, sich selber nie verlierenden Verstand, eine zu voller Klarheit und Sicherheit herangebildete Partheilosigkeit, die sich durch die Spitzfindigkeit, durch den Jesuitismus der Eigenliebe nicht blenden läßt, die die Willfährigkeit des Gewissens in Bemäntelung und Beschönigung der eigenen Schwachheiten und Irrthümer nicht zu falschen Schlüssen und Urtheilen verleiten läßt, Mit allem Ernste der Selbstbeschauung muß auch die geistige Kraft, dies thun zu können, verbunden sein; sonst ist wenig Hoffnung vorhanden, einen günstigen Erfolg zu erzielen. Wenn in den Evangelien erzählt wird, daß der Pharisäer ausruft: Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie diese hier! so scheint er in dieser stolzen Ueberhebung auch einen Schluß aus seinem Umgang mit sich selbst aus der Erforschung seines sittlichen Wesens gezogen zu haben; allein wie sehr dieser Schluß ein falscher, illuso-

rischer, nichtiger war, ergiebt sich aus der Form seines Ausrufs, der die Selbstüberschätzung an der Stirn trägt, ganz von selbst. Gerade seinen größten Fehler, den prahlerischen Egoismus hat jener Pharisäer am wenigsten erkannt und ist nicht über die Schätzung des Scheins der Achtung, die er vor der Welt genießt zur tiefern Betrachtung des Wesens und wahren Verdienstes gekommen; er vergleicht sich nur äußerlich mit den Zöllnern und Sündern, und findet sich also unendlich höher gestellt; er bedenkt nicht, daß er mit diesem Ausruf ein unfreiwilliges Bekenntniß seiner eigenen Thorheit und Nichtsnutzigkeit abgelegt hat; er vergißt, daß wir vor Gott allzumahl Sünder sind und des Ruhmes mangeln, den wir vor ihm haben sollen. Zur Selbstbeschauung, zum Umgang mit sich selbst gehört vor allen Dingen Wahrheit gegen sich selbst, und dies ist die am schwierigsten zu übende Tugend. Wer Umgang mit sich selbst pflegen will, der darf nicht im Gewühl der Welt, in den Zerstreuungen, Vergnügungen und sinnlichen Genüssen so ganz versunken und befangen sein, daß ihm keine Stunde einsamer stiller Betrachtung übrig bleibt. Es ist immer noch Zeit dazu, denken viele Menschen; aber es wird zu spät sein, wenn sie einmal doch von ihrer innern Stimme gemahnt werden, Rechnung abzulegen. Diese Stimme wird durch die laute Lockung des Genusses übertönt. Sie sind des Umganges mit sich selber entwöhnt, die Gesellschaft ist ihnen nicht laut, vielleicht nicht einmal interessant genug; sie sehnen sich aus der Stille der Betrachtung wieder und immer wieder hinaus in das betäubende Geräusch der Welt, in welchem sie sich vor sich selber geborgen wähnen. Ein erhabenes Beispiel der Selbstbeschauung giebt uns der Stifter der christlichen Religion. Ehe er den wichtigen Schritt that, seine Lehre öffentlich allem Volk zu verkünden, ging er 40 Tage lang in die Wüste und lebte

dort den ernstesten Betrachtungen über seinen Beruf zur Erlösung der Menschheit aus der Tyranney des Irrthums und der Sünde. Der letzte schöne Akt dieser Selbstprüfung, und des Umgangs mit sich selbst, wird uns in der dichterischen Parabel von der Versuchung durch den Satan erzählt. Christus war schon zu der Erkenntniß dessen, was Noth thut, gelangt, er wußte seinen Beruf die frohe Botschaft der Erlösung der Menschheit zu bringen, er hatte die göttliche Sendung aus dem zum Heldenmuth erstarkten Selbstbewußtsein der ihm innewohnenden geistigen und sittlichen Macht erkannt; aber noch stellte sich ihm eine Versuchung, die letzte, entgegen, und hielt ihm den Spiegel weltlicher Macht und Herrlichkeit vor Augen; aber die Wahrheit, die göttliche Wahrheit trug einen herrlichen Sieg davon. In diesem und nicht im wörtlichen Sinne ist jene Parabel zu verstehen; denn wir brauchen leider zu einer Versuchung keines leibhaftigen Teufels, sie wäre dann weniger gefährlich; das böse Prinzip als Negation des guten lebt in jedem Menschen und so ist denn diese Erzählung ein schöner Beweis der reinsten verklärtesten Menschlichkeit in Christus. Doch wenden wir uns nicht von unserm Thema ab. Wir sagten oben, daß außer dem ernsten Willen zum Umgang mit sich selbst auch geistige Kraft gehöre. Menschen von schwachem Gemüth wird eine änhaltende Beschäftigung mit sich selbst, die sich in die innersten Geheimnisse des sittlichen Lebens vertiefen will, leicht gefährlich und führt auf Abwege der Schwärmerei, des Tiefsinns, ja sogar des Wahnsinns. Der sittliche Rigorismus gegen sich wirkt oft zerstörend auf die materiellen Lebenskräfte, namentlich, wenn er wie der Stoicismus jeden Genuß verwerfen will. — Die Geschichte weist viele solcher sittlichen Schwärmer nach. Die meisten derselben finden wir im Orient, wo das still vor sich Hinleben und Denken,

dieses Versenken in ein thatloses Grübeln zuletzt den Menschen von der ihn umgebenden Welt entfremdet. Beispiele solcher äußerlich erstarrten Selbstbeschauer bietet uns die Religionsgeschichte der Indier in großer Menge. Das Selbstbeschauen endet zuletzt mit einer gänzlichen Apathie, mit einer Gedankenerstarrung, die jede geistige Thätigkeit unmöglich macht. Das aber ist die Aufgabe jedes Umgangs mit sich selbst: die Welt mit allem Leben und Werden in seiner eigenen Brust sich wiederspiegeln zu lassen, den Makrokosmus der Welt im Mikrokosmus des eigenen Ichs wiederzuerkennen. Wir erkennen weder die Welt wie sie an sich ist, noch unser Ich, wie es an sich ist, sondern wir erkennen die Welt im Spiegel unseres Geistes und unsern Geist im Spiegel der Welt. So steht das Draußen und Drinnen in beständiger nothwendiger Wechselwirkung und wir dürfen das eine nicht aufgeben und verlieren um des andern willen, wenn wir nicht beides, die Welt und uns selbst verlieren wollen.

Der Umgang mit sich selbst wird sich immer nach dem Maaße und der Art richten, wie man es versteht mit seinen Nebenmenschen umzugehen; wer diese nicht so weit kennen lernen, wer auf ihren Character und ihre Eigenthümlichkeiten aus ihren Handlungen nicht so richtig schließen kann, daß er sie ihrem inneren Wesen nach zu beurtheilen vermag, der wird sich vergebliche Mühe geben, einen Blick in das eigene Innere zu thun; er wird sich selber ewig ein Fremdling bleiben.

Es giebt aber auch Menschen, die sich rühmen, einen näheren Umgang mit Gott zu haben. Sie sind entweder Schwärmer oder Betrüger. Der Umgang des Menschen mit Gott kann kein anderer sein, als das Denken an Gott. Es wird hier von keiner gegenseitigen Annäherung von einer unmittelbaren Zu-

sammenkunft mit dem höchsten Wesen die Rede sein, denn das Wesen Gottes ist die Unendlichkeit, für welche der Mensch kein Maaß und keine Form hat, das nicht erscheinen kann, weil es ist, hier, dort, überall; das sich nur offenbart, aber nicht schauen läßt, das nur der Gedanke ist, aber nicht die thatsächliche Existenz; denn für jede Existenz ist die Gottheit die Bedingung, sie ist so zu sagen die Seele der Existenz und nicht sie selbst. Es liegt etwas Pantheistisches in dieser Anschauung des göttlichen Wesens, gewiß ist sie aber würdiger, als die von der Persönlichkeit Gottes, die dem Begriff der Gottheit geradezu widerspricht. Es sind demnach Betrüger oder Betrogene, welche meinen, Umgang mit Gott zu haben. Der einzig denkbare Umgang mit Gott ist nach den christlichen Begriffen das Gebet, eine Erhebung der Seele, des Gemüths, der ganzen inneren Menschen zu dem Unbegreiflichen. Das rechte Gebet ist die Sprache der unendlichen Sehnsucht nach der Vollkommenheit, welche in jedem Menschen lebt oder leben sollte. Sie findet darin ihren Ausdruck, und wenn es wahr und innig ist, auch ihre scheinbare Befriedigung. Die Folge davon ist eine Entzückung der Seele, welche in ihrem Uebermaaß leicht Verzückung also Täuschung wird. Eine Ueberreizung des menschlichen Sinnens und Denkens, die zu der Illusion führen kann, in die unmittelbare Nähe und Gegenwart Gottes versetzt zu sein. Nur sehr wenige Menschen und in der Regel nur krankhaft überreizte Naturen, deren Nervensystem eine große geistige Anspannung nicht zu ertragen vermag, können Augenblicke solcher Verzückung, solcher illusorischen Enthebung aus dem Irdischen haben. Unablässige Studien, unvernünftiges Vertiefen in die Geheimnisse der Religion bei weniger Verstandeskraft können dergleichen Zustände in der That herbeiführen. Sie grenzen aber in der

Regel schon an den Wahnsinn und arten auch gewöhnlich in vollständige geistige Verwirrung aus. Unter den Frommen, welche wir mit dem Namen Mystiker belegen, kommen solche krankhafte Einbildungen öfters vor. Sie werden genährt durch die Heuchelei und durch den Betrug der religiösen Fanatiker, die zwar selbst weit entfernt sind von dem Glauben an die Wahrheit ihrer Lehren, die aber aus ihnen fast immer andere materielle Vortheile erzielen und sich die Herrschaft über die schwachen Gemüther dadurch sichern wollen. Manche sogenannte Heiligen sind wenigstens nur so weit gegangen zu behaupten: sie verkehrten mit Gott im Traume, das läßt man sich dann auch eher gefallen. Visionen im Traume sind bei einer lebendigen Phantasie sehr möglich und sehr erklärlich; denn der im Schlaf rastlos thätige Geist schafft sich ein Bild von Gott, weil die Sehnsucht in ihm lebt Gott zu schauen. Von solchen Gesichten lesen wir auch in der Bibel, im alten sowohl als im neuen Testamente. Noah, Abraham Isaak, Jakob, die Propheten und Christus selbst sahen Gott.

Es klingt freilich sehr gemüthlich patriarchalisch von diesem Herablassen Gottes zu den Menschen zu hören, wir müssen aber bedenken, daß es orientalische Schriftsteller sind, welchen wir diese Parabeln verdanken. Der Inhalt und Kern dieser wunderbaren Facta bleibt doch derselbe. Die Apostelgeschichte spricht auch öfters von dem unmittelbaren Verkehr der Jünger Jesu mit Gott, auch hierauf wird sich das oben Angedeutete anwenden lassen. — Unmittelbaren Umgang mit dem höchsten Wesen will auch Muhamet, der Gründer des Islamismus gehabt haben, und keiner wird daran Anstoß nehmen, wenn ein Nichtmuhametaner sagt: Er war ein Schwärmer, aber zugleich ein sehr kluger, mit durchdringendem Verstande begabter Mann, der sich und sein Volk, das leicht erreg-

bare feurige Temperament, die glühende Einbildungskraft der Araber und aller Bewohner des Ostens genau kannte. Auf diese Erkenntniß hin redete er von den unmittelbaren Offenbarungen, die ihm geworden sein und wußte, daß er Glauben finden würde, um so mehr, da seine Lehre den Eigenthümlichkeiten, den geselligen, sittlichen und sinnlichen Zuständen des Orients entsprach.

Um von allen den spätern Schwärmern nur noch ein Beispiel anzuführen, nennen wir Loyala, den Stifter des Jesuitenordens; auch er hatte Umgang mit Gott und mit der Jungfrau Maria, und empfing von letzterer seine irdische Sendung. Die Irrlehre des Mystizismus und Pietismus fordert von ihren Anhängern noch heute den Glauben an die Möglichkeit eines unmittelbaren Verkehrs mit Gott, an ein sinnliches Schauen seiner Majestät und Herrlichkeit. Der Rationalismus will natürlich von allem diesem gar nichts wissen, während der wahre Christ und der wahre Philosoph den Umgang mit Gott aus der Welt der Sinne in die Welt des Geistes gerettet und in ihr die tiefe Bedeutung und Wahrheit eines solchen Verkehrs, aber von einem höheren, rein menschlichen und deswegen vernünftigen Standpunkte gar wohl erklärt haben.

Wichtig für den Menschen ist die Betrachtung des Umgangs mit Seinesgleichen; denn dieser liegt ihm so nahe, ist ihm so nothwendig, so folgenreich, daß er ohne denselben ein Leben überhaupt nicht denken kann. Es ist nicht gut sprach Gott nach der mosaischen Mythe der Schöpfung, daß der Mensch allein sei, darum will ich ihm eine Gefährtin geben. Die Sehnsucht nach Gemeinschaft mit Andern liegt in eines jeden Sterblichen Brust und sie muß sich erfüllen, um den Menschen alle die Bedingungen des Menschenthum erfüllen zu lassen. Das Thier lebt für sich, höchstens

nur paarweis ein isolirtes Leben mitten in dem Reichthum der Schöpfung, der Mensch aber nicht bloß für sich, sondern für die Welt, in sofern diese die Summe alles geistigen und sinnlichen Lebens in sich schließt. Der Mensch, jeder in seinem Kreise und in seiner Stellung ist ein Factor der Geschichte, zu deren Werden sein Thun und Lassen, sein Denken und Fühlen, sein Lieben und Hassen, sein Zeugen und Gebären, seine Geburt und sein Tod nothwendig sind. Welche Bedeutung aber könnten alle diese Zustände für die Geschichte haben, stände er allein? Seine Existenz gewinnt nur dadurch Werth und Leben, daß sie auch für andere gilt, daß der Zusammenstoß eigner und fremder Kräfte die Bewegung erzeugt, welche der Urgrund alles Werdens und Vergehens ist. Wie in der Welt der Materie ein Körper ewig ruhen würde, wenn nicht ein zweiter mit seiner Kraft auf ihn wirkte, sei es nun durch Stoß, oder Fall, oder Attraction, so würde auch in der Geisteswelt, dessen Träger und Mittler der Mensch ist, die Ruhe des Todes herrschen, wenn die Kräfte des geistigen Lebens ewig isolirt bleiben sollten.

Wie schon Jean Paul sehr richtig bemerkt, erscheint die Welt dem Menschen nicht in ihrer ursprünglichen absoluten Gestalt, sondern in dem reflectirten Lichte, das von seiner eigenen Seele ausstrahlt. Dem Traurigen in ganz anderer Gestalt als dem Fröhlichen, dem Philosophen anders als dem Dichter, dem Hungrigen anders als dem Satten, dem Lebensüberdrüssigen anders als dem Genußfreudigen. Der Spötter und Skeptiker sieht sie mit ganz anderm Auge an als der Gläubige und Unbefangene, der Jüngling, der Mann anders als der Greis und das Kind. — Diese Verschiedenheit des Anschauens und Urtheilens wird sich auch bei dem Umgang mit den Menschen geltend machen müssen. Es kommt nur darauf an,

die Eigenthümlichkeit des Ich den andern Eigenthümlichkeiten gegenüber zu bewahren, ohne diese zu verletzen. Jedem sein Recht werden lassen, keinem die Freiheit seines Handelns zu stören, ihn nicht in der selbständigen Entwicklung seines materiellen und geistigen Organismus zu stören, das werden so ziemlich die Grundbedingung für den rechten Umgang mit den Menschen sein. Verschiedene Verhältnisse erfordern eine verschiedene Art des Umgangs. Die Hingebung an Andere darf nicht so weit gehen, das eigne Selbst dadurch zu verlieren und sein eigenes Wesen ganz hinzugeben, denn jedem steht doch die Erhaltung seiner selbst am nächsten und selbst in den Fällen, die ein Opfer erheischen, gewinnt der sich Opfernde sich selber durch eben dieses Opfer wieder. So hat Christus sich hingegeben für die Welt, aber dadurch gerade den Sieg der Verklärung und Unsterblichkeit errungen. Doch wir kommen später noch einmal darauf zurück.

So viel im Allgemeinen von dem Begriff des Umgangs mit Menschen. Wir gehen nun zum Besonderen über. Wer mit seinem Nebenmenschen, wie es sich gebührt umgehen will, muß zunächst verstehen, mit sich selber umzugehen. Oben haben wir von dem geistigen Umgang und von der Einkehr in sich selbst gesprochen, wir müssen daher noch die andere Seite des Umgangs mit sich selbst beleuchten. Wir können dies nicht besser thun, als mit den Worten des berühmt gewordenen Buches von Knigge: „Der Umgang mit Menschen.“ Dort heißt es:

„Die Pflichten gegen uns selbst sind die wichtigsten und ersten und also ist der Umgang mit unserer eigenen Person gewiß weder der unnützeste, noch der uninteressanteste. Es ist aber nicht zu verzeihen, wenn man sich immer unter anderen Menschen umhertreibt, über den Umgang mit Menschen seine eigene Gesell-

schaft vernachlässigt, gleichsam vor sich selber zu fliehen scheint, sein eigenes Ich nicht selbst zu erforschen und zu veredeln sucht, indem man sich unaufhörlich in fremde Angelegenheiten mischt. Wer täglich herumläuft und sich von Neuigkeiten nährt, wird fremd in seinem eigenen Hause; wer immer in Zerstreuungen lebt, wird fremd in seinem eigenen Herzen, muß im Gedränge müßiger Leute seine klägliche Langeweile zu tödten trachten, verliert endlich alle Zuversicht zu sich selbst und verzagt, wenn er einmal Zerstreuungen entbehren und eine Zeitlang mit sich selbst allein sein muß. Wer nur solche Cirkel sucht, in welchen seine Eitelkeit reichliche Nahrung findet, verliert endlich so sehr den Sinn für Wahrheit, daß er selbst die lautesten Erinnerungen seines Gewissens überhört oder sich vorsätzlich dagegen betäubt, indem er sich allen Zerstreuungen des Lebens hingiebt.

Hüte dich also, deinen nächsten und ersten Freund, dein eigenes Herz zu vernachlässigen, daß du es öde und leer findest, wenn du aus seiner Tiefe Trost und Erquickung zu schöpfen gedachtest. Ach! es kommen Augenblicke, in denen du dich selbst nicht verlassen darfst, wenn dich auch jedermann verläßt. Augenblicke, in welchen der Umgang mit deinem Ich der einzige tröstliche ist. Was wird aber in solchen Augenblicken aus dir werden, wenn du mit deinem eigenen Herzen nicht in Frieden lebst und auch von dieser Seite aller Trost, alle Hülfe dir versagt wird? Und nicht bloß von dieser Seite läufst du Gefahr, wenn du ein Fremdling in deinem eigenen Herzen geworden bist, sondern auch noch von einer andern; du bringst es nehmlich nie zu einer gründlichen Menschenkenntniß, lernst nie die Menschen behandeln und ihre Schwachheiten ertragen, wenn du dich selbst nicht kennst und nicht dein eigenes Herz zu behandeln weißt.

Willst du aber im Umgange mit dir Trost, Glück und Ruhe finden; so mußt du ebenso vorsichtig, redlich, fein und gerecht mit dir umgehen, wie mit Andern, also daß du dich weder durch Mißhandlung erbitterst und niederdrückst noch durch Vernachlässigung zurücksetzest, noch durch Schmeichelei verderbest.

Sorge für die Gesundheit deines Leibes und deiner Seele, aber verzärtle beides nicht. Wer auf seinen Körper losstürmt, der verschwendet ein Gut, welches oft allein hinreicht, ihn über Menschen und Schicksal zu erheben und ohne welches alle Schätze der Erde eitle Bettelwaare sind. Wer aber jedes Lüftchen fürchtet und jede Anstrengung und Uebung seiner Glieder scheuet: der lebt ein ängstliches nervenloses Austernleben und versucht es vergeblich, die verrosteten Federn in den Gang zu bringen, wenn er in den Fall kommt, seiner natürlichen Kräfte zu bedürfen. Wer sein Gemüth ohne Unterlaß dem Sturme der Leidenschaften Preis giebt, oder die Segel seines Geistes unaufhörlich spannt, der läuft auf den Strand, oder muß mit durchlöchertem Fahrzeuge nach Hause laviren, wenn gerade die beste Jahreszeit zu neuen Entdeckungen eintritt. Wer aber die Kräfte seines Verstandes und Gedächtnisses immer schlummern läßt, wer vor jedem kleinen Kampfe vor jeder Art von Anstrengung zurückbebt, der hat nicht nur wenig wahren Genuß, sondern ist auch ohne Rettung verloren, da wo es auf Kraft, Muth und Entschlossenheit ankommt.

Hüte dich vor eingebildeten Leiden der Seele und des Leibes, laß dich nicht gleich niederbeugen von jedem widrigen Vorfalle, von jeder körperlichen Unbehaglichkeit! Fasse Muth! Sei getrost! Alles in der Welt geht vorüber; Alles läßt sich überwinden; durch Standhaftigkeit; Alles läßt sich vergessen und verschmerzen; wenn man seine Aufmerksamkeit auf

einen andern Gegenstand heftet. Dazu soll dir die Gesellschaft die Hand bieten; sie soll deine schmerzlichen Gefühle lindern, deinen Gedanken eine Richtung geben, welche deinem Herzen wohl thut; aber diesen Dienst kann sie dir nur leisten, wenn du sie aufsuchst; sie sucht dich nicht auf, denn sie weiß nicht, daß du ihrer bedarfst. So mußt du denn vor Allem mit dir selbst umzugehen wissen, ehe dir die Wohlthat des Umgangs mit Andern zu Theil werden kann, die Kraft haben, dich in so weit zu ermannen, daß du den Muth hast, mit einem traurigen und verwundeten Herzen unter die Menschen zu treten, ohne deinen Schmerz sichtbar werden zu lassen.

Ehre dich selbst, wenn du willst, daß Andere dich ehren sollen! Thue nichts im Verborgenen, dessen du dich schämen müßtest, wenn es ein Fremder sähe! Handle weniger Andern zu gefallen, als um deine eigene Achtung nicht zu verscherzen, gut und anständig! Selbst in deinem Aeußern, in deiner Kleidung halte dir keine Nachlässigkeit zu Gute, wenn du allein bist! Gehe nicht zerlumpt, nicht schmutzig, nicht unrechtlich, nicht krumm, noch mit groben Manieren umher, wenn dich niemand beobachtet: Mißkenne deinen eigenen Werth nicht! Verliere nie die Zuversicht zu dir selbst! laß das Bewußtsein deiner Menschenwürde, das Gefühl, wenn nicht ebenso weise und geschickt als manche Andere zu sein, doch weder an Eifer es zu werden, noch an Redlichkeit des Herzens, irgend jemand nachzustehen, nie in deinem Herzen ersterben. Begleitet es dich in Gesellschaft, so wirst du nie aus Schüchternheit und Aengstlichkeit den Beitrag schuldig bleiben, den du zur Unterhaltung liefern sollst.

Verzweifle nicht und werde nicht mißmüthig, wenn du nicht die moralische und intellectuelle Höhe erreichen kannst, auf welcher ein Anderer steht, und sei nicht unbillig, andere gute Seiten an dir zu übersehen,

die du vielleicht vor jenen voraus haben magst! — Und wäre das auch nicht der Fall; müssen wir denn alle groß werden?

Willst du im Umgange Genuß des Lebens und Freunde finden, so laß dich nicht von der Begierde blenden, den Ton anzugeben und in der Gesellschaft zu glänzen. Mit dieser Begierde wirst du überall Anstoß und Aergniß geben und finden, und jede Auszeichnung theuer erkaufen; denn wer sich selbst erhöhet, den erniedrigt die Gesellschaft; sie wird hart und ungerecht gegen ihn und zwingt ihn endlich, sie ganz aufzugeben. Ich begreife es wohl: die Sucht ein großer Mann zu sein, ist bei dem innern Gefühle von Kraft und wahrem Werthe schwer abzulegen. Wenn man so unter mittelmäßigen Geschöpfen lebt und sieht, wie wenig diese erkennen und schätzen, was Gutes in uns ist, wie wenig man über sie vermag, wie die elendesten Pinsel, die Alles im Schlafe erlangen, aus ihrer Herrlichkeit herunterblicken — ja! es ist hart! — du versuchst es in allen Fächern: Im Staate geht es nicht; du willst in deinem Hause groß sein; aber es fehlt dir an Gelde, an dem Beistande deines Weibes; deine Laune wird von häuslichen Sorgen niedergedrückt; und so geht dann Alles den Alltagsgang. — du empfindest tief, wie so Alles in dir zu Grunde geht.

Du kannst dich durchaus nicht entschließen, ein Mitglied des großen Haufens zu werden, und dich auf der Heerstraße in schlechter Gesellschaft herumzutreiben. — Das Alles fühle ich mit dir; allein verliere doch darum nicht den Muth, den Glauben an dich selbst und an die Würde und den Adel der Menschennatur; verzweifle darum nicht, Menschen auf deinem Lebenswege zu finden, die dich wieder mit der Welt aussöhnen. Und solltest du sie nicht finden, könntest

du nicht eine Höhe erringen, auf welcher du dir selbst genug bist, und nur des Umgangs mit den Weisen des Alterthums und eines Volks bedarfst? Du stehst auf dieser Höhe, wenn du durch Reinheit, Güte und Kraft der Gesinnung ein Bewußtsein deines Werthes und deiner Würde gewonnen, und durch sorgsame Bildung deines Geistes dir eine unerschöpfliche Quelle des Genusses eröffnet hast.

Sei dir selber ein angenehmer Gesellschafter und mache dir keine Langeweile; das heißt, sei nie ganz müßig, sondern sammle aus Büchern und Menschen neue Ideen: Man glaubt es gar nicht, welch ein eintöniges Wesen man wird, wenn man sich immer in dem Cirkel seiner eigenen Lieblings-Begriffe herumdreht, und wie man dann alles wegwirft, was nicht unser Siegel an der Stirne trägt. Der langweiligste Gesellschafter für sich selbst ist man ohne Zweifel dann, wenn man mit seinem Herzen, mit seinem Gewissen in nachtheiliger Abrechnung steht. Wer sich davon überzeugen will, der gebe Acht auf die Verschiedenheit seiner Laune. Wie verdrießlich, wie zerstreut, wie sehr sich selbst zur Last, ist man nach einer Reihe zwecklos, vielleicht gar in strafbarem Genusse hingebrachter Stunden, und wie heiter, wie froh in der Unterhaltung mit sich selbst am Abend eines der Pflicht geweihten Tages.

Es ist aber nicht genug, daß du dir selbst durch Heiterkeit und Gleichmuth, Thätigkeit und Betriebsamkeit ein lieber, angenehmer und unterhaltender Gesellschafter seiest, du sollst dich auch fern von aller Schmeichelei, als deinen eigenen treuesten und aufrichtigsten Freund zeigen, und wenn du eben so viele Gefälligkeit gegen deine Person, als gegen Fremde haben willst, so ist es auch Pflicht, eben so strenge gegen dich, wie gegen Andere zu sein. Gewöhnlich erlaubt man sich Alles, verzeiht sich Alles, und Andern

nichts, giebt bei eigenen Fehltritten, wenn man sie auch dafür anerkennt, dem Schicksale, oder unwiderstehlichen Trieben die Schuld, ist aber weniger duldend gegen die Verirrung seiner Brüder. — Das ist nicht gut gethan.

Hüte dich besonders vor der pharisäischen Tugend, welche der wahre Bettelstolz ist, und sprich also nicht zu dir selbst, denke nicht bei dir selbst: ich danke Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, kein Tagedieb, kein Pflastertreter, kein Falschmünzer, kein Ehrloser und dergleichen mehr, sondern beurtheile dich nach den Graden deiner Fähigkeiten, Anlagen, Erziehnng und der Gelegenheit, die du gehabt hast, weiser und besser zu werden, als Viele. Halte hierüber oft in einsamen Stunden Abrechnung mit dir selber, und frage dich, als ein strenger Richter, ob du also diese Winke zu höherer Vervollkommung genützt hast.

Wir wollen erst einige äußere Verschiedenheiten unter den Menschen ins Auge fassen und untersuchen in wie fern der Umgang mit denselben sich hiernach zu modifiziren hat. Am natürlichsten ist der Unterschied der Temperamente deren wir vier Hauptarten haben. Es giebt sanguinische, cholerisch, melancholische und phlegmatische Leute. Doch selten ist ein Temperament ausschließlich und allein das herrschende im Menschen. Auch wäre dies wahrlich nicht gut. Die blos cholerischen Menschen würden in beständiger Aufregung und Hitze sein, die blos sanguinischen unzuverläßige Weichlinge, blos melancholische sich selber und blos phlegmatische, Anderen zur Last. Die Natur hat für eine heilsame Mischung derselben gesorgt. Wir haben cholerisch-sanguinische, kräftige, heftige zum Herrschen geborne Menschen, entweder die bewunderten Helden der Geschichte oder verabscheute Tyrannen und Bösewichter. Die glücklichste Gattung ist wohl die der sanguinisch-phlegmatischen; denn sie sind ruhig,

genießen mit wahrem Genuß, weil sie nichts überjagen, sie halten in der Regel die goldene Mittelstraße bringen es aber deshalb auch zu nichts Großem. Ausarten kann aber freilich auch der Sanguinisch-cholerische in einen geschmacklosen dummen Wollüstling. Cholerisch-melancholische Menschen sind vielleicht für die Gesellschaft die gefährlichsten; denn in ihrem Character liegt Blutdurst, Rachsucht und sogar Mordlust. Sie liefern einen großen Theil unserer Verbrecher, doch ist ihr Wesen größtentheils schon in ihren Zügen ausgeprägt und leicht kann man sich vor ihnen hüten. Der Melancholisch-sanguinische ist für sich selber am gefährlichsten und reibt sich durch die Verdüsterung seiner Seele auf der einen und durch ungemäßigte Sinnlichkeit auf der andern Seite auf. Die Mischung der cholerisch-phlegmatischen Menschen, die die beiden natürlichen Extreme vereinigt, findet man nur selten. Wo aber doch ein solcher vorkommt bei dem wechselt Phlegma und Aufregung wie Ebbe und Fluth. Sie sind daher wenig zu Gesellschaften brauchbar, weil sie unzuverläßig sind und Gleichmuth und gesunde Logik ihnen zu mangeln scheint. Die unerträglichsten von allen sind in der Regel melancholisch-phlegmatische Leute, sie sind sich selbst und andern zur Last.

Außer den genannten Arten giebt es noch eine große Menge anderer Mischungen. Wo aber eine vorherrscht, da finden wir in der Regel auch irgend eine Neigung, Leidenschaft, Tugend oder Schwäche vorherrschend. Sanguiniker sind eitel aber wohlwollend und theilnehmend, rasch in ihren Entschließungen und rasch in der Ausführung. Bei dem Cholericus ist der Ehrgeiz, bei der Melancholicus Mißtrauen oder Geiz, bei dem Phlegmatischen, beharrlicher Eigensinn beim Festhalten vorgefaßter Meinungen auf den ersten Blick zu erkennen. Wer mit allen diesen so verschiedenen Naturen umgehen muß, der prüfe sie

genau und suche sie zu durchforschen, denn sein Benehmen gegen jeden einzelnen wird sich nach seiner Wahrnehmung zu richten haben. Jedem wird er anders begegnen und anders jeden gewinnen müssen.

Den Einfluß, welchen ich durch den Umgang auf den Nebenmenschen erlangen will, kann ich nur nach der Art seines Entgegenkommens berechnen. Im Umgange erscheint jeder in doppelter Richtung, einmal als Object, das ich bilden und gestalten will, dann aber auch als Subject, das selbstthätig bildend und gestaltend auf mich zurückwirkt. Nie darf man die eine Seite über der andern vergessen, nie jemanden zu seinem bloßen Werkzeug erniedrigen wollen, nie aber auch sich selbst und die Freiheit des eigenen Wesens dem andern opfern.

Mit herrschsüchtigen Menschen, die in größeren und engeren Kreisen immer die erste Rolle spielen wollen, ohne das Talent und die Bildung dazu zu haben, weil meistens leere Eitelkeit Hand in Hand geht mit der Herrschsucht, läßt sich selten friedlich fertig werden. Sie wollen nichts gelten lassen, was sie nicht selbst angeordnet haben und finden eine Lust daran, dem entgegen zu arbeiten, und das zu vereiteln, was Andere ins Werk gesetzt haben. Es kann jedoch einem tüchtigen Menschen nicht schwer fallen, solchen Leuten das geistige Uebergewicht fühlen zu lassen. Man gewähre ihnen nur so lange Spielraum als ihre Herrschsucht unschuldiger Natur ist, und gönne ihnen ihre Selbsttäuschung; jeden Uebergriff weise man entscheiden zurück und suche sie dadurch zur Erkenntniß ihrer eigenen Nichtigkeit zu führen. Gelingt dies, so werden sie in der Regel für die Gesellschaft gewonnen, und lernen sich mit der Stellung begnügen, zu welcher sie durch Talent und Bildung berechtigt sind; gelingt es nicht, so wird ihre verletzte

Eitelkeit sie zwingen sich zurückzuziehen, in welchem Falle dies kein Verlust für die Gesellschaft ist.

Eine ähnliche Erscheinung bieten die Ehrgeizigen und man wird ihnen in der Gesellschaft auf ähnliche Weise begegnen müssen um mit ihnen leben und sie bessern zu können. Der Herrsüchtige ist immer ehrgeizig, der Ehrgeizige aber nicht immer herrschsüchtig es ist also leichter mit ihm fertig zu werden. Minder bedenklich ist der Umgang mit eitlen Menschen. Man kann sie eher und auf unschuldige Weise zufrieden stellen. Hierbei komut es darauf an, welche Stellung der Eitele in der Gesellschaft einnimmt, ist er vornehm, so entspricht es der Würde eines Mannes um so weniger seiner Eitelkeit Weihrauch zu streuen ist er aber sonst ein unbedeutender und einflußloser Mensch, so kann man sich wohl eher einen Scherz daraus machen, und seiner Schwachheit Eniges zu Gute halten. Der Eitelkeit des Großen schmeicheln, mag manchmal von Nutzen sein, es gehören aber dazu unterwürfige Naturen. Derjenige welcher sich seines Werthes bewußt ist, wird es zu vermeiden suchen, ihm den Hof zu machen, ohne jedoch klugerweise ihn zu beleidigen. Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß man unter großen Gelehrten namentlich sogenannten Stubengelehrten sehr oft, eine in gewisse Beziehungen maaßlose Eitelkeit trifft. Ihnen kann man sie nun ihrer andern Vorzüge willen, noch am ersten nachsehen, man kann sie dulden, und ihr aus dem Wege gehen. Dasselbe gilt von der Eitelkeit des weiblichen Geschlecht. Sie äußert sich meistentheils nur in der Form der Putz- und Gefallsucht, und rächt in der Regel selbst, da die Wirkung, welche damit erzielt werden soll, nehmlich überall zu gefallen und Eroberungen zu machen, gerade in das Gegentheil umschlägt, und das Weib zum Gegenstand des Gespöttes oder Mißfallens macht.

Der Hochmüthige unterscheidet sich vom Stolzen dadurch, daß er sich mit Vorzügen brüstet, die er gar nicht besitzt. Er rechnet sich Verdienste an, die nicht die seinigen sind z. B. seine vornehme Geburt, sein ererbtes Vermögen, seine erschlichenen Würden und Aemter, während der im wahren Sinne des Wortes stolze Mensch sich nach dem Werthe seines Selbstbewußtseins schätzt. Dieser wird zu edlen, jener zu unwürdigen Thaten verleitet. Hochmuth ist immer mit Dummheit gepaart. Stolz mit Verstand. Darnach richtet sich der Umgang mit beiden. Einen hochmüthigen Menschen muß man durchaus ignoriren; wer sich von ihnen imponiren läßt, der ist verloren, der wird ihr Sclave. Gänzliches Nichtachten ihrer Ansprüche heilt sie am besten. Die Empfindlichkeit oder Reizbarkeit kann in einer Krankhaftigkeit des Organismus, vorzüglich des Nervensystems liegen, alsdann muß man sie möglichst schonen; sie kann auch aus einer Reihe verfehlter Bestrebungen, bitterer Täuschungen und Erfahrungen herrühren; dann versuche man durch liebevolles Entgegenkommen, diese reizbaren Menschen aufzurichten, ohne daß sie es merken, man bemitleide sie. Denn auch Mitleid kann jemanden wehe thun. Man stelle sich möglichst unbefangen, heiter, als wisse man nichts, man suche ihren Glauben an die Menschheit zu heben, ihr Vertrauen aufzurichten und ihnen Hoffnung auf künftiges Glück und Gelingen einzuflößen. Ein Eigensinniger ist schwieriger zu behandeln, ihm nachgeben ist oft ebenso schädlich als Eigensinn gegen Eigensinn zu setzen. Man wird hier oft zum Schein des augenblicklichen Nachgebens seine Zuflucht nehmen müssen um später doch das für recht Erkannte durchzusetzen. Wo Eigensinn und Starrköpfigkeit im Verein mit Dummheit erscheint, da ist der Umgang sehr schwierig. Am besten thut man, solche

Menschen laufen zu lassen und mit ihnen in keinen Disput einzugehen. Am Ende verwickeln sie sich doch so sehr, daß sie sich selbst nach Hülfe umsehen. Diese müssen durch eignen Schaden klug werden. Man hüte sich aber gegen solche Menschen Schwachheiten zu zeigen, sie wollen dann immer auch in den verkehrtesten Dingen, Recht gegen uns haben. Stehen solche Leute in einem höheren Grade, so daß ein Anderer Befehle von ihnen annehmen muß, so thut er klug, wenn er ohne Widerrede sich den Anschein giebt, als eile er sie zu befolgen, die Ausführung aber möglichst hinausschiebt bis jener sich eines besseren besonnen hat, oder sie nach eigenen Gutdünken einrichtet, was in der Regel nachher stillschweigend gebilligt wird. Dem Zanksüchtigen gehe man möglichst aus dem Wege oder suche ihn ein Paarmal recht nachdrücklich zurechtzuweisen. Kaltblütigkeit ist dabei die Hauptsache. Nichtbeachtung ihrer Angriffe hilft auch in vielen Fällen und verwandelt die Zanksüchtigen in die besten Gesellschafter, vorausgesetzt, daß man ihnen die Beschämung, die sie dadurch erfahren nicht vor aller Welt fühlen läßt. Ironie ist auch eine gute Waffe, eine noch wirksamere aber, wenn man plötzlich auf ihre hingestellte Behauptung eingeht und sie noch weiter führt als sie selbst. Sie werden dann stutzig und schweigen in der Regel still. Die Wahl des einen oder andern Mittels muß natürlich jedem nach bester Einsicht und Erfahrung überlassen bleiben. Die Jähzornigen lasse man austoben, sie kommen bald wieder zu sich selber, hüte sich aber der Nichtbeachtung den Schein der Verachtung zu geben.

Ueber mißtrauische, argwöhnische, mürrische und verschlossene Menschen äußert sich Knigge in seinem Buche folgendermaßen: diese Leute sind wohl unter allen Lästigen und Widerwärtigen, diejenigen, in deren Umgang ein edler gerader Mann am wenigsten

von den Freuden des geselligen Lebens schmeckt. Wenn man jedes Wort abwägen, jeden unbedeutenden Schritt abmessen muß, um ihnen keine Gelegenheit zu schändlichem Verdachte zu geben, wenn kein Funken von erquickender Freude aus unserm Herzen in das ihrige übergeht, wenn sie keinen frohen Genuß mit uns theilen, wenn sie die Wonne der seltenen heitern Augenblicke, welche uns das Schicksal gönnt, uns nicht durch Mangel an Theilnehmung verkümmern und verbittern, sondern sogar mitten in unsern glücklichsten Launen, uns unfreundlich stören, aus unsern süßesten Träumen uns verdrießlich aufwecken; wenn sie unsere Offenherzigkeit nie erwiedern, sondern immer auf ihrer Hut sind, in ihrem zärtlichsten Freunde einen Böswicht, in ihrem treuesten Diener einen Betrüger und Verräther zu sehen glauben, dann gehört wahrlich ein hoher Grad von Rechtschaffenheit dazu, um nicht darüber selbst schlecht und menschenfeindlich zu werden. Hierbei ist nichts zu thun, wenn ein ungezwungenes immer gleich redliches Betragen vergebens angewendet wird, wenn es nichts hilft, daß man ihnen jeden Zweifel, sobald man desselben gewahr wird, durch kräftige Vorstellungen benimmt, als daß man sich um ihren Argwohn, und um ihr mürrisches Wesen schlechterdings nicht bekümmert, sondern muthig den Weg geht, den uns Klugheit und Gewissen vorschreiben. Uebrigens sind solche Menschen herzlich zu bedauern, sie leben sich und Andern zur Qual. Es liegt bei ihnen nicht immer Bösartigkeit zum Grunde; nein! eine unglückliche Stimmung des Gemüths, dickes Blut, oft auch Einwirkung des Schicksals, wenn sie gar zu oft sind hintergangen worden. — Das sind mehrentheils die Quellen ihrer Seelenkrankheit. Und diese Krankheit ist in jüngern Jahren nicht ganz unheilbar, wenn die, welche ein solches Gemüth zu leiten haben, stets edel und grade mit ih-

nen umgehen, ohne sich um seine Grillen und Launen zu bekümmern, nur so ist es möglich, die unglückliche Anlage zum Argwohn zu vertilgen und ein ängstlich-scheues Gemüth mit dem seligmachenden Glauben auszustatten, daß es noch Redlichkeit und Freundschaft in der Welt giebt. Bei Personen von höherem Alter hingegen, wird in der Regel jeder Versuch ihnen diesen Glauben einzuflößen, fehlschlagen und dies Uebel so tiefe Wurzel fassen, daß nichts übrig bleibt, als ihnen Geduld und Kaltblütigkeit entgegen zu setzen.

Am meisten sind diejenigen zu beklagen, bei denen dies Mißtrauen bis zum Menschenhasse gestiegen ist. Der Verfasser des Schauspiels „Menschenhaß und Reue," läßt in demselben den Major sagen: „ich hätte vergessen Vorschriften, für den Umgang mit dieser Art von Menschen zu geben." Es ist wahr, ich habe hier wenig darüber gesagt: allein es ist auch unmöglich, dazu allgemeine Regel vorzuschlagen, da es nothwendig ist, bei jedem einzelnen Falle genau mit den Quellen des Uebels bekannt zu sein.

In der Regel wird sichtbare aber von aller Zudringlichkeit entfernte Theilnahme: kräftige Zurückweisung ungerechter Menschenverachtung, durch Hinweisung auf Menschengröße und Edelmuth, besonders aber die zart und klug herbeigeführte Gelegenheit Menschen aus größerem Elende zu retten, und ihren Dank zu erwerben, nicht ohne Wirkung bleiben. Lebt ein Menschenhasser ganz ohne Familien-Verbindung in der Einsamkeit oder Zurückgezogenheit, so ist er nicht zu retten. Hat er das Glück in eine große Gefahr zu gerathen, und durch edelmüthige Selbstverleugnung, durch den Muth der großmüthigsten Menschenliebe, durch die Wunderthat eines großherzigen Menschenfreundes gerettet zu werden, so ist gründliche Heilung zu hoffen."

Wie man neidischen, schadenfrohen, miß-

günstigen und eifersüchtigen Menschen begegnen muß, das liegt eigentlich offen auf der Hand. Entweder man geht ihnen mit der vollen Wahrheit und Offenheit geradezu entgegen und zeigt ihnen durch Beschämung das Unvernünftige ihrer Handlungsweise, oder man ignorirt sie. Einen Geizigen zu bessern ist nur schwer möglich, mit ihm fertig zu werden aber leicht, wenn er nur nicht zugleich von andern Leidenschaften beherrscht wird. Der Geizige büßt täglich selbst seine entsetzliche Strafe, man bemitleide ihn also, fordere nie etwas von ihm und lasse ihn gewähren. Wo man aber ein Recht zu fordern hat, verfahre man mit unnachsichtiger Strenge.

Den Verschwender meide man und hüte sich ihm Gelegenheit zu thörigten Ausgaben zu bieten, er findet ihrer doch genug und in der Regel auch nur zu früh Zeit zur Reue. Wo man mit ihm zusammenkommt, setze man ihm das entgegengesetzte Beispiel weiser Mäßigung entgegen.

Dem Undankbaren lasse man nie merken, daß sein Undank wehe thut, man sammle feurige Kohlen auf sein Haupt und vergelte Böses mit Guten. So allein wird er zum Bewußtsein seiner Schuld kommen und uns entweder meiden oder seinen Fehler bereuen. Das ist menschlich und christlich.

Ränkeschmieden muß man mit Klugheit und Vorsicht begegnen, möglichst offen und wahr sein; denn die Wahrheit ist die beste Waffe gegen solche Feinde. Unwahrheit aber schlägt ihren eignen Herrn. Einen Ränkeschmieder kann man leicht außer Fassung bringen, wenn man Entschlossenheit gegen List und Geradheit gegen Winkelzüge setzt, so daß sie fühlen, man halte sie für unfähig zu schaden. Wer sie meiden will, geräth zuerst in ihre Schlingen. Wenn man merkt, daß sie Böses im Sinne haben, so lege man ihnen solche Fragen vor, worauf sie nothwendig

eine bestimmte unumwundene Antwort geben oder sich verrathen müssen. Man sehe ihnen dabei fest und kräftig ins Gesicht, mit einem Blicke, der sie durchbohrt, und man wird sie zwingen, sich selbst zu verachten oder über sich selbst zu erschrecken, man wird ihnen wenigstens, wenn sie keiner guten Regung mehr fähig sind, Furcht und Besorgniß einflößen und sie nöthigen ihren Plan aufzugeben. Suchen sie auszuweichen, so breche man entweder ab, um ihnen zu verstehen zu geben, daß man ihnen die Schande eines Betrugs ersparen wolle, dann aber nehme man ein kaltes zurückweisendes Benehmen gegen sie an, oder warne sie mit freundlichen aber ernsthaften Wesen, ihrer nicht unwürdig zu handeln. Haben sie aber doch mit ihren Ränken den Betrug ausgeführt, so nehme man die Sache nicht zu leicht und verschwende keine Schonung an die Unwürdigen, sondern lasse sie das ganze Gewicht des Unwillens und der Verachtung fühlen, man verzeihe nicht so leicht, oder doch stelle man sich so, als sei man unerbittlich. Dann aber suche man sie zu meiden und wo sie sich hinzudrängen, scheuche man sie mit Entschlossenheit fort. Ein Ränkemacher hat keinen Muth gerade aus Widerstaud zu leisten.

Aehnlich wie den Ränkemachern muß man den wirklichen Schurken begegnen, wenn man ihnen nicht ausweichen kann. Denn es herrscht ein ewiges Bündniß zwischen Schurken und Schleichern gegen alle verständigen edlen Menschen, auch sie sind auf eine unbegreifliche Weise so verbrüdert, daß sie unter allen übrigen Menschen einander erkennen und bereitwillig die Hand reichen, möchten sie auch durch äußere Verhältnisse und Umstände noch so sehr getrennt sein, sobald es darauf ankömmt, das wahre Verdienst zu verfolgen und mit Füßen zu treten. Da hilft keine Art von Vorsichtigkeit und Zurückhaltung, da hilft

nicht Unschuld, nicht Geradheit, da hilft nicht Schonung noch Mäßigung; da hilft es nicht seine guten Eigenschaften verstecken, mittelmäßig scheinen zu wollen. Niemand erkennt so leicht das Gute, das in dir ist, als der, dem dies Gute fehlt. Niemand läßt innerlich dem Verdienste mehr Gerechtigkeit widerfahren, als der Bösewicht; aber er zittert davor, wie Satan vor dem Evangelio, und arbeitet dagegen mit Händen und Füßen. Jene große Verbindung wird dich ohn Unterlaß necken, deinen Ruf antasten, bald zweideutig, bald übel von dir reden, die unschuldigsten deiner Worte und Thaten auslegen. Aber laß dich daß nicht anfechten, würdest du auch wirklich von Schurken eine Zeitlang gedrückt, so wird doch die Rechtschaffenheit und Consequenz deiner Handlungen am Ende siegen, und der Unhold bei einer andern Gelegenheit sich selbst die Grube graben. Auch sind die Schelme nur so lange einig unter sich, als es nicht auf männliche Standhaftigkeit ankömmt, so lange sie im Dunkeln fechten können, hole aber Licht herbei, und sie werden auseinander rennen, und wenn es nun gar znr Theilung der Beute ginge, daun würden sie sich nntereinander bei den Ohren zausen, und dich indeß mit deinem Eigenthum ruhig davon wandern lassen. Geh' deinen geraden Gang ruhig fort! Erlaube Dir nie schiefe Streiche, nie Schleichwege um Schleichwegen zu begegnen; nie Ränke um Ränke zu zerstören; mache nie gemeinschaftliche Sache mit Bösewichtern, gegen Bösewichtern handle großmüthig. Unedle Behandlung und zu weit getriebenes Mißtrauen können dem, welcher auf halben Wege ist, ein Schelm zu werden, vollends dazu machen; Großmuth hingegen kann einen nicht ganz verstockten Unhold vielleicht, auf einige Zeit wenigstens bessern, und die Stimme des Gewissens in ihm erwecken. Aber er müsse fühlen, daß du nur aus Huld, nicht aus

Furcht also handelst. Er müsse fühlen, daß wenn es auf das Aeußerste kömmt, wenn der Grimm eines unerschrockenen redlichen Mannes losbricht, der kühne, rechtschaffene Weise im niedrigsten Stande mächtiger ist, als der Schurke im Purpur; daß ein großes Herz Tugend, Klugheit und Muth stärker machen, als erkaufte Heere, an deren Spitze ein Schurke steht. Was hätte der wohl zu fürchten, der nichts mehr zu verlieren hat, als was kein Sterblicher ihm rauben kann? Und was vermag in dem Augenblicke der äußersten verzweifelten Nothwehr ein feiger Sultan, ein ungerechter Despot, der in sich selbst einen Feind herumträgt, von welchem er immer bedroht wird.

Es ist unmöglich sich bei gewissen Leuten beliebt zu machen, deren Gunst man nur auf Unkosten seines Gewissens erwerben kann und es wird nicht schaden, wenn uns diese wenigstens fürchten. Es giebt Leute die uns zu Vertraulichkeiten zu gewissen Eröffnungen zu bewegen suchen, damit sie nachher Waffen gegen uns in Händen haben, womit sie uns drohen können, wenn wir ihnen nicht zu Gebote stehen wollen. Die Klugheit erfordert, dagegen auf seiner Huth zu sein. Man erkennt sie leicht an der groben Schmeichelei, durch welche sie sich uns nähern und unser Vertrauen zu erschleichen suchen. — Ermuntre und ehre äußerlich Menschen, an denen du irgend eine Thatkraft zum Guten findest! Bringe sie nicht ohne Noth um Kredit! Es giebt Leute, die viel Gutes sagen, im Handeln aber heimliche Schalke sind, oder Menschen voll Inconsequenz, Leichtsinn und Leidenschaft: entlarve diese nicht, insofern es nicht der Folgen wegen sein muß. Sie wirken durch ihre Reden manches Gute, welches unterbleibt, wenn man sie verdächtig macht. Man sollte sie immer herumreisen lassen, um gute Zwecke zu befördern allein sie müßten jeden Ort früh genug verlassen, um sich nicht zu verrathen und durch

ihr Beispiel nicht die Wirkung ihrer Lehren zu vernichten. Bei Menschen von guter Gesinnung, welche durch übertriebene Bescheidenheit und Schüchternheit sich selbst um die ihnen eigentlich gebührende Achtung bringen, stiftet man ein gutes Werk, wenn man ihnen Zuversicht zu sich selbst einflößt und ihnen Gelegenheit giebt, sich geltend zu machen. Zu weit getriebene Schüchternheit ist ein ebenso großer Fehler als allzugroße Unbescheidenheit und Dünkel, und nur hierauf bezieht sich der viel angefochtene Göthesche Spruch: Nur die Lumpe sind bescheiden. Jeder soll seines Werthes sich bewußt sein, denn er würde dann in den Fehler verfallen, gegen sich selbst ungerecht zu sein. Unvorsichtigen, plauderhaften Leuten darf man natürlich kein Geheimniß verrathen, die Vorwitzigen und Neugierigen, suche man durch Scherz oder Ernst zu kuriren und den sogenannten wunderlichen, launenhaften Menschen, denen man nichts recht machen kann, zeige man sich in gleichgültigen Dingen gefällig, oder man kümmere sich nicht viel um sie.

Einfältige Menschen, die ihre Schwäche fühlen und sich willig leiten lassen, dabei gutmüthig und sanft sind, unterstütze man auf jede Weise, sie sind als Unmündige zu betrachten, man schütze sie möglichst von den sogenannten guten Freunden, denen sie in die Hände fallen und von denen sie gemißbraucht werden könnten, zumal dann, wenn sie Vermögen haben.

Am leichtesten geht es sich mit den muntern, aufgeweckten Leuten von gutem Humor um. Doch muß dieser Humor ein echter, kein forcirter sein. Herz und Geist müssen die Quellen desselben sein, nicht bloß das leere und nichtige Geschick Witze zu machen. Ausschweifende Menschen fliehe man, so viel, als möglich und wenn ihre Gesellschaft unausweichlich ist,

wappne man sich mit dem festesten Willen gegen ihre Ansteckung. Excentrische Leute kann man am besten heilen und von der Ueberspannung ihrer Ansichten heilen, wenn man Anfangs scheinbar auf ihre Ideen und in ihren Ton eingeht um zunächst Einfluß auf sie zu erhalten und dann der gesunden Vernunft Eingang bei ihnen zu verschaffen sucht. Andächtler, Frömmler und Heuchler muß man größtentheils ihrem Geschick überlassen. Die ersteren sind aus Verstandesschwäche zu bedauern, die letzteren zu verachten; denn sie wissen, daß ihr Wesen Lüge ist, behalten es aber größtentheils um eines äußeren Vortheils willen mit großer Consequenz bei. Man lasse sie einsam ihre Wege ziehen. Spott hilft bei ihnen ebensowenig als vernunftgemäße Ueberzeugung. Die Frömmler aus Mangel an Verstandesbildung sind fast immer ungefährliche Menschen, mit denen sich im gewöhnlichen Verkehr wohl fertig werden läßt. Man spare die Mühe, sie von ihrem Irrthum zu überzeugen; denn sie fühlen sich darin beruhigt und glücklich; warum ihnen ihre Illusionen rauben? Es könnte der Fall eintreten, daß sie dann gar keinen sittlichen Halt fänden und rettungslos verloren gingen, weil sie keine Basis zu einer andern vernunftgemäßen Anschauung finden. Auch sind sie in der Regel nur Werkzeuge in fremden Händen, Creaturen ausgemachter Heuchler und Gotteslästerer; denn eine solche Verführung zur Frömmelei und Pietisterei gegen die eigene bessere Ueberzeugung ist ebenso schlimm, ja noch schlimmer als dreiste Gotteslästerung.

Mögen die Menschen, mit welchen uns die Gesellschaft zusammen führt, nun eine Gemüthsart haben, welche sie wollen, da wo man sich ihnen nicht entziehen kann, muß man sich wenigstens immer als ein Mann von Welt zeigen. Das Bild eines solchen entwirft Wilmsen in folgender Weise:

Eine angenehme Persönlichkeit verlangt die Welt vor allem von dem, welchem sie ihre Gunst schenken soll. Darum scheint es, als ob alle diejenigen auf diese Gunst Verzicht leisten müßten, welche die Natur nicht mit einer hübschen Gesichtsbildung, sprechenden Augen, schlanken Gestalt, wohlklingenden Stimme, und einem angenehmen Mienenspiel ausgestattet, oder doch nur einzeln diese Gaben verliehen hat. Diese Sache steht um so schlimmer, da die Männer hier vor den Richterstuhl der Damen treten müssen, und diese bekanntlich unbarmherzig richten, wenn man nicht das Glück hat, einen angenehmen sinnlichen Eindruck auf sie zu machen. Ja es scheint sogar, als ob die freigebigsten Geschenke der Natur in dieser Hinsicht nicht hinreichen, den Männern ein günstiges Schicksal in der großen Welt zu bereiten, da jene Vorzüge der Person so leicht durch Vernachlässigung verloren gehen können, und üble Angewohnheiten selbst die angenehmste natürliche Persönlichkeit oft so sehr entstellen, daß sie nur sehr geringe Wirkung thut, und fast übersehen wird.

Diese üblen Angewohnheiten sind das Grimassiren, eine krumme Haltung des Körpers, ein finsterer Blick, statt des ernsthaften, eine gellende oder leise lispelnde Sprache, das Stehen mit verschränkten Armen und Beinen, eine gewisse Bequemlichkeit in der Art zu stehen und zu sitzen, welche das Gegentheil von Selbstständigkeit, das Wort im buchstäblichen Sinne genommen, und zwar bei einer gewissen Klasse von Männern hergebracht, aber nichts weniger als lieblich und empfehlend ist. Haben diejenigen wohl ein Recht, sich zu beklagen, die in der feinen Welt darum nicht wohl gelitten sind, weil sie den Eigensinn haben, diesen bösen Gewohnheiten nicht entsagen zu wollen, und es wohl gar vertheidigen, wenn sie dadurch vorsätzlich Anstoß und Aergerniß geben, in der

Meinung, daß es sich für Männer nicht schicke, in dergleichen Dingen sich nach dem herrschenden Ton zu bequemen, und ein feines Betragen anzunehmen. Daß dieses „sich bequemen" anfangs ein wenig drückend ist, weil es einen Zwang auflegt; daß es behaglicher sein mag, sich hierin seinen Launen zu überlassen; daß dies erzwungene Wesen anfangs auch wohl ein wenig Steifigkeit zur Folge hat, und den Schein der Affectation giebt, darf nicht zu sehr beachtet werden; die Lehrlinge nehmen sich freilich neben den Meistern nicht sonderlich aus, aber wenn man ihren guten Willen sieht, so wird kein Billiger sie darum verachten, weil sie Lehrlinge sind.

Wie gelange ich aber zu dieser Art von Selbstkenntniß? Wie werde ich inne, was an meinem äußern Menschen zu verbessern, abzuglätten, zu verfeinern und zu veredeln ist? Soll ich mich selbst vor dem Spiegel beobachten? Ich zweifle, daß ich mich vor diesem ganz so zeigen werde, wie ich bin, und manche Flecken sind gar nicht an dem Bilde zu entdecken, welches er mir zeigt. Soll ich mich in Demuth bei meinen Freunden erkundigen, was sie an meinem äußern Menschen auszusetzen finden? Wer weiß, ob sie offenherzig, oder auch, ob sie scharfsichtig genug sind. Diese Zweifel müssen als völlig gegründet erkannt werden, und so ist denn der Mensch auf seine Selbstbeobachtung und Selbstbelauschung, vor den Spiegel seines Bewußtseins, verwiesen, und auf die Vorbilder eines feinen und anständigen Betragens, und einer angenehmen Persönlichkeit, welche die Welt ihm vor die Augen bringt.

Das Bewußtsein ist aber hierbei die Hauptsache. Wie ich in Ansehung des Richtigsprechens mir bewußt sein muß, daß ich die Regel befolge, und die stete Befolgung endlich in mir zum Gefühl wird, gleichsam zur Natur, so daß ich nicht mehr fehlen kann, so ist's

auch mit einer richtigen und gefälligen Haltung des Körpers, mit guten äußerlichen Manieren, mit dem ganzen äußern Betragen. Das Rechte erkennen, ist nicht schwer, aber es befolgen, und unausgesetzt befolgen, das ist der schwierige Punkt.

Ich soll eine anständige und gefällige Haltung des Körpers annehmen. In Reih und Glied stehend, vor dem gestrengen Exerciermeister, der keine Umstände macht, der die Schultern mit einem kräftigen Handgriffe zurechtrückt, der jede Bewegung auf's Genaueste vorschreibt, würde ich es wahrscheinlich am besten lernen; aber am Ende ist diese mustermäßig-gerade Haltung, wobei der Körper ein wenig auf Drath gezogen ist, auch nicht die rechte, und möchte sich im Gesellschaftszimmer nicht sonderlich gut ausnehmen, obgleich dort auch eine Art von Parade statt findet, die mit der militärischen allerlei Aehnlichkeit hat. Am Ende bleibt es bei dem alten Satz: wer kann es aller Welt recht machen, und die Natur läßt sich nicht zwingen.

Aber ich frage dich, ob es dir gefällt, wenn ein Mensch, von dem du mit vollem Rechte fordern kannst, daß er dich mit Achtung behandle, in der nachläßigsten Stellung, mit übereinander geschlagenen Armen, als ob er dich zur Rede setzen, oder sich recht trotzig dir gegenüber stellen wollte, vor dich hintritt, und dir wohl gar dabei ein finsteres Gesicht macht? Ob es dich nicht reizt, wenn Untergeordnete in deiner Gegenwart Stellungen annehmen, die sich höchstens der, welcher zu gebieten hat, erlauben darf? Ob es einen angenehmen Eindruck auf dich macht, wenn ein Mann, der seiner Kenntnisse und Einsichten, oder wegen seines Talents ausgezeichnet wird, in einem vernachläßigten Anzuge, und in einer Haltung, die gleichsam allen guten Sitten Hohn spricht, und in welcher auch nicht die leiseste Spur von Achtung und Werthschäz-

zung seiner Umgebungen zu finden ist, in eine achtungswürdige, oder wenigstens durch Rang und Stand bedeutende Gesellschaft tritt?

Wir wollen so billig sein, das zu leisten, was wir von Andern fordern, wollen anerkennen, daß die Bildung des Geistes auch in dem äußern Menschen sichtbar werden müsse. Sind wir doch nun einmal, als Sinnenwesen, von sinnlichen Eindrücken abhängig, und versuchen es vergebens, uns diese Abhängigkeit abzuleugnen, oder sie ganz abzuwerfen. Nie sollten wir vergessen, wie manchen Lebensgenuß, und wie viel angenehme Empfindungen wir diesen sinnlichen Eindrücken verdanken, und daß das Bestreben, durch unsere Persönlichkeit auf die Gesellschaft angenehm einzuwirken, und die Aufmerksamkeit, die wir deswegen unserm äußern Menschen widmen, den wohlthätigsten Einfluß auf unsere geistige Ausbildung habe. Jede Art der Selbstbeobachtung, des Wachens über sich selbst, der Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung, belohnt sich durch die schönere Entfaltung unserer sittlichen Kräfte, und so wird Alles, was wir für unsern äußern Menschen thun, zugleich ein Gewinn für den innern, ein Zuwachs geistiger Kräfte, geistiger Selbstständigkeit und Freiheit. Der äußere Mensch soll das Gepräge der innern Bildung, der geistigen Harmonie, des Sittenadels an sich tragen, und daran soll die Gesellschaft erkennen, was für einen Werth er habe, und welche Ansprüche auf Achtung und Theilnahme. Darum soll Niemand das Urtheil der Gesellschaft durch Vernachlässigung des Aeußern irre führen, so wie Keiner es bestechen soll, durch ein heuchlerisches Wesen und durch die Künste der Verstellung.

Ist auch dieses Bild, welches uns Wilmsen von einem Manne von Welt entwirft, nicht ein in allen Theilen fein ausgeführtes, so wird man dieses auch von einem pädagogischen Schriftsteller, wie er ist, nicht for-

dern können. Eine lebensgetreue Schilderung wäre immer Sache eines Dichters, und auch er würde uns immer nur eine bestimmte Individualität geben können, die um so lebenswahrer sein wird, je mehr charakteristische Züge sie hat. Ein Mann von Welt ist eine Proteusnatur, die unter verschieden gegebenen Verhältnissen immer in einer andern Gestalt erscheinen muß. Der Grundtypus seines Wesens ist in jeder besondern Persönlichkeit in anderer Form ausgedrückt, wie man etwa eine Melodie in unendlich vielen Variationen zu Gehör bringen kann. Leute von Welt finden wir z. B. in den Romanen von Bulwer, in Schriften der Gräfin Ida Hahn-Hahn und in dem zwar genialen aber gefährlichen Buche des Barons von Vaerst (die Cavalier-Perspective) in mehr oder weniger glänzenden und lebensfrischen Farben gezeichnet. Ein Mann von Welt ist der Carlos in der Göthe'schen Tragödie „Clavigo," der Lord Bolingbroke in dem Scribe'schen Lustspiel „das Glas Wasser," und wie verschieden sind doch diese einzelne Persönlichkeiten! Im Grunde genommen kommt es hier nur auf die Erscheinung und das Benehmen an, der sittliche Gehalt aber tritt gewissermaßen in den Hintergrund zurück, so daß der Mann von Welt eben so gut der gefährlichste Bösewicht wie der gefeiertste Tugendheld sein kann. Nur selten, und nur einem geübten Menschenkenner ist es vergönnt, einen Blick in das Geheimniß seines Innern zu thun. Die äußere Glätte seines Wesens und Thuns ist einem Spiegel vergleichbar, der alle Strahlen zurückwirft, und keinen in das Innere durchdringen läßt. Ausbrüche von Leidenschaften werden bei ihm zu den größten Seltenheiten gehören und Liebe oder Haß fast nie den wahren und ungeschminkten Ausdruck des freien Affects erhalten, so daß man sich auch hierbei immer hüten muß, den Schein für Wahrheit zu nehmen. Es soll damit

nicht gesagt sein, daß Wahrheit und Offenheit des Charakters mit den Manieren eines feinen Weltmannes unerträglich wären; wer beides in sich vereinigt, giebt uns aber ein Bild höchster männlicher Vollkommenheit. Ein Beispiel solcher seltenen Menschen ist unter den Lebenden Alexander von Humboldt, bei welchem noch der Schmuck der gründlichsten Wissenschaftlichkeit den Reichthum der übrigen Vorzüge erhöht. Es ist nicht immer nöthig, daß man in hohen und höchsten Kreisen der Gesellschaft diese Bildung des Weltmannes erhalte, sondern es liegt in jedem Menschen ein gewisser Instinkt, eine natürliche Anlage, welche ihn befähigt, diese Stufe geselliger Vollkommenheit zu erreichen, vorausgesetzt, daß Erziehung, Umgang und Beispiel der Ausbildung dieser natürlichen Begabung nicht entgegen gearbeitet haben.

Wie erkennt man an Aeußerlichkeiten einen Mann von Welt? Wenn er in eine Gesellschaft tritt, so ist sein Schritt weder plump, noch schleichend, aber doch fest und zwanglos, seine Bewegungen sind ruhig, nicht in wilder Hast schreitet er auf den zu, der ihn erwartet, er geht nicht, den Nachdenkenden oder Blasirten spielend, mit heftigen Schritten auf und ab, wenn sich gerade kein Gespräch für ihn findet. Er blickt nicht mit stolz übergeworfenem Haupte gebieterisch im Zimmer umher, spielt auch nicht ein lebendes unbewegliches Bild, sondern zeigt durch Bewegung, daß er Theil nehme an dem, was um ihn vorgeht. Ein behagliches Hinlehnen an irgend einen Gegenstand wird er eben so sehr vermeiden, als alle überflüssigen Gestikulationen beim Gespräch oder unnütze Spielereien mit den Händen. Es versteht sich von selbst, daß er des Tanzens nicht unkundig sein darf, so lange er noch in den Jahren ist, wo man auf ihn bei einem Balle rechnen darf und daß er auch gewisse Modespiele der Gesellschaft wenigstens kennt, um bei einer Parthie

den fehlenden dritten oder vierten Mann zu machen. Verursacht ihm dies und jenes Langeweile, so wird er es nie zeigen, er wird vielmehr irgend einen Gegenstand in's Gespräch bringen, an welchem sich das Interesse belebt. Es ist seine Schuld, wenn die Gäste sich stumm ansehen, denn man verlangt von ihm, daß er um passende Themata nie in Verlegenheit sei. Diese äußere Geschliffenheit muß natürlich in der innern harmonischen Ausbildung der geistigen Kräfte ihren festen Grund finden, sonst hilft die ausgesuchteste Toilette, die gewandteste Art sich zu benehmen auf die Länge der Zeit doch wenig. Ein solcher hohler Mensch kann höchstens den Damen von gewöhnlicher Bildung ein Paar Wochen gefallen. Aber auch Bildung des Geistes nicht allein, sondern auch Bildung des Herzens gehört zu den Requisiten eines Mannes von Welt. Die Miene ist in der Regel die Verrätherin des Herzens, nicht weniger der Klang der Stimme. Ein offenes klares Auge, eine freie herzliche Sprache können nur selten einem Menschen angehören, dessen Herz verfinstert, dessen Gemüth menschenfeindlich gesinnt ist. Ein solcher wird sich durch Blick und Ton doch einmal verrathen, auch wenn es ihm gelungen ist, sehr lange sich zu bewachen. Ist aber der Schleier einmal gefallen, so wird es ihm schwer werden, die erste Rolle wieder mit voller Wahrheit und Glaubwürdigkeit zu spielen, und um das Vertrauen, das Menschen dieser Gattung ganz vorzüglich brauchen, um sich zu halten, ist es vielleicht für immer geschehen.

Ein Mann von Welt wird alle seine Sinne in der Gewalt haben. Er wird seine Augen und Ohren verständig gebrauchen, nur sehen, was er sehen, und hören, was er hören will. Ein spähender, unruhiger, stechender oder lüsterner Blick wäre Verstoß gegen die Schicklichkeit. Zur Beherrschung seiner Sinne gehört

aber vor Allem Selbstbeherrschung, denn sie sind Verräther des Herzens mit seinen Leidenschaften; man sei daher beständig auf der Wacht vor sich selbst. Nil admirare! lehrt Horaz, der feine Kenner des guten Tons, das heißt: laß dich nicht aus der Fassung bringen, selbst da nicht, wo du vor Unmuth und Ungeduld außer dir kommen möchtest, in keinem Falle aber überhaupt da, wo du kein Recht hast, heftig aufzutreten. Auf die Bildung der Stimme und die angemessene Redeweise wird ein Mann von Welt besonders sein Augenmerk richten. Eine klangvolle, zum Herzen redende Sprache ist ein großer Vorzug des feingebildeten Gesellschafters. Alle Affectation ist lächerlich, alles Vorlaute störend, alles Flüstern widrig und anstößig. Triviale Redensarten gebrauchen heißt darthun, daß man keinen Geist besitzt; die gebräuchlichsten Redeformeln der Höflichkeit gebrauche man so, daß sie nicht wie Ironie und Lüge klingen, obschon sie es in der That nur zu oft sind. Man suche hier eine vernünftige Grenze zu ziehen, um nicht vor sich selbee erröthen zu müssen.

Da in der Gesellschaft das Ansehen der Person gilt, so soll Niemand, der an ihren Gütern und Freuden Theil nimmt, persönliche Vorzüge gering achten, aber auch Keiner von jenen Glücklichen, welche Mutter Natur reichlich ausgestattet hat, darauf trotzen und meinen, daß es damit allein gethan sei und pharisäerisch herabsehen auf die, welche die Natur in diesem Punkte stiefmütterlich behandelt hat, in dem übermüthigen Gefühl: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute; wohl aber in der dankbaren Anerkennung einer solchen Wohlthat und in der edelmüthigen Theilnahme, welche Ungestaltete und Gebrechliche fordern, diesen auch selbst in dem schlimmen Falle, daß sie selbst diese Theilnahme durch Anmaßung und Bitterkeit verscherzen. Nichts kann eines

gebildeten Menschen unwürdiger sein, als spöttische und höhnische Kränkung solcher Unglücklichen. Wie könnte doch in irgend einem Falle der Körper den Maßstab geben für die Schätzung eines Menschen, oder die Beschaffenheit des Körpers einen Grund, ihn mit Achtung oder Verachtung zu behandeln. Männer sollten sich vorzüglich dadurch über das schwächere Geschlecht erheben, daß sie sich unabhängig machen von dem sinnlichen Eindrucke, so daß er niemals Einfluß hätte auf ihr Urtheil über Menschenwerth, auf ihr Betragen gegen die Mitglieder der Gesellschaft, und auf ihre theilnehmenden Gefühle.

Hier mögen noch einige Bemerkungen für diejenigen stehen, welche in demuthsvoller Bescheidenheit zur Erkenntniß gekommen sind, daß ihnen von der Mutter Natur keine angenehme Persönlichkeit zur Theil geworden sei, und die daher Alles aufbieten möchten, um diesen Mangel zu bedecken und zu ersetzen. Zuvörderst möchte es nicht unrecht sein anzunehmen, daß, mit seltenen Ausnahmen, Alle in dem Falle sind, Eines oder das Andere, was zu einer solchen Persönlichkeit gehört, entweder von Natur oder durch Selbstverschulden zu entbehren; dem Einen das angenehme Organ der Stimme, dem Andern ein angenehmes Mienenspiel, ein heiterer Blick, ein hübsches Auge, dem Dritten eine gute ebenmäßige Figur und eine leichte gefällige Haltung des Körpers, dem Vierten ein hübscher Mund und eine Doppelreihe gesunder Zähne, dem Fünften eine reine, weiße und gesunde Haut ꝛc. Was ist nun hierbei vernünftiger Weise zu thun? Der Mann soll es nicht als ein großes Unglück ansehen, daß seinem äußern Menschen Manches fehlt, was in der Gesellschaft gilt, und mehr gilt, als wesentliche Vorzüge, und daß er daher kein Günstling der feinen Welt, besonders der weiblichen, werden kann, obgleich wunderlicher Weise selbst die Damen

sich zuweilen mit der Häßlichkeit befreunden und aussöhnen, daß sie bei der Wahl zwischen einem hübschen und einem häßlichen Manne, diesem den Vorzug geben. Der Mann soll nicht gleichgültig gegen äußere Annehmlichkeit und Gewandtheit sein, nicht vergessen, daß bei der Welt, wie sie einmal ist, die Kleider Leute machen, und daß es natürlich ist, bei Unbekannten von dem Aeußeren auf das Innere zu schließen und nicht der herrschenden Mode allen Gehorsam aufkündigen. Der Mann soll es aber unter seiner Würde halten, durch Außendinge Aufmerksamkeit zu erregen, sich auszuzeichnen und zu glänzen, Eitelkeit und Affectation zu zeigen, den Stutzer zu machen, und statt einer würdevollen Haltung Geziertheit zu zeigen. Er soll sich einen solchen Grad von Unbefangenheit anzueignen suchen, daß jede Art von Schüchternheit und Verlegenheit ihm fremd sei, und sich schon in der Leichtigkeit und in dem Anstande seiner Bewegungen die Bildung verrathe, welche er sich erworben hat, so wie in seiner bescheidenen Theilnahme an dem Gespräch die Achtung, welche Jeder der Gesellschaft schuldig ist, aber auch in seiner gehaltenen Freimüthigkeit, durch welche er die Reinheit seiner Gesinnungen offenbart und für sich selbst die Achtung der Gesellschaft in Anspruch nimmt.

Die beste Anweisung giebt freilich am Ende ein gewisser feiner Takt, eine Art von leisem, zarten und lebendigen Gefühl für das Schöne und Anständige, und die verständige Nachahmung der Musterbilder, die uns in der Gesellschaft erscheinen. Aber ein solcher Takt und ein solches Gefühl entspringen vor Allem aus der ganzen harmonischen Bildung aller Seelenkräfte und aus dem unbestochenen Bewußtsein des eigenen sittlichen Werthes, verbunden mit herzlichem Wohlwollen und reiner Güte.

Im Allgemeinen läßt sich über das Betragen des

Weltmannes in der Gesellschaft und überhaupt über das gesellige Zusammensein in den höhern Ständen eine Reihe von Bemerkungen und Warnungen aufstellen, welche Vorsicht und Besonnenheit zur ersten Regel beim Umgange mit ihnen machen. Wilmsen faßt diese in folgende Bemerkungen zusammen:

Die erste ist die, daß die Menschen, namentlich aus den höheren Ständen, niemals so gut sind, wie sie in der Gesellschaft erscheinen, daß man also bei der Beurtheilung immer gehörig abziehen, und nicht Alles, was glänzt, für Geld halten müsse, also z. B. den nicht für wohlwollend und theilnehmend halten dürfe, der die Sprache des Wohlwollens und der Theilnahme geläufig zu reden weiß, oder den für liberal und anspruchslos, der im Tone der Liberalität und Anspruchslosigkeit sich vernehmen läßt, oder den für dienstfertig und gefällig, der in den verbindlichsten Ausdrücken und mit der höchsten Freundlichkeit seine Dienste anbietet; oder den für arglos und des Vertrauens würdig, der mit vertraulicher Rede dem Fragenden entgegen kommt, und allerlei scheinbar theilnehmende Fragen an ihn richtet, sich seiner besonders annimmt und ihn zu unterhalten sucht. Diejenigen sind vielmehr verdächtig, die am meisten entgegenkommen, am unbefangendsten sich darstellen, am wohlwollendsten sich dir nähern.

Die zweite: daß sehr häufig Menschen, die durch ihr äußeres Wesen, durch Finsterkeit, Kälte, Einsylbigkeit und Trockenheit zurückschrecken, am meisten Vertrauen verdienen, weil sie echt sind, von Abgeschliffenheit und Verstellungskunst weit entfernt.

Die dritte: daß der Mensch in manchen Gemüthszuständen ganz anders erscheint, als er wirklich ist, und daß es daher bedenklich ist, bei sich selbst ein Urtheil über Menschen zu fällen, die man nur in ei-

nem einzigen Lebensverhältnisse gesehen und beobachtet hat.

Die vierte: die mit sichtbarer Neugierde den Fremden mit Fragen Bestürmenden, sind in der Regel Menschen, welche kein Vertrauen verdienen, und Zurückhaltung nöthig machen.

Die fünfte: Es ist eine Regel der Klugheit und Vorsicht, bei dem Eintritt in eine zahlreiche Gesellschaft von Personen, deren Namen und Stand man höchstens kennt, aber nichts weiter, erst das Terrain zu recognosciren, und daher anfangs mehr zu hören, als zu reden, mehr zu beobachten, als mitzusprechen, um vor Allem den herrschenden Gesellschaftston und die Stimmung der Gesellschaft kennen zu lernen. Daher ist es ein großer Verstoß gegen die Klugheit, gleich ein Gespräch anzuknüpfen, mit seinen Urtheilen über Begebenheiten, Ereignisse und Personen rasch hervorzutreten, oder mit einem kräftigen Widerspruche gleichsam drein zu schlagen, unbekümmert, wen es treffe. Auf den Wirth und die Wirthin sei des eintretenden Fremden Aufmerksamkeit vorzüglich gerichtet, auf den Ton, den sie angeben, die Gegenstände, welche sie zur Sprache bringen, das Verhältniß, in welches sie sich zu ihrer Gesellschaft setzen, die Personen, welche sie auszeichnen.

Die sechste: Der Fremde hüte sich, durch ein peinliches Gefühl der Verlegenheit in seinen Beobachtungen sich stören zu lassen, oder dadurch gedrängt und beunruhigt, sich ohne Veranlassung solchen Personen zu nähern, welche in einer Unterredung begriffen sind, denn es giebt Menschen — und sie kommen nur zu häufig vor — welche eine Freude daran haben, Fremde in Verlegenheit zu setzen, ihnen zu imponiren, sie gleichsam zu demüthigen, besonders wenn sie Ansprüche zu machen scheinen, und sie recht geflis-

sentlich zu isoliren. Diese muß man nicht reizen. Im Ganzen aber ist es Regel, sobald als möglich ein Gespräch anzuknüpfen, denn der, welcher verlegen dasteht, oder auch aus seinem Winkel, in den er sich zurückgezogen hat, mit vornehmer Miene die Gesellschaft betrachtet, als ließe er sie die Revüe passiren, hat keine gute Aufnahme zu erwarten.

Noch eine Bemerkung verdient hier beachtet zu werden, nehmlich die, daß die meisten Menschen weder so gut, noch so böse sind, wie ihre Worte und Redensarten. Wie sich Mancher, obgleich er im Herzen Egoist, doch eine gewisse Milde und einen Anstrich von Wohlwollen zu eigen gemacht hat, so auch Mancher, der wörtlich wohlwollend und theilnehmend ist, eine gewisse äußere Rauhheit und Kälte, welche abstoßend wirkt, und nur in seinen Worten, nicht in seiner Gesinnung liegt. Diese Bemerkung ist für die richtige Beurtheilung der Menschen von großer Wichtigkeit und giebt oft erfreuliche und beruhigende Aufschlüsse.

Bei solchen Besuchen, welche man Anstandsbesuche nennt, und die eigentlich keinen andern Zweck haben, als sich vorzustellen, kann man nach Knigge etwa folgende 10 Regeln aufstellen:

1) Der Besuchende erhält durch seinen Besuch kein Recht, die Zeit dessen, den er besucht, in unbedingten Anspruch zu nehmen, sondern muß die Pflicht anerkennen, sich hierin so viel als möglich zu beschränken, und nur Minuten zu verlangen.

2) Der Gönner, welcher den Besuch annimmt, hat das Recht, zu fordern, daß der Besuchende sich den conventionalen Formen unterwerfe, und genau daran binde.

3) Der Besuchende läßt sich das Warten im Vorzimmer als ein nothwendiges Uebel gefallen, und eben so die Audienzstunde, welche der Gönner bestimmt hat,

und beklagt sich nicht, wenn er in einer jeden andern Stunde abgewiesen wird.

4) Er wiederholt seine Versuche nur bei gegebener Veranlassung und auf ausdrückliche Einladung.

5) Er tritt in das Besuchzimmer ohne Ueberrock und Stock, in einem anständigen Anzuge, folglich nicht in Stiefeln, wenn es eine eigentliche Respektsperson ist, die er besucht, aber den Hut in der Hand, und die Hände beschuht.

6) Er enthält sich während des Besuchs alles Räusperns, Auswerfens, und wo möglich des Gebrauchs seines Taschentuches.

7) Beim Sitzen hütet er sich vor dem bequemen Anlehnen und Vorstrecken oder Ueberschlagen der Beine.

8) Beim Sprechen beobachtet er Mäßigung seiner Stimme und Vernehmlichkeit derselben.

9) In seiner Art zu reden bedient er sich der conventionellen Redeformen, und empfiehlt sich also z. B. an seinem Orte unterthänigst, bittet um Befehle, versichert, daß der Wunsch des Gönners ihm Befehl sein werde ꝛc.

10) Der Rückzug aus dem Besuchzimmer geschieht ohne Poltern, nach weggesetztem Stuhle, in guter Ordnung und mit dem gehörigen Anstande, folglich in der Art, daß der Gönner nichts von dem Rükken des Abgehenden gewahr werde, und mit mehreren Verbeugungen, wenn die Thüre etwas entfernt ist, unter welchen die letzte an der Thür die respectvollste ist.

Der Umgang mit gleichaltrigen Menschen scheint der natürlichste, angenehmste und leichteste zu sein, denn gleiches Alter bedingt auch eine gewisse Gleichheit der Bildung und Lebensansichten. Doch finden wir eine solche Gleichheit oder Aehnlichkeit nur im jugendlichen Alter, ehe noch die verschiedenen Eigen-

thümlichkeiten, aus deren Verein der Charakter entsteht, sich zur vollen Reife entwickelt haben. Mit dem Eintritt in die zwanziger Jahre beginnt die Divergenz der Ansichten, der Leidenschaften, der geistigen und materiellen Richtungen. Der gereifte Mann wird vom Jüngling selten mehr verstanden und für die Hoffnungen und Träume, für die Lust und Irrthümer der Jugend hat wiederum jener kein Herz und keine Nachsicht mehr. Das Verhältniß des Umganges wird daher ein ganz anderes werden und anstatt der gemeinschaftlichen Verständigung, wird mehr eine freiwillige oder gezwungene Unterordnung den Jüngling an den Mann fesseln. Die Progression der Bildung geht aber bei den verschiedenen Menschen je nach Talent, Erziehung und Temperament nach sehr abweichenden Normen vor sich. Der Eine bleibt fast immer ein Kind oder doch wenigstens kindlich, während der andere früh reift und seine menschliche Bildung gewissermaßen als abgeschlossen betrachten kann. Es stellt sich daher oft weit früher, als man den Jahren nach vermuthen sollte, eine trennende Kluft zwischen gleichalterige Personen. Der jugendliche Lüstling der Residenz wird die Gesellschaft unverdorbener, kräftiger Landbewohner, die mit ihm in gleichem Alter stehen, in der Regel langweilig und lästig finden, weil er sein Unvermögen zu frischem, elastischem, naivem Genuß nur zu bald fühlt. Der in der kleinen Stadt Erzogene, der nie über den bescheidenen Kreis der Familie und gleichgebildeten Jugendgenossen hinausgekommen ist, tritt ebenfalls in eine neue Welt, wenn er plötzlich in die Residenz und mitten unter die verfeinerten Genüsse, in das Raffinement des geselligen Lebens hineintritt. Die Luft, die er nun athmet, beengt und ängstigt ihn gewiß anfänglich, es ist eine fremde Welt, in welcher er erst heimisch werden soll.

Einen solchen einzuführen, ihm die ersten Schritte auf dem glatten Parquetboden des Salons leicht zu machen, ist nun die Aufgabe der Gesellschaft, in die er tritt. Dies kannn nun durch Entgegenkommen, durch Nachsicht gegen seine Unbeholfenheit, durch feinen Weltton geschehen. Spott würde hier gerade das Gegentheil wirken, er würde den Neuling einschüchtern statt aufzumuntern und ihn vielleicht für immer untauglich machen; denn er könnte ihn veranlassen, die Gesellschaft ganz zu meiden, um sich den Spöttereien zu entziehen. So bietet also der verschiedene Grad gesellschaftlicher Bildung dieselbe Erscheinung wie die Verschiedenheit des Alters, welche auch durch geschickten Umgang ausgeglichen werden muß, wenn daraus ein friedliches und freundliches Zusammenleben gewonnen werden soll. Das höhere Alter begeht meistens den großen Fehler, die Ansprüche der Jugend an den Genuß und an das Recht des Genusses nicht anerkennen zu wollen. Es verbittert daher durch Unduldsamkeit jener das Leben, anstatt sich zu erinnern, daß es auch einmal Jugend gewesen ist. —

Ein Hauptzweck bei dem Umgang älterer Personen mit Jüngeren ist immer der, auf sie bildend, belehrend bessernd und fördernd zu wirken, nur geschehe dies so, daß es die Jugend nicht merkt; denn jede absichtliche Hofmeisterei findet nie willige Jünger. Die Lehre muß dem Zufall anheimgestellt und jedes abstracte Regelngeben vermieden werden. Ein gutes Beispiel ist die beste Lehre. Aeltere Leute haben natürlich mehr Erfahrung, doch muß diese sich nicht breit machen und die Rolle einer Herrscherin spielen wollen. Was das Alter durch Erfahrung mehr gewonnen, das ersetzt bei der Jugend die größere Elastizität des Geistes und die Unbefangenheit des Genusses. Ein erfahrener Mann ist in dem Grade bescheidener als er eben reicher an Wissen und stärker an Willen ist. —

Die alte Regel: vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und das Alter ehren, darf daher auch ihrerseits die Jugend nie vergessen; denn es giebt keinen abschreckenderen Anblick als einen alten Mann als Gegenstand des Gespöttes der Jugend zu sehen und wäre ein solcher sogar ein Geck oder Thor, so wird man sich eines widrigen Eindrucks doch niemals erwehren können.

Den Umgang mit Kindern zu beleuchten gehört nicht hierher, sondern in das Kapitel der Erziehung. Der Umgang, von dem wir hier sprechen, ist der gesellige auf Gegenseitigkeit beruhende. Das Kind wird seinerseits freilich auch ein gewisses Betragen gegen die Erwachsenen beobachten, bei ihm ist es jedoch noch keine Fnlge der freien Geistesthätigkeit und muß daher von einem ganz andern Gesichtspunkt betrachtet werden. Fast möchten wir die Besprechung des Umgangs unter Eheleuten hier ebenfalls ausschließen; denn hier tritt die heilige Pflicht der Liebe und Treue als einzig geltende Gesetzgeberin ein. Es lassen sich aber auch Fälle denken, wo Ehegatten nicht durch so enge Bande einander gesellt sind. Wo nicht die Liebe, sondern die Convenienz, die Speculation, der Gehorsam, oder nur gegenseitige Achtung das Ja am Altare gesprochen hat, und wo sich niemals ein ganz inniges Verhältniß gestalten wird. Wo die wahre Liebe zwei Herzen verband, da ist es nicht nöthig Regeln zu geben; dann findet jeder Theil das Rechte von selbst. Da geht einer in dem andern freudig und willig auf, um in diesem Aufgeben seiner selbst nur desto reicher und glücklicher zu werden. Jede gemeinsame Sorge, wie jede gemeinsame Freude erhöht nur das Glück des Zusammenlebens und es giebt nichts in der Welt, das einen oder den andern Theil so aus aller Fassung brächte, daß er nicht in der

Liebe die willkommene Führerin zum Frieden und Gedeihen wiederstände.

Wichtig ist die Sorgfalt, welche Eheleute anwenden müssen, wenn sie sich tägkich sehen und immer wieder sehen müssen, daß dieser enge und vertraute Umgang ihrer Liebe nicht nachtheilig werde, und sie nicht verleite, ungerecht gegen einander zu werden. Denn da sie Muße und Gelegenheit genug haben, Einer mit des Andern Fehlern und Launen bekannt zu werden, und selbst durch die kleinsten derselben manche Ungemächlichkeit leiden müssen, so kann es leicht geschehen, daß sie sich gegenseitig lästig, langweilig, kalt und gleichgültig gegen einander werden, oder gar Ekel und Abneigung empfinden. Hier ist also weise Vorsicht im Umgange nöthig. Verstellung würde hier das unglücklichste und strafbarste Mittel sein; aber einer gewissen Achtsamkeit auf sich selbst, und der möglichsten Entfernung alles dessen, was sicher widrige Eindrücke machen muß, soll man sich befleißigen. Man setze daher vor allen nie gegen einander jene Gefälligkeit und Artigkeit aus den Augen, die sehr wohl mit Vertraulichkeit bestehen mag, und die den Mann von seiner Erziehung bezeichnet! Ohne sich durch Kaltsinn und Entfernung fremd zu werden, sorge man doch dafür, daß man nicht durch oft wiederholte Gespräche über dieselben Gegenstände einander langweilig werde, daß man sich nicht gleichsam auswendig lerne, so daß endlich jedes Gespräch der Eheleute unter vier Augen lästig scheint, und man sich nach fremder Unterhaltung sehnt! Ich kenne einen Mann, der eine Anzahl Anekdötchen und Einfälle besitzt, die er nun schon so oft seiner Frau, und in deren Gegenwart fremden Leuten ausgekramt hat, daß man dem guten Weibe jedesmal Ekel und Ueberdruß ansieht, so oft er mit einem dergleichen Stückchen angezogen kömmt. Wer gute Bücher liest, Gesellschaften besucht, und

nachdenkt, der wird ja täglich neuen Stoff zu anziehenden Gesprächen finden; aber freilich reicht dieser nicht zu, wenn man den ganzen Tag müssig einander gegenüber sitzt; und man darf sich daher nicht wundern, wenn man Eheleute antrifft, die, um dieser tödtenden Langeweile zu entgehen, die sie einander verursachen, wenn gerade keine andere Gesellschaft aufzutreiben ist, mit einander halbe Tage lang Piquet spielen, oder sich zusammen an einer Flasche Wein ergötzen. Sehr gut ist es daher, wenn der Mann bestimmte Berufs-Arbeiten hat, die ihn wenigstens einige Stunden täglich an seinen Schreibtisch fesseln, oder außer Hause rufen; wenn zuweilen kleine Abwesenheiten, Reisen in Geschäften und dergleichen seiner Gegenwart neuen Reiz geben. Ihn erwartet dann sehnsuchtsvoll die treue Gattin, die indeß ihrem Hauswesen vorgestanden und alles für seine Wiederkunft geschmückt und gesäubert hat. Sie empfängt ihn liebreich und freundlich; die Abendstunden gehen unter frohen Gesprächen, bei Verabredungen, die das Wohl ihrer Familie zum Gegenstande haben, im häuslichen Cirkel vorüber und man wird sich einander nie überdrüssig. Es giebt eine feine bescheidene Art sich rar zu machen, zu veranlassen, daß man sich nach uns sehne; diese soll man studiren. — Auch im Aeußern soll man alles entfernen, was zurückscheuchen könnte. Man soll sich seinem Gatten, seiner Gattin, nicht in einer ekelhaften, schmutzigen Kleidung zeigen, sich zu Hause nicht zu viele Unmanierlichkeiten erlauben — das ist man ja schon sich selber schuldig — und vor allen Dingen, wenn man auf dem Lande lebt, nicht verbauern, nicht pöbelhafte Sitten, noch niedrige, plumpe Ausdrücke im Reden annehmen, noch unreinlich, nachlässig an seinem Körper werden. Denn wie ist es möglich, daß eine Frau, die unaufhörlich an ihrem Manne Fehler und

Unanständigkeiten wahrnimmt, von welchen sie alle übrige, mit welchen sie umgeht, frei erblickt, denselben vor allen andern gern sehen, schätzen und lieben könne? Noch einmal! wenn die Ehe ein Stand der unaufhörlichen Selbstverleugnnng und Aufopferung wird, wenn ihre Pflichten sich als ein schweres Gewicht auf uns legen: dann kann sie nur ein Zustand der Qual, keine Quelle der Zufriedenheit sein.

Uebrigens ist es eine bedauernswürdige Schwachheit, wenn Eheleute durch die priesterliche Einsegnung ein so ausschließliches Recht auf jede Empfindung des Herzens erzwungen zu haben glauben, daß sie wähnen: nun dürfe in dem Herzen auch nicht ein Plätzchen mehr für irgend einen andern guten Menschen übrig bleiben; der Gatte müsse für seine Freunde und Freundinnen todt sein, dürfe für kein Geschöpf auf der Welt; als für die werthe Ehehälfte, Theilnahme und Zuneigung empfinden, und es sei Verletzung der ehelichen Pflicht, mit Wärme, Zärtlichkeit und Theilnahme von und mit andern Personen zu reden. Diese Forderungen werden doppelt abgeschmackt bei einer ungleichen Ehe, wo von der einen Seite schon Aufopferungen mancher Art Statt finden. Wenn da der eine Theil, um sich in dem Umgange mit liebenswürdigen Leuten aufzuheitern, neue Kräfte zum Ausdauern zu sammeln, und seinen Geist zu erheben und zu erwärmen, in die Arme zärtlicher, ihm wahrhaftig treu ergebener Freunde eilt: so sollte der andere Theil ihm dafür danken, und jeden kränkenden Vorwurf unterdrücken.

Die Wahl dieser innigeren Freunde muß aber dem Herzen, so wie die Wahl sittlicher Vergnügungen und unschuldiger Liebhabereien dem Geschmacke eines Jeden überlassen bleiben. Es wird nicht durchaus Gleichheit von Neigungen, Temperamenten und Geschmack zum Eheglück erfordert. Unerträgliche Sclaverei

wäre es daher, sich seine Erheiterungen aufdringen lassen zu müssen. Es ist wahrlich schon hart genug, wenn der Gatte die Freude entbehren muß, edle Empfindungen, erhabene Gedanken, feinere Eindrücke, welche seelen-erhebende Schriften, Kunstwerke und Ereignisse hervorbrachten, mit der Gefährtin seines Lebens theilen zu können, weil die stumpfen Organe derselben dafür nicht empfänglich sind; aber nun gar diesem allen entsagen, oder sich in der Wahl seines Umganges und seiner Freunde nach den Grillen eines schiefen Kopfs und kalten Herzens richten, allen wohlthätigen Erquickungen von der Art entsagen zu müssen: — das ist Höllenpein! und ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß am wenigsten der Mann eine solche Beschränkung und Sklaverei dulden dürfe, da er von der Natur und durch die bürgerliche Verfassung bestimmt ist, das Haupt der Familie zu sein, und Gründe haben kann, warum er diesen oder jenen Umgang wählt, dieser oder jener Beschäftigung sich widmet, diesen oder jenen Schritt thut, der Manchem auffallend sein kann. Es erleichtert hingegen das Leben unter Menschen, die nun einmal verbunden sind, alle Leiden und Freuden zu theilen, wenn nach und nach eine ähnliche Seelenstimmung unter ihnen eintritt, sei es auch nur von der Liebe zum Frieden erzeugt, und es zeugt wahrlich von der verächtlichsten Indolenz, wo nicht von dem bösesten Willen, wenn man, nach vieljähriger Verbindung mit einem verständigen, gebildeten und fein fühlenden Geschöpfe, noch eben so unwissend, roh, stumpf und starrköpfig geblieben ist, wie man vorher war.

Mit Vorsicht wähle man den Umgang solcher Bekannten und Freunde, welche täglich das Haus besuchen, und mache es sich zur ersten Vorschrift, seine Pflichten so sorgsam, so pünktlich, so nach einem festen Plane und nach festen Grundsätzen zu erfüllen, daß

man, wo möglich, darin alle seine Bekannten übertreffe; dann kann die wärmste Hochachtung des Ehegatten nicht ausbleiben und diejenigen, welche augenblicklichen vortheilhaften Eindruck durch einzelne glänzende Eigenschaften gemacht haben, werden bald wieder verdunkelt werden. Es ist aber thörigt, und zeigt von wenig Menschenkenntniß, wenn der Man deshalb auf die unverbrüchliche Treue seiner Gattin schwören zu dürfen glaubt, weil sie ihm dieselbe am Altare versprochen hat. Er muß sich fortwährend bemühen, Liebe und Achtung sich täglich auf's Neue zu erwerben und zu sichern. Er muß immer besser sein wollen, als Andere, nicht indem er es mit Worten versichert, sondern indem er es mit Thaten beweist. Die Liebe durch kleine an sich unschuldige Künste mit Hülfe einer erregten Eifersucht wieder beleben wollen, ist nicht rathsam; denn aus Scherz kann Ernst werden. Wirkliche kleine Herzensverirrungen werden, sobald der leidende Theil nun fortwährend seine Pflichten mit hingebender Liebe zu vollbringen strebt, nicht von langer Dauer sein. Bei wirklichen Vergehungen ist es die Sache eines Jeden selbst zuzusehen, wie da zu retten und zu helfen ist. Es ist freilich das größte Glück, wenn es nie dahin kommt, und das Unheil fern bleibt. Man gewöhne sich selbst und einer den Andern nicht an Ueppigkeit, Wollust und Schwelgerei lasse die körperlichen Bedürfnisse und Begierden nie zu heftig werden, man sei selbst in der Ehe schamhaft, keusch, zart und sparsam in den Aeußerungen der Liebe, um Ekel, Ueberdruß und faunische Lüsternheit zu entfernen. Ein Kuß ist ein Kuß, nichts mehr und nichts weniger als ein Zeichen der Zärtlichkeit, und es wird des Weibes eigene Schuld sein, wenn ein sonst nicht schlechter Mann diesen Kuß, den er von treuen reinen nnd warmen Lippen ehrenvoll und bequem zu Hause erlangen könnte, von einer Fremden holt.

Großen Einfluß auf das eheliche Zusammenleben übt die Anlage und Bildung der Frau zur Wirthschaft, in ihrer Hand liegt größtentheils die Erhaltung des Friedens. Findet der Mann, nachdem er die Arbeiten des Tages vollendet hat, Ordnung, Bequemlichkeit, Behaglichkeit zu Hause, empfängt ihn ein freundliches Gesicht, eine wohlschmeckende Kost, überall Gastlichkeit und Comfort, so wird er sich nicht veranlaßt sehen, alles dieses außerhalb in fremden Gesellschaften, in öffentlichen Lokalen zu suchen. Er wird sich daran gewöhnen, im Kreise seiner Familie zu leben, er wird sich heimisch in seinen vier Pfählen finden nnd kein Bedürfniß fühlen täglich eine andere Gesellschaft um sich zu sehen, als die, welche ihm die natürlichen Bande der Liebe gegeben hat. Mit der Wirthschaftlichkeit der Frau hängt auch die Wirthlichkeit zusammen. Sie kann viel erhalten, viel ersparen; der Mann hat dazu in der Regel weniger Talent. Er ist vielleicht als Kaufmann ein sehr guter Rechner, in seinem Hause aber vergißt er die ersten vier Species; es ist ihm zu kleinlich mit Groschen und Pfennigen umzugehen; Groschen und Pfennige aber werden zu Thalern, und diese Verwandlung hervorzubringen ist Sache der Hausfrau. Ein Vermögen von vielen Tausenden ist oft weniger werth, als ein solcher Sinn der Wirthlichkeit, sie ist ein wahrer Schatz für einen Mann. Doch hüte sich die Gattin, ihm täglich ihre Ersparnisse vorzurechnen oder etwa gar einen Vergleich zwischen ihrer Sparsamkeit und der Leichtigkeit, mit welcher er Geld verausgabt anzustellen, und ihm vorzuhalten. Schweigend nnd unverdrossen muß hier das Rechte und Gute geschehen, um so größer ist dann die Freude und Anerkennung von Seiten des Mannes. Er sieht dem stillen Wirken und Schaffen mit Wohlgefallen zu, selbst wenn er sich nichts merken läßt, und nimmt sich sehr oft, ohne daß er mit Worten

gehofmeistert wird, ein Beispiel an seiner Ehehälfte, auch er lernt sich beschränken, wenn er erst sieht, daß dadurch wirklich die Wirthschaft gefördert und seine Vermögensumstände gebessert werden. Wir setzen hierbei voraus, daß kein Geiz, keine Aengstlichkeit, welche sich jeden erlaubten und auch durch die Vermögens- oder Einkommensverhältnisse gestatteten Genuß versagt, walte. Eine solche Handlungsweise verkümmert unnöthig das Leben, anstatt es zu beglücken.

Eine Hauptbedingung für eine glückliche Ehe ist eine richtige Behandlung der Kinder, über welche die Ehegatten sich vorher verständigt haben müssen. Am besten ist es, wenn sie einen gemeinschaftlichen Plan zur Erziehung nach reiflicher Ueberlegung gefaßt haben, doch läßt sich vorher eigentlich nicht feststellen oder beschließen, ehe man nicht die Natur und Anlage des Kindes in ihren ersten Anfängen wenigstens entwickelt sieht. Die wohl durchdachtesten Pläne werden sehr oft für die Ausführung ganz unmoglich, wenn die Voraussetzungen, auf denen sie gegründet waren, nicht eintreffen. Es ist thörigt, ein Kind in der Wiege schon für einen Beruf bestimmen zu wollen. Erst nach dem zehnten Jahre, vielleicht noch später, entwickeln sich Neigung und Anlage mit ziemlich sicherer Bestimmtheit. In der Regel lernen dies die Mütter weit schwerer einsehen, als die Väter und geben oft ihrer Eitelkeit mehr Gehör als der Vernunft, weil jene ihnen vorspiegelt, daß ein Kind nur eben in dem von ihnen gewählten Berufe einst ihre Freude und ihr Stolz sein werde. Hat nun der Mann eine abweichende Ansicht, so entstehen daraus nicht selten eheliche Zwistigkeiten, die sich nur durch einsichtsvolles Nachgeben ausgleichen lassen Es ist Sache des Mannes, die überzeugende Sprache der Vernunft zu

führen, und wenn dies nicht hilft, mit Energie durchzugreifen.

Bei dem Eingehen einer zweiten oder dritten Ehe prüfe man wohl, wie sich das Verhältniß zu den Stiefkindern gestalten wird. Es ist eine traurige Erfahrung, daß es fast nur als eine Ausnahme gelten kann, wenn Stiefkinder nie eine Zurücksetzung, sondern gleiche Liebe mit den rechten Kindern erfahren. Die Verhaltungsregeln und Pflichten lassen sich nicht vorschreiben, diese muß das eigene bessere Gefühl dictiren.

Ist es nöthig, frägt Knigge, daß der Mann klüger sei als die Frau? — Der Begriff von Klugheit, von Vernunft mit allen seinen Beziehungen und Modificationen nicht immer auf einerlei Art verstanden. Die Klugheit eines Mannes soll wohl von ganz anderer Art sein als die, welche man von einer Frau verlangt; und wenn nun vollends Klugheit mit Welterfahrung oder gar mit Gelehrsamkeit verwechselt wird, so wäre es Unsinn von diesen bei dem einen Geschlechte so viel wie bei dem andern voraussetzen oder verlangen zu wollen. Ich fordere daher von einem Frauenzimmer einen verständigen Kleinigkeitsgeist, Feinheit, unschuldige Verschlagenheit, Behutsamkeit, Witz, Duldsamkeit, Nachgiebigkeit und Geduld, Alles dieses gehört ebenfalls zur Klugheit. — Vom Manne aber kann man Umsicht, leichte Fassung und Geistesgegenwart bei allen Vorkommnissen des Lebens, Festigkeit, Freiheit von Vorurtheilen, Ausdauer, und mehr geistige Bildung als vom Weibe erwarten. Wo die Frau in allen Punkten dem Manne überlegen ist, da wird nie das wahre Glück wohnen. Die Herrschaft über das Herz des Mannes mag sie allerdings behaupten; aber im Hauswesen muß der Mann das Oberhaupt sein. Der Mann ist der natürliche Schützer und Regierer seiner Familie

und es ist nichts thörigter, als wenn er selbst so schwach ist, daß er bei der Frau diesen Schutz sucht, und das Regiment in ihre Hände legt. Männer, die so unmündig am Geiste sind, thun besser Hagestolze zu bleiben. Wer möchte mit einem solchen Geschäfte treiben, dessen Willen, Freundschaft und dessen Art die Dinge anzusehen, von den Launen, Winken und Zurechtweisungen seiner Frau abhängen, der seine Briefe erst seiner Hofmeisterin zur Durchsicht vorlegen und über die wichtigsten Dinge erst Instructionen bei seiner Ehehälfte einholen muß?

Zwistigkeiten unter Eheleuten sollen nie anders, als unter vier Augen abgemacht werden, alle Mittelspersonen taugen nichts, und Friedensstifter machen in der Regel die Sache nur ärger.

Man hat dabei dreierlei Rücksichten zu nehmen, zuerst solche, die auf unsere eigene Ruhe abzielen, sodann Rücksichten, auf Kinder und Hausgenossen und endlich auf das Publicum. In ersterer Hinsicht laß deine Klugheit und dein Gewissen allein sprechen; in letzterer laß dein Unglück nicht ruchbar werden. Uneinigkeit unter Eheleuten erzieht immer schlechte Kinder oder doch in der Regel. Es ist besser, wo sie nicht zu vermeiden ist, die Kinder fremder Pflege und Leitung zu übergeben, damit sie kein schlechtes Beispiel vor Augen haben. Mit Dienstleuten wird man in solchem unglücklichen Falle ohnehin schon genug Aerger haben. Denn es entstehen Partheien und Klatscheeeien ohne Ende. Fremde Einmischungen von Verwandten und Bekannten weise man entschieden ab, sie machen das Uebel noch ärger. Die Herrschaft im Hause gebührt dem Manne. Diese muß er in jeder Beziehung zu behaupten wissen, selbst da, wo ihm das Herz blutet. Besser Freunde und Verwandte verlieren, die Unfriede im Hause säen, als den Ehehimmel sich zu einer Ehehölle umschaffen lassen. Alle

diese Vorschriften sind nur beziehungsweise anzuwenden, auch gelten sie in der Regel nur für den Mittelstand. Die vornehme Welt hat andere Sitten und Gebräuche, ein eheliches Zusammenleben im bürgerlichen Sinne finden wir selten. Jedes geht meist seinen eignen Weg, die Verhältnisse sind ungebundener, es herrscht weniger Zwang, in der Regel aber auch weniger Glück und — weniger Leid. Die Gesetze des großen Weltlebens herrschen bei ihnen über die Gesetze der Liebe und Treue, der Zärtlichkeit und des Gehorsams. Für sie ist also dieses Kapitel eigentlich nicht geschrieben, obschon auch hier Ausnahmen stattfinden, und man auch in diesen Kreisen wahres eheliches Zusammenleben nach dem Begriff der Heiligkeit der Familie findet.

Wenn wir vom Umgang mit Verliebten sprechen, so können wir eigentlich nur zwei Personen im Auge haben, denn ein dritter findet jeden einzelnen von ihnen eben so wenig zugänglich als vielleicht einen Berauschten. Die Regeln, welche man den beiden Liebenden aber geben könnte, würden in den meisten Fällen doch nicht befolgt werden und auch nur unter der Voraussetzung, daß sie der ruhigen Ueberlegung fähig und der Vernunft zugänglich sind. Die erste Liebe, sagt Knigge, bewirkt ungeheure Revolutionen in der ganzen Sinnesart und dem Wesen des Menschen. Wer nie geliebt hat, kann keinen Begriff haben von den seligen Freuden, die der Umgang unter Verliebten gewährt; wer zu oft mit seinem Herzen Tausch und Handel getrieben hat, verliert den Sinn dafür. Ich habe einst ein Bild davon entworfen, und da ich jetzt nichts Besseres zu sagen weiß, will ich diese Stelle hier abschreiben*).

---

*) Die Verirrungen des Philosophen, oder Geschichte Ludwigs von Seelberg, Th. 1. S. 108.

„Es ist eine gar sonderbare Sache um die ersten „Liebes-Erklärungen. Wer mit seinem Herzen schon „oft Spielwerk getrieben, seine zärtlichen Seufzer „vor manchen Schönen schon ausgeblasen hat, dem „wird es eben nicht schwer, wenn er einmal wieder „sich die Lust macht, verliebt zu werden, seine Empfin„dungen bei einer schicklichen Gelegenheit an den Tag „zu legen; auch weiß dann die Kokette schon, was sie „bei solchen Vorfällen zu antworten hat; sie glaubt „das Ding nicht sogleich, meint, der Herr wolle sie „zum Besten haben, er spiele den Romanhelden, oder, „wenn er dringend wird, und sie glaubt nach und nach „überzeugt werden zu müssen, so kömmt zuerst eine „Bitte, ihrer Schwachheit zu schonen, ihr nicht ein „Geständniß abzunöthigen, wobei sie erröthen müßte; „und dann will der entzückte Liebhaber dem holden „Engel um den Hals fallen, und in Wonne dahin„schmelzen; aber die Schöne protestirt feierlich gegen „alle solche Freiheiten, verläßt sich überhaupt auf seine „Ehre und Rechtschaffenheit, reicht ihm höchstens die „Backe dar, theilt ihre Gunstverwilligungen in un„endlich kleine Parcellen, um täglich nur um ein Haar „breit dem Ziele näher rücken zu dürfen, damit der „schöne Roman desto länger dauern möge; und wenn „auf andere Art keine Zeit mehr zu gewinnen ist, muß „ein kleiner Zwist dazwischen kommen, die völlige „Entwickelung aufhalten, und die Uhr auf die Schä„ferstunde zurückstellen. Bei allen conventionellen „Gaukeleien aber empfinden dergleichen Leute gar „nichts, lachen, wenn sie allein sind, des Possenspiels, „das sie mit einander treiben, können voraus calculi„ren, wie weit sie morgen und übermorgen mit ihrem „Geschäfte kommen müssen, und werden dick und fett „bei ihrer Liebespein."

„Ganz anders aber ist es mit einem Paar unschul„digen Herzen, die, zum erstenmal vom wohlthätigen

„Feuer der Liebe erwärmt, so gern ihren süßen, schuld-
„losen Gefühlen Luft machen möchten, und immer
„nicht Muth fassen können, mit Worten zu sagen,
„was Augen und Gebehrden oft schon deutlich gesagt
„und beantwortet haben. Der Jüngling sieht die
„Geliebte zärtlich an; sie erröthet: ihr Blick wird un-
„ruhig, unstät, wenn Er mit einem andern Mädchen
„zu viel und zu freundlich redet; sein Auge möchte zür-
„nen, er möchte gleichgültig vor ihr vorbeiblicken, wenn
„sie einem Andern vertraulich etwas ins Ohr gesagt
„hat; man fühlt den Vorwurf, giebt augenblickliche
„Genugthuung, bricht plötzlich und fast unhöflich das
„Gespräch ab, welches den Argwohn erweckt hat; der
„Versöhnte dankt durch das zärtliche Lächeln und durch
„die fröhlichste, plötzlich aufwachende Laune; man
„nimmt mit den Augen Verabredungen auf morgen,
„entschuldigt sich, warnet vor Beobachtern, erkennt sich
„gegenseitige Rechte auf einander an — und hat sich
„doch noch mit keinem Wörtchen gesagt, was man
„für einander fühlt. Allein man sucht von beiden
„Seiten ernstlich die Gelegenheit dazu; sie kömmt,
„kömmt oft, und man läßt sie ungenützt vorbeistrei-
„chen, drückt sich höchstens einmal leise die Hand, und
„doch auch das nie ohne irgend einen schicklichen Vor-
„wand, sagt sich aber kein Wort, ist mißmüthig, zwei-
„felt an Gegenliebe, und hat sich oft noch nicht gegen
„einander erklärt, wenn man schon die Fabel der gan-
„zen Stadt und der Gegenstand der schändlichsten
„Verläumdung ist. Ist endlich das längst im Busen
„pochende Bekenntniß den furchtsamen Lippen stot-
„ternd entflohen, und mit gebrochenen halberstickten
„Worten, mit einem bis in das Innerste dringenden
„Händedrucke begleitet, beantwortet worden; dann lebt
„man vollends erst ganz für einander, ist wenig um
„die übrige Welt bekümmert, sieht und hört nichts um
„sich her, ist in keiner Gesellschaft verlegen mit seiner

„Person, wenn nur der theure Gegenstand uns freund-
„lich anlächelt; findet an der Seite der Geliebten al-
„les Ungemach des Lebens leichter zu ertragen; glaubt
„nicht, daß es Krankheit, Armuth, Druck und Noth
„in der schönen Welt geben könne; lebt mit allen
„Wesen in Frieden; verachtet Gemächlichkeit, köstliche
„Speise, Schlaf. — O Ihr! wenn Ihr je so wonne-
„volle Zeiten verlebt habt, sprechet! ist auch ein süße-
„rer Traum zu träumen möglich? Ist unter allen
„phantastischen Freuden des Lebens Eine, die so un-
„schuldig, so natürlich, so unschädlich wäre? Eine,
„die so unüberschwenglich glücklich, fröhlich, so frie-
„denvoll machte? — Ach! daß dieser selige Zustand
„der Bezauberung nicht ewig dauern kann, daß man
„oft nur gar zu unsanft aus diesem elysischen Schlum-
„mer autgeschreckt wird!"

Eifersucht bei Liebenden bringt Leben und Mannig-faltigkeit in ihren Umgang; denn die Augenblicke der Versöhnung sind die süßesten. Treue achtet, Liebe freut sich in der Stille des seligen Genusses, aber sie prahlt nie mit den Gunstbezeugungen, indem sie es kaum sie es kaum sich selbst gesteht, wie glücklich sie ist. Die glücklichsten Augenblicke in der Liebe sind die, wo man sich noch nicht gegen einander mit Wor-ten erklärt hat und doch jede Miene jeden Blick ver-steht. Man hüte sich, daß der Verstand nicht mit dem Herzen davon läuft und die Leidenschaft mit Ehever-sprechungen sich übereilt, welche nachher zu halten au-ßer Macht steht, namentlich zu Zeiten, wo die freie Verfügung über sein Schicksal und seine Zukunft, der Mensch noch nicht in seiner Gewalt hat. Haben Liebe und Vertraulichkeit jemanden an ein Geschöpf geket-tet und diese Bande werden getrennt, sei es nun durch Schicksale, Untreue und Leichtfertigkeit des eines Theils oder durch andere Umstände, so sei jedes un-edle Betragen ferne. Nie lasse man sich zu unedler

Rache verleiten, man mißbrauche nie Briefe noch Zutrauen; der Mann, der fähig ist, ein Mädchen zu lästern, einem Weibe zu schaden, das einst in seinem Herzen geherrscht hat, verdient Haß und Verachtung und wie mancher sonst nicht sehr liebenswürdige Mann hat die Gunst artiger Frauenzimmer nur seiner erprobten Bescheidenheit, Verschwiegenheit und Vorsich in Angelegenheiten der Liebe zu danken.

Uebrigens ist nichts so geschickt, die Bildung des Jünglings zu vollenden, als der Umgang mit tugendhaften, gesitteten Frauenzimmern. Da erhält sein Betragen die letzte feine Politur, seine Leidenschaftlichkeit, ihre Mäßigung und seine geselligen Tugenden die rechte Rundung und Feinheit. Die Weiber haben einen eigenthümlichen Sinn und Instinkt, diejenigen Männer heraus zu finden, die mit ihnen sympathisiren, sie verstehen und in ihren Ton einzugehen wissen.

Nicht die Schönheit allein macht Eindruck auf die Frauenzimmer, sie bringt oft die entgegengesetzte Wirkung hervor. Auch Klugheit und Witz gewinnt sie nicht immer. Es giebt eine Art mit Frauen umzugehen, die man nur von ihnen selbst lernen kann. Man findet Männer, die von der Gabe, den Frauen zu gefallen, großen Mißbrauch machen, denen man erwachsene Töchter anvertraut, die zu allen Tageszeiten bei Damen freien Zutritt und sich in den Ruf gesetzt haben, ohne Bedeutung zu sein, denen man eben deswegen sorglos die freiesten Scherze erlaubt, die aber dadurch oft sehr gefährlich werden, daß man es zu spät bereut, ihnen so viel Freiheit gestattet zu haben. Der Mißbrauch hebt indeß den erlaubten Gebrauch jener Kunst nicht auf. Ein kleiner Anstrich von weiblicher Sanftmuth, die aber ja nicht in unmännliche Schwäche übergehen darf, Gefälligkeiten,

die nicht so groß, nicht so merklich sein dürfen, daß sie Aufsehen erregen, oder größere Gegenforderungen veranlassen, aber auch nicht so heimlich, daß sie übersehen würden; kleine feine Aufmerksamkeiten, wofür sich kaum danken läßt, die also kein Recht geben, ohne Anspruch zu sein scheinen, und doch verstanden, doch angerechnet werden; eine Art von Augensprache, die sehr vom Liebäugeln unterschieden, nur von zarten empfindungsvollen Herzen verstanden wird, ohne daß sie in Worte übersetzt zu werden braucht, das Verbergen gewisser geheimer Gefühle, ein freier treuherziger Umgang, der nie in freche, gemeine Vertraulichkeit ausarten muß, zuweilen sanfte Schwermuth, die nicht Langeweile macht, ein gewisser romanhafter Schwung der weder ins Süßliche noch ins Abenteuerliche fällt; Bescheidenheit ohne Schüchternheit, Unerschrockenheit, Muth und Lebhaftigkeit ohne stürmisches Wesen, körperliche Gewandheit, angenehme Talente, besonders Musik und Dichtkunst, das ist's was bei Weibern den Mann am leichtesten einführt. Weibische Männer, werden selten von Weibern gern gelitten, weit eher ausschweifende Männer, weil diese einen gewissen sinnlichen Reiz ausüben. Sie sind ihnen anfänglich nur interessant, dann aber gefährlich. Reinlichkeit und Sauberkeit der Kleidung lieben die Frauen an Männern, Nachlässigkeit in diesen Stücken stößt sie ab. Mehreren zugleich den Hof zu machen, wird selten zu gutem Ziele führen. Man hüte sich in Gesellschaft in Gegenwart einer Dame, die Ansprüche von irgend einer Art macht, eine andere wegen gleicher Eigenschaften zu sehr zu loben, besonders eine Nebenbuhlerin mit gleichen Aussichten. Es pflegt ihnen eigen zu sein, nur ausschließlich allein bewundert sein zu wollen. Man nehme sich daher in Acht von Aehnlichkeiten zu sprechen, die man bei zwei Frauen findet. Frauenzimmer sind grillenhaft, man weiß nicht im-

mer, wie sie sich selbst im Spiegel erscheinen. Die eine will sanft, die andere naiv, die dritte männlich, die fünfte geistvoll aussehen. Man muß ihnen ihre eigene Meinung über sich selbst ablauschen. Die eine will frisch und gesund, die andere melancholisch und kränklich, jene entschlossen, diese schüchtern sein.

Auf angenehme Unterhaltung machen alle Ansprüche, nur muß die Unterhaltung ja nicht gelehrt, auch nicht zu geistvoll und weise, sondern hübsch oberflächlich, witzig und überhaupt so sein, daß sie recht viel Gutes und Schönes von sich selbst zu hören bekommen oder ihnen Gelegenheit gegeben wird, ihre eigene Weisheit an Mann zu bringen.

Neugier ist eine der Haupttriebfedern des weiblichen Characters. Wer es versteht ihre Neugierde nach dem Nützlichen und Guten zu lenken, der hat Gelegenheit auf ihre Bildung aufs Vortheilhafteste einzuwirken; denn in der Regel ist es ihnen gleichgültig, ob das, was ihre Neugier reizt, fördernden oder nachtheiligen Inhalts ist, ja das Letztere ist ihnen am Ende gar noch lieber. So z. B. alles Romanhafte, Abenteuerliche. Fremde Geheimnisse üben auf sie einen unwiderstehlichen Zauber. Chesterfield sagt daher von den Frauenzimmern: „wenn du dich bei ihnen einschmeicheln willst, so vertraue ihnen ein Geheimniß," freilich aber kein wichtiges, keines, bei dessen Weiterverbreitung viel auf dem Spiele steht; denn schweigen können die Weiber selten, am ehesten noch gegen ihre Männer, denen sie gerade erst recht vertrauen sollten. Reizbar nnd launig ist beinahe das ganze weibliche Geschlecht. Dies hat seinen Grund in ihren Gesundheitszuständen, die manchem Wechsel ausgesetzt sind. Man kann ein weibliches Wesen deshalb nicht einen Tag, wie den andern finden wollen. Bei ihnen wechselt Laune und Stim-

mung, Freundlichkeit und mürrisches Wesen sehr oft wie Aprilwetter. Man muß deshalb Geduld mit ihnen haben und aufmerksam das Zufällige vom Beständigen zu unterscheiden wissen. Sie werden für diese Nachsicht nicht undankbar sein, weil sie in der Regel recht bald einsehen, wo sie gefehlt haben. Zu dieser Launenhaftigkeit kommt noch ihre Lust an Neckereien, womit sie selbst den besten Freund nicht verschonen. Gleichmuth und Geschick ihre Neckereien mit andern in gutmüthiger Weise zu vergelten, muß man ihnen entgegensetzen und ja nicht empfindlich sein. Man lasse ihnen den augenblicklich Triumph und hüte sich sie zu beschämen, das verträgt ihre Eitelkeit nicht und macht sie vielleicht für immer zu Feindinnen.

Daß die Rache eines unedlen Weibes fürchterlich, grausam, dauernd und nicht leicht zu versöhnen sei, das hat man schon oft gesagt, so daß ich es hier zu wiederholen fast nicht nöthig finde. Wirklich sollte man es kaum glauben, welche Mittel solche Furien ausfindig zu machen wissen, einen ehrlichen Mann von dem sie sich beleidigt glauben, zu martern, zu verfolgen; wie unauslöschlich ihr Haß ist, zu welchen wiedrigen Mitteln sie ihre Zuflucht nehmen. Knigge erzählt, daß er leider selbst eine Erfahrung gemacht habe: Ein einziger unbesonnener Schritt in seiner frühen Jugend, durch welchen sich der Ehrgeiz und die Eitelkeit eines Weibes gekränkt fühlte, ob sie ihm gleich früher, als er sie auf den Fuß getreten hatte, war Schuld daran, daß er nachher aller Orten, wo sein Schicksal ihn nöthigte, Schutz und Glück zu suchen, Widerstand und fast unübersteigliches Hinderniß fand; daß heimliche, durch allerlei Wege genommene Verläumder mit bösen Gerüchten vor ihm hergingen, um jeden Schritt zu hindern, jeden unschuldigen Plan zu vereiteln, den er zu seinem Fortkommen und zum

Wohl seiner Familie anlegte. Ihm half nicht das vorsichtigste untadelhafteste Betragen, nicht die öffentliche Erklärung, wie sehr er sein Unrecht erkenne. Die rachgierige Frau hörte nicht auf ihn zu verfolgen, bis er endlich freiwillig allem entsagte, wozu man die Hülfe Anderer braucht, und sich eine häusliche Existenz einschränkte, die sie ihm nicht rauben konnte. — Und das that eine Frau, in deren Macht es stand, viele Menschen glücklich zu machen, und die von der Natur mit sehr seltnen Vorzügen des Körpers und des Geistes ausgerüstet war.

Es scheint übrigens in der Natur zu liegen, daß Schwächere immer grausamer in ihre Rache sind, als Stärkere, vielleicht weil das Gefühl dieser Schwäche die Empfindung des erlittenen Drucks verstärkt, und lüsterner nach der Gelegenheit macht, auch einmal Kraft zu üben.

Es ist sehr oft nöthig, sich gegen das Verlieben zu schützen, namentlich dann, wenn die Umstände es nicht gestatten Ernst aus der Liebe zu machen, oder wenn man von vorn herein schon jeder Hoffnung auf die Erfüllung der sehnlichen Wünsche des Herzens aufgeben muß. Hier kann nur die überwiegende Herrschaft des Verstandes über Gefühle und Sinnlichkeit die Gefahr abwenden, die aus der Verschmähung der Liebe, oder aus der Unmöglichkeit der Liebe entspringt. Verwerflich ist es durch Künste der Verführung unerfahrene Mädchen zu umgarnen oder durch Eheversprechungen zu täuschen, oder doch hinzuhalten, daß sie andere glücklichere Verbindungen ausschlagen.

Durch leichtfertige Reden oder schlüpfrigen Witz die Sinnlichkeit der jungen Mädchen zu reizen und durch Erweckung romanhafter Begriffe ihre Phantasie zu erhitzen, ist ebenso straffällig; denn nicht selten wird dadurch ihr häuslicher Sinn ertödtet und sie selbst mit ihrer Lage unzufrieden gemacht. O habe doch Mit-

leid, ruft Knigge bei diesem Kapitel aus, mit diesen Armen und nimm ihnen nicht unbarmherzig, was unersetzlich ist, die Zufriedenheit mit dem, was ihre Lage ihnen darbietet. Erkenne doch, wie unedel es ist, Schwachheit zu benutzen um seiner Eitelkeit Nahrung zu bereiten und wie edel dagegen, ein unbefangenes, argloses Herz mit Achtung und Schonung zu behandeln.

Mit Koketten und Buhlerinnen umzugehen, in diese Gefahr sollte eigentlich ein Jüngling nie kommen, sie sind aber leider für ein unerfahrenes Auge nicht leicht zu erkennen. Sie besitzen eine große Feinheit in der Kunst sich zu verstellen, Empfindungen zu heucheln und ihre Habsucht, ihre Eitelkeit, ihre Sinnlichkeit oder eine andere ihrer Leidenschaften zu befriedigen. Hat man sie auch vielfältig auf die Probe der Uneigennützigkeit gestellt und immer so befunden, wie man wünscht, so ist das etwas, aber noch sehr wenig. Sie verachtet vielleicht das Silber, um den ganzen Menschen zu gewinnen, oder ihr Temperament will eher sinnlichen Genuß als Gewinn. Hat man sie bei mancherlei Versuchungen, wo sie Gelegenheit und Anreiz gehabt hätten, heimlich ihren Paladin zu hintergehen, stets treulich befunden, hat sie zärtliche Sorgfalt für den Ruf und die Ehre desselben gezeigt, zieht sie ihr nicht ab von andern natürlichen und eitlen Verbindungen, opfert sie Jugend, Schönheit, Gewinn, Glanz und Eitelkeit auf: — ei nun die Mischungen und Anlagen und Temperamente sind mannichfaltig, auch eine Buhlerin kann von andren Seiten gute, liebenswürdige Eigenschaften haben, aber deshalb darf man ihnen doch nicht trauen. Ein Weib, das die ersten und heiligsten aller weiblichen Tugenden, die Keuschheit und Sittsamkeit für nichts achtet; wie kann das wahre Ehrfurcht für höhere Pflichten haben? Man setze in diese Klasse nicht alle unglückli-

chen Gefallenen. Wahre Liebe kann auch ein verirrtes Herz zur Tugend zurückführen. Wer die Gefahr kennt, kann und ist oft sicherer vor ihr als der Unschuldige.

Den besten Schutz gegen den verführerischen Umgang mit leichtfertigen Weibern gewährt die Bekanntschaft mit edlen tugendhaften Mädchen und Frauen. Er allein kann dazu beitragen, dem frevelhaften Mißbrauch, den die Männer von ihrer größeren Freiheit zu machen pflegen und den traurigen Irrthum, als seien ihnen Ausschweifungen jeder Art, wenigstens eine gewisse Libertinage gestattet, zu steuern. Die Männer verzeihen sich sehr geschwind Fehltritte, sie sind aber gegen Mädchen desto strenger und unerbittlicher und nur wenige denken an den schönen Ausspruch des Evangeliums: Wer sich rein fühlt, der hebe den ersten Stein auf. Und sind nicht gerade die Frauen am ersten zu entschuldigen; ihre feineren Sinne, die Stärke der auf sie wirkenden sinnlichen Eindrücke, Verführung, Schmeichelei, Eitelkeit, Neugier, Temperament, alles wirkt mächtig auf sie ein; und ihre Verirrungen können sie, die in keinem bürgerlichen Verhältnisse stehen, nicht durch höhere Verdienste und Tugenden, in Vergessenheit bringen und doch giebt es Fälle genug, wo leichtsinnige Mädchen, die achtbarsten Frauen, die treuesten Mütter geworden sind.

Im geistigen Gegensatz zu ihnen stehen meistentheils die sogenannten gelehrten Weiber, die man in England Blaustrümpfe nennt. Nur wenige von ihnen kleidet die Schöngeisterei, denn sie vergessen darüber nur zu oft die nächsten Pflichten ihres Geschlechts und verlieren die schönste Zierde: den Schmuck ächter Weiblichkeit. All ihr Wissen bleibt und muß immer oberflächlich bleiben. Ihre ganze Organisation ist nicht dazu geschaffen, mit philosophischer Tiefe und Gründlichkeit in das Wesen der Dinge einzugehen,

sie bleiben also fast immer an der Außenseite, an der Oberfläche, der Kern des Wissens, die vernunftgemäße prinzipielle Erkenntniß bleibt ihnen verschlossen. Und wie wäre dies auch bei der Erziehung, bei dem Unterricht der ihnen zu Theil wird möglich? Mit dem Eintritt in das jungfräuliche Alter ist ihre Bildung in der Regel vollendet. Die Häuslichkeit und der Genuß raubt ihnen die Zeit zu ernsteren Studien; wenn sie dieselben treiben, so geschieht dies entweder auf Kosten der Bildung ihres Herzens, oder doch ohne Plan, ohne System. Sie lesen ohne Wahl und Princip, sie sind Autodidacten und Eklektiker. Der wissenschaftliche Grund, der bei der männlichen Schulbildung voraus gelegt wird, fehlt ihnen und so bekommt all ihr Wissen keinen Halt, keinen Character. Sie können Vieles aber nicht viel. Das ist der Unterschied. Die wenigen Ausnahmen, die uns begegnen, zählen hier nicht mit. Ein Frauenzimmer, die aus ihrem Wissen ein Handwerk macht, die sich wie eine Gelehrte vom Fach gebehrdet, ist meistentheils in der Gesellschaft widerlich oder doch unbequem. Was der Schmuck ihrer Erscheinung sein soll, die Bescheidenheit, die Wißbegier, die Naivität — ich möchte sagen, die Unschuld ihres Wesens geht darüber verloren. Was sie zur Geltung bringen möchten, was sie an sich gerühmt und bewundert wissen wollen, das lockt uns fast immer nur ein halb mitleidiges Lächeln ab. Wir verehren an ihnen Schärfe des Urtheils, Feinheit des Geschmacks; aber diese Eigenschaften zählen zu der natürlichen Mitgift, wer von ihnen beides durch Studium erwerben will, geräth gewöhnlich auf Abwege der Bizarrerie und unleidlichen Koketterie. Man sieht überall die Eitelkeit hindurchschimmern, denn sie lieben fast alle das abstracte Wissen nicht um seiner selbst willen, sondern wollen

nur mit dem Scheine desselben glänzen und imponiren.

Mit dieser Sucht nach dem Schein der Gelehrsamkeit ist in der Regel auch die Sucht sich von dem sogenannten Joch der Männer zu befreien, die Emancipationssucht verbunden. Sehr häufig ist es aber nicht bloß die Emancipation aus der Unfreiheit, welche aus der Bestimmung des Weibes in manchen Beziehungen hervorgeht, die Emancipation aus dem Gehorsam des Mannes, sondern auch aus der Sitte und Sittsamkeit, welche sie erstreben. Das „freie Weib" nach dem modernen Begriffe will weit mehr noch. Doch dürfen wir dies Kapitel mit gutem Gewissen übergehen. Der Umgang mit solchen Verirrten, bietet so wenig Annehmlichkeit, daß ihn nach kurzem Versuch gewiß jeder gern meiden wird.

Der Umgang mit Frauen bietet fast in allen Verhältnissen unauflösliche Widersprüche und Räthsel und es gehört ein tiefer Kenner des weiblichen Herzens und eine zahllose Menge nicht immer erfreulicher Erfahrungen dazu, wenn einer sich rühmen will, von ihnen nie mehr getäuscht zu werden; denn in keiner Kunst sind sie vollkommner ausgebildet als in der Kunst der Verstellung. Sie ist aber auch in vielen Fällen ihr einziger Schutz; wollten sie jederzeit die wahre Gesinnung ihres Herzens zeigen, so würden gar seltsame Geständnisse und Ueberraschungen herauskommen und oft hätte Einer sehr bald gewonnenes Spiel, den sie mit seinen Bewerbungen um ihre Gunst, sehr geschickt, lange Zeit fern zu halten wissen. Auch unter vier Augen bieten viele ein ganz anderes Bild als in der Gesellschaft und man sagt gewiß nicht mit Unrecht, daß gerade bei den Prüden, Strengen und Betschwestern jemand am leichtesten sein Glück machen kann, wenn er es nur versteht, vor der Welt

den Nimbus der Unzugänglichkeit ihnen bewahren zu helfen.

Ehe wir zu dem Kapitel des Umgangs mit Freunden übergehen, wollen wir einige allgemeine Grundsätze, an welche ein freundschaftliches Zusammenleben bedingt ist, nach Knigge's Autorität vorausschicken.

Keine Regel ist so allgemein, keine so heilig zu halten, keine führt so sicher dahin, uns dauerhafte Achtung und Freundschaft zu erwerben, als die: unverbrüchlich, auch in den geringsten Kleinigkeiten, Wort zu halten, seiner Zusage treu, und stets wahrhaftig zu sein in seinen Reden. Nie kann man Recht und erlaubte Ursachen haben, das Gegentheil von dem zu sagen, was man denkt, wenn gleich man Befugniß und Gründe haben kann, nicht alles zu offenbaren, was in uns vorgeht. Es giebt keine Nothlügen; noch nie ist eine Unwahrheit gesprochen worden, die nicht früh oder spät nachtheilige Folgen für jemand gehabt hätte; der Mann aber, der dafür bekannt ist, strenge Wort zu halten, und sich keine Unwahrheit zu gestatten, gewinnt gewiß Zutrauen, guten Ruf und Hochachtung. Du darfst zwar nicht alles sagen, was wahr ist, aber eben so wenig statt der Wahrheit eine Unwahrheit. Demjenigen, welcher dein Bekenntniß oder deine Offenherzigkeit gewiß mißbrauchen wird, oder der die Wahrheit, die er von dir begehrt, nicht würde ertragen können, bist du keine Offenherzigkeit schuldig.

Jedermann geht gern mit einem Menschen um, auf dessen Pünktlichkeit und Treue in Wort und That er sich fest verlassen kann, und der unfähig ist, Andere zu täuschen. So gehört es auch zu den Eigenschaften, welche Vertrauen und Gunst erwerben, zur rechten Zeit zu erscheinen, wo man erwartet wird, möge die Zusammenkunft zu einem Vergnügen, oder einem

Geschäft bestimmt sein. Das Spätkommen gehört zu denjenigen bösen Gewohnheiten und Mißbräuchen in der Gesellschaft, welche eben so ausgebreitet als verderblich, eben so unsittlich als ungesittet sind. Gute und böse Beispiele von der Art reizen zur Nachfolge; und die Ungerechtigkeit anderer Menschen rechtfertigt nicht die unsrige.

Gieb Andern Beweise deiner Theilnahme, um dich der ihrigen zu versichern. Wer untheilnehmend, ohne Sinn für Freundschaft, Wohlwollen und Liebe, nur sich selber lebt, der bleibt verlassen, wenn er sich nach Beistand sehnt.

Was aber noch wichtiger, als jene Vorschrift ist: sei redlich und weihe deine Kraft und dein Leben der Liebe und der Pflicht; führe ein menschliches Leben, das heißt ein Vernunftleben; halte es für den höchsten Ruhm deines Lebens, als ein Vernunftwesen zu leben!

Habe immer ein gutes Gewissen! Bei keinem deiner Schritte müsse dir dein Herz über Absicht und Mittel Vorwürfe machen dürfen! Gehe nie schiefe Wege; und baue dann sicher auf gute Folgen, auf Gottes Beistand und auf Menschenhülfe in der Noth! Und verfolgt dich auch wohl eine Zeitlang ein widriges Geschick — o! so wird doch die selige Ueberzeugung von der Unschuld deines Herzens, von der Redlichkeit deiner Absichten, dir ungewöhnliche Kraft, festen, unerschütterlichen Muth und unzerstörbare Heiterkeit geben; dein kummervolles Antlitz wird im Umgange mehr, weit mehr Theilnahme erwecken, als die Fratze des lächelnden, grinzenden, glücklich scheinenden Bösewichts.

Sei, was du bist, immer ganz, und immer derselbe! Nicht heute warm, morgen kalt; heute grob, morgen höflich und zuckersüß; heute der lustige Gesellschafter, morgen trocken und stumm, wie eine Bild-

säule! Es ist unbegreiflich, daß diese wetterwendischen, launenhaften und kaltherzigen Menschen nicht endlich vor sich selbst erschrecken und zurückfahren, da sie doch täglich durch die Scheu und den Widerwillen, womit sich Alles von ihnen entfernt, auf die klägliche Rolle die sie spielen, aufmerksam gemacht werden, und da sie sich selbst eben so sehr als Andern, zur Last leben. Wenn sie einmal, in einem Anfall von guter Laune oder Schaam, im Umgange Freundschaft und Theilnahme zeigen, so spielen sie eigentlich die Rolle der Betrüger. Wir bauen in der Meinung, daß sie sich gebessert haben, auf ihre Zusicherungen und Aeußerungen, und wollen wenig Tage nachher den Mann wieder besuchen, der uns so gern bei sich sieht, der uns so freundlich eingeladen hat, recht oft zu kommen. Wir gehen hin, und werden nun so frostig und verdrießlich empfangen, oder man läßt uns ohne Unterhaltung in einer Ecke sitzen, antwortet uns nur mit gebrochenen Sylben, weil man gerade von Menschen umgeben ist, die mehr Weihrauch spenden, als wir. Von solchen Menschen muß man sich unmerklich zurückziehen, und wenn sie nachher, in einem Augenblicke von Langerweile, uns wieder aufsuchen, gleichfalls gegen sie den Spröden machen, und ihnen unter den Händen fortschlüpfen.

Rede nicht zu viel von dir selber, außer in dem Kreise deiner vertrautesten Freunde, von welchen du weißt, daß die Sache des Einen unter ihnen eine Angelegenheit für Alle ist; und auch da bewache dich, daß du nicht Egoismus zeigest! Vermeide, selbst dann zu viel von dir zu reden, wenn gute Freunde, wie es vielfältig geschieht, das Gespräch aus Höflichkeit auf deine Person auf deine Unternehmungen oder deine Schriften leiten! Bescheidenheit ist eine der liebenswürdigsten Eigenschaften, und macht um so vortheil-

haftere Eindrücke, je seltener diese Tugend in unsern Tagen wird.

Sei auch nicht so bereit, jedermann deine Schriften unaufgefordert, oder gleich bei der ersten, oft nicht so ernstlich gemeinten Aufforderung vorzulesen, deine Anlagen zu zeigen und deine rühmlichen Handlungen zu erzählen, noch auf seine Art Gelegenheit zu geben, daß man dich darum bitten müsse! Auch drücke niemand durch deinen Umgang, das heißt: zeige in keiner Gesellschaft ein solches Uebergewicht, daß Andere verstummen, sich in schlechtem Lichte zeigen oder an sich selbst verzagen müssen!

Eine der wichtigsten Tugenden im gesellschaftlichen Leben, welche wirklich täglich seltner wird, ist die Verschwiegenheit. Man ist heut zu Tage so äußerst trügerisch in Versprechungen, ja in Betheurungen und Schwüren, daß man ohne Scheu ein unter dem Siegel des Stillschweigens uns anvertrautes Geheimniß gewissenloser Weise ausbreitet. Andere, die weniger pflichtvergessen, aber höchst leichtsinnig sind, schwatzen Geheimnisse aus, weil sie ihrer Redseligkeit keinen Zaum anlegen können. Sie vergessen, daß man sie gebeten hat, zu schweigen; und so erzählen sie aus unverzeihlicher Unvorsichtigkeit die wichtigsten Geheimnisse ihrer Freunde an öffentlichen Orten, mit einer Unbefangenheit, die in Erstaunen und in Schrecken setzt; oder sie vertrauen, indem sie Jeden, der ihnen während ihres Dranges, sich zu entladen, in den Wurf kömmt, für einen treuen Freund ansehen, das, was sie doch nicht als ihr Eigenthum betrachten sollten, eben so leichtsinnigen Leuten an, wie sie selbst sind. Solche Menschen gehen dann auch nicht weniger unklug mit ihren eignen Heimlichkeiten, Planen und Begebenheiten um, zerstören dadurch sehr oft ihre Wohlfahrt, und vernichten ihre Bestrebungen.

Welchen Nachtheil überhaupt eine solche unvorsich-

tige Bewahrung fremder und eigner Geheimnisse gewähre, das bedarf wohl keiner Auseinandersetzung. Es giebt aber eine Menge anderer Dinge, die zwar nicht eigentlich Geheimnisse sind, wovon uns jedoch Klugheit und die Vernunft lehrt, daß es besser sei, sie zu verschweigen, und andere Dinge, deren Ausbreitung wenigstens für niemand lehrreich und unterhaltend sein kann, und wovon es doch möglich wäre, daß ihre Verplauderung irgend jemand nachtheilig sein möchte. — Darum gehört eine gewisse Zurückhaltung, die aber nicht in Verschlossenheit und Geheimnißkrämerei ausarten muß, zu den Tugenden, welche der Umgang fordert. Bei Männern, welche in bedeutenden Staatsämtern stehen, ist es vollends unverzeihlich, wenn sie sich von der Sucht, das Wort zu führen, und sich wichtig zu machen, verleiten lassen, der Gesellschaft etwas mitzutheilen, was ihre Amtspflicht, oder die Würde ihres Amts zu verschweigen gebietet. Uebrigens wird man die Bemerkung wahr finden, daß in despotischen Staaten die Menschen, im Ganzen genommen, verschwiegner sind, als da, wo mehr Freiheit herrscht. Dort machen Furcht und Mißtrauen verschlossen und zurückhaltend; hier folgt Jeder dem Triebe seines Herzens, sich freimüthig mitzutheilen.

Wenn man auch mehreren Leuten zugleich sein Geheimniß anvertrauen muß: so lege man doch unbedingte Verschwiegenheit auf, damit jeder von ihnen glaube, er wisse es allein, müsse allein für die Bewahrung haften.

Manche Leute haben die sehr unartige Gewohnheit, sich, wenn man sie zum Voraus um Verschwiegenheit über eine Sache bittet, die man ihnen entdecken will, nicht bestimmt zu erklären, nichts zu versprechen. Aus Gutmüthigkeit hält man dann nicht zurück, sondern redet, indem man die Bedingung voraussetzt.

Dies Betragen ist nicht nachzuahmen; der aufrichtige Mann äußert sich ohne Rückhalt, und hört nicht eher, als bis er gesagt hat, inwiefern er sich zur Verschwiegenheit verbindlich machen könne, oder nicht.

Die Grundlage jeder Freundschaft ist gleiche oder doch ähnliche Gesinnung, ein gleiches Streben, wenn auch nicht nach demselben Ziele, doch nach denselben Grundsätzen. Die Liebe fesselt instinktartig, die Freundschaft fesselt mit vollem Bewußtsein. Sie beruht auf die Harmonie der Seelen; man findet sie daher meist unter gleichaltrigen Menschen, von gleicher Bildung und gleichen oder doch nicht zu weit verschiedener bürgerlicher Stellung; die Verschiedenheit derselben müßte denn durch den Adel der Gesinnung und durch die Höhe der Bildung ausgeglichen sein; denn ein allzugroßer Abstand der Fähigkeiten und Kenntnisse läßt eine Freundschaft nicht lange bestehen, schon deshalb, weil der Austausch der Gesinnungen und Ansichten dadurch erschwert wird, worin gerade der edelste Genuß die reine Glückseligkeit der Freundschaft beruht. Man kann den nicht aus der Fülle des Herzens seinen Freund nennen, dem die Empfindungen unserer Seele völlig fremd bleiben, der kalt und gleichgültig ist, wenn wir in Begeisterung für Etwas glühen, der da lächelt, wo wir weinen, der da spottet, wo wir glauben, der da krittelt und mäkelt, wo wir bewundern, kurz der immer unser Gegner ist und uns nirgend versteht. Beide Glieder eines Freundesbundes müssen gleichviel geben und gleichviel empfangen können. Der Reichthum des Einen muß dem des Andern gleichkommen, sie müssen sich beide ergänzen und keiner dem andern mehr schuldig sein. Jedes Uebergewicht stört endlich den Frieden und die Freude des Zusammenlebens.

Am dauerhaftesten pflegen die Freundschaften zu sein, die in der Jugend geschlossen wurden. Man

schmiegt sich fester und inniger aneinander, verständigt sich leichter, die Gegensätze des Characters und der Bildung treten noch nicht so scharf hervor. Der Weg zum ferneren Fortschritte in Cultur und Erfahrung ist ein gemeinsamer; Gewohnheit und Bedürfniß thun das Ihrige auch hinzu, das Band immer fester und unauflöslicher zu knüpfen. In reifern Jahren hindert schon die größere Vorsicht, mit der man seinen Umgang wählt, vielleicht auch manche Täuschung und bittere Erfahrung an dem rascheren Eingehen inniger Freundesbündnisse.

Warum haben sehr vornehme und sehr reiche Leute so wenig wahren Sinn für Freundschaft? Sie fühlen nicht dies edelste Seelen-Bedürfniß, weil ihre ganze Erziehung und Lebensweise die theilnehmenden Gefühle ertödtet, und sie zu Sklaven der Selbstsucht macht. Ihre Leidenschaften zu befriedigen; rauschenden, betäubenden Freuden nachzurennen, immer zu genießen, geschmeichelt, gelobt, geehrt zu werden, darum ist es ihnen Allen mehr oder weniger zu thun. Von Personen ihres Gleichen werden sie durch Eifersucht, Neid und andere Leidenschaften getrennt. Die Vornehmern suchen sie nur auf, wenn sie ihrer, zu Begünstigung eigennütziger oder ehrgeiziger Absichten, bedürfen; die Geringern und Aermern aber halten sie in einer so großen Entfernung von sich, daß sie von ihnen weder die Wahrheit annehmen, noch den Gedanken ertragen können, sich ihnen gleichzustellen. Auch bei den Besten unter ihnen erwacht früh oder spät die Vorstellung, daß sie von besserm Stoffe seien, und das tödtet dann die Freundschaft.

Allein selbst unter den Menschen, die dir in Stand, Vermögen, Alter und Fähigkeiten gleich sind, rechne nur auf die dauerhafte Freundschaft derer, die nicht von unedlen, heftigen oder thörigten Leidenschaften beherrscht, noch wie ein Wetterhahn, von Launen und

Grillen hin und hergetrieben werden! Wer rastlos rauschenden Freuden und Zerstreuungen sich ergiebt, wer wilden Begierden der Weltlust, dem Trunke, oder dem unglückseligen Spiele alles aufopfert; wessen Abgott falsche Ehre, Gold, oder sein eignes Ich ist, wer wankelmüthig in Grundsätzen und Meinungen, einen Character hat, der sich wie Wachs von Jedem in jede Form drücken läßt, der mag vielleicht ein guter Gesellschafter, aber nie wird er ein beständiger, treuer Freund sein. Sobald es auf Verleugnung, Aufopferung, auf Beharrlichkeit und Festigkeit ankömmt, wird ein solcher dich im Stiche lassen; du wirst allein dastehen und dich hintergangen glauben, da doch du allein dich betrügst, indem du nur unvorsichtig wähltest.

Man sagt, das sicherste Mittel Freunde zu haben, sei — keiner Freunde zu bedürfen. Dem Sinne der Worte nach ist dies unrichtig, jeder Mensch von Gefühl bedarf Freunde; das Wort Freund ist hier aber in dem Sinne von Helfer, Unterstützer gebraucht. — Freunde zu finden ist so gar schwer nicht. Freilich wenn wir gänzliche Hingebung, unbedingte Aufopferung, Verleugnung alles eigenen Interesses in höchst kritischen Augenblicken, blinde Ergreifung unserer Parthei gegen eigene bessere Ueberzeugung, sogar Bewunderung unserer Fehler, Billigung unserer Thorheiten, Mitwirkung bei unseren leidenschaftlichen Verirrungen — mit einem Worte: wenn wir mehr von unsern Freunden fordern, als Billigkeit und Gerechtigkeit von Menschen verlangen können, die wir doch unserer Achtung werth halten sollen, die Fleisch und Bein sind und freien Willen haben; so werden wir nicht leicht unter tausend Wesen eins finden, das sich so gänzlich in unsere Arme würfe. Suchen wir aber verständige Menschen, deren Hauptgrundsätze und

Gefühle mit den unsrigen harmoniren, wenn auch nicht so gänzlich, daß nicht kleine Differenzen vorkämen, Menschen, die Freude finden an dem, was uns freuet; die uns lieben, ohne von uns bezaubert, das Gute in uns schätzen, ohne blind gegen unsre Schwächen zu sein; die uns im Unglücke nicht verlassen, uns in guten und redlichen Bestrebungen treu und standhaft beistehen, uns mit ungeheuchelter herzlicher Theilnahme trösten, aufrichten, tragen helfen, und wo es höchst nöthig ist und wir dessen werth sind, alles aufopfern, was man ohne Verletzung seiner Ehre und der Gerechtigkeit gegen sich selbst und die Seinigen aufopfern darf, uns die Wahrheit nicht verhehlen und über unsere Mängel wachen uns auf dieselben aufmerksam machen, ohne uns vorsätzlich zu beleidigen, uns allen andern Menschen vorziehen, insofern es ohne Unbilligkeit geschehen kann — suchen wir ernstlich Solche: nun so finden wir deren gewiß. — Viele wohl kaum, aber doch wohl ein Paar für jeden Biederman; und was braucht man hier mehr in dieser Welt?

Einen treuen Freund, den man endlich gefunden hat, halte man in Ehren um ihn sich zu erhalten, auch wenn ein unvermuthetes Glück uns plötzlich über ihn erhebt. Wir dürfen uns dann seiner nicht schämen, wie wir auch von ihm, wenn er höher steht, dasselbe erwarten. Aber hüten muß man sich, ihm nicht lästig zu werden, sich nicht überall hinzudrängen, wo die Zwischenkunft eines dritten und wäre er auch der zuverlässigste Mensch, nicht erwünscht ist. Blind gegen die Tugenden anderer braucht man nicht zu sein, aber des Freundes Parthie muß man überall ergreifen, ohne deswegen die Gelegenheit zu versäumen, auch einem Dritten zu helfen und zu rathen. Fehler als Tugenden, Uebereilungen als besonnene Handlungen zu verfechten, wird Keiner vom Andern verlangen, eben

so wenig leichtsinnige Opfer. Einen Freund blindlings vertheidigen, wo er Unrecht hat, heißt ihm mehr schaden, als nützen, man braucht deshalb noch nicht öffentlich gegen ihn aufzutreten, aber man stelle ihm unter vier Augen mit der Sprache des Ernstes und der Wahrheit, die Sache vor und suche ihn von seinem Irrthum zu überzeugen. Vor der Welt entschuldige man ihn wenigstens, wenn er angegriffen wird und wo man seinen Handlungen schlechte Motive unterlegt, suche man sie von einer bessern Seite zu erklären. Von Gefahren, die ihm drohen setze man den Freund mit Vorsicht und Klugheit in Kenntniß, ohne dabei den Verräther an Andern zu spielen und nie ohne triftige Gründe bloß auf einen Verdacht hin. Daß Freunde in der Noth sich selten bewähren, diese traurige Erfahrung hat man in dem Sprichwort ausgedrückt: Freunde in der Noth gehen hundert auf ein Loth. Wenn du Freundschaft geschlossen hast, so sei du einer der seltenen und scheue kein Opfer, natürlich mit der schuldigen Rücksicht auf die eigene Erhaltung deiner selbst und deiner Familie, gegen welche du natürliche Pflichten zu erfüllen hast und die auf dich unveräußerliche Rechte haben. Stelle aber deine Ansprüche nie eben so hoch, denn Täuschung thut zu weh und erbittert zu sehr. Man erwarte also weniger, als man selbst zu thun fähig wäre. Erkaltet dir ein Freund, weil du seiner Hülfe bedarfst, tröste dich darüber, entschuldige ihn so sehr du kannst, laß es ihn nicht merken, sei gleich liebevoll gegen ihn. Der Lohn kann nicht ausbleiben.

Wie wenig Menschen würden übrig bleiben, mit denen du Hand in Hand auf dieser Erde durch Glück und Unglück wandeln könntest, wenn du es so genau nehmen, oder so große Forderungen an deine Freunde machen wolltest. Zuweilen ist der Fall da, daß wirk-

lich unsre Freunde (wenn wir uns durch kleine oder große Unvorsichtigkeiten unser böses Schicksal selbst zugezogen haben) sich die Rechtfertigung schuldig sind, öffentlich zu zeigen, daß sie nicht in unsere Thorheiten verwickelt waren. Oft werden sie durch unsere widrige Lage so gestimmt, wie sie immer hätten gestimmt sein sollen, wenn sie ein gutes Gewissen hätten bewahren wollen; das heißt: sie hören auf, uns so täuschend zu schmeicheln, wie sie werden aus Furcht, uns zu verlieren, thun, so lange wir von jedermann aufgesucht werden und unsere Freunde wählen konnten. Kein Grundsatz scheint mit edelmüthigen Gesinnungen so unvereinbar zu sein, als der, daß es ein Trost sei, Gefährten im Unglück zu haben, es ist wahrlich genug, selbst leiden zu müssen, und die Ueberzeugung zu haben, daß auch andere nicht weniger redliche Menschen, ebenfalls nicht frei sind vom Leiden.

Sollen wir die Summe dieser Unglücklichen noch dadurch vermehren, daß wir noch andere zwingen, auch unsere Last mitzutragen, die dadurch um nichts leichter wird? Man sage ja nicht, daß es Erleichterung gewähre sich von seinem Schmerz unterhalten zu können. Geschwätzigkeit dieser Art kann nur für altersschwache Weiber, nicht aber für einen verständigen Mann tröstlich sein. Es können sehr oft Fälle eintreten, daß es Pflicht wird, den innigsten Freund mit der Mittheilung unsers Kummers zu verschonen, um ihm vor dem Schmerz der Mitempfindung zu bewahren. Auf der andern Seite erfordert aber das Vertrauen, welches wir ihm schuldig sind, auch in solchen Fällen Offenheit und Wahrheit.

Knigge giebt hier folgende Lehren: Klagt dir ein bewährter Freund seine Noth, seine Schmerzen, wie könntest du ihn ohne innige Theilnahme anhören! Oder wie dürftest du seinen Klagen moralische Gemeinsprüche entgegen setzen, ihm wehe thun durch

Vorwürfe über sein Betragen, durch die Bemerkung; daß er seine Noth hätte verhüten können! Nein, bist du ein treuer, gefühlvoller Freund, so wirst du alles aufbieten, deinem Freunde Linderung oder Beistand zu gewähren. Aber verzärtle ihn nicht an Leib und Seele, durch weibische Klagen! Erwecke vielmehr seinen männlichen Muth, daß er sich über die nichtigen Leiden dieser Welt erhebe! Schmeichele ihnen nicht mit falschen Hoffnungen mit Erwartungen eines blinden Ungefährs, sondern hilf ihm, Wege einschlagen, die eines weisen Mannes würdig sind.

Aus dem Umgange mit Freunden, muß alle Verstellung verbannt sein. Da soll alle falsche Schaam, da soll aller Zwang, den Convenienz, übertriebene Gefälligkeit und Mißtrauen, im gemeinen Leben auflegen, wegfallen. Zutrauen und Aufrichtigkeit müssen unter einigen Freunden herrschen. Allein man überlegt dabei, daß es kindische Geschwätzigkeit sein würde, Geheimnisse mitzutheilen, die dem Freunde gleichgültig sind, und durch die ihm eine schwere Verantwortlichkeit aufgelegt, oder seine Verschwiegenheit auf eine schwere Probe gesetzt wird; daß wenige Menschen, unter allen Umständen unverbrüchlich ein Geheimniß zu bewahren vermögen, wenn sie auch übrigens alle Eigenschaften haben, die zur Freundschaft erfordert werden; daß fremde Geheimnisse nicht unser Eigenthum sind, und endlich, daß es auch eigene Geheimnisse geben kann, die man ohne Schaden, Gefahr und Nachtheil durchaus keinem Menschen auf der Welt anvertrauen darf!

Jede Art von schädlicher oder weibischer Schmeichelei muß im Umgange unter ächten Freunden wegfallen, nicht aber eine gewisse Gefälligkeit, die das Leben süß macht. Nachgiebigkeit und Geschmeidigkeit in unschuldigen Dingen. Es giebt Menschen, deren Zuneigung man augenblicklich verloren hat,

sobald man aufhört, ihnen Weihrauch zu streuen, sobald man nicht in allen Stücken einerlei Meinung mit ihnen ist, einerlei Geschmack mit ihnen hat. In ihrer Gegenwart darf man nicht einmal den Vorzügen der Verdienstvollsten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Gewisse Seiten kann man gar nicht berühren, ohne sie aufzubringen. Haben sie eine Thorheit begangen, sind sie blindlings eingenommen für oder gegen eine Sache, werden sie von Phantasie oder Leidenschaft irre geleitet, haben sie unanständige oder schädliche Gewohnheiten an sich, findet man in ihrer Art zu leben, und zu wirthschaften etwas mit Grunde auszusetzen, und man untersteht sich hierüber etwas zu sagen: so schlägt das Feuer aller Orten heraus. Andere werden hierdurch nicht sowohl beleidigt, als gekränkt. Sie sind gewöhnt sich so zu verzärteln, daß sie die Stimme der Wahrheit gar nicht hören können. Man soll nur von solchen Dingen mit ihnen reden, die ihren faulen Seelenschlummer befördern. — „Wenn ich dich bitten darf," sagen sie, „so „laß uns davon abbrechen! das sind Gegenstände, „die ich nicht gern in mein Gedächtniß zurückrufe. Es „ist nun einmal nicht anders! Ich weiß wohl, daß ich „Unrecht habe, daß ich vielleicht anders handeln sollte, „aber es würde einen schweren Kampf kosten, meine „Gesundheit, meine Ruhe, meine schwachen Nerven „vertragen es nicht, daß ich ernstlich darüber nach„sinne." — Pfui! welche eine Feigheit und Verblendung! ein Mensch der einen festen Charaeter besitzt, und ernstlich das Gute liebt und sucht, muß den Muth haben, bei jedem Gegenstande mit reifer Ueberlegung verweilen zu können. — Alle solche verweichlichte und feige Seelen taugen nicht zur Freundschaft. Man muß das Herz haben, Wahrheit zu sagen und Wahrheit anzuhören, auch dann wenn diese Wahrheit hart ist, und unser Innerstes erschüttert. Doch das Recht,

welches die Freundschaft giebt, freimüthig zu tadeln und dem Freunde die Wahrheit nicht zu verhehlen, will mit Zartheit und liebevoller Schonung ausgeübt sein. Schon die Klugheit verbiet, den fehlendem Freund durch lange Straf-Predigten zu ermüden, und zu erbittern, oder mit ängstlichen Besorgnissen zu erfüllen, wenn seinem Temperamente, oder den Umständen nach, gar kein Nutzen davon zu erwarten steht.

Bleibe immer, auch in der Entfernung, ein warmer Freund deiner Freunde! sonst scheint es, als habest du nur aus Eigennutz, nur um den Genuß des Lebens zu erhöhen, dich an sie geschlossen. Halte die Vernachlässigung des Briefwechsels nicht für eine Kleinigkeit, die man sich wohl verzeihen könne; denn wie darfst du dich dessen Freund nennen, dem du nicht einmal einige Stunden deines Lebens in jedem Jahre weihen willst, und wie darfst du von demjenigen Freundschaft erwarten, den du so sehr vernachlässigst, daß er endlich nicht mehr weiß, ob du noch unter den Lebendigen bist? Fühlst du in Monaten und Jahren das Bedürfniß nicht, dich schriftlich mit deinem Freunde zu unterhalten, so liegst du entweder in den Fesseln des Egoismus, oder bist überhaupt nicht mehr werth, einen Freund zu haben. Ich lasse auch die Entschuldigung nicht gelten, daß man zuweilen lange Zeit hindurch gar nicht gestimmt sei, seine Gedanken in Ordnung auf das Papier zu bringen. Briefe an den Vertrauten unsers Herzens sind keine rednerische Ausarbeitungen; jedes Wort, das Abdruck dessen ist, was in unsrer Seele vorgeht, wird ihm willkommen sein, und nur auf diese Weise kann ja einem gefühlvollen Herzen die Trennung von geliebten Personen erträglich werden.

Man sieht zuweilen Menschen eben so eifersüchtig in der Freundschaft, wie in der Liebe. Das zeugt

mehr von einer selbstsüchtigen, als von einer zärtlichen Gemüthsart. Freuen soll es dich, wenn auch andere Menschen den Werth dessen zu schätzen wissen, der dir theuer ist; freuen soll es dich, wenn dein Liebling noch außer dir gute Seelen findet, denen er sich mittheilen, in deren Gemeinschaft er reine Wonne schmecken kann. Er wird darum nicht blind gegen deine Vorzüge, nicht undankbar gegen dich werden — und würdest du denn dadurch mehr Werth in seinen Augen bekommen, daß du ihn von liebenswürdigigen Menschen zu entfernen, oder ihn gegen sie einzunehmen suchtest, nur um ihn für dich allein zu behalten?

Alles, was deinem Freunde angehört, sein Vermögen, sein bürgerliches Glück, seine Gesundheit, sein Ruf, die Ehre seines Weibes, die Unschuld und Bildung seiner Kinder — das alles sei dir heilig, sei ein Gegenstand deiner Sorgfalt, deiner Theilahme nnd deiner Schonung! Auch deine heftigste Leidenschaft, deine unmäßigste Begierde müsse diese Unverletzlichkeit ehren!

Gaben, Anlagen und die Art, seine Empfindungen an den Tag legen, sind bei den Menschen verschieden. Nicht immer ist Derjenige der Gefühlvollste, welcher am geläufigsten von innern Regungen und Empfindungen schwatzt; nicht immer Derjenige der treuste und beharrlichste Freund, der mit dem heftigsten Feuer uns an seine Brust drückt, der mit der größten Hitze hinter unserm Rücken sich unsrer annimmt. Alles Ueberspannte taugt nicht, dauert nicht. Ruhige, stille Hochachtung ist mehr werth, als Anbetung, Verehrung und Entzückung. Man verlange daher nicht von Jedem denselben Grad von äußern Freundschafts-Bezeigungen, sondern beurtheile seine Freunde nach der fortgesetzten immer gleichen Zuneigung und treuen Ergebenheit, welche sie uns in der That, ohne Uebertreibung und ohne Schmeichelei, beweisen! Leider

aber ordnet unsre Eitelkeit mehrentheils den Werth der Menschen nach dem Grade der Huldigung, welche sie uns leisten, und die mehrsten Leute suchen solche Freunde um sich her zu versammeln, an deren Seite sie in doppelt vortheilhaftem Lichte erscheinen, und denen ihre Worte Orakelsprüche sind.

Oft weiß man nicht, soll man diejenigen, welche keinen Vertrauten ihres Herzens haben, beklagen oder beneiden. Es läßt sich in vielen Fällen schwer entscheiden, ob es nicht besser ist, nur sogenannte gute Freunde und Bekannte zu suchen, als wahrhaft vertraute Freunde. Klüger ist es wohl, aber doch weniger befriedigend; „es will der Mensch an etwas hangen" sagt schon das alte bekannte Lied. Irrungen können freilich auch unter denen entstehen, deren Herzen verbrüdert sind, ja gerade solche können so feindlich geschieden werden, daß sie sich in Haß gegenüberstehen, wie früher in Liebe, wenn Einer den Andern zu arg hintergangen und in seinen heiligsten Gefühlen verletzt hat. Dies zu verhüten ist Offenheit unter Freunden die erste Bedingung. Man erkläre sich gegenseitig, ehe es zum Aeußersten kommt und wird gewöhnlich noch ein Mittel finden den entstandenen Riß wieder auszufüllen. Wer aber, sei es nun mit oder ohne Verschulden von seiner Seite das traurige Geschick erfährt, seinen Freund aufgeben zu müssen, der handele nicht unedel. Wer einmal geliebt hat uud gezwungen wurde dem Gegenstand seiner Neigung zu entsagen, soll ihn nicht hinterher verfolgen und hassen. Kann er dies, so hat er wahre Liebe nicht empfunden, dann war es vielleicht bloß sinnlicher Reiz; so auch bei der Freundschaft. Habe ich aus Seelendrang, aus Verkennung des Werthes und Characters in der Wahl des Freundes einen Irrthum begangen, den ich erst später einsehe und der mich zwingt die Bande, welche mich an ihn gefesselt haben,

zu zerreißen, so nehme ich das als eine Lehre hin, ziehe mich still zurück und lasse Niemandem entgelten, wovon ich selber die Schuld trage. Darum spanne man seine Erwartungen lieber nicht zu hoch, man wird durch eine Täuschung dann weniger schmerzlich berührt werden. Man richte nicht zu streng, damit man nicht wieder gerichtet werde. Man mäkle nicht fortwährend am Freunde herum, wenn er auch nicht ganz so handelt, wie man es seinen Grundsätzen nach erwarten zu müssen glaubt.

Vor allen Dingen aber soll man sich hüten, jedem elenden Geschwätze, womit böse oder schwache Menschen zum Nachtheile unserer Freunde, unsrer Ohren erfüllen, Glauben beizumessen. Leute, die heut mit einem Manne, den sie bis in den Himmel erheben, ihren letzten Bissen theilen würden, und morgen, wenn irgend ein altes Weib ihnen ein ärgerliches Märchen aufgehängt hat, denselben zu den verächtlichsten Betrüger herabwürdigen. Leute, die einen vieljährigen geprüften Freund, auf Angabe des niederträchtigen, unwürdigen Pöbels, einer ihm schuldgegebenen Schandthat fähig halten können, — wäre auch alle Wahrscheinlichkeit auf Seiten der Verläumder! — solche wankelmüthige, elenden und feige Seelen verdienen nur Verachtung, und der Verlust ihrer Freundschaft ist baarer Gewinn. Der Anschein ist oft sehr trüglich, man kann Veranlassungen haben, mißtrauisch zu werden; es können Umstände eintreten, die es uns unmöglich machen, gewisse zweideutig scheinende Schritte zu erläutern; aber, daß ein bewährter edler Mann keine schlechte Handlung begangen habe, davon bedarf es weiter keines Beweises, sondern nur des einfachen Glaubens, daß es unmöglich sei, edel und schlecht zugleich zu sein.

Wenn nun aber wirklich unser Freund sich so sehr moralisch verschlimmert, oder wenn unser leichtgläubi-

ges Herz sich in einem solchen Grade in seinem Zutrauen zu ihm betrogen sieht, daß er unsere Vertraulichkeit gemißbraucht uns mit Undank belohnt hätte — nun! so hört er auf unser Freund zu sein; ich meine aber, er behält doch nicht mehr oder nicht weniger Recht auf unsere Duldung, als jeder andere uns fremde Mensch. Ich halte es für eine falsche Zärtelei, an welcher mehrentheils die Eitelkeit, untrüglich sein zu wollen, ihren Theil hat, wenn man glaubt, man müsse nun von einem solchen Verräther immer mit großer Schonung reden, weil er einst unser Freund gewesen. Das Einzige, was uns bewegen kann, seiner zu schonen, ist der Gedanke, daß überhaupt das menschliche Herz ein schwaches Ding ist, und daß man leicht zu weit in seinem Widerwillen geht, wenn eine Art von Rache sich in unser Urtheil mischt. Von der andern Seite aber macht der Umstand, daß der Mann uns betrogen hat, sein Verbrechen auch nicht um ein Haar breit größer, berechtigt uns nicht, ärger gegen ihn zu Felde zu ziehen, als gegen jeden andern Schelm, der andere Menschen und überhaupt die Tugend betrügt.

Ueber den Umgang mit den Großen der Erde, mit den Fürsten und hochgestellten Personen, ließe sich ein ganz eigenes Buch schreiben, besonders nach den jetzt allgemeinen zum Bewußtsein gekommenen Ansichten über den Unterschied der Stände, und über die Verschiedenheit der Rechte und Berechtigungen, welche der von Geburt Bevorzugte vor Andern hat. Knigge characterisirt sehr richtig und mit unsern Ansichten übereinstimmend, wenn er sagt: „Man würde ungerecht handeln, wenn man behaupten wollte, alle Fürsten, alle sehr vornehmen nnd alle sehr reichen Leute hätten die Fehler mit einander gemein, durch welche viele von ihnen ungesellig, kalt und unfähig zur wahren Freundschaft und zum Umgange werden. Allein

man versündigt sich wahrlich nicht, wenn man sagt, daß dies bei den mehrsten von ihnen der Fall ist. Sie werden in der Erziehung verwahrloset, von Jugend auf durch Schmeichelei verderbt, durch Andere und sich selbst verzärtelt, da ihre Lage sie über Mangel und Bedürfniß mancher Art hinaussetzt; da sie selten in Verlegenheit oder Noth gerathen, so lernen sie nicht, wie nöthig ein Mensch dem andern, und wie schwer es ist, das Ungemach des Lebens allein zu tragen — wie süß, theilnehmende, mitleidende Seelen zu finden, und wie wichtig, Andere zu schonen, damit man einst zu ihnen seine Zuflucht nehmen kann. Sie lernen sich selbst nicht kennen, weil man sie aus Furcht oder Hoffnung die widrigen Eindrücke, welche ihre Fehler und Gebrechen machen, nicht empfinden läßt. Sie sehen sich als Wesen besserer Art an, von der Natur begünstigt zu herrschen und zu regieren, die niedern Klassen hingegen bestimmt, ihrem Egoismus, ihrer Eitelkeit zu huldigen, ihre Launen zu ertragen und ihren Phantasieen zu schmeicheln. Auf die Voraussetzung, daß die mehrsten Großen und Reichen größtentheils diesem Bilde gleichen, muß man sein Betragen im Umgange mit ihnen gründen. Um desto wohlthätiger zwar ist die Empfindung, wenn man unter ihnen Einen antrifft, der mit einem gewissen edlen Stolze, mit mehr Feinheit, Großmuth und besserer Ausbildung alle Privat-Tugenden verbindet — und es giebt deren selbst unter Fürsten — aber sie sind Seltenheiten, und nicht immer macht der allgemeine Ruf sie uns bekannt. Auf diesen und auf die Posaunen der Zeitungsschreiber und Journalisten darf man kein Urtheil gründen. Ich habe oft mit inniger Betrübniß gesehen, wie der allgemein bewunderte, als Wohlthäter des Menschengeschlechts und Beförderer alles Edlen, Großen und Schönen gepriesene Erdengott und Liebling des Volks, in der Nähe so klein, so

erbärmlich war. Die besten Fürsten sind nicht selten die, von welchen am wenigsten geredet wird, sowohl im Guten, als im Bösen. Der Umgang mit Großen und Reichen muß aber sehr verschieden abgestuft sein, je nachdem man ihrer bedarf, oder nicht; von ihnen abhängig oder frei ist. Im ersten Falle darf man wohl nicht immer so gänzlich seinem Herzen folgen, muß zu Manchem schweigen, sich Manches gefallen lassen, darf nicht freimüthig und kühn die Wahrheit sagen, obgleich ein fester, redlicher Mann die Geschmeidigkeit nie bis zu niedriger Schmeichelei treiben wird. Indessen verändern kleine Umstände, so wie die feinen Charaktere das Verhältniß, daher ich alle Regeln für den Umgang mit den Großen zusammenfassen und den Lesern überlassen werde, zu ordnen und auszuwählen, was in jeder Lage anwendbar ist. Ein allgemeiner Satz für alle Fälle ist der: Dringe dich den Vornehmen und Reichen nicht auf, wenn du nicht von ihnen verachtet werden willst. Ueberlaufe sie nicht mit Bitten für dich und Andere, wenn sie deiner nicht überdrüssig werden, wenn sie dich nicht fliehen sollen! Laß dich vielmehr von ihnen aufsuchen! Mache dich selten, doch dies Alles, ohne daß deine Absicht merklich, ohne daß dein Betragen gezwungen scheine. Suche nicht, dir das Ansehen zu geben, als gehörtest du zu der Klasse der Vornehmeren, oder lebtest wenigstens mit ihnen in engster Vertraulichkeit! Rühme dich nicht ihrer Freundschaft, ihres Briefwechsels, ihres Zutrauens, noch deines Uebergewichts über sie! Wenn eine solche Verbindung dir ein Glück zu sein scheint, so erfreue dich in der Stille dieses unbequemen Glücks! Es giebt Menschen, die durchaus dafür angesehen sein wollen, eine größere Figur in der Welt zu spielen, und in höherem Ansehen zu stehen, als ihnen wirklich zu Theil geworden ist. Sie führen auf Kosten ihres Geldbeutels den Luxus der Vornehmen und Reichen

in ihre Häuser, oder drängen sich in deren Zirkel ein, wo sie eine elende Figur spielen, nur hinterher laufen müssen und keinen frohen Genuß haben, indeß sie lehrreicheren und genußvolleren Umgang gänzlich vernachlässigen und treue Freunde und weise Menschen von sich entfernen. Die geizigsten Leute sparen zuweilen keine Kosten, wenn sie Gelegenheit finden können, Zutritt in großen Häusern zu erlangen, und hungern gern Monate hindurch, um einmal einen Großen bei sich zu bewirthen, der dieses Opfer gar nicht gewahr wird, oder es doch nicht zu schätzen weiß, vielleicht Langeweile bei ihnen hat, Alles sehr bürgerlich findet, und nach vierzehn Tagen wohl gar den Namen des thörichten Wirthes vergessen hat. Man traue nicht zu sehr den freundlichen Gesichtern der Großen und fühle sich nicht durch ein Lächeln auf den Gipfel der Glückseligkeit gehoben, wer weiß, welchen Grund dieses Lächeln hat? Der Gnädige fühlt vielleicht gar nichts bei seiner Freundlichkeit, er wechselt die Mienen wie Andere die Kleider." Deshalb lasse man sich ja nicht verleiten, ermuthigt durch ein solches Zeichen der Gnade, mehr zu wagen, als die natürlichen Schranken erlauben und nicht immer in gemessener Ferne zu bleiben. Es kommt wohl eine Zeit, wo derselbe alle seine Standesvorrechte und seinen Stolz wieder hervorholt und den Allzukühnen höhnend auf die Stelle zurückwirft, die er früher einnahm. Man hüte sich, wie vor großer Vertraulichkeit, auch mehr noch vor irgend einer Handlung, die mit der wahren Ehre unverträglich ist. Man schmeichle nie den Creaturen der Fürsten, selbst dann nicht, wenn sie den Weg zum Glück anbahnen können. Denn es kommt die Zeit ihres Falles, der dann jedenfalls auch den mit hinabzieht, der sich ihrer Hülfe bedient hatte. Unedle Geschäfte, die dir ein Großer vielleicht ansinnt, weise ehrerbietig aber entschieden zurück und zeige, daß dir Tugend höher steht,

als Gunst, sie ist mit dem Opfer eines ruhigen Gewissens zu theuer erkauft. In gefährliche Händel lasse man sich nie von den Großen verwickeln, sie ziehen sich heraus und lassen die Andern stecken und büßen, auf ihre Dankbarkeit ist wenig zu rechnen; sie fühlen kaum den Werth einer That, die nicht ohne Ueberwindung, nicht ohne Mühe, Verlust und Anstrengung geschah, sie nehmen gewöhnlich Alles als schuldigen Tribut hin. Wer ihnen etwas schenkt, ist ein Thor, sie denken, das muß so sein, wer ihnen borgt, wird von ihnen gewöhnlich für einen Wucherer gehalten, und hat Mühe, das Seinige wieder zu erhalten. Wer aber von ihnen borgt, der bleibt dann für immer ihr Sclave.

Ein nur zu treues Beispiel einer falschen, unwürdigen Stellung zu einem Fürsten bietet Lessing's Trauerspiel „Emilia Galotti" in dem Verhältniß Marinelli's zum Prinzen. Wer dieses in seiner ganzen Schändlichkeit und Wahrheit erkannt hat, der findet darin Grund genug, vor der Tiefe des sittlichen Abgrundes zurückzuschaudern, an welchen dieses Verhältniß bringen kann.

Trage nichts dazu bei, sie und ihre Kinder noch mehr zu verderben, sie moralisch zu verschlimmern! Schmeichle ihnen nicht! Nähre nicht ihren Stolz, ihre Ueppigkeit, ihre Eitelkeit, ihren Hang zu nichtigen und wollüstigen Freuden. Bestärke die Großen nicht in den Grundsätzen von angeborenen Vorzügen von Herrscher-Rechten, von Gesalbtheit und dergleichen Grillen! Heuchle nicht! Verleugne nicht die Wahrheit! Selbst die bittere Wahrheit nicht, um ihre Gunst zu erlangen. Sei freimüthig, aber ohne die Höflichkeit zu verletzen, und ohne dich selbst zu Grunde zu richten! Nimm dich der verkannten Unschuld, des verläumdeten Edeln, des durch Hofränke verschwärzten Ehrenmannes an, doch mit kluger Vorsicht, ohne seine

Feinde dadurch noch mehr zu erbittern, und mit bedächtiger Rücksicht auf seine Lage und Verhältnisse! Befördere, unterstütze, wo Klugheit es gestattet, die Wünsche, den guten Ruf und billigen Gesuche derer, die zu schüchtern, zu arm, zu bescheiden, oder zu sehr niedergedrückt, die verkannt, oder von geringem Stande sind, um sich den Palästen zu nähern! Man sollte es kaum glauben, welchen Einfluß die Reden eines verständigen, allgemein geschätzten Mannes auf diese Menschen haben können, sowohl im Guten, als Bösen; wie gern sie Alles zum Vortheile ihres Dünkels auslegen, und wie viel man auf sie wirken kann, wenn auch diese Wirkungen nicht sichtbar werden.

Diesen Umgangsregeln fügen wir noch einige aus der großen Zahl, welche Knigge über diese Materie gesammelt hat, und die man am besten in seinem ausführlichen Werke selbst nachlesen kann, hinzu. Sie bilden das eilfte bis dreizehnte Kapitel des dritten Bandes:

In den Herzen der mehrsten Großen wohnt Mißtrauen. Es herrscht bei ihnen der Gedanke: alle übrigen Menschen hätten einen Bund gegen sie gemacht. Deswegen sehen sie es ungern, wenn unter denen, welche ihnen unterworfen sind, enge Freundschaften entstehen. Wer sich um Fürstengunst und große Verbindungen nicht zu bewerben braucht, der kann sich hierüber gänzlich hinwegsetzen, kann Verbindungen nach seinem Herzen schließen; und überhaupt wird kein redlicher Mann, aus niedriger Gefälligkeit gegen irgend einen Beschützer und Gönner, einen wahren Freund vernachlässigen, noch einen würdigen Mann, der ihm die Hand reicht, von sich stoßen. Wer aber an Höfen sein Glück machen will, der thut doch wohl, wenn er vorsichtig in der Wahl seines Umgangs, seiner Vertrauten und der Gesellschaften ist, welche er am häufigsten besucht. Es herrschen da immer Par-

theien und Kabalen, in welche ein wohlwollendes, theilnehmendes Herz gar zu leicht hineingezogen wird. Und wenn nun eine dieser Partheien über die andere siegt, so muß oft der Unschuldigste, in so fern er nur irgend Mitwisser bei dem, was vorgefallen, gewesen ist, die Zeche bezahlen helfen.

Rede nie mit den Großen der Erde ohne Noth von deinen häuslichen Umständen, von Dingen, die nur persönlich dich und deine Familie angehen! Klage ihnen nicht dein Ungemach! Vertraue ihnen nicht den Kummer deines Herzens! Sie fühlen ja doch kein warmes Interesse dabei, haben keinen Sinn für freundschaftliche Theilnahme; es macht ihnen Langeweile; deine Geheimnisse sind ihnen nicht wichtig genug, um sie treu zu bewahren. Immer meinen sie, man wolle bei ihnen betteln — und sie verachten den Mann, der nicht glücklich, nicht frei ist. Von Jugend auf glauben sie, Jedermann mache Pläne auf ihren Geldbeutel, auf ihre Wohlthaten. Ueberhaupt sehen uns die Großen von dem Augenblicke, da wir etwas zu suchen, Anderer zu bedürfen scheinen, mit ganz andern Augen an, als vorher. Man läßt uns Gerechtigkeit widerfahren, ja, man zeigt sich bezaubert von unsern angenehmen Talenten, von unsern Kenntnissen, von unsrer Herzensgüte, von den glänzenden Vorzügen unseres Geistes, so lange wir mit allen diesen schönen Eigenschaften nichts als höfliche Behandlung und Gefälligkeit verdienen wollen, so lange wir als Fremde, als unabhängige Menschen, Niemand im Wege stehen, Niemand verdunkeln; aber viel genauer, strenger und schonungsloser fängt man an, uns zu richten, wenn wir unsere Vorzüge im Staate geltend machen und die erlaubten Vortheile damit erringen wollen, worin sich so gern die vornehmen Dummköpfe und deren Kreaturen theilen. Am besten wird man von den Vornehmen und Reichen behandelt, wenn sie

erkennen, daß man ihrer gar nicht bedarf, und wenn man ihnen dies zeigt, ohne sich dessen laut zu rühmen; wenn ihnen im Gegentheil unsere Hülfe, unsere Einsicht unentbehrlich ist; wenn wir dabei nie die Bescheidenheit und äußere Huldigung aus den Augen setzen; wenn unser Scharfsinn, unsere größere Weisheit, unsere Festigkeit und Geradheit ihnen Ehrerbietung einflößen, ohne daß sie uns eigentlich fürchten; wenn wir uns bitten, uns aufsuchen lassen, nicht aber unsern Beistand aufdringen — einen solchen Mann schonen sie sorgfältig. —

Hüte dich aber, einen Großen, der Ansprüche auf Verstand, Witz, hohe Tugenden, Gelehrsamkeit oder Kunstgefühl macht, deutlich, oder gar in Gegenwart Anderer merken zu lassen, daß du dir bewußt bist, ihn zu übertreffen oder zu übersehen. In der Stille darf er das wohl fühlen, aber er muß es nur allein zu fühlen glauben. Vor allen Dingen ist diese Vorsicht nöthig gegen Vorgesetzte, die ungeschickter in ihrem Fache sind, als du. Gern mögen sie dir deine bessern Einsichten, gleichsam als prüften sie dich, abfragen, sich zu eigen machen, dir nach Gelegenheit deine eigene Waare wieder verkaufen; doch wehe dir, wenn du das rügst, wenn du nur einmal thust, als merktest du es; oder gar, wenn du den Ton der Belehrung gegen sie annimmst! — Wie werden sie dir das Leben sauer machen! Wie viel werden sie von dir fordern, das sie selbst nie zu leisten im Stande sein würden, damit sie Gelegenheit haben, dich eines Fehlers zu überführen und herabzusetzen.

Der Unterhaltungston in der großen Welt verdient in Hinsicht seiner Eigenthümlichkeit und seines Wesens eine nähere Beachtung. Man kann als richtig annehmen, daß man sich denselben zwar anzueignen, ihn aber nie lieb zu gewinnen vermag. Denn im Allgemeinen findet die Klage, daß er steif, abgemessen, ge-

zwungen und nicht wahr sei, Statt. Man muß sich erst daran gewöhnen, denselben nicht unausstehlich zu finden, und ihn mit den einmal gegebenen Verhältnissen zu entschuldigen. Es scheint, als ob es diesem großen Tone gänzlich an Wesenhaftigkeit fehle. Er kommt selten auf Kern der Sache, obschon die Unterhaltung in hohen und höchsten Kreisen Alles in ihr Gebiet zieht. Das Neue, Ungewöhnliche, Spannende, Pikante, die Chronik scandaleuse sind Hauptthemata. Man giebt auch dem Unbedeutendsten den Schein der Wichtigkeit, und das Wichtige behandelt man nicht selten mit herablassender, auch wohl satyrischer Geringschätzung. Leider ist das Letztere sehr oft in der Umgebung der Fürsten Mode. Gewandte Hofmänner suchen die Aufmerksamkeit des Herrn von bedeutungsvollen Ereignissen, von folgereichen Begebenheiten, die ihren Ursprung nicht in der Sphäre des Hofes, sondern in der Mitte des Volkes haben, abzulenken, indem sie die Bedeutungslosigkeit und Nichtigkeit derselben zu beweisen streben. Man thut so etwas ab und legt es bei Seite. Wenn aber eine beliebte Tänzerin den Fuß verstaucht, oder ein Sänger heiser wird, das Pferd eines Junkers gestürzt, oder eine Karrikatur auf einen beneideten Günstling des Glücks erschienen ist, da sind sie gleich bei der Hand, da ist es, als ob die Geschicke der Welt davon abhingen. Das Ernsthafte wird selten ernst behandelt, bis sich der Ernst durch gewaltsame Explosionen Luft macht, und die Augen, die ihn zu sehen entwöhnt sind, plötzlich mit Gewalt aufgethan werden. Hoffentlich kommt bald die Zeit, und mir scheint, wir stehen schon an der Schwelle derselben, wo die Großen der Erde ihr Auge, Ohr und Herz den Mahnungen ernster Art nicht mehr verschließen werden.

Es können ernste Augenblicke kommen, in denen es Pflicht wird, den Fürsten mit Freimuth zu sagen und

sie zu erinnern, daß sie, was sie sind und was sie haben, auch durch Uebereinkunft und Willen des Volkes sind und haben, nicht bloß durch Erbschaft. Daß man ihnen diese Vorrechte wieder nehmen könne, wenn sie Mißbrauch davon machen, daß Gut und Leben ihrer Unterthanen nicht ihr Eigenthum, sondern vielmehr, daß Alles, was sie besitzen, Eigenthum des Volkes ist, an dessen Spitze sie der Himmel gestellt hat, weil daraus alle ihre und der Ihrigen Bedürfnisse befriedigt werden, weil Rang, Ehre und Sicherheit des Fürsten und auch ihre Vergnügungen darin ihre Quelle haben, die, wenn sie versiegt, mit einem Male der Herrlichkeit ein Ende machen würde. Man erinnere sie daran, daß in den Zeiten der Aufklärung und der richtigen Begriffe von Menschenrechten und Volksrechten fast Niemand mehr darauf schwört, daß ein Einziger, vielleicht der Schwächste der ganzen Nation ein angeerbtes Recht haben könnte, nach Willkür über Millionen gute, weise und edle Menschen zu schalten, daß dieser Eine aber ohne Schutz und Trabanten ruhig schlafen könne, wenn er sich die Liebe seines Volkes erworben hat und den hohen Beruf, nur für das Wohl des Vaterlandes zu sorgen, wohl verstanden und treulich geübt hat. — Augenblicke zu solchen Wahrheiten mögen allerdings sehr selten sein, und wenn sie erscheinen, müssen sie mit Vorsicht und Klugheit benutzt werden; denn nicht immer sind die Ohren der Fürsten bereit, die Wahrheit zu vernehmen und nicht in jeder Form und Ausdrucksweise, wie sich das ja von selbst versteht.

Andere Regeln für den Umgang mit den Herren der Erde sind: Ueber alle Geschäfte, die der von Fürsten aufgetragen werden, führe genaue Rechnung und Controlle, damit du die Rechtmäßigkeit deiner Schritte zu jeder Zeit gegen Verläumder und Ankläger beweisen kannst. Ohne Auftrag übernimm kein Geschäft,

was zu deinem Amte nicht gehört. Schon Göthe sagt: der Mensch thut lieber mehr als seine Pflicht, als nur seine Pflicht, und bezeichnet dadurch die Lust Vieler, sich in Dinge zu mischen, welche ihn nichts angehen. Vermeide es, durch langweiligen trocknen Vortrag ihnen die Geschäfte noch unangenehmer zu machen, als sie es ihnen in der Regel schon sind. Wer eines Fürsten Günstling ist, muß um so vorsichtiger und strenger gegen sich selber sein und nichts auf Rechnung dieser Gunst thun. Er spreche nie von Geschäften und Beziehungen zum Fürsten in Anderer Gegenwart, damit es unmöglich werde, ihm in die Karten zu sehen. Sei sparsam und vorsichtig mit Empfehlungen Anderer und vermeide es, sie zu protegiren, und nur in billigen Dingen bevorworte deine Freunde, überhaupt nur da, wo du es von Gott und Rechtswegen verantworten kannst.

Unwandelbare Treue in Glück und Noth gegen den Fürsten ist die erste und heiligste Pflicht. Wenn das Schicksal über ihn hereinbricht, so schlage dich nicht zur Parthei seiner Feinde. Das thun nur Verräther. Auch andere Große verfolge nicht nach ihrem Sturze, wenn du vorher in ihrer Nähe gelebt und Gutes von ihnen genossen hast; aber auch dann, wenn du von ihnen bedrückt und mit Ungerechtigkeiten gekränkt warst, nimm keine unedle Rache an ihnen. Sie sind durch ihren Fall gestraft genug.

Im Umgang der Großen und Reichen unter sich selbst liegt oft die Quelle großer Verderbniß. Die Kleineren beeifern sich, es den Größeren nach- oder gar vorzuthun, und so verewigen sie ihre Thorheiten, welche wieder von den unter ihnen Stehenden nachgeahmt werden. Unser Autor, dem wir bei dieser Darstellung meist folgen, erzählt davon mehrere Beispiele. Man fange z. B. an, ein Concert, eine Soiree bei sich zu geben, welches dann der Reihe nach in an-

dern Cirkeln sich wiederholen soll. Der Erste, bei welchem sich die Gesellschaft versammelt, wird ein Paar Flaschen Wein und kalte Küche vorsetzen, der Zweite fügt einen Punsch hinzu, und ehe ein Vierteljahr vergeht, ist die Anstalt in eine kostspielige Fresserei ausgeartet. Unter verständigen Leuten sollte man dergleichen nicht vermuthen. Gerade die Vornehmen sollten den Niederen Beispiele geben von Ordnung, Einfachheit, Hinwegsetzung über steife Etikette, von Mäßigkeit in Speise, Kleidung, Pracht, Bedienung ꝛc. Sie sollten das Vorurtheil vernichten, daß die Herzen der Großen an diesen Nebendingen hängen, und keiner besseren, edleren Regung fähig seien, daß sie keine höheren Genüsse kennen, als die sinnlichen.

Der Umgang mit Leuten von geringerem Stande erfordert nicht weniger Klugheit und Umsicht, als der mit den Großen, und führt leicht zu ganz falschen Maaßnahmen.

Wir lassen hier einige von den hauptsächlichsten Regeln, die man im Betragen gegen Niedere zu beobachten hat, folgen: Man sei höflich und freundlich gegen sie und ehre das wahre Verdienst und den ächten Menschenwerth auch in ihnen, und sei nicht blos herablassend gegen sie, wenn man ihrer bedarf, hochmüthig dagegen, wenn man ihrer entbehren kann. In Gegenwart Vornehmer ignorire man nicht diejenigen, mit denen man freundlich umgeht, oder die man sogar unter vier Augen mit Vertraulichkeit behandelt, um sich nicht den Vorwurf zuzuziehen, vor der Welt den zu vernachlässigen, der seines moralischen Werthes wegen Anspruch auf unsere Achtung hat, obgleich er weder Titel, Orden, noch Vermögen aufweisen kann. Leutseligkeit gegen Niedere blos in der Absicht sich den Schein der Liberalität zu geben, ist ein Zeichen von Eigennutz, und läßt vermuthen, daß man es nicht ehrlich meint. Mit Leuten von geringer Bildung blos

deswegen umzugehen, um unter ihnen als ein Gegenstand der Bewunderung und des Respekts zu gelten, ist ein Zeugniß von nichtiger Eitelkeit und Eigenliebe. Die Herablassung habe ihre Quelle in reiner, redlicher Absicht und in dem richtigen Begriff vom Adel des Menschenthums überhaupt, welcher sich nicht an Geburt und zufällige Verhältnisse bindet, sondern in dem Gemüth und in der Sittlichkeit seinen Grund und seine Berechtigung hat. Die Höflichkeit sei aber nicht übertrieben und in gemessenen Schranken, weil sonst der Geringere fühlt, daß sie ihren Grund entweder in einem Mangel an Verstand hat, oder daß er verspottet werde, oder auch, daß es ein Beweis von Falschheit ist, und die Absicht dahinter liege, ihn mißbrauchen zu wollen. Es giebt eine Art von Höflichkeit, die für den Geringeren wahrhaft ehrenkränkend ist, weil es ihm klar wird, daß man ihm damit nur ein mildthätiges Almosen darreicht. Noch eine andere Art von Höflichkeit, welche man mit Recht abgeschmackt nennen kann, ist die, welche eine Sprache redet, die ein Mensch von geringer Bildung gar nicht verstehen kann, oder an die er nicht gewöhnt ist; denn das eben ist die große Kunst des Umganges, den Ton der jedesmaligen Gesellschaft, in der man sich befindet, richtig zu treffen. Sei großmüthig und billig, und laß es daher den Geringen in deinen glänzenden Umständen nicht entgelten, wenn er dich, so lange dich das Glück nicht anlächelte, verabsäumt, wenn er deinen mächtigen Feinden gehuldigt hat, wenn er sich, wie die großen gelben Blumen, nach der Sonne dreht. Denke, daß solche Menschen oft in die Nothwendigkeit versetzt werden, wenn sie mit den Ihrigen leben und essen wollen, sich zu krümmen und zu schmiegen; daß wenige unter ihnen so erzogen sind, daß sie Sinn für feinere Gefühle und Aufopferungen haben, und daß alle Menschen mehr oder weniger aus Eigennutz han-

deln, den die Geschliffeneren nur künstlich verbergen. —Verlange nicht einen übermäßigen Grad von Cultur und Aufklärung von Leuten, die bestimmt sind, im niedern Stande zu leben! Trage auch nichts dazu bei, ihre intellectuellen Kräfte zu überspannen und sie mit Kenntnissen zu bereichern, die ihnen ihren Zustand widrig machen, und den Geschmack an solchen Arbeiten verbittern, wozu Stand und Bedürfniß sie aufrufen. Das Wort Aufklärung wird in unsern Zeiten oft sehr gemißbraucht, und bedeutet nicht sowohl Veredelung des Geistes, als Richtung desselben auf grillenhafte, speculative und phantastische Spielwerke. Die beste Aufklärung des Verstandes ist die, welche uns lehrt, mit unserer Lage zufrieden und in unseren Verhältnissen brauchbar, nützlich und gewissenhaft thätig zu sein. Alles Uebrige ist Thorheit und führt zum Verderben.

Begegne deinen Untergebenen liebreich, ohne deinem Ansehen bei ihnen etwas zu vergeben. Es taugt nie, wenn die Subalternen sich ihren Vorgesetzten unentbehrlich machen, und verächtlich wird der Chef eines Departements, der, weil er nicht selbst arbeiten will, oder nicht arbeiten kann, sich auf die Untergebenen verlassen muß; da er dann nicht Ansehen und nicht Muth genug behält, einen nachläßigen oder eigensinnigen Secretair an seine Pflicht zu erinnern, sondern sich Alles muß gefallen lassen, was dieser gut findet, vorzunehmen oder zurückzulegen.

Es ist nun einmal der Welt Lauf, daß ein großer Theil der Menschen in einem dienstbaren Verhältniß stehen müssen, und daß oft der Bessere und Edlere dem Minderguten gehorchen muß. Recht und Billigkeit gebieten nun denen das Leben mögkichst leicht zu machen, welche das Schicksal zum Dienen bestimmt hat. Menschenfreundlichkeit ist die erste Pflicht gegen den Untergebenen. Der Grund für die Erscheinung,

daß wahrhaft große Gesinnungen und Gefühle das Erbtheil einer verhältnißmäßig nur unbeträchtlichen Anzahl von Menschen zu sein scheinen, ist weniger in den natürlichen Anlagen, als in der Art der Erziehung und in unseren durch Luxus und Ueberfeinerung verderbten geselligen Zuständen zu suchen. Denn durch letzteren wird eine übergroße Menge von Bedürfnissen erzeugt, die einen von dem andern abhängig machen. Das unaufhörliche Haschen nach Erwerb und Verdienst zwingt viele zum Kriechen und Betteln, und bringt sie dadurch um den Genuß ihrer Freiheit und Selbständigkeit. Man glaube aber nicht, daß das Verhältniß der Dienstbarkeit unerkenntlich gegen großmüthige Behandlung und blind gegen den wahren Menschenwerth mache. Man darf also weder auf die Zuneigung noch auf die freiwillige Folgsamkeit der Untergebenen rechnen, sobald diese selbst fühlen, daß sie moralisch besser, weiser und geschickter als ihre Dienstherrschaft sind, und daß Letztere sie mehr bedarf, als sie ihrer, oder wenn sie für wesentliche Dienste schlecht belohnt, und die Schmeichler unter ihnen den Geraden und Aufrichtigen vorzieht, wenn sie sich schämen müssen, einem Manne anzugehören, den jeder haßt oder verachtet. Das Bild eines Herrn, wie er nicht sein soll, vervollständigt uns Knigge, indem er eine Menge Fälle aufzählt, in welchen die Herrschaft weder auf Achtung noch Treue des Dieners zu rechnen hat. Diese treten ein, wenn du mehr von ihnen verlangst, als du selbst in ihrer Stelle würdest leisten können, wenn du dich weder um ihr moralisches, noch ökonomisches, noch physisches Wohl bekümmerst, ihnen den Lohn ihrer Arbeit so sparsam zutheilst, daß sie verzweifeln oder dich betrügen müssen, oder wenigstens keine frohe Stunde haben können; wenn du nicht Rücksicht nimmst auf ihren körperlichen Zustand, sie verstößest, sobald sie alt und schwächlich werden,

wenn du ihnen wenig Ruhe und Schlaf erlaubest, wenn sie, indeß du schwelgst, in rauher Jahreszeit bis nach Mitternacht, vielleicht gar dem bösen Wetter bloßgestellt, auf dich voll tödtender Langeweile warten müssen, wenn dein lächerlicher Hochmuth ein Gegenstand ihres Spottes wird, oder dein Jähzorn sie mit Schimpfwörtern überhäuft; wenn sie mit aller Aufmerksamkeit kein freundliches Wort von dir gewinnen können! — Geradheit, Redlichkeit, wahre Menschenliebe, Würde und Folgerichtigkeit in unseren Handlungen zu zeigen, das ist so wie überhaupt das sicherste Mittel uns allgemeine Achtung zu erwerben, so insbesondere geschickt uns der Ehrerbietung derer zu versichern, die von uns abhängen, uns oft ohne Schminke in mancherlei Launen sehen und gegen welche wir uns schwerlich lange verstellen können.

Ein Sprüchwort sagt, wie der Herr so der Knecht. Dieses Sprüchwort ist in mehr als einer Beziehung leicht als ein wahres Wort zu erweisen. Ist es nicht erklärlich, daß ein Herr, welcher sich einen Diener wählt, zunächst darauf sehen wird, daß der Gewählte zu ihm passe, daß er in seine Launen einzugehen wisse, seine Eigenheiten, sein Benehmen gegen Fremde oder gegen die Mitglieder der Familie in so weit annehme, als er in vielen Fällen sein Organ sein muß. Ein kluger Diener wird seinerseits sich bald zu accomodiren wissen und bald erkennen, wie der herrschende Ton des Hauses ist. Je länger er bei einer Herrschaft ist, je besser wird das Sprüchwort zutreffen. Ist der Herr ein Windbeutel, so ist fünf gegen eins zu wetten, daß der Diener als ein Prahlhans und Aufschneider erscheinen wird, bescheidene Herrschaften haben in der Regel höfliches Gesinde, hochfahrende dagegen grobe Flegel, die wo möglich ihre Herren noch an Brutalität überbieten. Ist die Herrschaft fromm und gottesfürchtig, so wird auch die Dienerschaft we-

nigstens den Schein derselben annehmen oder doch nur kurze Zeit aushalten; unmoralische Wirthschaft in der Familie des Hausherrn erzieht ein lüderliches Gesinde. Nirgend wirkt ein gutes Beispiel mächtiger als gerade in diesem Verhältnisse. Freundlichkeit und Herablassung gegen die Dienenden darf aber nie so weit gehen, sie zu Vertrauten von Familiengeheimnissen, oder zu Theilnehmern an Genüssen, die ihnen ihrem Stande nach fremd bleiben würden, oder zu Mitwissern geheimer Fehltritte zu machen. Man darf ihnen nie mehr Gewalt einräumen, als ihnen zukommt, auch ihnen keine lockende Gelegenheit zu leichtem Betrug durch allzugroßes Vertrauen, durch Ueberlassung von Kassen oder Vorräthen bieten. Die Schuld eines Vergehens fällt dann streng genommen auf die Herrschaft zurück; denn in der Regel ist die Erziehung der Leute nicht von der Art gewesen, daß sie sittlich so gerüstet und gewappnet gegen alle Versuchungen sein könnten.

Unter hundert Menschen findet man kaum einen, der einen gewissen Grad von Vertraulichkeit zu würdigen und zu vertragen weiß, und der nicht Mißbrauch von der Nachsicht macht. Daher paare sich mit der Nachsicht der Ernst, eine ruhige Consequenz, ein gesetztes, wenn auch nicht kaltes Benehmen, strenge Pünktlichkeit, Entschiedenheit in Befehlen oder Aufträgen; theilnehmende Güte, wenn der Dienende etwas erbittet, sei es ein unschuldiges Vergnügen, sei es sonst eine Vergünstigung, weise Ueberlegung im Zutheilen der Arbeit. Man verschone ihn mit unnöthiger und überhäufe ihn nicht mit unmöglichen; deshalb braucht er nicht müßig zu gehen. Laß Arbeit mit nützlicher, nicht anstrengender, sondern wo möglich bildender Beschäftigung abwechseln. Wo sich Gelegenheit bietet, ihnen ein anderweitiges besseres Fortkommen, eine geeignete Stellung zu verschaffen,

da sei deinen Dienstuntergebenen mit Rath und That behülflich vorausgesetzt, daß sie eine Verbesserung ihrer Lage verdient haben. Schlechte Dienstboten, in denen man aber noch nicht den Keim alles Guten erstickt weiß, suche man durch ernste und liebevolle Zurechtweisung auf den bessern Weg zu bringen. Eine Herrschaft vermag in dieser Beziehung ungemein viel. Will und kann man einen solchen nicht bei sich behalten, so schneide man ihm nicht jeden Weg zur Umkehr durch Ausstellung eines durchaus tadelnden Zeugnisses ab. Man braucht die Wahrheit nicht zu verschweigen, man spreche aber die Hoffnung aus, daß die gemachte Erfahrung wohl beitragen werde, durch einen neuen Lebenswandel die Fehler der Vergangenheit in Vergessenheit zu bringen. Man stärke sein Selbstvertrauen und die Zuversicht auf seine eigne sittliche Kraft, man lasse keine Gelegenheit, wo er sich brav gehalten hat, vorübergehen, ohne es gebührend anzuerkennen. — Man erwecke sein Ehrgefühl, man gebe ihm Anlaß zur Dankbarkeit für Nachsicht und man wird oft Wunder an solchen Menschen erleben.

Unsere feine Lebensart hat einem der ersten und süßesten Verhältnisse, dem Verhältnisse zwischen Hausvater und Hausgenossen, alle Anmuth, alle Würde genommen. Hausvaters Rechte und Hausvaters Freuden sind größtententheils verschwunden; das Gesinde wird nicht mehr als Theil der Familie angesehen, sondern als Miethlinge betrachtet, die man nach Gefallen abschaffen, so wie sie uns verlassen können, sobald sie sonst irgendwo mehr Freiheit, mehr Gemächlichkeit oder reichere Bezahlung zu finden glauben. Es ist nicht mehr anerkannt, daß wir außer den Stunden, die sie unserm Dienste widmen müssen, kein Recht auf sie haben; wir leben nicht mehr unter ihnen, sehen sie nur dann, wenn wir ihnen das Zeichen mit der Schelle geben, und sie aus ihren, gewöhnlich sehr

schmutzigen, ungesunden Löchern zu uns hervorkriechen. Diese lose, auf eine ungewisse Zeit geknüpfte Verbindung, trennt das Interesse beider Theile, daß doch ein gemeinschaftliches sein sollte, auf eine unnatürliche und verderbliche Weise: Der Herr sucht den Miethling recht wohlfeil zu bekommen, er müßte denn aus Eitelkeit oder Verschwendung mehr an ihn wenden; was im Alter aus dem armen dienstbaren Geschöpfe werden wird, darum bekümmert er sich nicht, und der Bediente, der das weiß, sucht bei so ungewissen Aussichten zu erhaschen, was zu erhaschen ist, um wo möglich einen Nothpfennig zurückzulegen. Welchen Einfluß dies auf Sittlichkeit, auf Bildung, auf Vertrauen und gegenseitige Zuneigung haben müsse, ist leicht einzusehen. Es ist wahr, daß nicht alle Herrschaften vollkommen so fremd und unnatürlich mit ihrem Gesinde umgehen; aber wo findet man in jetzigen Zeiten noch Solche, die als Väter und Lehrer derer, die ihnen dienen, sichs zur Freude machen, mitten unter ihnen zu sitzen, durch weise und freundliche Gespräche sie zu unterrichten, an ihrer sittlichen und geistigen Bildung zu arbeiten, und für ihr künftiges Schicksal besorgt zu sein? Es ist wahr, daß Dienstboten selten so wohl erzogen sind, daß sie den Werth einer solchen Herablassung zu erkennen und gehörig zu nützen wissen, allein was hindert uns, das Gesinde selbst zu erziehen, sie als Kinder anzunehmen, sie dann lebenlang, wie die Kinder unserer Familie, bei uns zu behalten, und ihr Schicksal, nach Verhältniß ihres Verdienstes und unseres Vermögens, zu verbessern. Ich kenne aus Erfahrung alle Ungemächlichkeiten einer solchen Unternehmung, vielfältig mißlingt es, unsere Arbeit belohnt sich nicht, wird nicht erkannt, die Kinder, wenn sie herangewachsen, fangen an, sich zu fühlen, und entziehen sich unserer väterlichen Zucht. Allein oft sind wir selbst durch fehlerhafte Behandlung

daran Schuld, und nicht immer handeln sie undankbar gegen uns. Wir geben ihnen zuweilen eine ganz andere Art von Erziehung, als für ihre Lage taugt, und dadurch gerade machen wir sie unzufrieden mit ihrem Zustande, statt ihr Glück zu bauen, oder wir behandeln sie, wenn sie schon erwachsen sind, noch immer wie Kinder. Der Freiheitstrieb ist allen Geschöpfen von der Natur eingeprägt; sie glauben, sich einem Joche zu entziehen, wenn sie von uns gehen, glauben unserer nicht mehr zu bedürfen, sich selbst rathen und regieren zu können. Vielfältig aber reuet es solche Menschen in der Folge uns verlassen zu haben, wenn sie erst den Unterschied unter einem Herrn und einem Hausvater erfahren, und richtige Begriffe von wahrer Freiheit erhalten. Das Fremde, das man nicht kennt, sieht immer besser aus, als das gewöhnte, auch noch so Gute. Auf Erfolg und Dankbarkeit soll man übrigens in dieser Welt nie rechnen, sondern das Gute bloß aus Liebe zum Guten thun. Nicht alle Mühe aber ist verloren, die verloren zu sein scheint, und die Wirkungen einer guten Erziehung äußern sich oft erst spät nachher. Es ist auch süß für Andere zu pflanzen, und dagegen ein gemeines Verdienst, Früchte zu ziehen, die man selbst genießt.

Mit der Pflicht sein Gesinde zur Ordnung anzuhalten, ist zugleich die Rücksicht zu verbinden, sich nicht durch Hitze verleiten zu lassen, und die Dienstboten mit Schimpfworten, wohl gar mit Schlägen zu behandeln. Nie wird ein vernünftiger Mann den mißhandeln, der sich nicht wehren kann. Auch ist es wohl eigentlich nicht zu entschuldigen, wenn nicht grobe Fahrlässigkeit zum Grnnde liegt, ihnen von dem ohnehin kärglichen Lohne Abzüge für etwa angerichten kleinen Schaden zu machen Gegen fremde Bedienten sei man höflich, denn sie sind im Verhältniß zu uns nicht dienstpflichtig und lassen eine Grobheit gegen sie oft

durch Anwendung des Einflusses, den sie auf ihre Herrschaft üben, schwer entgelten.

Die Pflichten des Dienenden selbst im Umgang mit seiner Herrschaft sind in folgenden kürzen Regeln etwa zusammen zu fassen. Treue Erfüllung derjenigen Pflichten und Arbeiten, welche er beim Antritt des Dienstes übernommen hat, ist die erste Bedingung; er thue darin lieber zu viel als zu wenig; den Vortheil seines Herrn, sehe er wie seinen eigenen an. Er handle immer so offen und ehrlich und mit solcher Ordnung, daß es ihm nie schwer fallen kann, Rechenschaft abzulegen, er mißbrauche nie das Zutrauen und die Vertraulichkeit seines Herrn; er decke nie die Fehler dessen auf, dessen Brod er ißt, er lasse sich nicht verleiten, weder im Scherze noch im Unwillen, die Grenzen der Ehrerbietung zu überschreiten, die er dem schuldig ist, dem das Schicksal ihn unterwürfig gemacht hat; allein er betrage sich auch immer mit einer solchen Würde, daß es dem Obern nie einfallen könne, ihm mit Verachtung zu begegnen, oder unedle Dienste zuzumuthen, sondern daß dieser seinen Werth als den eines Menschen fühle, und wenn er einer guten Empfindung fähig ist, des Abstandes ungeachtet, den die bürgerliche Verfassung zwischen ihnen gesetzt hat, ihm dennoch seine Hochachtung nicht versagen könne! Er lasse sich nicht durch blendende Außenseiten bewegen, seinen Zustand zu verändern, sondern überlege, daß jede Lage ihre Ungemächlichkeiten hat, die man in der Ferne nicht wahrnimmt! Hat er bei diesem redlichen und vorsichtigen Betragen dennoch das Unglück, einem undankbaren, harten, ungerechten Herrn zu dienen, so ertrage er, wenn sanfte Vorstellungen nichts helfen, geduldig ohne Geschwätz und ohne Murren die liebloſe Behandlung, so lange er sich dieser Behandlung nicht entziehen kann. Kann er aber, so trete er in ein anderes Verhältniß, schweige nachher über das, was

ihm begegnet ist, und enthalte sich aller Rache, aller Lästerung, aller Plauderei! Doch können Fälle eintreten, wo seine gekränkte Ehre eine öffentliche und gerichtliche Rechtfertigung gegen den mächtigen Unterdrücker fordert, und dann trete er ohne Winkelzüge kühn und fest, voll Zuversicht auf die Gerechtigkeit seiner Sache, auf Gottes und der Menschen Gerechtigkeit hervor, und lasse sich weder durch Menschenfurcht, noch durch Armuth abschrecken, seinen Ruf zu retten, wenn auch der stärkere Bösewicht ihm alles Uebrige rauben kann!

Zu unsern nächsten Umgebungen gehören außer unserer Familie auch die Hausgenossen, die Nachbaren. In großen Residenzen kommt es wohl häufiger vor, daß man die Mitbewohner eines Hauses gar nicht kennt. Jeder kümmert sich nur um sich selbst, um seine Familie, um seine Freunde, die ganze übrige Welt ist für ihn nicht vorhanden. Er correspondirt mit den entferntesten Orten der Erde, nur nicht mit seinen Wandnachbarn, mit seinen Hausgenossen. — Der Reiche sendet große Summen zu wohlthätigen Zwecken meilenweit und neben ihm verhungert und verkümmert eine Familie im Elende. Das ist so der Lauf der Welt, namentlich der großen Welt, und doch sollte er es nicht sein. In kleinern Städten, im Mittelstande und bei geringen Leuten ist es anders. Da kennt man die Verhältnisse aller Familien, da bilden alle zusammen fast eine große Familie, da ist man mit Rath und That zur Hand, wie es sich gebührt und wie es auch natürlich zu sein scheint. Der nachbarliche Umgang gewährt manche Freude, manchen Genuß. Man fühlt sich unter freundlichen friedfertigen Hausgenossen heimischer, sicherer, man ist nicht verlassen, vereinsamt. Aufdrängen wird man sich freilich Niemandem, sobald man sieht, daß er den Umgang nicht wünscht, auch in keines Angelegenheiten

sich unaufgefordert mischen, seine Verhältnisse auszukundschaften suchen und sich dazu des Mittels zu bedienen, die Dienstleute, die Kinder ꝛc. auszuhorchen. Wer sich dieses zu Schulden kommen läßt, der ladet mit Recht den Verdacht Unerlaubtes im Schilde zu führen, auf sich und wird gemieden und mit mißtrauischen Blicken angesehen werden. Schlimmer noch ist es Klatschereien zu veranlassen und dadurch den Hausfrieden, das Glück der Familien, den guten Namen oder die Existenz zu gefährden.

Es giebt kleine Gefälligkeiten, die man denen schuldig ist, mit welchen man in demselben Hause, oder denen man gegenüber wohnt, oder deren Nachbar man ist, — Gefälligkeiten, die an sich gering sind, doch aber dazu dienen, Frieden zu erhalten, uns beliebt zu machen, und die man deswegen nicht versäumen soll. — Dahin gehört: daß man Poltern, Lärmen, spätes Thür-Zuschlagen im Hause vermeide. Andern nicht in die Fenster gaffe, nichts in fremde Höfe oder Gärten schütte ꝛc.

Manche Menschen denken so wenig fein, daß sie glauben, gemiethete Häuser, Gärten und Hausgeräthe brauchten gar nicht geschont zu werden, und es sei bei Bestimmung der Mieths-Summe schon auf die Abnutzung und Verwüstung mit gerechnet worden. Ohne zu erwähnen, daß dies wenigstens nicht immer der Fall ist, so denke ich auch: ein Mann, der Erziehung hat, kann kein Vergnügen daran finden, muthwilligerweise etwas zu verderben, das nicht sein ist, wodurch er jemand betrübt, und sich verhaßt macht. Es wird sehr bald bekannt, wenn man pünklich im Bezahlen, höflich und gefällig, dabei ordentlich und reinlich ist, und man wird dann lieber und um billigern Preis zum Miethsmanne aufgenommen, als mancher viel Vornehmere und Reichere.

Wenn unter Leuten, die zusammen in demselben Hause wohnen, oder sonst täglich mit einander leben müssen, Verstimmungen oder Mißverständnisse entstehen, so thut man wohl die Erläuterung zu beschleunigen, denn nichts ist peinlicher, als mit Personen unter einem Dache zu leben, gegen die man einen Widerwillen hegt.

Aus den Principien der Dankbarkeit, einer der heiligsten Tugenden, erklärt sich das Verhältniß zwischen Wohlthätern und Empfängern der Wohlthat. Mit einem schlechthin ausgesprochenen Dank ist es natürlich nicht abgethan; erst der Dank mit Thaten ist der rechte. Wie soll man sich aber verhalten, wenn es nicht möglich ist, dem Wohlthäter durch irgend eine That zu vergelten, wenn er zu hoch steht, als daß man ihn nützlich werden könnte? Dann muß wenigstens im ganzen Benehmen und Betragen dieser Dank ausgesprochen sein. Nicht nach der Größe der Wohlthat und des materiellen Vortheils, welchen man daraus gezogen hat, ist die Dankbarkeit abzumessen, sondern nach dem guten Willen, der dabei gezeigt wurde. Höre auch dann nicht auf dankbar zu sein, wenn Unfälle den Wohlthäter heimgesucht haben und er nun nicht mehr im Stande ist, ferner Gutes an dir zu thun, oder wenn du seiner nicht mehr bedarfst. Durch Schmeichelei sich Wohlthaten zu erschleichen, ist niederträchtig, sich dafür zum Sclaven machen, unmännlich. Wo Pflicht und Rechtschaffenheit es fordern, da darf man auch gegen Wohlthäter nicht schweigen, denn sonst nimmt die Wohlthat den Schein der Bestechung an. Durch treue Erfüllung der Freundespflichten, von denen wir oben gesprochen haben, bezahlt man die Wohlthat am besten.

Schlimm und schmerzlich ist es, den später von einer schlechten Seite kennen zu lernen, von dem man früher Wohlthaten empfangen hat. Man kann nichts

Besseres in diesem Falle thun, als ihn mit möglichster Schonung zu behandeln, so weit sich dies mit Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe vertragen will und so weit es sich nicht um wirkliche Verbrechen handelt, gegen welche jede Rücksicht aufhören muß. Die Art, wie man Wohlthaten ausübt, ist in vielen Fällen höher anzurechnen als die Wohltheit selbst, man kann dadurch den Werth der Gabe erhöhen, im Gegentheil aber auch ihr allen Werth nehmen. Es ist eine Kunst, die nicht alle Menschen zu üben fähig sind und die ein edles, gefühlvolles Herz fordert. Derjenige, welcher zur rechten Zeit und mit Freuden giebt, giebt doppelt Geben ist seliger denn Nehmen, heißt es in der Schrift; doch hüte man sich vor Verschwendung der Wohlthaten: zu gut ist liederlich, sagt das Sprüchwort, Dringe niemanden deine Dienste auf, rechne nicht darauf, daß sie belohnt und anerkannt werden. Wem du Gutes erwiesen hast, mit dem gehe doppelt schonend um und laß es ihn nie merken, daß du dich noch deiner That erinnerst. Es ist oft edler gehandelt keinen Gegendienst anzunehmen, wie es unter gewissen Umständen wiederum hart wäre, ihn zurückweisen und nicht jede Gelegenheit ihm in die Hand zu geben, die Wohlthat wett zu machen. Wer um Rath, Hülfe und Wohlthat bittet, dem schenke man freundlich Gehör, lasse ihn ausreden, seine Sache vorstellen, ohne ihn zu unterbrechen und wenn man kann so helfe man. Laß ihn wenigstens nicht ohne Trost und nicht ohne die Gewißheit gehen, daß er ein theilnehmendes Herz gefunden. Zu den größten Wohlthaten gehört Lehre, Unterricht und Bildung. Wer dazu bei einem anderen Menschen beigetragen hat, der darf gerechte Ansprüche auf dessen Dankbarkeit machen, denn es sind nicht irdische sondern ewige Güter, um welche er ihn bereichert hat.

Solche Wohlthäter sind nun zunächst unsre Eltern, Erzieher und Lehrer. Die Dankbarkeit gegen sie ist so natürlich, daß jeder Mangel daran als ein unverzeihliches Vergehen betrachtet werden muß. Selbst dann, wenn wir bei späteren Fortschritten, bei reiferen Nachdenken finden sollten, daß die Lehre, die wir erhielten, mangelhaft war, soll das doch nicht das Gefühl der Erkenntlichkeit aus unserm Herzen verdrängen. Wenn man die Schwierigkeit des Erziehungsgeschäfts in's Auge faßt, wenn man vielleicht selbst einmal die Erfahrung gemacht hat, so wird man erkennen, wie so undankbar es ist, wie so wenig wahre Freude daraus erwächst und mit welcher Mühe es verknüpft ist. Man betrachte nur einmal einen Lehrer auf dem Lande mit seiner kärglichen Besoldung! Mit welchen Sorgen hat er zu kämpfen, welche Demüthigungen zu ertragen, wie wenige freie Stunden sind ihm gegönnt. Er muß wohl gar noch sein Bischen Land selbst bestellen helfen und doch ist er oft wichtiger und nützlicher dem Staate als ein Minister, der in Fülle und Ueppigkeit lebt. Für alle Mühsale muß den Lehrer doch Eines entschädigen und dies ist die allgemeine Achtung, mit der ihm alle Gebildeten entgegen kommen müssen. Es ist eine Schande, daß es immer noch Fälle giebt, wo man den Lehrer aber nicht viel besser als einen Dienstboten behandeln sieht, namentlich die Hauslehrer in vornehmen Familien. Das Theuerste, was eine Famile hat, die Kinder, ihr geistiges Wohl, ihre ganze Zukunft legt ein solcher Großer in die Hände des Mannes und weiß ihn doch selbst so wenig zu schätzen und zu ehren, daß er ihn wie einen Diener nur mit gnädiger Herablassung behandelt. Wer dies thut, zeigt deutlich, daß ihm das Wohl und Gedeihen seiner Kinder wenig am Herzen liegt; denn durch das Beispiel, welches er giebt, nimmt er den Zöglingen selbst den Respect vor ihrem Lehrer,

ohne welchen dieser doch unmöglich heilsam auf sie wirken kann. Wie kann ein Kind dem Gehorsam leisten, den es täglich wie einen Knecht behandeln sieht! Daher kommt denn auch die verwahrloseste Erziehung so vieler Kinder aus vornehmen Familien. Sie werden nicht an Ordnung, liebenden Gehorsam und an die Achtung von dem geistigen und moralischen Uebergewicht gewöhnt. Einem anerkannten, bewährten tüchtigen Lehrer muß freie Hand über den Zögling gelassen werden, der Plan der Erziehung darf ihm nicht gestört, er darf nie in Widersprüche verwickelt werden, seine Befehle und Anleitungen dürfen nie zurückgenommen und durchkreuzt werden, nie darf ein Vater, eine zärtliche Mutter in seiner Gegenwart Einsprache thun gegen seine Lehrweise, gegen seine Strafen, gegen seine Ermahnungen; das Kind muß nie einen Rückhalt haben, in den es sich in Fällen des Ungehorsams flüchten kann. Stimmt die Ansicht und Methode nicht mit denen der Eltern überein, so bespreche man dies unter vier Augen, man verständige sich darüber, oder wenn dies nicht möglich scheint, hebe man lieber das Verhältniß ganz auf. Das Kind darf aber nie etwas von diesem Zwiespalt merken, sonst ist jede Lehre fruchtlos und wirkt gerade das Gegentheil. Dem Lehrer ist mit Antritt seines Amtes ein Theil der väterlichen Gewalt übertragen, darf er diese nicht üben, so wird nie ein glücklicher Erfolg seine Bemühungen krönen.

In alten Zeiten hatte man hohe Begriffe von den Rechten der Gastfreundschaft. Noch pflegen diese Begriffe in Ländern und Provinzen, die weniger bevölkert sind, oder wo einfachere Sitten bei weniger Reichthum, Luxus und Weichlichkeit herrschen, so wie auf dem Lande in Ausübung gebracht, und die Rechte der Gastfreundschaft heilig gehalten zu werden. In unsern glänzenden Städten hingegen, wo nach und

nach der Ton der feinen Lebensart allen Biedersinn zu verdrängen anfängt, gehören die, Gesetze der Gastfreundschaft nur zu den Höflichkeits-Regeln, die Jeder nach seiner Lage uud nach seinem Gefallen, mehr oder weniger anerkennt und befolgt. Auch ist es wahrlich zu verzeihen, wenn man bei immer zunehmendem Luxus, und dem mannichfaltigen Mißbrauche den man in unsern Zeiten von der Gutherzigkeit der Menschen macht, vorsichtig in Erzeigung solcher Gefälligkeiten wird, und wenn man genauere Rücksprache mit seinem Geldbeutel nimmt, bevor man jedem Müßiggänger und freundlichen Schmarotzer Haus, Küche und Keller öffnet. Wer hierin aus thörichter Eitelkeit zu viel thut, betrügt zugleich sich und Andre: sich, indem er ein Vermögen verschwendet, daß er besser anwenden könnte; und Andre, indem er, unter dem Titel von Gastfreundschaft, nur seinen Hang zur Prahlerei befriedigt. Von der Gastfreundschaft der Großen und Reichen rede ich gar nicht; Langeweile, Eitelkeit und Prachtliebe ordnen da alles auf's Beste, und Der, welcher giebt, weiß, sowohl wie Der, welcher empfängt, auf welche Rechnung er dies zu schreiben, und wie er sich dabei zu betragen habe. Aber für die Gastfreundschaft unter Personen vom mittlern Stande will ich doch einige allgemeine Regeln geben.

Man reiche das Wenige, was man der Gastfreundschaft opfern kann, in gehörigem Maaße, mit guter Art, mit treuem Herzen und mit freundlichem Gesichte dar! Man suche bei Bewirthung eines Fremden oder eines Freundes weniger Glanz, als Ordnung und guten Willen zu zeigen; fremde Reisende kann man sich vorzüglich durch gastfreundliche Aufnahme verpflichten. Es kömmt ihnen nicht auf eine köstliche freie Mahlzeit an, sondern daß sie Eingang in guten Häusern, und dadurch Gelegenheit erhalten, sich über Gegenstände zu unterrichten, die zu dem Zwecke ihrer Reise

gehören. Gastfreundschaft gegen Fremde ist desfalls sehr zu empfehlen. Man sehe nicht verlegen aus, wenn uns unerwartet ein Besuch überrascht! Nichts ist einem Reisenden unangenehmer und peinlicher, als wenn er merkt, daß es dem Manne, der ihn bewirthet, sauer wird, daß er ungern und nur aus Höflichkeit hergiebt, oder daß er mehr Aufwand dabei verschwendet, als seine Umstände es leiden; wenn er ohne Unterlaß seiner Frau oder seinen Bedienten in die Ohren flüstert, oder mit ihnen zankt, sobald eine Schüssel unrecht gestellt, oder etwas vergessen worden ist; wenn er selbst im Hause herumläuft, alles anordnet und also an der Unterhaltung gar nicht Theil nimmt; wenn der Mann zwar gern giebt, die Frau hingegen den armen Gast jeden Bissen in den Mund zählt; wenn so wenig in den Schüsseln liegt, daß Der welcher vorlegt, unmöglich herumreichen kann; wenn der Wirth und die Wirthin ungestüm zum Essen und Trinken nöthigen, oder auf eine Weise geben, die zu sagen scheint: „Es ist nun einmal angeschafft; also „füllet euch den Bauch voll; Werdet recht satt, so „habt ihr auf lange Zeit genug, und brauchet sobald „nicht wieder zu kommen!“ endlich, wenn man Zeuge von Familienzwist und der Unordnung, die im Hause herrscht, sein muß. Mit Einem Worte: es giebt eine Art, Gastfreundschaft zu erweisen, die dem Wenigen, das man darreicht, einen höhern Werth giebt, als die üppigsten Schmausereien. Vieles trägt hierzu die Unterhaltung bei. Man muß daher die Kunst verstehen, mit seinen Gästen nur von solchen Dingen zu reden, die sie gern hören; in einem größern Kreise solche Gespräche zu führen, woran Alle mit Vergnügen Theil nehmen, und sich dabei im vortheilhaftem Lichte zeigen können. Der Blöde muß ermuntert, der Traurige aufgeheitert werden. Jeder Gast muß Gelegenheit bekommen, von etwas zu reden, wovon

er gern redet. Weltklugheit und Menschenkenntniß müssen hier in den besondern Fällen zum Leitfaden dienen. Man muß nichts als Auge und Ohr sein, ohne daß dies mühsam aussehe, ohne daß man Anstrengung wahrnehme, oder einen Zwang, den man sich anthut, um zu zeigen, man wisse zu leben. Man bitte nicht Menschen zusammen, oder setze solche an Tafeln nebeneinander, die sich fremd, oder gar feind sind, sich nicht verstehen, nicht zu einander passen, sich Langeweile machen! Alle diese Aufmerksamkeiten aber müssen auf eine solche Art erwiesen werden, daß sie nicht mehr Zwang auflegen, als sie Wohlthat für den Gast sind. Haben die Bedienten aus Versehen den unrechten Mann, oder haben sie einen Gast auf den unrechten Tag gebeten: so muß der Fremde doch nicht merken, daß er uns unerwartet kommt, wenigstens nicht, daß er uns in Verlegenheit setzt, uns unwillkommen ist.

Manche Menschen unterhalten sich und Andere am besten, wenn man sie zu großen Gesellschaften bittet; Andere muß man, wenn sie glänzen, oder sich an ihrem Platze finden sollen, ganz allein, oder nur zu einem kleinen Familienmahl einladen: auf dies alles muß man Acht haben. Jeder, der auf kurze oder lange Zeit in deinem Hause ist, und wäre er dein ärgster Feind, muß daselbst von dir gegen alle Arten von Beleidigung und Verfolgungen Andrer, so viel an dir ist, geschützt sein! Es müsse Jeder unter unserm Dache sich so frei wie unter seinem eignen fühlen; man lasse ihn seinen Gang gehen, renne ihm nicht in jedem Winkel nach, wenn er vielleicht allein sein will, und verlange nicht von ihm, daß er für die Bewirthung alle Unkosten der Unterhaltung allein tragen, durch Kurzweil ergötzen, und dadurch seine Zeche bezahlen solle; endlich lasse man nicht nach in Gefälligkeit und Bewirthung, wenn der Freund sich länger,

vielleicht, ein wenig unbescheiden, zu lange Zeit bei uns aufhält, sondern erzeige ihm gleich in den ersten Tagen nicht mehr und nicht weniger, als man in der Folge fortsetzen kann!

Der Gast aber hat gegen den Wirth auch gegenseitig Rücksichten zu nehmen. Ein altes Sprüchwort sagt: „Ein Fisch und ein Gast halten sich beide nicht „gut länger, als drei Tage im Hause." Diese Vorschrift leidet nun wohl glücklicher Weise manche Ausnahmen; allein so viel Wahres steckt doch darin, daß man sich niemand aufdringen, und Ueberlegung genug haben soll, zu bemerken, wie lange unsre Gegenwart in einem Hause angenehm, und für niemand eine Bürde ist. Nicht immer ist man so aufgelegt, nicht immer in seinen häuslichen Angelegenheiten so eingerichtet, daß man gern Gäste bei sich sieht, oder lange beherbergt. Bei Leuten, die nicht auf einen sehr großen Fuß leben, soll man daher nicht leicht unvermuthet kommen, oder sich selbst einladen. Dem Manne, der uns Gastfreundschaft erweiset, sollen wir zum Lohne seiner Güte, so wenig Last wie möglich machen. Hat der Wirth mit seinen Leuten zu reden, oder sonst häusliche Geschäfte: so schleicht man ruhig davon, bis er fertig ist. Der bescheidene Gast wird ruhig und still sich nach den Sitten des Hauses richten, den Ton der Familie annehmen, als wenn er ein Glied derselben wäre, wenig Aufwartung fordern, genügsam sein, sich nicht in häusliche Angelegenheiten mischen, nicht durch böse Launen den Ton verstimmen, und wenn es, seiner Meinung nach irgendwo in der Bewirthung gemangelt hat, nicht undankbar und unedel hinter dem Rücken her darüber, oder über das, was er sonst etwa in dem Hause gesehen hat, seinen Spott treiben.

Es giebt aber auch Menschen, die einen so gewaltig hohen Werth auf die Gastfreundschaft setzen, welche

sie uns erweisen, daß sie dafür gelobt, geschmeichelt, bedient, häufig besucht, und wer weiß was sonst alles sein wollen. Das ist nun freilich nicht billig. Ein mäßiger Mann verlangt doch nicht mehr, als sich satt zu essen, und das kann er ja leicht um geringern Preis. Das Mehr oder Weniger ist so viel nicht werth, und ich halte wahrhaftig meine Gesellschaft und meine verlorne Zeit eben so theuer, wie Ihre Hochmögenden Dero Pasteten und Braten.

Ehe wir zur Betrachtung des Umganges mit gewissen Ständen und Personen übergehen, stellen wir noch einige allgemein geltende Regeln zusammen.

Gehe von niemand, und laß niemand von dir, ohne ihm etwas Lehrreiches oder etwas Verbindliches gesagt, und mit auf den Weg gegeben zu haben; aber beides auf eine Art, die ihm wohlthue, seine Bescheidenheit nicht verletze, und nicht studirt scheine, damit er die Stunde nicht verloren zu haben glaube, die er bei dir zugebracht hat, und fühle, du nehmest Interesse an seiner Person, es gehe dir von Herzen: du verkaufst nicht bloß deine Höflichkeits-Waare ohne Unterschied Vorübergehenden! Man verstehe mich also recht! Ich möchte gern, wenn es möglich wäre, alles leere Geschwätz aus dem Umgange verbannt sehen; möchte, daß man, ohne Aengstlichkeit, auf sich Acht hätte, nie etwas zu sagen, wovon der, welcher es anhören muß, weder Nutzen noch wahres Vergnügen haben, woran er, weder mit dem Kopfe, noch mit dem Herzen, Antheil nehmen könnte. Weit entfernt bin ich also, jene Gefallsucht oder Gleißnerei in Schutz nehmen zu wollen, die Jeden ohne Unterlaß mit leeren Complimenten, Schmeicheleien oder Lobsprüchen in die Verlegenheit setzen, ihnen auf tausend nicht eins antworten zu können. Ein Beispiel wird meine wahren Grundsätze darüber deutlicher machen. Ich saß einst an einer fremden Tafel, zwischen einer hübschen, ver-

ständigen jungen Dame und einem kleinen, garstigen Fräulein, von etwa vierzig Jahren. Ich beging die Unhöflichkeit, die ganze Mahlzeit hindurch, mich nur mit Jener zu unterhalten, zu Dieser hingegen kein Wort zu reden. Beim Nachtische erst erinnerte ich mich meiner Unart; und nun machte ich den Fehler gegen die Höflichkeit durch einen andern gegen die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit gut. Ich wendete mich zu ihr, und redete von einer Begebenheit, die vor zwanzig Jahren vorgegangen war. — Sie wußte nichts davon. — „Es ist kein Wunder," sagte ich, „Sie waren damals noch ein Kind." Das kleine Wesen freute sich innigst darüber, daß ich sie für so jung hielt, und dies einzige Wort erwarb mir ihre Gunst. — Sie hätte mich dieser niedrigen Schmeichelei wegen verachten sollen. Wie leicht hätte ich einen Gegenstand zu einem Gespräche mit ihr finden können, das ihr auf irgend eine Weise anziehend gewesen wäre, oder eine Gelegenheit, ihr meine Aufmerksamkeit zu beweisen; und es war meine Pflicht, darauf zu denken, und ihr nicht einen ganzen Mittag hindurch die Thür der Unterhaltung zu verschließen; eine Ungerechtigkeit, die so oft in der Gesellschaft gegen diejenigen begangen wird, die so unglücklich sind, einen unangenehmen oder widrigen sinnlichen Eindruck auf uns zu machen. Sie sollten vielmehr Gegenstände unserer Theilnahme werden, und wir sollten die Ungerechtigkeit und Zurücksetzung, welche sich die Gesellschaft gegen sie erlaubt, vielmehr zu vergüten suchen, als nachahmen.

Man kann sich indessen oft sehr schlecht empfehlen, indem man den Menschen etwas recht Verbindliches gesagt zu haben meint. So giebt es Leute, die es sehr übel nehmen würden, wenn man ihnen versicherte, daß man sie für gutmüthig halte, und Andere, die sich beleidigt fühlen, wenn man sie versichert, sie sähen gesund aus, oder sie hätten noch etwas so Jugend-

liches in ihrem Aeußern, daß man ihr wahres Alter unmöglich ahnen könne.

Wem es darum zu thun ist, dauerhafte Achtung sich zu erwerben; wem daran liegt, daß seine Unterhaltung niemand anstößig, Keinem zur Last werde; der würze nicht ohne Unterlaß seine Gespräche mit Lästerungen, Spott Tadelsucht und Satyre, und gewöhne sich nicht an den auszischenden Ton der Spottsucht! Das kann wohl einigemal, und, bei einer gewissen Klasse von Menschen, auch öfter gefallen; aber man flieht und verachtet doch endlich den Mann, der immer auf anderer Leute Kosten, oder auf Kosten der Wahrheit die Gesellschaft vergnügen will, und man hat Recht dazu; denn der gefühlvolle, verständige Mensch muß Nachsicht haben mit den Schwächen Anderer. Er weiß, welchen großen Schaden oft ein einziges, wenn gleich nicht böse gemeintes Wörtchen anrichten kann; auch sehnt er sich nach einer unschuldigeren und edleren Unterhaltung; ihm ekelt vor leerer Sgötterei und liebloser Tadelsucht. Gar zu leicht aber nimmt man im Verkehr mit der sogenannten großen Welt diesen elenden Ton an; man kann nicht genug davor warnen, da er den Charakter entstellt, und dem Dünkel die gefährlichste Nahrung giebt; die Freuden des Umgangs vergiftet, und die Bande der Gesellschaft zernagt.

Uebrigens aber möchte ich auch nicht gern alle Satyre für unerlaubt erklären, noch leugnen, daß manche Thorheiten und Unzweckmäßigkeiten, im weniger vertrauten Umgange, am besten durch einen feinen, nicht beleidigenden, nicht zu deutlich auf einzelne Personen anspielenden Spott bekämpft werden können. Endlich bin ich auch weit entfernt, zu fordern, man solle alles loben, und selbst offenbare Fehler entschuldigen; vielmehr habe ich nie den Leuten getrauet, die so sichtbar sich das Ansehen geben, alles mit dem

Mantel der christlichen Liebe bedecken zu wollen. Sie sind mehrentheils Heuchler, wollen durch das Gute, das sie von den Leuten reden, das Böse vergessen machen, welches sie ihnen zufügen, oder sie suchen dadurch Nachsicht für ihre eigenen Gebrechen zu erlangen, und ein günstiges Vorurtheil für sich zu erschleichen.

Je nach dem bürgerlichen Stande und Gewerbe wird sich der Umgang mit seinen Nebenmenschen ebenfalls in mancher Weise zu modificiren haben. Ein Handwerker hat eine andere Manier mit den Leuten zu verkehren, als ein Künstler, ein Gelehrter, ein Jurist, ein Diplomat, ein Kaufmann ꝛc. Für jeden Einzelnen giebt es ein gewisses Herkommen, ein anderes Gebot der Klugheit, ein anderes Maaß der Feinheit. Wir werden einen Mann aus der Zahl der Gewerbetreibenden gewiß schon höflich nennen, wenn wir einen Gelehrten, der sich gerade wie jener benehmen wollte, für unmanierlich halten müßten. Das entscheidende Urtheil hierüber giebt uns der Grad der Bildung, welchen man bei dem Einen oder Andern voraussetzen kann, und der Beruf, in welchem der vor uns erscheint, mit dem wir gerade umgehen. Kommen wir z. B. mit einem Richter vor der Barre des Gerichtshofes zusammen, so wird sein Benehmen eine andere Form haben, als wenn wir uns mit ihm in einer Abendgesellschaft unterhalten, hier kann er uns sehr liebenswürdig, dort sehr abstoßend erscheinen. Es ist aber nicht der Mensch X. oder Y., der uns im ersten Falle gegenübersteht, sondern der Vertreter und Schützer des Rechtes, im zweiten ist er dieser Stellung enthoben, und ist nur, was wir selbst sind, Privatmann. Es ist also nothwendig, diese Unterschiede wohl in's Auge zu fassen, wenn wir immer gerecht gegen die Menschen sein wollen. Sehet nicht den Menschen, sondern sein Kleid an. Ein Geistlicher, der auf der

Kanzel scherzen wollte, würde uns seiner ernsten Pflicht gerade entgegen zu handeln scheinen, in der Gesellschaft aber kann uns seine Heiterkeit, seine Laune auf das Höchste ergötzen. Das Amt bedingt also die Erscheinung und die Art des Umganges eben so sehr, als die ursprünglichen Talente, die Bildung und der Character. In dem Augenblicke der Amtsthätigkeit sehen wir keine bestimmte Individualität vor uns, sondern nur einen Repräsentanten der Gattung.

Betrachten wir einmal beispielsweise den Arzt, dessen Lebensaufgabe es ist, die körperlichen Leiden des Menschen zu heilen. Er darf vor dem Anblicke des Elends, Jammers und Schmerzes nicht zurückbeben, er muß seine Gemächlichkeit, die Ruhe seiner Nächte, selbst seine Gesundheit zum Opfer bringen, wenn seine Pflicht ihn ruft. Kein Stand hat so unmittelbaren segenvollen, aber auch bedeutungsvollen Einfluß auf das Schicksal der Familien, keiner darf so wie er auf Vertrauen und Dankbarkeit Anspruch machen. Ein großer Arzt ist nicht denkbar ohne Voraussetzung eines scharfen Verstandes, eines feinen durchdringenden Blikkes und ohne die mühseligsten Studien. Diese Studien gelten der Natur des Menschen und der Natur aller Dinge, der Anatomie des Körpers, wie der Anatomie der Seele. Aber nicht alle Aerzte entsprechen diesen Voraussetzungen, und leider giebt es eine Menge, denen die Kranken nur als Objecte zu Experimenten ihrer Unwissenheit dienen. Oder es fehlt ihnen bei den gründlichsten Kenntnissen an Beobachtungsgeist, an Combinationsgabe, an einem feinen Blick bei der Diagnose der Krankheiten; sie sind nicht kaltblütig, besonnen, geistesgegenwärtig genug, oder sie kleben einseitig an einem System, an einer Autorität, an der Mode. Andere berechnen gar nach der Dauer der Krankheit ihren möglichen Gewinn und treiben mit der Gesundheit des Menschen einen schändlichen Wu-

cher. Hier gehört von Seiten dessen, der einen solchen Arzt zu Hülfe ruft, ein wenig Menschenkenntniß dazu, die Schwächen des Doctors zu durchschauen und den Charlatan von dem wahren Arzte zu unterscheiden. Schwerer ist es, unter den guten und geschicktesten Aerzten den herauszufinden, dem man am sichersten vertrauen kann. Glücklich ist überhaupt der, welcher gar keinen Arzt bedarf.

Fordert aber die Noth, daß du dich an einen Arzt wendest, und du willst dir einen unter dem Haufen aussuchen, so gieb zuerst Acht, ob der Mann gesunde Vernunft hat, ob er über andere Gegenstände mit Klarheit, unpartheiisch, ohne Vorurtheil raisonnirt; ob er bescheiden, verschwiegen, fleißig und seiner Kunst ganz ergeben ist; ob er ein gefühlvolles, menschenliebendes Herz zeigt; ob er seine Kranken mit einer Menge verschiedener Arzneien zu bestürmen, oder sich einfacher Mittel zu bedienen, der Natur wo möglich ihren Lauf zu lassen pflegt; ob er eine Diät empfiehlt, die nach seinen Begierden abgemessen, ob er verbietet, was ihm selbst zuwider ist; nur anräth, wozu er selbst geneigt ist; ob er sich in Reden zuweilen widerspricht; ob er fest in seinem Systeme ist, oder sich irre machen läßt, und von einer Heilart zur andern übergehet; ob er einzelnen Kennzeichen entgegen arbeitet, oder immer die Hauptsache vor Augen hat; ob er Brodneid gegen seine Kunstverwandten, sich eben so bereitwillig zeigt, den Großen und Reichen, als den Niederen und Armen beizustehen? Bist du über diese Punkte befriedigt und beruhigt, so vertraue dich ihm an.

Vertraue dich ihm aber allein, gänzlich und ohne Zurückhaltung! Verschweige auch nicht den kleinsten Umstand, der dazu dienen mag, ihn mit dem Zustande und dem Sitze deines Uebels bekannt zu machen! Doch mische keine nichtsbedeutende Kleinigkeiten, keine Thorheiten, keine Grillen, keine Einbildungen hinein,

die ihn irre machen könnten! Folge strenge und pünktlich seinen Vorschriften, damit er sicher seyn dürfe, ob das, was du nachher empfindest, die Folge seiner angewendeten Mittel sei! Laß dich daher auch nicht verleiten, nebenher allerlei Hausmittel, möchten sie auch noch so unschuldig scheinen, zu gebrauchen, noch heimlich einen zweiten Arzt um Rath zu fragen! Vor allen Dingen nimm nicht etwa zu gleicher Zeit zwei solcher Herren öffentlich an! Die Resultate ihrer Berathungen werden eben so viel Todesurtheile für dich sein; Keinem von Beiden wird deine Genesung am Herzen liegen; sie werden deinen Körper zu dem Kampfplatze ihrer verschiedenen Meinungen gebrauchen; sie werden Einer dem Andern die Ehre mißgönnen, dich gesund zu machen, und dich also lieber gemeinschaftlich dem Tode überliefern, um nachher wechselseitig die Schuld auf einander schieben zu können.

Den Mann, der Alles anwendet, was in seinen Kräften steht, deine Gesundheit herzustellen, belohne nicht sparsam, sondern reichlich, nach deinem Vermögen! Hast du aber Ursache, zu glauben, daß er eigennützig sei, so setze dich auf den Fuß, ihm jährlich etwas Festgesetztes zu zahlen, du mögest krank oder gesund sein, damit er kein Interesse dabei habe, dich mit allerlei Krankheiten zu versehen, oder deine Herstellung aufzuhalten.

In dem Umgange mit Juristen in ihrer Funktion ist es Pflicht, ihnen als den Vertretern des Rechts die Achtung zu zollen, welche man dem Rechte selber schuldig ist, auch liegt es in ihrem Amte, diese Achtung vor dem Gesetz aufrecht zu erhalten. Wären unsere Gesetzbücher so einfach und klar, hätten sie für jeden Fall eine besondere Entscheidung, so daß also dem Ermessen des Richters, der Ansicht, der Interpretation und dem Gewissen desselben gar nichts überlassen bliebe, so wären diese nicht viel mehr als bloße Maschinen.

Man könnte recht gut ohne sie fertig werden, indem man ganz einfach die betreffende Stelle des Codex nachschlüge und dort die Sache entschieden fände. Da nun dieses aber nicht der Fall ist, da es sehr oft, fast möchte man behaupten, in fast allen Rechtsfragen auf das Rechtsgefühl des Richters, auf die moralische Ueberzeugung, auf das Urtheil Sachverständiger, auf Zeugenbeweise ꝛc. ankommt, so ist der Gesetzkundige und der Rechtsprechende so äußerst wichtig und nothwendig für unser Staats- und bürgerliches Leben. Er greift in die tiefsten Geheimnisse der gesellschaftlichen Verhältnisse ein. Das Wohl und Wehe ganzer Familien hängt von dem Worte, das von seinem Munde kommt, ab, bei ihm steht es, ein Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen, wodurch ein Mensch entweder aus dem bürgerlichen Verbande und für immer der Verachtung Preis gegeben werden kann, oder von dem Flecke eines Verdachts, einer Beschuldigung vor der Welt freigesprochen wird. Die erste und nächste Voraussetzung, ohne welche es traurig aussehen würde um unsere öffentliche und persönliche Sicherheit, ist die Gewissensreinheit, die Unbestechlichkeit, die Wahrhaftigkeit des Richters; mit dieser Voraussetzung und Ueberzeugung treten wir vor ihn und empfangen aus seinem Munde den Spruch.

Aber auch er ist als Mensch dem Irrthume unterworfen. Die Waage schwankt oft zwischen Recht und Unrecht. Ein Haarbreit und die Schale des Schuldigen steigt, die des Unschuldigen sinkt und Recht wird in Unrecht verkehrt. Sollen wir dem Richter die Schuld beimessen, auf ihn zürnen, ihn mit unserm Zorn überschütten, ihn einen Partheilichen, einen Bestochenen, einen Gewissenlosen nennen? Gewiß nicht. Er hat nach bester Ueberzeugung Recht gesprochen, wer will ihn zwingen, gleiche Ansichten mit uns zu haben? Er kann nur nach den Beweisen und Zeug-

nissen urtheilen, die ihm vorgelegt werden. Ein falscher Freund, dem ich Geld geliehen habe, und den ich deshalb belange, tritt mit dreister Stirn an die Schranken des Gerichts und schwört, er habe nie in seinem Leben etwas von mir erhalten. Vielleicht liest ihm der Richter die Lüge von der Stirn, er weiß, was in mir vorgeht, während ich seinen Meineid anhöre, — was aber soll er thun? Er darf nicht anders handeln und urtheilen, und ich will nun deshalb auf ihn den Groll werfen? das wäre thörigt und ungerecht. Die göttliche Strafe ergänzt die Unzulänglichkeit des menschlichen Verfahrens. Oder es liegen gegen einen sonst unbescholtenen Mann die dringendsten Verdachtgründe eines Verbrechens vor, dessen man ihn vielleicht gar nicht für fähig hält; dennoch muß der Richter seine Pflicht thun, er muß sich seiner Person bemächtigen, er muß inquiriren. Es vergeht lange Zeit, ehe es dem Unglücklichen gelingt, sich von jedem Verdacht zu reinigen, oder ehe vielleicht der wirkliche Thäter entdeckt wird. Mit schwerem Herzen hat der Richter sein Amt verwaltet, in ihm lebte die moralische Ueberzeugung von der Unschuld des Mannes, die rechtliche Ueberzeugung aber läßt sich nicht darthun. Er entläßt, nachdem dies endlich geschehen ist, mit Bedauern den so hart Betroffenen; wäre es nicht Thorheit und Unvernunft, wenn dieser nun dem Richter Haß nachtrüge und auf Rache sänne? — Gewiß! Dank sei es der Oeffentlichkeit der Gerichte, deren Wohlthat nun auch unser Vaterland sich zu erfreuen hat — der öffentlich vor aller Welt mit dem Schein des Verbrechens Belastete wird nun auch öffentlich wieder zu Ehren gebracht. Er erhält nun eine glänzende Genugthuung, der Jubel, die Glückwünsche der Zuhörer empfangen ihn bei seinem Abtreten von den Schranken, wo es ihm gelungen war, sich zu reinigen von jedem Makel. Sonst war das bei uns nicht der

Fall; kaum einmal gelang es unter hundert falsch Angeklagten Einem, als eine Gnade, die öffentliche Bekanntmachung seiner Unschuld zu erlangen, und damals mochte doch wohl Mancher Groll in seinem Herzen nähren. Jetzt bedarf er dieser Genugthuung auch, aber sie wird ihm als sein Recht, nicht als Gnade, das ist der Unterschied. Es giebt einen Richter, der höher steht, als der auf den Bänken des Gerichtshofes, und das ist die öffentliche Meinung, an deren Macht man früher aus manchen Gründen nicht glauben mochte, die aber jetzt fast mit jedem Tage neue, glänzende Siege erkämpft und der sich selbst die Mächtigen der Erde, die unumschränkten Herrscher, beugen müssen.

Die Schattenseite von einem Juristen, die wir hier noch nicht dargestellt haben, schildert Knigge, doch bemerken wir bei der Mittheilung derselben, daß nicht alle Züge auf die heutigen Zeitverhältnisse passen, oder doch für die geordneteren Zustände unsers Vaterlandes nicht mehr Geltung haben.

„Es ist traurig," sagt er, — „um auch das Böse nicht zu verschweigen — daß die Handlungen so vieler Richter und Advocaten, so wie die Justiz-Verfassung in den mehrsten Ländern, so viel Grund und Anlaß zu manchen harten Beschuldigungen geben. So geschieht es, daß sich Menschen ohne Grundsätze, verschrobene und alltägliche Köpfe dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit widmen, und mit der Kenntniß der Gesetze keine andere feine Kenntnisse verbinden, dennoch aber so stolz auf diesen Wust von alten römischen, auf unsere Zeit wenig passenden Gesetzen sind, daß sie von dem Manne, der die edlen Pandekten nicht am Schnürchen hat, glauben, er könne gar nichts gelernt haben. Ihre ganze Gedanken-Reihe knüpft sich nur an ihre heilige Schrift, an das Corpus Juris an, und ein steifer Civilist ist daher im

gesellschaftlichen Leben das langweiligste Geschöpf, das man sich denken mag. In allen übrigen menschlichen Dingen, in allen andern, den Geist aufklärenden, das Herz bildenden Kenntnissen unerfahren, tritt ein solcher Jurist in ein öffentliches Amt, und wird vielleicht für eine ganze Stadt der einzige Verwalter der Gerechtigkeit. Sein barbarischer Styl, seine bogenlangen Perioden, die unglückselige Fertigkeit, die einfachste, deutlichste Sache zu verwickeln, zu verdunkeln, und unvollständig zu machen, erfüllt Jeden, der Geschmack und Sinn für Klarheit hat, mit Ekel und Ungeduld. Wenn Du auch nicht das Unglück erlebst, daß Deine Angelegenheit einem eigennützigen, partheiischen, faulen, oder schwachköpfigen Richter in die Hände fällt; so ist es schon genug, daß Dein oder Deines Gegners Anwalt ein Mensch ohne Gefühl, ein gewinnsüchtiger Gauner, ein Pinsel, oder ein Ränkeschmidt ist, um bei einem Rechtsstreite, den jeder unbefangene gesunde Kopf in einer Stunde schlichten könnte, viele Jahre lang hingehalten zu werden, ganze Ballen voll Acten zusammengeschrieben zu sehen, und dreimal so viel Unkosten zu bezahlen, als der Gegenstand des ganzen Streites werth ist, ja am Ende die gerechteste Sache zu verlieren, und Dein offenbares Eigenthum fremden Händen preiszugeben. Und wäre auch beides nicht der Fall; wären auch Richter und Sachwalter geschickte und redliche Männer, so ist der Gang der Justiz in manchen Ländern von der Art, daß man Methusalems Alter erreichen muß, um das Ende eines Prozesses zu erleben. Da schmachten dann ganze Familien im Elende und Jammer, indeß sich Schelme und hungrige Scribler in ihr Vermögen theilen. Da wird die gegründetste Forderung wegen eines kleinen Mangels an elenden Formalitäten, für nichtig erklärt. Da muß der Aermere sich's gefallen lassen, daß sein reicherer Nachbar ihm

sein väterliches Erbe wegreißt, wenn der Anwalt des Gegners Mittel findet, den Sinn irgend eines alten Documents zu verdrehen, oder wenn der Unterdrückte nicht Vermögen genug hat, die ungeheuren Kosten zur Führung des Prozesses aufzubringen. Da müssen Söhne und Enkel geduldig zusehen, wie die Güter ihrer Voreltern, unter dem Vorwande, die darauf haftenden Schulden zu bezahlen, Jahrhunderte hindurch in den Händen privilegirter Diebe bleiben, indeß weder sie noch die Gläubiger Genuß davon haben. Da muß mancher Unschuldige sein Leben auf dem Blutgerüste hingeben, weil die Richter mit der Sprache der Unschuld weniger bekannt sind, als mit den Wendungen einer falschen Beredsamkeit. Da lassen Professoren Urtheile über Gut und Blut durch ihre unbärtigen Schüler verfassen, und geben demjenigen Recht, der das Responsum bezahlt. — Doch was helfen hier alle Declamationen, und wer kennt nicht diese Greuel der Verwüstung?

Darum bleibt es wahr, daß ein magerer Vergleich besser sei, als ein fetter Prozeß. Darum sei es Regel: Man halte seine Geschäfte in solcher Ordnung, mache alles darin, bei Lebzeiten so klar, daß man seinen Erben nicht die geringste Wahrscheinlichkeit eines gerichtlichen Zwistes hinterlasse!

Hat uns aber der böse Feind zu einem Prozesse verholfen, so suche man sich einen redlichen, uneigennützigen, geschickten Advokaten, — man wird oft ein wenig lange suchen müssen — und bemühe sich, mit ihm also einig zu werden, daß man ihm, außer seinen Gebühren, noch reichere Bezahlung verspreche, nach Verhältniß der Kürze der Zeit, binnen welcher er die Sache zu Ende bringen wird!

Man mache sich gefaßt, nie wieder in den Besitz seiner Güter zu kommen, wenn diese einmal in Advocaten- und Administratoren-Hände gerathen sind,

besonders in Ländern, wo alter Schlendrian, Schläfrigkeit und Joconsequenz in Geschäften herrschen!

Man erlaube sich keine Art von Bestechung der Richter! Wer dergleichen anwendet, der ist beinahe ein eben so arger Schelm, wie Der, welcher nimmt. Man waffne sich mit Geduld in allen Angelegenheiten, die man mit Juristen von gemeinem Schlage vorhat.

Man bediene sich auch keines Solchen zu Dingen, die schleunig und einfach behandelt werden sollen!

Man sei äußerst vorsichtig im Schreiben, Reden, Versprechen und Behaupten gegen Rechtsgelehrte! Sie kleben am Buchstaben. Ein juristischer Beweis ist nicht immer ein Beweis der gesunden Vernunft; juristische Wahrheit zuweilen etwas mehr, zuweilen etwas weniger, als gemeine Wahrheit; juristischer Ausdruck ist nicht selten einer andern Auslegung fähig, als gewöhnlicher Ausdruck, und juristischer Wille oft das Gegentheil von dem, was man im gemeinen Leben Willen nennt."

Der Umgang der Civilpersonen mit dem Militair hat selten die volle Freiheit und Ungezwungenheit, welche man dem Stande der heutigen Bildung angemessen erwarten sollte. In früheren Zeiten, wo es kein Militair im heutigen Sinne des Wortes gab, sondern nur Söldner, welche nicht Söhne des Vaterlandes zu sein brauchten, zu dessen Vertheidigung sie geworben wurden, wo sie Fremdlinge aus aller Herren Länder waren, und nur die Offiziere Einheimische, — Abkömmlinge der Aristokratie — ließ sich dieses gespannte Verhältniß eher erklären. Der Bürger stand dem Soldaten argwöhnisch, ja feindlich gegenüber. Die Idee einer gemeinsamen Vertheidigung des Vaterlandes durch die Bürger selbst ging erst der neuern Zeit auf, ja sie wurde ihr gewissermaßen aufgenöthigt, denn die Kämpfe von 1806 und 1807 gegen Napo-

leon hatten durch ihren unglücklichen Ausgang bewiesen, wie wenig man sich auf ein Heer Söldlinge und auf adliche prahlerische Offiziere verlassen konnte. Um so mehr ist es zu verwundern, daß die Idee der Allgemeinschaft den Verkehr zwischen Bürger und Soldat noch nicht gänzlich umgestaltet uud jeden Unterschied ausgeglichen hat. Ein Grund mag wohl darin zu suchen sein, daß das Militär, namentlich die Offiziere als die Träger des Ultraroyalismus in starrer Consequenz der freiern Bewegung des Liberalismus, der sich in dem Bürgerthum weiter ausgebreitet hat, gegenübertritt und in verblendeter Verwechselung der Begriffe sich als den Schirm und Schutz des Thrones, der angestammteu, unbeschränkten Gewalt des Absolutismus betrachtet, während nur im Bürgerthum dieser Schutz des Thrones ruht. Daher entstehen denn oft Reibungen, die einen Belag zu der Unvollkommenheit der militärischen Erziehung, welche über das Wesen der wahren Vaterlandsliebe noch nicht im Klaren ist, bietet. Bei uns ist jeder Bürger Soldat, das scheint man aber nur zu leicht zu vergessen. Der lange Friede trägt natürlich dazu bei. So kommt es, daß das Militair, und namentlich der Offizierstand noch etwas vom Kastengeist an sich hat und sich für exclusiv und eximirt ansieht; er dünkt sich in seiner Ritterlichkeit vornehmer und besser und blickt nur mit Herablassung auf den Nichtmilitair. Hoffentlich wird die Zeit auch hier allein die Rolle der Lehrmeisterin übernehmen und dieses gespannte Verhältniß überall ausgleichen, wo es noch besteht. Man wird einsehen, daß im Civil dieselben Gesetze der Ehre gelten, als beim Militair, daß die Pflichten der Liebe zum Vaterlande und Fürsten, der Muth, die Tapferkeit, die Wehrhaftigkeit von jenem so gut gefordert wird als von diesem, und daß es thörigt ist, besser sein zu wollen, als der, der dieselben Rechte und

Pflichten als Staatsbürger hat. Wahrlich, Muth und Entschlossenheit kann einer eben so gut in seinem Hause, als auf dem Schlachtfelde bewähren, und nicht der Säbel in der Faust macht einen zum Ritter, sondern das Herz auf dem rechten Flecke; die Treue braucht sich nicht mit dem Blute erschlagener Feinde den Freibrief zu schreiben, sie erweist sich nicht minder edel im friedlichen Verkehr.

Da man aber keiner Vorschriften bedarf, um zu lernen, wie man mit weisen und guten Menschen umgehen soll, so will ich hier nur von dem Betragen im Umgange mit Kaufleuten von gemeinem Schlage reden. Diese werden von ihrer ersten Jugend an gewöhnlich so mit Leib und Seele nur dahin gerichtet, auf Geld und Gut ihr Augenmerk, und für nichts anders, als für Reichthum und Erwerb Sinn zu haben, daß sie den Werth eines Menschen fast immer nach der Schwere seines Geldkastens beurtheilen, und bei ihnen: der Mann ist gut, so viel heißt, der Mann ist reich. Hierzu gesellet sich wohl noch, besonders in Reichsstädten, eine Art von Prahlerei, eine Begierde, es andern ihres Gleichen da, wo es Aufsehen macht, an Pracht zuvorzuthun, um zu zeigen, daß ihre Sachen fest stehen. Da sie aber mit dieser Neigung immer noch Sparsamkeit und Habsucht verbinden, und da, wo sie nicht bemerkt werden, äußerst eingeschränkt und sparsam leben, und sich sehr viel versagen: so bemerkt man da einen Kontrast von Kleinlichkeit und Glanz, von Geiz und Verschwendung, von Niederträchtigkeit und Stolz, von Unwissenheit und Ansprüchen, der Mitleiden erregt; und so indüstriös auch sonst die Kaufleute sind, so fehlt es ihnen doch mehrentheils an der Gabe, ein kleines Fest durch geschmackvolle Anordnungen glänzend, und mit wenigen Kosten einen anständigen Aufwand zu ma-

chen. Außer Hamburg ist dies wohl in allen deutschen Handelsstädten mehr oder weniger der Fall.

Willst Du bei diesen Leuten geachtet sein, so mußt du wenigstens in dem Rufe stehen, daß deine Vermögensumstände nicht zerrüttet seien: Wohlstand macht auf sie den besten Eindruck. Sei es durch deine Schuld, oder durch Unglück, so wirst du, auch bei den herrlichsten Vorzügen des Verstandes und Herzens, von ihnen verachtet werden, wenn du Mangel leidest.

Willst du einen Solchen zu einer milden Gabe, oder sonst zu einer großmüthigen Handlung bewegen, so mußt du entweder seine Eitelkeit mit in das Spiel bringen, daß es bekannt werde, wie viel dies große Haus an Arme giebt; oder der Mann muß glauben, daß der Himmel ihm die Gabe hundertfältig vergelten werde: dann wird es andächtiger Wucher.

Große Kaufleute spielen, wenn sie spielen, gewöhnlich um hohes Geld. Sie betrachten das wie jeden andern Speculations-Handel; aber sie spielen dann auch mit aller Kunst und Aufmerksamkeit. Man hüte sich daher, wenn man das Spiel nicht versteht, und es nachlässig, bloß als einen Zeitvertreib ansieht, sich mit solchen Männern einzulassen!

Laß es dir unter Kaufleuten ja nicht einfallen, deinen Stand oder Rang oder deine Geburt geltend machen zu wollen, besonders wenn du nicht reich bist! oder du wirst dich kränkenden Demüthigungen aussetzen.

Doch pflegt in manchen Kaufmannshäusern einem Manne mit Stern, Orden und Titel geschmeichelt zu werden: das geschieht dann aus Prahlerei, um zu zeigen, daß auch Vornehme da Gastfreundschaft genießen, oder daß man mit Höfen und großen Familien in Verhältnissen stehe.

Auch der Gelehrte und Künstler wird hier überse-

hen, oder nur aus Eitelkeit vorgezogen. Er erwarte nicht, daß sein wahrer Werth erkannt werde!

Da die Sicherheit des Handels auf Pünktlichkeit im Bezahlen und auf Treue und Glauben beruht, so setze dich bei den Kaufleuten in den Ruf, strenge Wort zu halten und ordentlich zu bezahlen: so werden sie dich höher achten, als manchen viel reichern Mann.

Man hüte sich, wenn man nicht selbst den Handel aus dem Grunde versteht, sich von Kaufleuten zu gemeinschaftlichen Unternehmungen und Speculationen verleiten zu lassen. Ist bei der Sache ein sicherer Gewinn wahrscheinlich zu erwarten, so hütet sich der Kaufmann wohl, einem Laien, und wäre er sein bester Freund, davon Eröffnung zu thun, um ihn Theil nehmen zu lassen. Solche Anträge sind also immer verdächtig. Daß man noch außerdem, wenn auch der Erfolg glücklich ausfällt, bei der Berechnung und Theilung verkürzt wird, versteht sich von selbst.

Wer wohlfeil kaufen will, der kaufe für baares Geld! — das ist eine sehr bekannte Lehre. Man hat dann die Wahl von Kaufleuten und von Waaren, und man kann es niemand übel auslegen, wenn er, bei der Ungewißheit, ob und wie bald er bezalt werde, für seine Waare einen übertriebenen Preis fordert, oder das Schlechteste hingiebt, was er hat.

Hat man Ursache, mit dem Betragen des Mannes, mit welchem man Handlungs-Geschäfte getrieben hat, zufrieden zu sein: so wechsele man nicht ohne Noth, laufe nicht von einem Kaufmanne zu dem andern! Man wird von Leuten, die uns kennen, denen an der Erhaltung unsrer Kundschaft gelegen ist, treuer bedient, und sie geben uns auch, wenn es ja unsere Umstände erforderten, leichter Credit, ohne deswegen den Preis der Waaren zu erhöhen.

Man enthalte sich, einem Krämer für den geringen Vortheil, der ihm aus einem kleinen Handel mit uns

zuwächst, zu viel Mühe, Zeitverlust und Wege zu machen! Diese Unart ist besonders den Frauenzimmern eigen, die zuweilen sich für tausend Thaler Waare auspacken lassen, um, nach zweistündiger Beäugelung und Betastung, für einen Gulden zu kaufen, oder gar alles Gesehene zu schlecht und zu theuer zu finden.

Bei kleinen Kaufleuten, und in Städten, wo eigentlich nur Krämer wohnen, ist die unartige Gewohnheit eingerissen, daß diese oft sehr viel mehr für ihre Waaren fordern, als wofür sie dieselben hingeben wollen. Andere geben mit angenommener Treuherzigkeit und Biederkeit vor, daß sie den äußersten Preis setzen, und lassen sich keinen Heller abdingen; und so muß oft doppelt so viel bezahlen, als die Sache werth ist. Erstern würde man ihre kleinen Künste leicht abgewöhnen können, wenn die Angesehensten in einer Stadt sich vereinigten, solchen Gaunern gar nichts abzukaufen. Es ist aber das jüdische Verfahren dieser beiden Arten von christlichen Krämern eben so unredlich, als unklug. Sie betrügen damit höchstens nur einige Fremde und Solche, die von dem Werthe der Waaren nichts verstehen; bei Andern hingegen verlieren sie allen Glauben; und wenn man erst ihre Weise kennt, so bietet man ihnen nur die Hälfte von dem, was sie fordern. Uebrigens soll der, welcher kaufen will, die Augen aufthun: es ist unvernünftig, einen Handel von einiger Wichtigkeit zu schließen, ohne vorher die Kenntniß von dem wahren Werthe der Sache erworben zu haben, die man kaufen will.

Welch eine große Vorsicht man im Pferdehandel zu beobachten habe, das ist eine bekannte Sache. Bei diesem hat sich das Vorurtheil eingeschlichen, daß Eltern und Kinder, Geschwister und Freunde, Herren

und Diener sich keinen Gewissens-Vorwurf machen zu dürfen glauben, wenn sie einander betrügen.

Mit redlichen, arbeitsamen und geschickten Handwerkern läßt sich am leichtesten umgehen. Sie zeigen sich in der Regel so wie sie sind und nehmen keine Maske vor. Dieser Stand der Handwerker befriedigt unsere ersten und natürlichsten Bedürfnisse, wir sind auf seine Thätigkeit und Geschicklichkeit angewiesen und können uns daher ihrem Umgange unter keiner Bedingung entziehen, selbst wenn wir die reichsten und vornehmsten Leute wären. Zu einem Stiefel kann nur der Person Maaß genommen werden, die ihn anziehen will, es ist also nothwendig, daß der Schuhmacher mit ihr in Berührung kommt. Die erste Pflicht des Umgangs mit einem Handwerker wird also freundliche Höflichkeit sein. Man glaube nicht, daß mit der Bezahlung Alles abgemacht ist und man sich um des Geldes willen Grobheiten erlauben dürfe. Mit dem Gelde ist erst die Arbeit aufgewogen und außerdem noch Unhöflichkeit als Zugabe zu erhalten, davor wird jeder sich gern bedanken. Wem ein Handwerker die Arbeiten zur Zufriedenheit und pünktlich geliefert hat, der gehe nicht aus bloßer Veränderungslust zu einem Andern; denn jeder Kunde ist für ihn ein kleines Kapital, auf dessen Zinsenertrag er rechnen muß. Auch giebt man durch solche Unbeständigkeit Veranlassung den Neid unter den Collegen zu erregen. Wer den Handwerker bei der Bezahlung auf's Aeußerste drückt, begeht namentlich in unsern Zeiten und bei den jetzigen Concurrenzverhältnissen eine Sünde. Wir haben es ja gesehen und erlebt, zu welchem Elende der Druck, der auf der arbeitenden Klasse lastet, und zu welchem Unglück, zu welcher Gefährdung der Sicherheit des Eigenthums er führen kann. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. Baar Geld lacht, sagen die Hartherzigen, indem sie zwei

Drittheile des wirklichen Verdienstes auf den Tisch zählen. Ja wohl, baar Geld lacht. Der Arbeiter, der vielleicht schon mehrere Wochen auf Geld zu Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse für seinen und seiner Familie Unterhalt oder zur Anschaffung von Material und Auslagen gewartet hat, wird sich freilich um nur etwas in die Hände zu bekommen, dazu verstehen müssen, die zwei Dritheile zu nehmen, wenn auch mit blutendem Herzen; denn er hat nun vielleicht acht Tage umsonst gearbeitet, und das Geld reicht gerade zur Bezahlung der Zuthaten hin, er nimmt das Geld, obschon er weiß, daß er auf diese Weise zurückkommen muß. Heißt ein solches Drücken nicht eben so viel als Stehlen? Viel besser ist es wenigstens nicht. Und dieses Druckes machen sich meist die Reichen schuldig. Ihnen fehlt es nicht an baarem Gelde und baar Geld lacht. So treiben sie doppelten und zehnfachen Wucher mit dem Schweiß der Armuth, mit ihren durchwachten Nächten, mit ihrer zerrütteten Gesundheit, mit dem Elend ihrer Familien, mit der Verzweiflung, die den letzten Strohalm ergreift und sich zu retten wähnt, während der Untergang schon ganz nahe ist. Ein weniger Bemittelter, der seine Bedürfnisse nicht immer auf einmal ganz bezahlen kann, ist gewiß weniger hart, und einem Handwerker als Kunde, wenn er sonst sicher ist, sehr oft willkommener als der Reiche, der auf die oben angedeutete Weise handelt.

Zu welchen traurigen Folgen die Bedrückung der gewerbetreibenden Klassen geführt hat, lehrte uns gerade die neuere Zeit. Wir erinnern an die Unruhen der schlesischen Weber, an die Arbeiteraufstände in Frankreich, namentlich in den Fabriks-Bezirken. Es ist nicht das Proletariat im strengen Sinne des Wortes, sondern der Handwerker, welchem das traurige Loos wird, seine Arbeit so gering bezahlt zu erhalten, daß an eine sorgenfreie, wenn auch höchst beschränkte Existenz nicht mehr zu denken ist. Der Ertrag aller

ihrer Mühe fließt in den Sekel des allmächtigen Fabrikherrn, bei welchem die Reichthümer sich sammeln, während die Arbeitenden selbst sich kaum vor dem Hungertode schützen können Wie hier im Großen und Ganzen, so auch im Kleinen und Einzelnen. Wer auf sich allein und seiner Hände Werk angewiesen ist, kann als rechtlicher Mann nur so lange bestehen, als ihm seine Arbeit einen entsprechenden Lohn, um nicht zu sagen Gewinn, bringt. Collegialität unter den Handwerksgenossen gewährt einigermaßen Schutz gegen Bedrückung durch die Reichen.

Zuweilen liegt natürlich die Schuld auch an den Handwerkern selbst. Es herrscht unter ihnen die unartige Gewohnheit des Lügens, sie versprechen, was sie weder halten können noch halten wollen, und fast sprüchwörtlich ist diese Untugend bei den Schneidern und Schuhmachern geworden. Sie übernehmen mehr Arbeit, als sie in der bestimmten Frist zu liefern im Stande sind. Manche bleiben auch bei alten Vorurtheilen und Herkommen stehen und lassen sich durch keine Gründe bewegen, Arbeiten so anzufertigen, wie der Kunde sie haben will. Sie gehen nicht mit dem Zeitgeist fort; wie sie es gelernt haben, so wollen sie ihre Arbeit bis an ihr Ende fortmachen, alles Andere, Bessere, Neuere existirt für sie nicht. Mit ihnen ist schwer friedlich auszukommen, zumal wenn sie noch den Handwerks-Herbergston und Tick an sich haben, der sie gewöhnlich schroff und unzugänglich macht.

Mit dem Bauer kommt der Städter wohl seltener in nahe Berührung, höchstens so weit er genöthigt ist, auf dem Markte seine Bedürfnisse zu kaufen. In diesem Handel und Wandel können aber nicht große Umgangsregeln gegeben werden. Seiner Natur und Erziehung nach sollte der Bauer schlicht, einfach, gerade, vielleicht etwas plump sein; ein ganz eigenthümlicher Zug aber ist an ihm ein gewisser Grad von

Schlauheit und Verschmitztheit, so daß der Städter, welcher doch der Klügere sich dünkt, nicht selten von ihm übervortheilt wird. Die Geschichte lehrt uns, daß alle die, welche lange Zeit unter dem Drucke gelebt haben, fast immer diesen Charakter der Verschmitztheit annehmen, ganze Nationen, wie die Juden und Griechen, ebenso gut, wie einzelne Stände. Auch der Bauernstand hat erst in neuer Zeit aufgehört nicht viel besser als der Helot, als der Sklave der Grundeigenthümer zu sein, auch auf ihm lastete der Druck der bevorrechteten Stände und ließ ihn nicht zu dem Genuß einer freien Thätigkeit kommen. Daher obige Erscheinung, die sich wohl noch lange Zeit erhalten wird. Durch Schulbildung, für welche namentlich in Preußen, obschon auch hier noch unter den Auspicien der Kirche, viel gethan wird, rückt der Bauerstand immer näher auf der Stufe des Mittelstandes und bald wird man auch in Dörfern und Weilern nicht mehr eingerostete Vorurtheile, Aberglauben und Unwissenheit, die Quelle so mancher traurigen Verirrung finden, wenigstens ebenso selten oder häufig als in den Städten. Die Emanzipation des Bauernstandes, die in der französischen Revolution begann, und mit welcher Deutschland bald nachfolgte, ist übrigens noch keinesweges für vollendet zu erachten, so lange er nicht gleiche Rechte in Bezug auf die Vertretung seiner Interessen vor dem Throne mit den übrigen hat, so lange die Patrimonialgerichtsbarkeit noch besteht und er noch immer in dem Glauben stehen muß, als sei er in vielen Stücken der Willkühr seiner Herrschaft ausgesetzt, so lange er noch seine Felder vom edlen Wilde des gnädigen Patron verwüsten lassen muß und nicht im Stande ist seine eigenen Marken zu schützen.

Man schwatzt so viel, sagt Knigge, von Verbesserung der Dorfschulen und Aufklärung des Landvolks, allein überlegt man auch wohl immer genau genug,

welch ein Grad von Aufklärung für den Landmann, besonders für den von niederem Stande taugt? Daß man den Bauer nach und nach, mehr durch Beispiele als durch Abhandlungen zu bewegen sucht, von manchen ererbten Vorurtheilen in der Art des Feldbaues und überhaupt in der Führung des Haushalts zurückzukommen, — daß man durch zweckmäßigen Schulunterricht die thörigten Grillen, den dummen Aberglauben, den Glauben an Gespenster, Hexen u. dgl. zu zerstören trachte, — daß man die Bauern gut schreiben und lesen lehre ist löblich und nützlich. Ihnen aber allerlei Bücher, Geschichten und Fabeln in die Hände zu spielen; sie zu gewöhnen, sich in eine Ideenwelt zu versetzen; ihnen die Augen über ihren armseligen Zustand zu öffnen, so lange man nicht die ernstliche Absicht hat, diesen zu verbessern; sie durch zu viel Aufklärung unzufrieden mit ihrer Lage und aufgelegt zu machen, über die ungleiche Austheilung der Glücksgüter zu declamiren; ihren Sitten Geschmeidigkeit und den Anstich der freien, weltmännischen Höflichkeit, wie wir sie sonst in ihren Kreisen nicht zu finden gewohnt sind, zu geben, — das taugt wahrlich nicht, obgleich es auch grausam und ungerecht ist, die natürlichen Fortschritte einer solchen Aufklärung vorsätzlich hindern zu wollen." Mit einem vorurtheilslosen Menschen läßt sich natürlich weit leichter umgehen, er läßt sich belehren, überzeugen, zurechtweisen; ein mit Vorurtheilen vollgepfropfter Mensch aber ist gepanzert gegen alle Logik, er beharrt eigensinnig auf seinem Kopfe, er ist schwerer zu behandeln als ein störrisches Pferd und leider findet man unter dem Bauernstande noch immer dergleichen Starrköpfe, die selbst dann nicht von ihrer Unklugheit überzeugt werden, wenn sie sich, wie das häufig geschieht, in Prozesse verwickeln, die sie gegen alle gesunde Vernunft durchsetzen wollen, und in Folge deren sie sehr häufig um

um all das Ihrige kommen. Es ist mit solchen Menschen nichts Besseres anzufangen ats sie ihrem Schicksale zu überlassen. Man trifft aber unter alten Landleuten auch Menschen mit so unverfälschtem Sinne, von so hellem, heitern Kopfe, und von so festem Charakter an, die manchen hochstudierten Herrn beschämen könnten. Es scheint also rathsam, hier mit großer Mäßigkeit und Umsicht zu Werke zu gehen. Im Ganzen betrage man sich gegen den Bauer treuherzig, gerade, offen, ernsthaft, wohlwollend, nicht geschwätzig, dem Verhältnisse gemäß und bleibe sich gleich, und man wird sich seine Achtung, sein Zutrauen erwerben und viel über ihn vermögen.

Mit Männern vom geistlichen Stande umzugehen, erfordert keine große Umsicht oder Klugheit. Sind sie in ihrem Amte, so hat man ihnen diejenige Achtung zu gewähren, welche man dem Verkünder des göttlichen Wortes dem Seelsorger und geistlichen Vormund der Gemeinde schuldig ist. Bei der großen Masse der Menschen, namentlich der weniger gebildeten, die noch nicht gelernt haben, selbst über göttliche Dinge nachzudenken und sich ein System des Glaubens zu bilden, ist der geistliche Zuspruch ein Bedürfniß; er gewährt ihnen Trost und Beruhigung in allen schwierigen Fällen des Lebens; wo ihr Verstand nicht ausreicht, immer das Richtige zu wählen, erholen sie sich Rath bei dem Geistlichen, und seine Worte gelten ihnen als ein Evangelium. Ein solches Verhältniß findet man aber freilich nicht, oder doch nur sehr selten in großen Städten, welche der Sitz geistiger Kultur und Aufklärung sind, sondern meistentheils nur auf dem Lande und überhaupt da, wo noch ein gewisses patriarchalisches Zusammenleben die Glieder der Gemeinde an ihren Seelenhirten fesselt. In den Städten sehen die Menschen ihre Geistlichen fast nur auf

der Kanzel oder bei Kindtaufen und Hochzeiten, und das Amt des Seelsorgers hat eine weit geringere Bedeutung. In den katholischen Ländern, wo die Ohrenbeichte statt findet, ist der Beichtvater der natürliche Mitwisser aller Familien-Geheimnisse, sein Einfluß auf das ganze Leben und Treiben ist also ein außerordentlicher Großer, im Vergleich auf den Einfluß, welchen ein evangelischer Geistlicher ausüben kann, und im Allgemeinen genießt schon deshalb der katholische Priester mehr Achtung, weil er die Macht hat zu binden und zu lösen, die Sünden zu vergeben und Buße aufzulegen. Der evangelische Geistliche trägt mehr den Charakter eines Beamten, welcher vom Staate angestellt ist, um die kirchlichen Functionen zu verrichten. Mit dem Familienleben kommt er nicht in so genaue Berührung man ruft ihn nur dann, wenn man ihn braucht, oder zu brauchen meint, und auch er bekümmert sich um die Glieder seiner Gemeinde in sehr vielen Fällen nur dann, wenn er Stollgebühren von ihnen einzuziehen hat. Wir wollen hier ununtersucht lassen, ob dies lockere Verhältniß, von dessen Existenz in unserer Zeit sich jeder leicht überzeugen kann, gute oder schädliche Folgen nach sich zieht, und ob überhaupt der Protestantismus geeignet ist, die Bande wieder fester zu knüpfen, so viel aber ist gewiß, und läßt sich aus der Geschichte beweisen, daß in katholischen Ländern der Clerus seinen ungemeinen großen Einfluß nicht immer zum Heile der Menschheit ausgeübt hat, und daß die Gegensätze des moralischen Scheins und der wirklichen Unsittlichkeit, welche wir im Leben so vieler Geistlichen zu beklagen haben, im Katholizismus stärker hervortritt, als im Protestantismus, und daß die Regel: richtet euch nicht nach meinen Thaten, sondern nach meinen Worten, häufiger dort als hier angewendet werden muß.

Man vermeide es mit einem Geistlichen in Gesell-

schaft über religiöse Dogmen zu streiten und ihn in Verlegenheit zu bringen; denn nichts ist leichter als durch Sophismen jemanden in Beziehung auf Lehrsätze und Mysterien der Religion in die Enge zu treiben. Der Glaube an sich muß das unantastbare geheiligte Eigenthum eines jeden bleiben, niemand hat das Recht jemanden irre in seinen Ansichten zu machen und ihm damit vielleicht gar den sittlichen Halt zu rauben. Der Lehrer des Evangeliums bedarf des festen unerschütterlichen Glaubens, des Friedens mit sich selber und eher, als jeder Andere; denn mit welchem Gefühle stände er dann auf der Kanzel, er müßte sich selber als einen Lügner verachten. In der Gesellschaft, im Kreise heiterer Lust und unschuldigen Genusses störe man ihn nicht durch vorwitziges Sticheln auf die geistliche Würde, mit welcher sich die Lustigkeit nicht vertrage. — Wer klug ist, der wird dem Geistlichen nicht mehr Einfluß auf sich und seine Familie gestatten als jedem andern vernünftigen Manne und Freunde, namentlich nicht einen solchen, der sich zum Pietismus hinneigt. Pietisterei wuchert wie eine Schlingpflanze rasch fort und umstrickt die Gemüther der Schwachen besonders der Weiber. Pietismus ist eine Krankheit, die wahrer Frömmigkeit geradezu entgegengesetzt ist, weil sie entweder auf Heuchelei hinaus läuft, oder in der geistigen Beschränktheit ihre Quelle hat. Manches Opfer ist schon dem Pietismus gefallen, mancher ist über den Lehren desselben tiefsinnig oder wahnsinnig geworden, ein wirklich frommer Sinn führt zur Heiterkeit und Freiheit; die Frömmelei aber zu Trübsinn und Genußunfähigkeit. An ihren Früchten aber sollt ihr sie erkennen. Den Proselytenmachern wehre man den Zutritt in seinem Hause, denn in ihrem Gefolge kommt der Unfriede. Proselytenmacher haben bei dem scheinbar heiligen Eifer für göttliche

Dinge in der Regel sehr irdische Zwecke. Sie entzweien die Familien und sind im Stande die innigsten Bande zu zerreißen. Sie gleichen den Wölfen in Schafskleidern. Man erkennt sie übrigens sehr leicht und darf sie nur in unbewachten Augenblicken belauschen um zu erfahren, weß Geistes Kinder sie sind.

Wie man sich gegen Undankbare, gegen Rachsüchtige, gegen Hinterlistige zu verhalten hat, ist schon oben angedeutet worden. Es gehört eine gewisse Lebenspraxis dazu, immer den rechten Wegzu wählen um ihnen entweder auszuweichen oder sie unschädlich zu machen. Klugheit und die Pflicht der Selbsterhaltung müssen die geeignetsten Mittel an die Hand geben, doch darf die Wahl nie auf ein unedles oder gar verbrecherisches fallen.

Man kränke niemand vorsetzlich; man sei wohlwollend, dienstfertig, verständig, vorsichtig, gerade und ohne Winkelzüge in allen Handlungen, man erlaube sich keinen Schritt zum Nachtheil eines Andern, man zerstöre keines Menschen Glückseligkeit, man verläumde niemand; man verschweige selbst das wirkliche Böse, das man von seinem Mitmenschen weiß, wenn man nicht entschiedenen Beruf hat, oder das Wohl Andere es bestimmt erforderi, darüber zu reden: so wird man etwa keine Feinde haben? — Das sage ich nicht, aber man wird, wenn uns dennoch Neid und Bosheit verfolgen, wenigstens die Beruhigung empfinden, keine Veranlassung zur Feindschaft gegeben zu haben. Es steht nicht immer in unserer Willkühr geliebt, aber es hängt immer von uns ab, geachtet zu werden. Allgemeiner Beifall, allgemeines Lob, sind eben so zweideutige als entbehrliche Merkmale des persönlichen Werthes, allgemeine Achtung können selbst die Schurken dem Redlichen und Weisen in ihrem Herzen nicht

versagen, und der warmen Freunde bedarf man etwa nur drei in der Welt, um glücklich zu sein.

Will man ohne Zwang und Unruhe in dem Umgange mit Menschen leben, so muß man es nicht darauf anlegen, oder für wünschenswerth halten, von allen Menschen für gut und weise gehalten zu werden. Je mehr hervorleuchtende edele Eigenschaften aber ein Mann hat, um desto gewisser kann er darauf rechnen von der Scheelsucht schwacher und schlechter Menschen manches ertragen zu müssen; und die die allgemeine Stimme des Pöbels aller Klassen für sich haben, sind mehrentheils die mittelmäßigsten Leute, Leute ohne Character oder niedrige Schmeichler oder Heuchler. Es ist wahrlich nicht schwer Menschen zu gewinnen, auch die zu gewinnen, welche am heftigsten gegen uns eingenommen waren, und das oft durch ein einziges Gespräch unter vier Augen, wenn man ihre schwache Seite studirt hat, und es recht darauf anlegt. Allein das ist eine elende, des redlichen Mannes unedle Kunst — und was kümmert es mich am Ende, ob Menschen, die mein Herz nicht kennen, — ja die mich nie gesehen haben, durch die Geschwätze irgend eines alten Weibes, gegen mich eingenommen sind, oder nicht?

Klage aber nie über Verfolgung und Feinde, wenn du nicht Lust hast, die Anzahl der Letzteren zu vermehren; es schleicht immer eine Anzahl furchtsamer, niederträchtiger Geschöpfe umher, die nicht den Muth haben, gegen den Mann von Würde sich öffentlich zu erklären, die aber sich augenblicklich an dich wagen, sobald sie dich hülflos, scheu und niedergeschlagen erblicken, und diese, so bedeutend sie dir auch scheinen möchten, können mit ihren Neckereien dir tausendfältigen Kummer machen. Der feste Mann muß sich selbst schützen. Zeige Zuversicht zu dir selber, so wirst du ganze Heere von Schelme im Zaume halten! Zu-

dem ist des Kämpfens in der Welt so viel, jeder gute Mann hat mit seinen eigenen Angelegenheiten genug zu thun, so daß es vergebens ist, Alliirte zu suchen, weil diese bei der ersten Gelegenheit, wo es eigene Sicherheit gilt, davon laufen. Der Mann, welcher sich stellt, als merke er nicht einmal, daß man ihm verfolgt, der von Zeit zu Zeit sagt: Gottlob mir geht es gut, ich habe „Freunde," wird für einen mächtigen Bundesgenossen gehalten, dessen man schonen müsse, dahingegen über den Verlassenen Jeder herfällt.

Willst du dich der Ueberlegenheit erfreuen, wenn du beleidigst wirst, so werde nie hitzig oder grob gegen deine Feinde, weder in Gesprächen noch Schriften. Und wenn böser Wille und Leidenschaft, wie es mehrentheis geschieht, bei ihnen im Spiele sind, so laß dich auf keine Art von Erläuterung ein! Schlechte Leute werden am besten durch Verachtung bestraft, und Klatscherei am leichtesten widerlegt, wenn man sich gar nicht darum bekümmert.

Wenn man daher unschuldig verleumdet, angeklagt, verkannt wird, so zeige man Stolz, Fassung und Würde in seinem Betragen, und die Zeit wird alles aufklären, oder der Vergessenheit übergeben.

Nicht alle Bösewichter sind unempfindlich gegen eine edle, großmüthige immer gleiche gerade Behandlung. Mit diesen Waffen also kämpfe man, so lange sichs irgend thun läßt, gegen seine Feinde. Sie müssen nicht Rache fürchten, sondern den Richterstuhl des Publikums, wenn sie fortfahren einen Mann zu verfolgen, dem Niemand seine Ehrerbietung versagt.

Wenn aber dein Stillschweigen bei ihren Ausfällen sie noch kecker macht, dann zeige einmal, was du thun könntest, wenn du wolltest! Aber gebrauche dabei keine Winkelzüge! Vereinige dich nie mit andern schlechten Leuten mache keine gemeinschaftliche Sache mit einem Schelm, um den andern zu bekäm-

pfen, sondern tritt ganz allein, muthig, kühn, schnell, gerade und öffentlich gegen sie auf. Es ist unglaublich, wie viel ein Einziger, mit einem guten Gewissen und mit edlem Feuer gegen Schaaren von Nichtswürdigen vermag.

Sei nur trotzig gegen mächtige siegende Feinde! Des Ueberwundenen, des Unglücklichen schone und verschweige alles Unrecht, daß er dir vormals zugefügt hat, sobald er außer Stande ist, dir ferner zu schaden, oder sobald die Stimme des Publikums ihn gerichtet hat! Allein der Bösewicht wendet alles an, um es dahin nicht kommen zu lassen; das Gefühl seiner eigenen Ungerechtigkeit, wird ein neues Verbrechen für den, welchen er muthwillig gekränkt hat. Doch endlich kömmt alles an den Tag und dann genieße mit Bescheidenheit die Freuden des Triumphs. Laß dir nie zweimal die Hand zur Versöhnung reichen! Vergesse dann alle Beleidigungen, solltest du auch fürchten müssen, daß dein Beleidiger bei der ersten Gelegenheit, die Feindseligkeit erneuern wird, sei zwar auf deiner Hut aber zeige kein Mißtrauen.

Es ist besser unschuldigerweise zum zweitenmal beleidigt werden, als ein einzigesmal dem Manne, dem es mit seiner Rückkehr zu dir ein Ernst ist, kränken, erbittern, und ihm allen Muth nehmen! Aber, man muß auch verzeihen können, ohne darum gebeten zu werden.

Man hat oft die beste Gelegenheit die Gemüthsart eines Menschen dann kennen zu lernen, wenn er uns beleidigt hat. Man gebe Acht, ob er durch Bitten um Verzeihung wieder gut zu machen sucht? und wie? gleich oder lange nachher? öffentlich oder heimlich? — und warum nicht gleich, und vor allen Leuten? — Aus Starrköpfigkeit, Eitelkeit, oder Blödigkeit? — Oder ob er gar keinen Schritt thut, sondern uns gehen läßt, wohl gar mault und den Gekränkten ver-

dächtig, verhaßt zu machen sucht. — Ob jenes aus Leichtsinn oder Tücke? Ob er den Fehler zu beschönigen, den Gesichtspunkt zu verrücken sucht, um Recht zu behalten! — Schon in den Jahren der Kindheit kann man aus diesen Zügen, auf den künftigen Character schließen.

Uebrigens hat man nicht Unrecht, wenn man behauptet, daß unsere Feinde oft, ohne es zu wollen, unsere größten Wohlthäter sind. Sie machen uns aufmerksam auf Fehler, die unsere eigene Eitelkeit und die Nachsicht unserer partheiischen Freunde und die niedrige Gefälligkeit der Schmeichler vor unsern Augen verbergen. Ihre Schmähungen feuern in uns den Eifer an, desto sorgsamer den Beifall der Besseren zu verdienen, und wenn sie jedem unsrer Schritte auflauern, so lehren sie uns, auf unserer Hut zu sein, und ihnen keine Blöße zu geben.

Keine Feindschaft pflegt heftiger zu sein, als die unter entzweieten Freunden. Unsere Eitelkeit kömmt da ins Spiel; wir schämen uns, das Spielwerl eines Böswichts gewesen zu sein, wir wenden alles an, um diesen nun im schlechtestem Lichte zu zeigen, damit wir vor der Welt unsre Trennung von ihm rechtfertigen mögen. — Es ist ein trauriger Anblick, zu sehen, wie dann selbst edle Menschen, wenn sie gegeneinander aufgebracht sind, sich gegenseitig höchst unedel zu verkleinern suchen, um sich gegen sich selber zu rechtfertigen.

Wenn es sich umgehen läßt, so gebietet es die Klugheit, nicht zu gleicher Zeit mit Personen zu verkehren, welche mit einander in Zwist oder Feindschaft leben, man suche wenigstens in Beziehung auf die Streitsache selbst ganz unpartheiisch sich zu halten und sich nicht hinein zu mischen; man bevorworte sogleich, daß das Gespräch niemals darauf gebracht werden möge. Klagt Einer derselben über den Andern, so

gieb, wenn es angeht, gar keine Meinung ab; denn so sehr es den Anschein hat, als verlange er ein Urtheil, so übel nimmt er es hinterher auf. Vor zweizüngigkeit und Achselträgerei wird sich jeder redliche Mann hüten; jedem zum Munde reden ist eine unverzeihliche Falschheit, die in der Regel auch ihre gebührende Strafe findet. Läßt es sich irgend thun, so rathe man zum Frieden und vermittle denselben.

Mit Kranken gehörig umzugehen, ist eine Kunst, deren nicht jeder fähig ist. Ein sorgsamer Krankenpfleger ist gar nicht mit Geld zu bezahlen. Er lindert die Leiden, er hilft über manche Stunden des Schmerzes hinweg, er mißt den Grad der Sorgfalt und den Grad der liebreichen Strenge nach dem Character der Krankheit ab, er spricht dem Leidenden Muth und Hoffnung ein, er macht ihm ein vernunftgemäßes Verhalten leichter und überzeugt ihn von der Nothwendigkeit der Geduld und der Fügsamkeit in die Vorschriften des Arztes. Jeder weiß, wie sehr die Aufheiterung des Gemüthes zur Genesung mit hilft; ein guter Krankenpfleger wird daher keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, durch Unterhaltung, vielleicht durch Vorlesen durch Erzählen lustiger Geschichten dazu beizutragen. Manchen Patienten ist eine ernste geistige Beschäftigung, die gerade nicht anstrengend sein darf, zuträglich, bei manchen wieder Schweigen das Beste. Dies alles zu berücksichtigen und darnach sein Benehmen einzurichten, muß dem verständigeu Urtheile überlassen bleiben. Ein Fremder leistet bei Krankheiten gefährlicher Natur oft bessere Dienste, als ein Freund, ein Glied der Familie. Die Liebe und Anhänglichkeit, das tiefe Mitleiden verführen auf einer Seite nicht selten zur schädlichen Nachsicht, auf der andern zu einer übertriebenen Sorgfalt, welche den Kranken ängstigt und belästigt, besonders wenn dieser reizbar, nervös aufgeregt ist, oder sich zur

Hypochondrie neigt. Sie machen dadurch das Leiden doppelt schwer, während die Kaltblütigkeit eines Wärters, ihre Uebung in den nöthigen Handgriffen, ihre praktisch geübte Geduld die Genesung beschleunigen oder doch das Ertragen der Schmerzen erleichtern.

Besonders wichtige Regeln sind: Man mache das Leiden einem Kranken von empfindlicher Gemüthsart nicht durch Wehklagen und ängstliches Bezeigen noch schwerer; man rede nicht von Dingen, die ihm, selbst wenn er gesund wäre, unangenehm sein würden, nicht von häuslichen Verlegenheiten, vom Tode noch von Vergnügungen, an denen er nicht Theil nehmen kann. Leute, die bloß in der Einbildung krank sind, muß man zwar nicht verspotten, noch sie zu überzeugen suchen, daß ihnen nichts fehle; denn dadurch erreicht, man gerade das Entgegensetzte und macht die Sache schlimmer, aber man bestärke sie auch nicht in ihrer Thorheit, sondern verhalte sich passiv dabei, erwidere auf ihre Klagen nichts, zeige keine Theilnahme und wenn der Sitz des Uebels im Gemüthe ist, versuche man sie durch weise gewählte Zerstreuungen auf andere Gedanken zu bringen. Es giebt Menschen, welche sich interessant machen wollen, indem sie sich leidend stellen. Durch klugen Spott und kräftige Ansprache kann man sie von ihrer Thorheit überführen. Bewunderung zu erregen, ist besser als Mitleid zu erregen. In Krankheiten, wo der Geist viel über den Körper vermag, wo seelische Leiden dazu beitragen, das Uebel zu vergrößern und die Genesung zu verhindern, da zeige man seine volle geistige Kraft, da entwickele man seine geselligen Talente um Heiterkeit, Hoffnung und Muth in das Herz des Kranken zurückzuführen. Man glaubt nicht, um wie viel das Selbstvertrauen ein besserer Arzt ist, als der geschickteste und gelehrteste Doctor. Selbstvertrauen spannt

die Thätigkeit des erschlafften Organismus auf's Neue an und hilft den Sieg über die Krankheit oft in wunderbarer Weise erringen. Es ist wirklich etwas Wahres daran, wenn man jemanden sagen hört: ich will nicht krank sein; und nicht weniger wahr ist es, daß viele Menschen nicht krank werden, weil sie keine Zeit dazu haben. Man verhüte also so viel, als möglich, jedes ängstliche Wesen, das sich in hinsterbender Schwachheit sogleich dem Leiden ergiebt; nach unbedeutenden Anwandelungen von Unwohlsein das Bett sucht, statt die frische Luft, die Bewegung, die Zerstreuung.

Noch schonender, als mit diesen Leidenden, soll man mit Leuten umgehen, auf welchen die schwere Hand des Schicksals liegt, — mit Unglücklichen, Armen, Bedrängten, Verstoßenen und Zurückgesetzten, mit Verirrten und Gefallenen.

Nimm dich des Armen an, wenn dir Gott die Mittel in die Hände gegeben hat, seine Noth zu erleichtern! Weise nicht den Dürftigen von deiner Thür zurück, so lange du noch, ohne Ungerechtigkeit gegen die Deinigen, eine kleine Gabe zu geben hast! Sei es wenig oder viel, so gieb es mit gutem Herzen, nnd — wie ich bei Gelegenheit gesagt habe, als von der Art, Wohlthaten zu erzeigen, die Rede war, — gieb es mit guter Art! Ein Wort ist oft besser, als eine große Gabe, und ein holdseliger Mensch giebt sie beide, sagt schon Sirach; und was für ein Wort könnte er meinen, als das erquickende Wort der herzlichen Theilnahme. — Sei ferner nicht allzugerecht, wo vom Helfen und Erbarmen die Rede ist. Berechne nicht so genau, ob der Mann, dem du helfen kannst, selbst an seinem Unglücke Schuld sei, oder nicht! Wer in der Welt würde ganz unschuldig an den Leiden, die ihn treffen, befunden werden, wenn man alles strenge untersuchen wollte? Willst oder kannst

du aber gar nichts, oder nur wenig geben, so brauche keine leere Ausflüchte! Laß den Armen nicht durch deine Bedienten unter allerlei Vorwande wieder bestellen, oder vertrösten! Am wenigsten aber erlaube dir, etwa zu Rechtfertigung deiner Hartherzigkeit, z. B. Grobheiten, beleidigende Strafpredigten gegen Den, dessen Bitte du abzuschlagen entschlossen bist, harte Vorwürfe; sondern sprich den Bittenden selbst, und sage ihm kurz und menschenfreundlich, warum du nicht geben kannst, nicht geben willst! Thue auch auf das erste Wort, was zu thun vernünftig und gut ist, und warte nicht darauf, daß man durch wiederholtes Betteln dein Herz erweiche! Gieb aber nicht wie ein Verschwender, sondern laß deine Wohlthaten von der Gerechtigkeit gegen dich und Andere bestimmt werden, und verschleudre nicht an den Landläufer, Bettler vom Handwerke und Faullenzer, was du dem hülflosen Alter, der Gebrechlichkeit, und dem durch widrige Zufälle Verunglückten, schuldig bist! Und wo es Labsal geben kann, da begleite deine kleine Gabe ein sanftes Trostwort, ein vertraulicher Rath und ein freundlicher, mitleidiger Blick! Gehe schonend und äußerst fein mit Leuten um, die in unangenehmen häuslichen Lagen sind! Sie pflegen sehr empfindlich zu sein, pflegen leicht zu glauben, man verachte sie, setze sie zurück, ihrer Armuth wegen. Das elende Geld hat leider nur gar zu viel Einfluß auf den Pöbel aller Stände. Unterscheide dich von diesem Haufen! Ehre den verdienstvollen Armen öffentlich! Suche ihm wenigstens einen frohen Augenblick zu machen, wenn du auch seine Umstände nicht verbessern kannst! Ueberhaupt sind alle Unglückliche mißtrauisch, und meinen, jedermann sei gegen sie. Suche ihnen diesen quälenden Wahn zu benehmen! Bemühe dich, ihr Zutrauen zu gewinnen! Entziehe dich nicht dem Anblicke des Jammers! Fliehe nicht die Hütte der Noth und

der Dürftigkeit! Man muß vertraut sein mit dem mancherlei Elende auf dieser Welt, um bei dem Leiden des unglücklichen Bruders recht innig theilnehmend mitempfinden zu können. Wo der bescheidene Arme im Verborgenen seufzt, es nicht wagt, sich herbeizudrängen und um Hülfe zu bitten; wo widrige Vorfälle den fleißigen Mann, den Mann, der einst bessere Tage gesehen hat, zu Boden schlagen; wo eine zahlreiche ehrliche Familie mit allem Fleiße, durch die tägliche Arbeit ihrer Hände nicht so viel erringen kann, um sich gegen Hunger, Blöße und Krankheit zu schützen; wo auf hartem Lager, in durchwachten, durchseufzten Nächten, schamhafte Thränen über gerungene Hände rollen: — dahin, menschenfreundlicher Wohlthäter! dahin dringe dein Blick! Da kannst du deine Gelder herrlich anlegen, und Zinsen erwerben, die keine Bank auf Erden zusichern kann.

Wer kein Geld hat der hat auch keinen Muth. Er fürchtet aller Orten zurückgesetzt zu werden, glaubt jede Demüthigung ertragen zu müssen, und zeigt sich in ungünstigem Lichte. — Ach! ermuntere einen also Niedergedrückten! Ehre ihn, wenn er es sonst verdient, und bewege deine Freunde, daß sie ein Gleiches thun!

Manchen aber drücken schwere Leiden, als die der Armuth und des Mangels: Seelenleiden, die an der Knospe des Lebens nagen. O! schone des Kummervollen! Pflege seiner! Suche ihn aufzurichten, zu trösten, mit Hoffnung zu erfüllen, Balsam in seine Wunden zu gießen, und wenn du seine Last nicht erleichtern kannst, so hilf wenigstens tragen, und weine eine brüderliche Thräne mit ihm! Richte aber die Art deiner Behandlung vernünftig ein! Es giebt Augenblicke des Schmerzes, wo alle Gründe der Philosophie keinen Eingang finden, und da ist das Mitgefühl oft das beste Labsal. Es giebt einen Kummer,

dessen Tilgung man ruhig und still der Zeit überlassen muß; es giebt Leidende, die erleichtert werden, wenn man ihnen Gelegenheit giebt, ihr Herz auszuschütten, und von dem zu reden, was ihr ganzes Herz erfüllt; es giebt Schmerzen, die nur Einsamkeit lindert, und Lagen, in welchem ein festes, männliches Zureden, Erweckung des Muths, Aufruf zu stolzer Zuversicht, die besten Tröstungen sind; ja es giebt selbst solche, wo man den Niedergebeugten mit Gewalt herausreißen muß, wenn er nicht der Verzweiflung zum Raube werden soll. Die Klugheit aber allein kann uns in jedem dieser einzelnen Fälle lehren, welche unter diesen Mitteln wir zu wählen haben.

Die Unglücklichen ketten sich gern an einander. Statt sich aber gemeinschaftlich zu trösten, winseln sie mehrentheiheils nur mit einander; und versinken immer tiefer in Schwermuth und Hoffnungslosigkeit. Darum suche doch der Kummervolle, dem weder die Forderungen und Gründe seiner eigenen Vernunft, noch Zerstreuungen seinen Zustand erträglich machen, den Umgang eines verständigen, nicht empfindelnden Freundes, damit er an seiner Seite die Kraft gewinne, die Gedanken auf andere Gegenstände zu richten, die seinen Schmerz nicht nähren.

Es giebt Menschen, die in unglücklichen Lagen und Verhältnissen, weniger traurig als mürrisch, zänkisch, ja, sogar hämisch sind, so daß sie Unschuldige darunter leiden lassen, wenn nicht alles nach ihrem Kopfe geht. Ein edles Herz wird sanfter durch den Schmerz; und selbst der Menschenfeind, den Schicksale erbittert haben, wird, wenn er sonst ein guter Mensch ist, wohl düster, verschlossen, auch nach seinem Temperamente vielleicht einmal ungeduldig und auffahrend werden; aber er wird nie vorsätzlich auf einen Dritten die Last seines Kummers wälzen, und dies um so weniger, je schwerer seine Leiden sind.

Die mehrsten Menschen haben nur Mitleid mit stillem Kummer, empfinden aber Ueberdruß bei lauten Klagen; vielleicht weil diese sie gleichsam zwingen zu wollen scheinen, Theil daran zu nehmen.

Der Unterdrückten, Zurückgesetzten und Verfolgten soll man sich annehmen, in so fern es die Klugheit erlaubt, und wir ihnen dadurch nicht etwa mehr schaden, als nützen. Dies ist nicht nur Pflicht, wenn von thätiger Hülfe und Rettung des ehrlichen Namens die Rede ist; auch im gesellschaftlichen Umgange, wo das bescheidene Verdienst so oft übersehen und von leeren Windbeuteln über die Achsel angeschauet wird, wo Rang und Glanz gegen den innern Werth verblenden, wo Schwätzer und Windbeutel den Weisen überschreien, wird es sich der Edle zur Pflicht machen, das bescheidene und schüchterne Verdienst hervorzuziehen, und den Verdienstvollen, der stumm und verlegen dasteht, von niemand angeredet, ja, mit Verachtung behandelt, gedemüthigt, lächerlich gemacht wird, durch ehrenvolles Anreden und Entgegenkommen zu ermuntern und auszuzeichnen. Wie unedel und wie ungerecht ist die Geringschätzung und Härte, mit welcher zuweilen Staabs-Officiere jungen Leuten begegnen, die doch schon die erste Stufe erstiegen haben, um zu werden, was Jene sind; oder Patronen ihren Hofmeistern und Predigern, oder vornehme Damen ihren Gesellschafterinnen, oder eitle Stadtmädchen einem armen eingeschüchterten Landmädchen, das in ihre Mitte verschlagen wird. Solch ein Betragen ist eben so sehr Verletzung der Klugheit, als der Pflicht.

Neid und Mißgunst verfolgen den Glücklichen; Bosheit und Kabale ruhen selten eher, als bis sie alles niedergedrückt haben, was über sie emporragte; aber kaum ist ein Mensch ganz zu Boden geschlagen, so sucht Jeder, selbst Der, welcher ihn verfolgt hat,

eine Ehre darin, seine Parthei zu ergreifen; doch, wohl zu merken! wenn keine Hoffnung mehr da ist, daß er hierdurch wieder empor komme. Man möchte also fast sagen, man wäre nicht ganz verloren, so lange man noch Feinde hätte.

Unter allen Unglücklichen sind wohl die Verirrten und Gefallenen am meisten zu bedauern. Hierunter verstehe ich Solche, die, vielleicht durch einzigen Fehltritt in eine Kettenreihe von Unglück verflochten, das Gefühl für die Tugend erstickt, oder die Fertigkeit, schlecht zu handelu, oder alle Zuversicht zu Gott, zu den Menschen, und zu sich selbst, also auch den Muth verloren haben, den bessern Weg wieder zu suchen, oder die wenigstens im Begriff stehen, so tief zu fallen. Sie sind höchst bedauernswürdig; denn sie entbehren den einzigen Trost, der uns in den schwersten Leiden aufrichten kann: das Bewußtein, nicht muthwilligerweise sich ihr hartes Schicksal zugezogen zu haben. Diese Unglücklichen verdienen aber nicht nur unser Mitleiden, nein, auch unsre brüderliche Nachsicht, unsre Zurechtweisung, und, wenn es noch Zeit ist, unsern Beistand. Wenn man immer weise, duldend und unpartheiisch genug wäre, zu überlegen, wie leicht das schwache menschliche Herz irre zu leiten ist; wie unwiderstehlich in heftigen Leidenschaften, warmen Blute und verführerischen Gelegenheiten, manche Reizungen werden können; wie blendend, anlockend und bezaubernd die Außenseiten mancher Laster sind, wie das Laster sogar, mit Geist verbunden, durch sophistische Gründe die innere Stimme der bessern Ueberzeugung zum Schweigen zu bringen weiß, und wie es dann nur auf einen kleinen Schritt ankömmt, um als Opfer der feinsten Täuschungen, stufenweise unmerklich in das schrecklichste Labyrinth gelockt zu werden, wenn man bedenken wollte, wie oft Mißmuth, oder Verzweiflung über ein feindseliges Schick-

sal aus einem Menschen von den besten Anlagen einen Bösewicht und Verbrecher machen; wie man durch ungerechtes, entstehendes Mißtrauen alle guten Gefühle einbüßen, alles Vertrauen zu sich selbst verlieren, und in den Abgrund des Lasters geschleudert werden kann, so würde man aufhören, die Gefallenen mit unbarmherziger Strenge zu richten, würde nicht so unvorsichtlich auf Tugenden trotzen, die nicht selten nur das Werk eines kalten Temperaments, das Werk glücklicher Verhältnisse und einer vorzüglichen Leitung sind; würde es für Pflicht erkennen, sich der Gefallenen anzunehmen, und dem Strauchelnden liebevoll die Hand zu reichen.

Es ist nicht wohl möglich alle Leute zu classiziren und für jede Species besondere Umgangsregeln aufzustellen, der Augenblick ist hier sehr oft allein entscheidend, die Situation, die Umstände unter denen man mit jemanden zusammenkommt, verändern jeden Augenblick die Art des Verhaltens und auch hier bewährt sich die alte Erfahrung, daß die eigene Vernunft höher steht als jede Regel und Lehre, vorausgesetzt, daß man sie so gebraucht, wie es der Würde des menschlichen Geistes angemessen ist. Wir wollen nur noch auf einige Specialitäten und eigenthümliche Menschengattungen unser Augenmerk richten. Da giebt es Abenteurer, Charlatans, Spieler, Trunkenbolde, Zanksüchtige, Rabulisten, Aufschneider, Speculanten, Verbrecher aller Gattungen, mit denen uns das Treiben der Welt zusammenführen kann, und für welche wir jedesmal ein anderes Verhalten zu beobachten haben werden. Die Abenteurer leben in der Regel ohne festen Plan immer nur für den folgenden Tag, in der frohen Hoffnung, daß sich schon etwas finden werde, wovon sie sich wieder weiter fristen. — Sie greifen ohne Wahl zu allen, wenn es ihnen nur

einigermaßen die Sicherheit gewährt, einen Gewinn für sich daraus zu ziehen. Es ist ihnen gleichgültig, ob sie durch eine Heirath, ob durch eine erschlichene Anstellung, ob durch einen falschen Namen, durch einen Meineid, durch eine Erbschleicherei oder sonst das Glück erhascht wird. Es giebt kein Fach, in welches sie nicht einzutreten bereit wären, sie spielen heut einen vornehmen Mann, morgen einen Supplicanten, übermorgen einen Künstler, dann vielleicht einen Frommen oder einen Spieler; sie sind Tragiker und Komiker, wie man will; in der Regel verkommene Talente oder Genies, die sich nie an den Ernst des Lebens und der Arbeit gewöhnen konnten, und die es bequemer fanden, auf die Leichtgläubigkeit und ihre Geschicklichkeit zu speculiren, als auf ein consequentes Streben nach einem festen Ziele. Gewöhnlich haben solche Menschen zeitweise ein wunderbares Glück und sehen Wünsche erfüllt, die dem Verständigsten allzukühn erscheinen würden. Ihr Wahlspruch ist ubi bene ibi patria und selten verlieren sie ihren Humor oder gar den Kopf. Sie sind keine üblen Gesellschafter, allein wie man sieht, sehr gefährliche Menschen, die ebenso gut zu schlechten Streichen geneigt sind, als zu Heldenthaten, wenn ihnen letztere nicht zu viel Mühe und Aufopferung kosten. Man hüte sich, mit ihnen einen näheren Umgang zu pflegen oder gar ihnen Vertrauen zu schenken, man wird dies nie ohne Gefahr für seine Ehre und seinen guten Namen, ja für sein Glück wagen dürfen. Sie verstricken leicht in Verwicklungen, aus denen sie sich selbst sehr geschickt herauszuziehen wissen und lachen hinterher des Thoren, der ihnen Glauben geschenkt hat. Die Hauptsache ist, ihnen hinter die Maske zu sehen und sich, wenn auch nur unter vier Augen gegen sie offen auszusprechen, wie wohl man sie durchschaut habe. Vor dem Scharfblick haben sie Respect, sie gehen ihm, wo sie können,

gern aus dem Wege. Wenn es Pflicht ist, sie öffentlich zu entlarven, wird jedem der eigene gesunde Sinn sagen. Die unschädlichen lasse man laufen und nehme keine Notiz von ihnen, die gefährlichen warne man zuerst, dann aber trete man ihnen mit den geeignetsten Waffen entgegen. Aber sicher müssen die Waffen, und unumstößlich die Beweise gegen sie sein; denn mit Geschick wissen sie der Schlinge zu entkommen, die man über ihr Haupt wirft.

Ein Wort der Warnung für den Jüngling, in Betracht der Künstler, besonders der Schauspieler, nämlich derjenigen von gemeiner Art. Es ist ziemlich bekannt, daß der vertraute Umgang mit den mehrsten derselben, von Seiten ihrer Kenntnisse, ihres sittlichen Lebens und ihrer ökonomischen Umstände, für Kopf, Herz und Geldbeutel nicht sehr vortheilhaft sein könne; allein noch in andern Rücksichten ist hier Vorsicht zu empfehlen. — Wenn man weiß, daß der Verfasser selbst ein Verehrer der Kunst ist, so wird man ihm wohl nicht Schuld geben, daß es aus Vorurtheil oder Kälte geschehe, wenn er dem Jünglinge räth, mäßig im Genuß der schönen Künste, mäßig im Genuß des Umgangs mit den gefälligen Musen und deren Priestern zu sein. Musik, Poesie, Schauspielkunst, Tanz und Malerei wirken freilich wohlthätig auf das Herz, sie machen es weich und empfänglich für manche edle Gefühle: sie erheben und bereichern die Phantasie, schärfen den Witz, erwecken Fröhlichkeit und Laune, mildern die Sitten und befördern die geselligen Tugenden. Allein eben diese herrlichen Wirkungen können, wenn sie übertrieben werden, mannigfaltiges Elend veranlassen. Ein zu weiches, weibisches, bei wahren und eingebildeten, eignen und fremden Leiden sogleich in Aufruhr gerathendes Gemüth, ist wahrlich ein trauriges Geschenk.

Ein Herz, das empfänglich für jeden Eindruck, wie ein Rohr von mannigfaltigen Leidenschaften hin und her bewegt, jeden Augenblick von andern sich durchkreuzenden Empfindungen hingerissen wird; ein Nerven-System auf welchem jeder Betrüger, der nur den rechten Ton zu treffen weiß, nach Gefallen spielen kann: — das Alles wird uns da, wo es auf Festigkeit, unerschütterlichen Muth, auf Ausdauer und Beharrlichkeit ankömmt, sehr zur Last. Eine zu warme, zu hoch fliegende Phantasie, die allen unsern geistigen Anstrengungen einen romanhaften Schwung giebt, und uns in eine Ideen-Welt versetzt, kann uns in der wirklichen Welt theils sehr unglücklich, theils zu gänzlich unbrauchbaren Menschen machen. Sie spannt uns zu Erwartungen, erregt Forderungen, die wir nicht befriedigen können, und erfüllt uns mit Ekel gegen Alles, was den Idealen nicht entspricht, nach welchen wir in der Bezauberung wie nach Schatten greifen. Ein üppiger Witz, eine schalkhafte Laune, die nicht unter der Vormundschaft einer keuschen Vernunft stehen, können nicht nur leicht auf Kosten des Herzens ausarten, sondern würdigen uns auch herab, verleiten zu Spielwerken, so daß wir statt der höhern Weisheit und nüchternen Wahrheit nachzustreben, und unsere Denkkraft auf wahrhaftig nützliche Gegenstände zu verwenden, nur den Genuß des Augenblicks suchen, und statt mitten durch die Vorurtheile hindurch, in das Wesen der Dinge einzudringen, uns bei den glänzenden Außenseiten verweilen. Fröhlichkeit kann in Zügellosigkeit, in Streben nach immerwährenden Taumel übergehen. Milde Sitten verwandeln sich nicht selten in Weichlichkeit in übertriebene Geschmeidigkeit, in niedere, unverantwortliche Gefälligkeit, die alles Gepräge vom männlichen Charakter abschleifen; und ein Leben, das blos den geselligen Freuden und dem sinnlichen Vergnügen gewidmet ist, verleidet uns jede

ernsthafte Beschäftigung, und entreißt uns den edlen und dauernden Genuß, der durch Ueberwindung großer Schwierigkeiten und durch anhaltende Anstrengung gewiß nicht zu theuer erkauft werden muß; es macht uns die für Geist und Herz so wohlthätige Einsamkeit unerträglich, raubt uns die glückselige Empfänglichkeit für ein stilles, häusliches, den Familien- und bürgerlichen Pflichten gewidmetes Dasein — mit einem Worte: wer sich gänzlich den schönen Künsten widmet, und mit den Priestern ihrer Gottheiten sein ganzes Leben verschwelgt, der läuft Gefahr, sein wahres, dauerhaftes Wohl zu verscherzen, und seinem Leben jeden Werth und jede Würze, seinem Bewußtsein jede Seligkeit, seinem Lebensmuthe jede Nahrung zu entreißen und in den spätern Jahren des Lebens im Ueberdruß zu verschmachten. Alles was ich hier gesagt habe, trifft vorzüglich bei dem Theater und bei dem Umgange mit Schauspielern ein. Wenn unsere Schauspiele das wären, wofür man sie so gern ausgeben mag, eine Schule der Sitten, wo uns auf eine gefällige und treffende Weise unsere Verirrungen und Thorheiten dargestellt und an das Herz gelegt würden; ja, dann könnte es rathsam sein, die Bühne oft zu besuchen, und den Umgang mit Männern zu wählen, welche man als Wohlthäter ihres Zeitaltern ansehen müßte.

Man darf aber nicht das Theater nach demjenigen beurtheilen, was es sein könnte, sondern nach dem, was es ist. Wenn in unsern Lustspielen die komischen Züge der Narrheit so übertrieben geschildert sind, daß Niemand das Bild seiner eigenen Schwachheiten darin erkennt, wenn romanhafte Liebe darin begünstigt wird, wenn junge Phantasten und verliebte Mädchen daraus lernen, wie man die alten, vernünftigen Väter und Mütter betrügen und überlisten soll, die zur ehelichen Glückseligkeit ein wenig mehr als eine gebildete Sym-

pathie und vorübergehenden Liebesrausch fordern; wenn in unsern Schauspielen der Leichtsinn in gefälligem Gewande erscheint, vornehmes Laster in Glanz und Hoheit auftritt, und durch einen Anstrich von Größe und Kraft, Bewunderung erzwingt, wenn im Trauerspiel unser Auge mit dem Anblick der ärgsten Gräuel vertraut, wenn unsere Einbildungskraft an Erwartung wunderbarer, feenmäßiger Entwickelungen und Auflösungen gewöhnt wird, wenn man uns in den Opern dahin bringt, auf alle Täuschung Verzicht zu leisten, und Vernunft und Geschmack unter den Glauben an die Göttlichkeit der Tonkunst gefangen zu nehmen, wenn der elendste Fratzenschneider, die ungeschickteste Dirne, in sofern sie Anhang unter dem Volke haben, allgemeine Bewunderung einärnten; wenn endlich, um alle diese nichtigen Zwecke zu erlangen, unsere Theater-Dichter sich über Wahrscheinlichkeit, ächte Natur, weise Kunst und Anordnung hinwegsetzen, und sich folglich der Zuschauer in dem Falle befindet, im Schauspielhause keine Nahrung für den Geist, sondern nur Zeitverkürzung und sinnlichen Genuß zu suchen: — wer wird sich's da nicht zur Pflicht machen, Jünglingen und Mädchen den sparsamsten Genuß dieser Vergnügungen zu empfehlen! Und nun was die Schauspieler betrifft: ihr Stand hat sehr viel Lockendes: Freiheit, Unabhängigkeit von dem Zwange des bürgerlichen Lebens, gute Bezahlung, Beifall, Vorliebe des Publikums, Genuß und die schöne Gelegenheit, einem glänzenden Publikum Talente zu zeigen, die sonst vielleicht auf immer versteckt geblieben wären, Schmeichelei, die Freuden der Tafel bei reichen und gastfreien Liebhabern der Kunst; viel Muße, Gelegenheit, Städte und Menschen kennen zu lernen: — das Alles kann wohl einen Jüngling, der mit einer unangenehmen Lage, oder mit einem zerrütteten Gemüthe, mit übel geord-

neten Leidenschaften und Begierden kämpft, in Versuchung führen, diesen Stand zu wählen, besonders, wenn er in vertrauten Umgang mit Schauspielern und Schauspielerinnen geräth. Aber nun die Sache näher betrachtet! Was für Menschen sind gewöhnlich diese Theater-Helden und Heldinnen? Leute ohne Sitten, ohne Erziehung, ohne Grundsätze, ohne Kenntnisse; Abenteurer, Menschen aus den niedrigsten Ständen, freche Buhlerinnen; mit diesen lebt man, wenn man sich demselben Stande gewidmet hat, in täglicher Gemeinschaft. Es ist schwer, da nicht mit dem Strome fortgerissen zu werden, nicht zu Grunde zu gehen. Eifersucht, Feindschaft und Kabale vollenden dies glänzende Elend, und da diese Künstler fast ganz außer dem Staate leben, so fällt bei ihnen ein starker Beweggrund zum Gutsein weg, nämlich die Rücksicht auf ihren Ruf unter den Mitbürgern. Kommt noch etwa die Verachtung, mit welcher freilich unbilligerweise manche ernsthafte Leute auf sie herabsehen hinzu, so wird das Herz erbittert und verhärtet.

Die tägliche Abwechselung von Rollen benimmt dem Charakter alle Eigenthümlichkeit und Festigkeit; man wird zuletzt aus Gewohnheit, was man so oft vorstellen muß; man darf dabei nicht Rücksicht auf seine Gemüthsstimmung nehmen, muß oft den Spaßmacher spielen, wenn das Herz trauert, und umgekehrt. Dies leitet zur Verstellung. Das Publikum wird des Mannes und seines Spiels überdrüßig; seine Manier gefällt nicht mehr nach zehn Jahren; leicht gewonnenes Geld geht eben so leicht wieder fort, — und so ist denn ein armseliges, dürftiges, kränkliches Alter nicht selten der letzte Auftritt des Schauspieler-Lebens.

Wer Schauspieler und Tonkünstler unter seiner Aufsicht und Leitung hat, dem rathe ich, sich gleich anfangs auf einen ernsten und gemessenen Fuß mit

ihnen zu setzen, wenn er nicht von ihrem Eigensinne und ihren Grillen abhängen will. Die Hauptpunkte, worauf es dabei ankommt, sind: ihnen zu zeigen, daß man dem Geschäfte gewachsen sei, daß man einen Künstler zu beurtheilen und zurechtzuweisen verstehe, sie an Pünktlichkeit und Ordnung zu gewöhnen, und bei der ersten Uebertretung, Naseweisigkeit oder Zügellosigkeit, Strenge fühlen zu lassen, sie übrigens aber nach Verhältniß der Talente und der sittlichen Aufführung eines Jeden, mit Höflichkeit und Auszeichnung zu behandeln, ohne sich je gemein mit ihnen zu machen. Ermuntere durch bescheidenes Lob, aber schmeichle nicht, erhebe nicht zur Ungebühr den jungen, angehenden Künstler. Durch gar zu freigebiges Lob ist schon Mancher auf immer verdorben worden. Das übertriebene Beklatschen und Lobpreisen macht sie schwindlich, aufgeblasen, hochmüthig. Sie beeifern sich dann nicht weiter der Vollkommenheit nachzustreben und hören auf, ein Publikum zu achten, das so leicht zu befriedigen scheint. Leider aber zwingt uns der Zustand unserer Literatur, alles zu loben, was nicht offenbar Unsinn ist, weil in dem Fache der Wissenschaften so selten was unter uns erscheint, was sich über das Mittelmäßige erhebt, oder im Pulte des Verfassers seine volle Reife erlangt hat.

Laß dich dadurch nicht verderben, junger Mann von Talenten! Bewahre auch dein Herz vor Eifersucht. Laß fremdem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren. Suche immer die Gesellschaft solcher Männer, durch deren Umgang du zum Vortheile deiner Kunst weiser und besser werden kannst, nicht aber den Schwarm niedriger Schmeichler oder blinder Enthusiasten.

So wenig Vortheil der vertrauliche Umgang mit Künstlern von gemeinem Schlage gewährt, so lehrreich und unterhaltend ist der Umgang mit Männern,

die philosophischen Geist, Gelehrsamkeit und Witz mit Kunst und Talent verbinden. Es ist ein Glück, an der Seite eines ersten Künstlers zu leben, dessen Geist durch Kenntnisse gebildet, dessen Blick durch Studium der Natur und der Menschen geschärft, bei dem durch die milden Einwirkungen der Musen, das Herz zur Liebe, Freundschaft und Wohlwollen gestimmt und die Sitten geläutert und veredelt sind.

Seine freundliche Beredsamkeit ist aufheiternd und belebend, sein Umgang sühnt mit der Welt und ihren Beschwerden aus, gewährt Erhebung von verdrießlichen, mühsamen und trocknen Berufsgeschäften, und giebt demjenigen neue Federkraft, der durch lange Anstrengung abgespannt ist, erhöht die mäßigste Kost zu einem Göttermale, unsere Hütte zu einem Heiligthume, unsern Herd zu einem Altare der Musen.

Man pflegt viel zum Lobe gesellschaftlicher Bühnen und ihres wohlthätigen Einflußes auf die Bildung junger Leute zu sagen. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier Alles auseinandersetzen, was sich für und gegen die Sache sagen läßt, und was ich selbst vielfach darüber zu beobachten und zu erfahren Gelegenheit gehabt habe. Hier nur so viel: Ein großer Theil dessen, was über das Theaterwesen überhaupt in diesem Kapitel gesagt worden ist, ist auch auf gesellschaftliche Bühnen anwendbar. Welche besondere Vorsicht aber noch bei der Wahl der Stücke und der Rollen-Vertheilung zu beobachten ist, wenn gesittete, junge Leute Schauspiele aufführen sollten, das fällt leicht in die Augen. Allein ich würde den Eltern noch außerdem vorzüglich eine weise Rücksicht auf das Alter, auf die Gemüthsart, auf die Temperamente ihrer Kinder, auf den Grad der Ausbildung und Bestimmtheit des Charakters, den sie schon erlangt oder nicht erlangt hätten, dringend empfehlen, wenn ich um Rath gefragt würde.

Aehnlich wie mit Künstlern gestaltet sich der Umgang mit Gelehrten, Dichtern und Schriftstellern. Es sollte, wie überhaupt im Umgange mit Menschen, auch bei diesen mehr auf den Charakter, als auf den Stand Rücksicht genommen werden, auf die Art, wie er sich in der Gesellschaft einführt und benimmt, und auf die Ansprüche, welche er macht. Auch hier wollen wir einige der Regeln, welche Knigge hierüber ertheilt, anführen. Beurtheile nicht den moralischen Charakter des Gelehrten nach dem Inhalte seiner Schriften. Auf dem Papiere steht der Mann oft ganz anders, als in Natur. Auch ist das nicht so übel zu nehmen. Am Schreibtische, wo man die ruhigste Gemüthsverfassung wählen kann, wenn keine stürmischen Leidenschaften unsern Geist aus seiner Fassung bringen: da lassen sich herrliche Vorschriften geben, die nachher in der wirklichen Welt, wo Reizung, Ueberraschung und Verführung von Seiten der berüchtigten drei geistlichen Feinde uns hin- und hertreiben, nicht so leicht zu befolgen sind. Also soll man freilich den Mann, der Tugend predigt, darum nicht immer für ein Muster von Tugend halten, sondern auch bedenken, daß er ein Mensch bleibt, ihm wenigstens dafür danken, daß er vor Fehlern warnt, wenn er selbst auch nicht stark genug ist, diese Fehler zu vermeiden, und es würde unbillig sein, ihn deswegen für einen Heuchler zu halten (obgleich es deswegen eben so unbillig wäre, ohne Beweis vorauszusetzen, er thue das Gegentheil von dem, was er lehrt, oder man müsse seine Worte anders auslegen, als sie lauten). Von der andern Seite soll man auch nicht die Grundsätze, die ein Schriftsteller den Personen seiner eigenen Schöpfung in den Mund legt, als seine eigenen ansehen, noch einen Mann deswegen für einen Bösewicht, oder Faun, oder Menschenfresser halten, weil seine üppige Phantasie sein feuriges Blut ihn verleitet, irgend

einen boshaften Charakter von einer glänzenden Seite darzustellen, oder eine wollüstige Scene mit lebhaften Farben zu schildern, oder mit Bitterkeit über Thorheiten zu spotten. Er thäte wohl besser, wenn er das unterließe, aber er ist darum noch kein schlechter Mann, und so wie man bei hungrigem Magen Götter-Mahlzeiten schildern kann, so kenne ich Dichter, die den Wein und die sinnliche Liebe mit allem Feuer besingen, und dennoch die mäßigsten, keuschesten Menschen sind, kenne Schriftsteller, die Gräuel von Schandthaten mit der treffendsten Wahrheit dargestellt haben, und dennoch Rechtschaffenheit und Sanftmuth in ihren Handlungen zeigen, kenne endlich Satyriker, voll Menschenliebe und Wohlwollen.

Haben die Gelehrten weniger Vorurtheile, als andere Menschen; so hängen sie dagegen um desto fester an denjenigen, welche ihnen einmal eigen sind. Man muß daher sehr behutsam mit ihnen umgehen. Nichts wird leichter gekränkt, als die Eitelkeit eines Gelehrten. Man muß sogar alle Zweideutigkeiten in den Lobeserhebungen vermeiden, die man an sie ausspendet.

Die mehrsten Schriftsteller verzeihen es uns leichter, wenn wir ihren sittlichen Charakter, als wenn wir ihren Ruf in der gelehrten Welt antasten. Willst da daher in Frieden leben, so sei vorsichtig in Beurtheilung ihrer Produkte! Selbst dann, wenn sie dich um deine Meinung darüber fragen, so hast du dies kläglich und demüthiglich so auszulegen, als bäten sie dich um einen Lobspruch und eine Schmeichelei. Der Fall ausgenommen, wenn Freundschaft dich zu völliger Offenherzigkeit verpflichtet, rathe ich wohlmeinend da, wo du nicht ohne Niederträchtigkeit loben kannst, wenigstens etwas zu sagen, was die beleidigte Eitelkeit nicht als einen Tadel auslegen kann.

Wir geben hier der Vollständigkeit wegen noch ei-

nige allgemeine Regeln, die sich auf die Umgangssprache beziehen, und die man überall, in welche Gesellschaft man auch kommen mag, beherzigen möge.

Menschen von lebhafter Gemüthsart werden der Gesellschaft leicht durch den Ungestüm, mit welchem sie widersprechen, oder ihre Meinung vertheidigen, beschwerlich. Der Umgang fordert einen gewissen Gleichmuth, und die Selbstverleugnung, welche jeden Ausbruch der Leidenschaft zurückzudrängen, und eigensinnigen Widerspruch zu ertragen weiß.

Ein großes Talent, welches durch Studium der Sprache und Achtsamkeit auf sich selbst erlangt werden kann, ist die Kunst, sich bestimmt, fein, richtig, körnigt auszudrücken, lebhaft im Vortrage zu sein, sich dabei nach den Fähigkeiten der Menschen zu richten, mit denen man redet; sie nicht zu ermüden, gut und launigt zu erzählen, nicht über seine eigenen Einfälle zu lachen; nach den Umständen trocken oder lustig, ernsthaft oder komisch seinen Gegenstand darzustellen, und mit natürlichen Farben zu malen. Dabei muß ein guter Gesellschafter sein Aeußeres studiren und besonders sein Mienenspiel in seiner Gewalt haben, sich vor Verzerrungen zu hüten, und sein Lachen zu mäßigen wissen. Der Anstand und die Gebehrdensprache sollen edel sein; man soll nicht bei unbedeutenden, affectlosen Unterredungen, wie Personen aus der niedrigsten Volksklasse, mit Kopf, Armen und andern Gliedern herumfahren und um sich schlagen; man soll den Leuten gerade, aber bescheiden und sanft, ins Gesicht sehen, sie nicht bei Aermeln, Knöpfen und dergleichen zupfen. Kurz, Alles was eine feine Erziehung, was Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf Andere verräth, das gehört nothwendig dazu, den Umgang angenehm zu machen, und es ist wichtig, sich in solchen Dingen nichts nachzusehn, sondern jede kleine Regel des Wohlstandes, selbst in dem Cirkel

seiner Familie, zu beobachten, um sich das zur andern Natur zu machen, wogegen diejenigen so oft fehlen, welche nie erwägen, daß es Pflichten gegen die Gesellschaft giebt, und sich daher Alles erlauben, was ihnen gemächlich ist. Kaum scheint es nöthig, hier noch zu bemerken, daß man so wenig als möglich in einer Gesellschaft den Leuten den Rücken zukehren, in Titeln und Namen sich vor Verwechselung hüten; daß man bei Personen, die es mit den Höflichkeitsbezeigungen genau nehmen, den Vornehmern immer auf der rechten Seite, oder wenn Drei beisammen sind, in der Mitte gehen lasse; daß man Dem, mit welchem man spricht, frei und offen, doch nicht starr und frech, in das Gesicht schauen, seine Stimme in seiner Gewalt haben, nicht schreien und doch verständlich reden, in seinem Gange Anstand beobachten, nicht aller Orten das große Wort führen solle, daß man, wenn man ein Frauenzimmer führt, mit ihr, um sie nicht zu stoßen, gleichen Schritt halten, und mit demselben Fuße, wie sie, antreten, ihr auch zuweilen seine linke Hand reichen müsse, wenn sie an der rechten Seite nicht so bequem gehen würde; daß man auf steilen Treppen im Hinuntersteigen die Frauenzimmer vorausgehen, im Hinaufsteigen aber sie folgen lassen müsse; daß, wenn man uns nicht versteht, und wir voraussehen, daß eine genauere Erklärung nichts helfen würde, oder der Gegenstand von so geringer Wichtigkeit ist, daß er keinen großen Aufwand von Worten verdient, wir dann die ganze Sache fallen lassen müssen; daß vornehme Leute, wenn sie nicht über Vorurtheile hinaus sind, es übel nehmen, wenn ein Geringer von sich und ihnen in Gemeinschaft spricht, (z. B. „Als wir gestern zusammen spazieren gingen." „Wir haben im gestrigen Spiele gewonnen, und unsere Gegner verloren") und, daß sie verlaugen, man solle thun, als seien sie allein in der

Welt des Nennens werth: „Ihro Excellenz, Ihro Gnaden haben gewonnen;“ (höchstens möchte man hinzusetzen: „mit mir“); daß man die Leute nicht zehnmal wieder zurückrufe, ihnen noch hundert Dinge zu sagen und nachzuschreien habe, wenn sie im Zimmer oder auf der Gasse von uns gehen, schon die Thür in der Hand, schon Abschied genommen haben; daß es eine unartige Gewohnheit sei, immer etwas zwischen den Fingern oder im Munde zu führen, das man zerdrückt oder spielend vernichtet, es sei brauchbar oder nicht, gehöre uns oder Andern; daß man erst um Erlaubniß fragen müsse, wenn man in Gegenwart fremder Personen Briefe lesen, oder andere Geschäfte von der Art treiben will; daß es anständig sei, wenn man jemand im Vorbeigehen grüßen will, den Hut auf der Seite abzuziehen, wo der Fremde nicht geht, damit man ihn nicht damit berühre, und sein Gesicht nicht vor ihm verberge; daß man jemand etwas darreicht, es, in sofern dies zu ändern steht, nicht mit der bloßen Hand hingeben müsse; daß es sich nicht schicke, in Gesellschaften in's Ohr zu flüstern, bei Tafel krumm zu sitzen, unanständige Gebehrden zu machen, noch zu leiden, daß ein Frauenzimmer, oder jemand, der vornehmer ist als wir, von einer Speise, die vor uns steht, vorlege; daß es unartig sei, in Gesellschaften jemandem einen unschuldigen Spaß zu verderben, z. B. wenn er Kartenkünste zeigt, seine Kunst zu enthüllen. Leuten von gewissem Stande und einer nicht ganz gemeinen Erziehung ist das in der ersten Jugend schon eingeprägt worden; nur erinnere ich, daß diese kleinen Dinge in mancher Leute Augen große Dinge sind, und daß oft unsere zeitliche Wohlfahrt in solcher Leute Händen ist.

Eine der Hauptregeln beim Umgange mit Menschen ist Gegenwart des Geistes und Kaltblütigkeit zu behaupten, wenn wir selbst oder Andere

in Gefahr schweben. Ein rascher Entschluß kann oft allein die Rettung bewirken. Ohne viel zu schwatzen drängt die Zeit zum Handeln, ein weicher verzärtelter Mensch wird zwar ungern zugreifen, wo er sonst zurückschaudert z. B. bei einem Unglücksfall, wobei Blut fließt, aber er bekämpfe sein Gefühl und habe nur die Rettung vor Augen. Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart wird überall erfordert, wo ein unvermutheter Zufall eintritt: ein Naturereigniß, eine Wassernoth, eine Feuersbrunst, der Einsturz eines Hauses, ein nächtlicher Ueberfall durch Feinde oder Räuber. Ein verschlossener kaltblütiger Mann vermag mehr als zehn Furchtsame. Schon oft ist es vorgekommen, daß ein des Schwimmens ganz Unkundiger einen im Wasser Verunglückten gerettet hat, während mehrere tüchtige Schwimmer rathlos am Ufer standen und verzweifelten. Geistesgegegenwart wird aber sehr oft auch im gewöhnlichen Gespräch erfordert. Eine unerwartete Wendung der der Gedanken, ein plötzliches Anreden, eine Frage, auf welche man nicht vorbereitet war, kann jemanden so aus der Fassung bringen, daß er keine Antwort zu geben vermag; es ist daher nöthig, wo man sich einmal befindet und womit man sich beschäftigt, alle geistigen Kräfte zusammen zu halten und nicht zerstreut seine Gedanken in die Ferne zu senden. Dies gilt namentlich für feinere Gesellschaften, in denen sich die Gespräche um Gegenstände von wichtigem Interesse drehen, oder wo Leute von Kopf und Geist versammelt sind.

Einen gewissen Grad von Geistesgegenwart erfordert auch die erste Rede vor einer großen Versammlung, das erste Erscheinen auf der Bühne, die erste Predigt, die erste Audienz bei einem Fürsten oder Großen. Sehr vielen geht es bei solchen Gelegenheiten schlimm genug. Sie vergessen Alles, worauf sie sich ganz sorgfältig vorbereitet hatten, kein Ge-

danke ist ihnen gegenwärtig, sie sind einer Ohnmacht nahe, Alles dreht sich im Kreise um sie, sie erkennen keinen von denen, die vor ihnen sitzen und stehen und nicht Alle vermögen es sich nach und nach zu fassen, viele behalten eine Aengstlichkeit für ihr ganzes Leben bei. So kennt Schreiber dieses, Schauspieler, die schon zwanzig Jahre auf der Bühne sind und die jedesmal von einem heftigen Zittern befallen werden, sobald sie hinter der Coulisse hervor auf die Scene treten müssen. Man darf daher den Eltern und Erziehern rathen, den Kindern schon Gelegenheit zu geben, wo sie ihre Geistesgegenwart üben und erproben können. Dies wird in heutiger Zeit um so nöthiger, je mehr unser ganzes Leben, das politische und richterliche eingeschlossen, nach der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit hinstrebt und der Abgeordnete in der Kammer, der Präsident, der Regierungscommissarius, der Richter, der Advokat ꝛc. jeden Augenblick bereit sein muß, auf unvorhergesehene Fragen Rede zu stehen, Auskunft zu geben, seine angefochtene Meinung zu vertheidigen oder die des Interpellanten schlagend zu widerlegen. Hoffentlich wird auf diese zukünftige Bestimmmung unserer Staatsmänner auch beim Schulunterricht gebührende Rücksicht genommen werden, damit sie später nicht ganz fremd auf diesem Gebiete sind.

Wir kommen nun zum letzten Abschnitt unsrer Abhandlung zu dem Umgange der Menschen mit den Thieren. Es versteht sich von selbst, daß hier das Wort Umgang nicht in der Bedeutung der Geselligkeit gebraucht ist, sondern in der Bedeutung von Behandlung. Es giebt freilich Fälle, wo zwischen Herr und Thier eine Art freundschaftlicher Genossenschaft statt findet und die Anhänglichkeit des Einen an den Andern, die über den Tod hinausreichende Treue an menschliche Verhältnisse erinnert und sich

fast zur Liebe, in ihrer Uebertreibung sogar bis zur Zärtlichkeit steigern kann. Im Ganzen sind diese jedoch nur als Ausnahme zu betrachten. Der Mensch geht mit dem Thiere um, indem er es weder zu Arbeiten benutzt, wie z. B. das Pferd, oder zum Vergnügen, oder zur Bewachung, oder zur Nahrung. — Die Behandlung eines Thieres, eines Geschöpfes, das keine freien vernünftigen Thätigkeit fähig ist und das nur durch Abrichtung einen gewissen Grad von Bildungsfähigkeit entwickelt, richtet sich zunächst nach dem Zwecke zu welchem es uns dienen soll. Die erste Pflicht, das erste Gebot ist in dem Ausspruche enthalten, der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes. Er erspart ihm jede Mißhandlung, jeden Schmerz, jede Qual; denn auch das Thier ist mit Sinnen und mit Organen der Empfindung begabt. Nur leichtsinnige und verwilderte Menschen haben ihre Lust an den Schmerzen eines lebenden Geschöpfes, oder an der Todesangst desselben. Aber die Barbarei früherer Jahrhunderte hat sich in mehreren Beziehungen auch auf unsere so cultivirte und wegen dieser Cultur so gerühmte Gegenwart vererbt. Was sind z. B. die Hetzjagden anders als solche durch die Sitte oder Unsitte der großen Welt sanctionirte Barbareien? Was sind die Parforceritte zur bloßen Lust der Pferdeliebhaber? Die englischen Großen unternehmen sie nicht aus Zwecken der Dressur ihrer Thiere, sondern zu ihrem Plaisir und zu ihrem Gewinn; denn sie veranstalten dabei Wetten um große Summen. Soll ich an die Stiergefechte in Spanien, an die Thierhetzen, die wir manchmal bei uns noch erleben, erinnern? Wenn die gemüthsrohen Römer dergleichen veranstalteten, so gaben sie damit einen Beweis ihrer sittlichen Verwilderung während der Kaiserzeit. Sie schonten ja selbst in ihren Gladiatoren- und Thierkämpfen der Menschen nicht, wie durfte

man Schonung für die Thiere von ihnen erwarten! Das Mittelalter hat bereits einen großen Theil dieser Barbareien abgeschafft und in neuerer Zeit haben sogar die Gesetzgebungen sich der wahrlosen Geschöpfe erbarmt und Strafen auf die Thierquälerei gesetzt. Nicht genug! Auch haben sich Gesellschaften zusammengethan, die einen Verein zum Besten der Thiere gebildet haben; denn nicht überall reicht das Gesetz aus, Vergehungen solcher Art gebührend zu bestrafen und die Befolgung seiner Vorschriften überwachen zu lassen. Das Beste hierzu muß die Erziehung der Jugend, die Erweckung des Mitgefühls in den Kinderherzen beitragen. Wer hätte nicht schon gesehen, daß Knaben sich ein Spielwerk daraus machen, Käfern die Beine auszureißen, Vögel anzubinden und sie dann fliegen zu lassen; Hunden den Schwanz einzuklemmen, Katzen Nußschalen an die Pfoten zu kleben und was dergleichen Abscheulichkeiten mehr sind.

Aus solchen grausamen Spielereien läßt sich ein eben nicht erfreulicher Schluß auf das Gemüth des Kindes ziehen und nicht streng genug sollte man gegen diese Zeichen der keimenden Brutalität einschreiten. Denn fast immer entwickelt sich aus solchen Keimen ein der menschlichen Gesellschaft gefährlicher Character. Läßt sich ein Mensch in späteren Jahren solche Grausamkeiten zu Schulden kommen, „wenn dieser, meint Knigge, doch einen Augenblick erwägen wollte, wie tief er sich dadurch herabwürdigt, daß er als das grausamste aller Raubthiere, mit kaltem Blute aus Muthwillen nur ein Geschöpf Gottes, das auch fühlen kann, langsam zu Tode martert und wie furchtbar die Strafe des ewigen Richters sein müsse, der in dem Winseln seines gemarterten Geschöpfes die freche Uebertretung des Gebotes vernimmt, das er den Menschen in's Herz geschrieben hat, wenn er sich doch überzeugen wollte, daß ein Thier eben so schmerzhaft

jede Mißhandlung und den barbarischen Mißbrauch größerer Stärke fühlt, wie wir und vielleicht noch lebhafter, da sein ganzes Dasein auf sinnlichen Empfindungen beruht, daß die Art seines Daseins vielleicht nur die niedrigste der Stufen ist, die es zu ersteigen hat, um auf der Leiter der Schöpfung da anzulangen, wo wir jetzt stehen und daß die Grausamkeit gegen vernunftlose Geschöpfe unmerklich und unausbleiblich zur Härte und Grausamkeit gegen unsere vernünftigen Nebengeschöpfe führt." Es ist schon schwer zu vertheidigen, wenn man Thiere in Kästen und Käfige sperrt und sie dadurch verhindert ihre natürlichen Kräfte anzuwenden und zu entwickeln, oder wenn man einem Vogel durch Kunst Melodieen beibringt, über denen er seinen Naturgesang vergessen würde.

Man kann auch leicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Während wir auf der einen Seite Hunde vor schwere Karren gespannt sehen, auf welchen sich zum Ueberfluß die Besitzer selbst noch bequem hinsetzen und sich von den schwachen Geschöpfen unter beständigen Mißhandlungen im scharfen Trabe fahren lassen, begegnen uns auf der andern Menschen, die einen wahren Abgott aus ihren Hündchen machen und an dasselbe so viel verschwenden, daß davon eine dürftige Familie leben könnte. Man findet solche Zärtlichkeiten besonders bei alten Jungfern, die nicht der Liebe zu Menschen fähig sind, bei Sonderlingen und überhaupt Karrikaturen der menschlichen Gesellschaft. Von ihnen kann hier nicht die Rede sein.

Mit dieser kurzen Betrachtung schließen wir die Betrachtungen über den Umgang in Beziehung auf das gesellige Zusammensein und wenden uns noch zu den übrigen Bedeutungen des Wortes.

Im Bergbau sagt man eine Grube ist oder steht

im Umgang, wenn dieselbe regelmäßig bebaut wird und hinlänglich mit Arbeitern versehen ist, so daß sie niemals still zu liegen braucht; im Hüttenwesen, bedeutet Umgang so viel wie Schicht, bei einem Weber so viel wie Schmitze ein solches Stück des Gewebes, fünf bis sechs Ellen lang, welches um den Scheerrahmen geht, (s. den Artikel Weber, unter W.): beim Riemer heißt Umgang ein breiter Riemen, dessen beide Enden an den Brustringen befestigt sind und der um das Hintertheil des Pferdes geht. Man bringt ihn deshalb an den Geschirren an, weil er in gebirgigen Gegenden beim bergabwärts fahren das Aufhalten des Wagens erleichtert. In der Bauwissenschaft nennt man Umgang einen Gang oder Corridor, welcher um das Gebäude herumgeführt worden ist.

Umgänglich nennt man einen Menschen, mit welchem es sich leicht umgehen läßt, der die gesellige Tugend besitzt, jedem, der sich ihm naht, den Umgang oder Verkehr angenehm und leicht zu machen. Ein solcher ist der Gegensatz eines abstoßenden Menschen.

Umgangssprache, auch Conversationssprache, die Sprache, welche im gewöhnlichen geselligen Zusammensein gesprochen wird, d. h. die Art zu reden, die Wahl der Worte, der leichte Fluß der Rede in ungezwungener Unterhaltung. Sie unterscheidet sich von der poetschen und dichterischen Sprache und von der des gemeinen Volks. Vergleiche, was hierüber unter Sprache, Th. 161, S. 404, gesagt worden ist.

Umgangstugend, bedeutet so viel, als gesellige Tugend; s. unter Umgang.

Umgangsweise, s. ebendaselbst.

Umgangswelt, der Kreis von Menschen, mit welchen man Umgang hat; auch wird dieses selten angewandte Wort für geselliges Leben überhaupt gebraucht.

Umgarnen, ein transitives Zeitwort, welches bedeutet:

mit Garn umziehen. Die Jäger brauchen dieses Wort, wenn sie ein Wild mit Garn umstellen, so daß es aus einem bestimmten Revier nicht herauskommen kann. Man sagt daher im bildlichen Sinne: jemanden umgarnen, ihn mit Netzen umstricken, so daß er der freien Bewegung beraubt ist, z. B. mit List, mit Verführungskünsten, mit Schmeicheleien u. dgl. jemanden umgarnen.

Umgeben, ein transitives Zeitwort, jemanden mit Etwas umgeben oder jemandem Etwas umgeben, z. B. jemanden mit Wundern umgeben, ihm allerhand Wunder vorspiegeln, oder Jemandem den Mantel, das Tuch ꝛc. umgeben.

Umgebung, ein Hauptwort von „umgeben" abgeleitet; es bedeutet diejenigen Dinge, welche um ein anderes herum in seiner Nähe sind, z. B. die Umgebungen einer Stadt, eines Dorfes, eines Sees, dafür hat der Franzose den Ausdruck environs; im Deutschen sagt man dafür auch Umgegend, auch Umkreis z. B. in der Umgebung von sechs Meilen. Umgebung heißt auch der Kreis von Personen, mit denen jemand in näherere Berührung zu kommen pflegt, mit denen er umgeht, die Einfluß auf ihn üben z. B. die Umgebung eines Fürsten, die ihm zunächst stehenden Personen, Günstlinge, Hofleute, Freunde, wenn er deren besitzt.

Umgegend, s. oben Umgebung.

Umgehänge, ein selten gebrauchtes Wort, ein Ding, ein Schmuck, eine Kette, ein Band, welches umgehängt wird.

Umgehbar, eine Sache, ein Gegenstand, um den man gehen, oder den man umgehen kann; s. umgehen.

Umgehen, ein intransitives Zeitwort in der Bedeutung sich um seine Achse bewegen also ebenso viel beinahe wie umdrehen, es kann auch für „herumgehen" gebraucht werden oder für „einen Umweg

machen," z. B. er ist sich eine Meile umgegangen. Es geht um ist der gewöhnliche Ausdruck für: es lassen sich Gespenster sehen, es spukt, es ist nicht richtig, nicht geheuer. Alles scheint mit einem umzugehen, sagt man, wenn einer vom Schwindel erfaßt wird, oder zur Bezeichnung des Zustandes, in welchem sich der befindet, der sich lange selbst im Kreise herumgedreht hat. Im Hüttenwesen heißt es: die Hütten gehen um, wenn sie alle im Gange sind, d. h. Beschäftigung haben. Das Jahr geht um, heißt so viel, als das Jahr verfließt. Mit etwas umgehen, bedeutet so viel als sich mit etwas beschäftigen: er weiß damit umzugehen, z. B. der Jäger weiß mit Hunden umzugehen, der Landmann mit Flachs, der Färber mit Wolle, er weiß sie zu behandeln den möglichsten Nutzen daraus zu ziehen; daher das Sprüchwort: mit was einer umgeht, das hängt ihm an. Aehnlich mit dieser Bedeutung ist der Ausdruck: mit jemandem umgehen, d. h. oft in seiner Gesellschaft sein; woher das Sprüchwort kommt: sage mir, mit wem du umgehst und ich will dir sagen, wer du bist, wodurch angedeutet wird, daß der Umgang mit diesem oder jenem Menschen großen Einfluß auf die Entwickelung des Characters, sei es zum Bösen oder Guten ausübt. Wer einen gewählten Umgang hat, von dem kann man voraussetzen, daß er über seine Pflichten gegen sich und gegen seine Nebenmenschen wohl im Klaren ist, daß er seine Stellung, in der er sich befindet, zu würdigen weiß und weder zu tief an Bildung und Gesittung unter ihm Stehende zu seinen Genossen wählt, noch sich in Gesellschaften eindrängt, die über seinen Bildungskreis hinausliegen. (S. Artikel Umgang.) Bildlich sagt man von einem Redner: er umgeht diese oder jene Materie, er vermeidet absichtlich dieselbe zu berühren, zu erwähnen, weil er vielleicht Anstoß zu erregen fürchtet, oder weil

er sich ihr nicht gewachsen fühlt und daher thut, als habe er sie zufällig vergessen. Mit jemanden gut, schlecht, freundlich, hart, nachsichtig umgehen, gehört ebenfalls zu der oben angeführten Bedeutung des Umganges mit den Menschen. Man hat dafür auch die Bezeichnung, behandeln, tractiren, letzteres aber nur im schlimmen Sinne. In der uneigentlichen Bedeutung heißt: mit etwas umgehen, sein Sinnen und Trachten auf etwas richten, etwas im Sinne, etwas vorhaben, z. B. er geht mit Mordgedanken um, er geht mit Ränken um, ist auf Ränke bedacht, in dieser Bedeutung braucht man, jedoch aber nicht zu empfehlen, auch die Construction auf etwas umgehen, es auszuführen suchen. Ebenfalls figürlich sagt man ein Gesetz umgehen, namentlich ein Verbot, d. h. es übertreten und doch den Schein des Rechts festzuhalten suchen, sich selber aber vor der Strafe zu sichern. Ich kann es nicht umgehen, dir zu sagen, will so viel heißen, als: ich kann es nicht vermeiden, ich kann nicht umhin. Aus der allgemeinen Bedeutung umgehen statt herumgehen, z. B. einen Garten eine Stadt ist die engere hervorgegangen, eine Flur umgehen, d. h. die Grenzen derselben werden umgangen, wenn sie von dazu beorderten Verschworenen rund umher besichtigt werden. Dafür sagt man an manchen Orten auch untergehen. Aus dieser Bedeutung läßt sich auch die Bezeichnung Umgänger für Feldhüter ableiten. In der Kriegswissenschaft nennt man den Feind umgehen, ein Manoeuvre, wodurch man einen Flügel der friedlichen Armee in beiden Flanken meist unvermuthet angreift. Es wird gewöhnlich in aller Stille und wo möglich in der Nacht, oder wenn das Terrain günstig ist und die Bewegung von dem Feinde wegen vorliegender Hügel oder Waldungen nicht bemerkt werden kann, auch am Tage, ein Corps detachirt, welches an dem äußersten Flügel vorbei und

dem Feinde in den Rücken zu kommen versuchen muß. Von der geschickten Ausführung eines solchen Manoeuvers hängt in vielen Fällen das Schicksal einer Schlacht ab, besonders dann, wenn der Gegner nicht die gehörige Vorsicht gebraucht hat, der Ueberflügelung vorzubeugen, oder wenn diese schon ausgeführt ist, ihr mit gehöriger Kraft zu begegnen. Geschieht dies nicht, so wird der feindliche Flügel von zwei Seiten angegriffen, so daß also die Kräfte sich theilen müssen, und in der Regel durch einen geschickten Angriff die ganze Linie gebrochen wird, dadurch können die geschicktesten Dispositionen eines Feldherrn vereitelt werden. Wenn er z. B. für den Fall überlegener Streitkräfte des Gegners die umsichtigsten Anordnungen in Betreff eines etwaigen Rückzuges getroffen hat, und die Richtung, nach welcher ein solcher geschehen soll, so wie die Straße, auf welcher die Truppen marschieren, bestimmt hat, so kann es sich ereignen, daß durch die Umgehung eines Flügels, die Straße gesperrt und der Rückzug unmöglich gemacht wird. Die Folgen davon sind in der Regel statt eines Rückzugs, eine unordentliche Flucht, durch welche die Basis der ganzen Operation leicht verloren geht. Beispiele solcher Art finden wir in der älteren und neueren Kriegsgeschichte in Menge, Unkunde des Terrains ist es vorzüglich, welche solch eine Umgehung möglich macht. Ein tüchtiger Feldherr wird die Flügel seiner Armee durch Anlehnen an feste Punkte, die nicht leicht zu umgehen sind, zu decken suchen, oder wenn das Schlachtfeld eine weite Ebene ist, die Vorposten oder Vedetten, so weit vorschieben, daß er von jeder Bewegung der Feinde rechtzeitig benachrichtigt werden kann.

Man darf sich nicht begnügen, eine kurze Strecke seitab der Flanken Patrouillen auszusenden, sondern so weit oder weiter, als es gestattet ist, das Terrain zu

beobachten, namentlich nach den Punkten, welche hochliegend eine weitere Um- und Aussicht gewähren, oder dahin wo das Terrain eine feindliche Bewegung, welche heimlich ausgeführt werden soll, begünstigt. Sehr zu rathen ist es auch für unvorhergesehene Fälle ein Corps in Reserve zu halten und nicht alle Truppen in die Angriffslinie zu stellen, damit das Corps sogleich zur Abwehr der feindlichen Macht, welche sich in den Rücken der Schlachtordnung geschlichen haben könnte, zu verwenden. Man wird dann wohl thun, das Reservecorps mit dem feindlichen Detaschement eine besondere Schlacht liefern zu lassen, um seine disponiblen Kräfte des Haupttreffens nicht zu zersplittern. Denn es genügt in den meisten Fällen nicht, eine neue Flanke zu formiren und mit ihr dem umgehenden Corps Widerstand zu leisten, besonders dann nicht, wenn es etwas stark ist. Wenn ein solcher Fall eintritt und nicht mehr zu verhüten gewesen ist, so ist es Hauptsache für den Commandeur der Schlacht, sich sogleich von der Stärke oder Schwäche des Corps zu überzeugen; denn oft ist es nur eine List des Feindes, welcher gar nicht so viel Truppen entbehren kann, als zu einem wirksamen Angriff gehören würden, ein kleines Detaschement abzusenden, in der Absicht die Gegner zu erschrecken und in ihren Bewegungen unsicher zu machen. Wollte man um einer so geringen Anzahl willen, seine Flanken entblößen, so würde der Feind dadurch in seiner Hauptschlachtlinie das Uebergewicht gewinnen, während die eigenen Truppen unnöthig zersplittert sind und nicht den beabsichtigten Widerstand leisten können. Eines der merkwürdigsten Beispiele vom Umgehen einer Armee liefert uns Bülow in der Schlacht von Belle-Alliance. Er kam Napoleon, diesem sonst so scharfsichtigen Feldherrn so unvermuthet und in einer so unerwarteten Richtung, daß er das Corps der Preu-

ßen für das des Generals Grouchy hielt. Diese rechtzeitige Hülfe entschied das Schicksal des Tages und den Untergang Napoleons; denn die Engländer unter Wellington hätten sich unmöglich mehr lange halten können.

Umgehend, das Participium des vorher erklärten Wortes, welches meistentheils nur in der Bedeutung: „mit nächster Gelegenheit" gebraucht wird. Man sagt z. B. einen Brief mit umgehender Post senden.

Umgehendes Lehen, ein anderer Ausdruck für Majorat. S. den Artikel.

Umgeifern, ein transitives Zeitwort, rund um mit Geifer umgeben. Die Schlange umgeifert das Thier, welches sie verschlingen will. Auch bildlich wird das Wort wie begeifern gebraucht. Jemanden mit Lästerung begeifern.

Umgeld, auch Ungeld nennt man eine Abgabe von Lebensmitteln, namentlich von Getränken, die im Lande verbraucht werden; aus diesem Grunde heißt in den Ländern, wo dies Wort gangbar ist ein Umgelder derjenige, welcher die Steuer einkassirt, es bedeutet also so viel als Steuereinnehmer.

Umgestalten, Umgestaltung. Einer Sache eine andere Gestalt geben, als sie zuerst gehabt hat. Es wird in derselben Bedeutung wie Veränderung und verändern gebraucht, namentlich aber mit dem Nebenbegriff, daß die Veränderung nicht von innen heraus, sondern durch äußere Einwirkung vor sich gegangen ist. Man sagt die Umgestaltung der Dinge namentlich in Beziehung auf den Staat und dessen Verfassung, also ungefähr in demselben Sinne wie Reform.

Umgießen, ein transitives Zeitwort: etwas in eine andere Form gießen. Da in dem Artikel Gießen das neue Verfahren Messing zu gießen noch nicht beschrie-

ben werden konnte, so geben wir eine kurze Beschreibung desselben nach der Hartmann'schen Darstellung. — Es wird hier das Gießen des Messings (Gelbgießerei), des Tombaks (Rothgießerei) und des Argentans zusammengefaßt, weil diese drei Metallmischungen beim Gusse durchaus einerlei Behandlung unterliegen. Die einzigen Form-Materialien, welche hier gebraucht werden, sind Sand und Lehm. Der Sand ist in der Regel fetter (stark thonhaltiger) Sand, oder was in der Eisengießerei Masse genannt wird, und die Formen werden daher getrocknet. In magerem (nassem) Sande wird nur von einzelnen Gießern hin und wieder gegossen. Die Lehmformerei wird wegen ihrer größern Kostspieligkeit nicht häufig und nur dann angewendet, wenn bei größern Gegenständen, die ein einziges Mal abgegossen werden sollen, die Herstellung eines Modells sich nicht lohnen würde. Uebrigens kommen große Stücke in der Messinggießerei selten vor, weil man sie meistentheils eben so brauchbar, und stets mit großer Ersparniß, in Gußeisen ausführen kann: die Walzen zum Kattundrucke und die Stiefel zu Feuerspritzen sind fast die einzigen, welche angeführt werden können. Doch bestehen sehr oft einzelne Theile der Sandformen (insbesondere die Kerne bei hohlen Gegenständen) aus gebranntem Lehm.

Der Formsand muß fein und gut bindend sein; die losen Klumpen, in welchem er zum Theil gegraben wird, zerstößt man, worauf der Sand gesiebt und mit Kohle gemengt, zum Gebrauch aber mäßig angefeuchtet wird. Die Kohle ist gewöhnlich nicht Holzkohlenstaub, sondern Kienruß, welcher durch seine Fettigkeit und Lockerheit weniger die Bindkraft des Sandes beeinträchtiget. Zum Anfeuchten wählt man statt reinen Wassers lieber eine etwas klebrige Flüssigkeit,

z. B. schlechtes Bier, oder eine Mischung aus Wasser und braunen Zuckersyrup.

Die Modelle sind von Holz, besser aus einer Mischung aus Zinn und Blei, oder von Messing. Gegenstände, welche wegen ihrer Gestalt sich nicht im Ganzen gießen lassen, werden theilweise modellirt, geformt, gegossen, und dann zusammengelöthet.

Das Einformen stimmt im Wesentlichen mit der Kastenformerei für den Eisenguß überein: die Behältnisse für den Sand (Flaschen, Formflaschen, Gießflaschen) sind messingene, gußeiserne oder hölzerne, länglich viereckige Rahmen, meist von 1 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß Länge, $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Fuß Breite, 1 bis 3 Zoll Höhe und $\frac{1}{4}$ bis 1 Zoll Wandstärke, deren zwei gewöhnlich (drei nur in seltenen Fällen) auf einander gesetzt werden. Eiserne Hacken an den Außenseiten des einen Theils greifen in Ringe an dem andern Theile ein, und sichern die richtige Stellung und Verbindung beider. Damit die Sandmasse in der Flasche festhält, sind die Wände auf der innern Fläche ausgehöhlt. An einer schmalen Seite sind 1, 2 oder 3 Gußlöcher (zur Hälfte in jedem der beiden Theile) angebracht; von diesen Löchern aus werden Rinnen im Sande ausgeschnitten, welche nach den Formhöhlungen hinführen. Man formt nämlich, bei der geringen Größe der Gußstücke, fast immer mehrere derselben in einer Flasche. Sehr oft wird dann vom Gießloche aus eine Hauptrinne angelegt, von welcher seitwärts Zweige in die einzelnen Formen gehen. Hierbei ist zu bemerken, daß die Seitenzweige gegen das Gießloch zurück schräg laufen müssen, damit die dem Gießloche näher liegenden Formen nicht eher sich füllen, als bis die entfernten voll sind, um eine Zersplitterung des Messings und dadurch bewirkte zu schnelle Abkühlung desselben zu vermeiden. Das Eindrücken des Sandes in die Flasche geschieht theils durch

Stampfen mit einem Holze, theils durch Darrüberrollen einer Kanonenkugel. Das Zusammenkleben der beiden Sandmassen, welche in den zwei Theilen der Flasche enthalten sind, verhindert man durch dazwischen gestreuten Kohlenstaub. Die fertig geformten Flaschen werden, nachdem die Modelle herausgenommen sind, ebenfalls noch mit feinem Kohlenstaub ganz dünn bepudert; dann am Kohlenfeuer getrocknet, bis der Sand beim Kratzen mit dem Fingernagel rauscht; wieder zusammengesetzt und zwischen Brettern in eine Formpresse (einen hölzernen Rahmen mit zwei Schrauben oder einem Keile) gebracht, wo man sie fest zusammenspannt. Die Formpresse nimmt gewöhnlich mehrere Flaschen mit einem Male auf. Sie wird in geneigter Lage hingesetzt, so daß die Gußlöcher der Flaschen nach oben gekehrt sind, und das Eingießen geschieht unmittelbar aus dem Schmelztiegel. Das Schmelzen des Messings geschieht in einem Graphittiegel, der auf dem Roste eines gewöhnlichen gemauerten Windofens steht, und ganz mit Kohlen umgeben wird.

Das Messing zieht sich beim Festwerden und Erkalten bedeutend zusammen (schwindet stark); und wenn dünne Stellen an einem Gußstücke vorhanden sind, so können diese abreißen, wenn der Sand der Zusammenziehung Widerstand leistet. So z. B. reißt ein Ring an wenigstens einer Stelle seiner Peripherie; bei einem Rade mit dünnen Speichen reißt wenigstens eine dieser letztern an ihrer dünnsten Stelle, wenn man nicht schnell nach geschehenem Gusse und während das Stück noch glüht, die Flasche öffnet, und den Sand dort, wo er sich dem Zusammenziehen entgegensetzt (an der innern Peripherie des Ringes oder des Radkranzes) wegräumt. Der Anguß, Gießzapfen, Gießkopf (das durch Ausfüllung des Gießloches und der Gießrinne mit dem Gußstücke ver-

bundene Metall) wird nach dem Erkalten mit der Säge abgeschnitten. Die Messinggüsse müssen fast ohne Ausnahme durch Befeilen, Abdrehen ꝛc. noch weiter ausgearbeitet werden, da sie nie entweder eine platte Oberfläche und scharfe Kanten haben, oder auch nicht die reine gelbe (sondern ein angelaufene, matt röthliche) Farbe zeigen.

Der Lehmguß in Messing ist von dem Eisen nicht verschieden. Auch das Verfahren beim Formen und bei Vollendung der Formen für den Guß ist wie dort.

Soll Tafelmessing gefertigt werden, so ist das Verfahren folgendes: Man nimmt zuerst einen leeren Schmelztiegel, Gießer, durch die Krone mittelst der Zange glühend aus dem Ofen und stellt ihn in eine Vertiefung der Hüttensohle (Mundal), welche, um den Tiegel heiß zu erhalten, mit glühenden Kohlen gefüllt ist; in diesen wird nun der Inhalt von vier Tiegeln gegossen, der Rückstand mit dem großen Kaliol, einer eisernen Kratze, tilloul, ausgekratzt. So wie ein Tiegel geleert, wird er mit neuer Beschickung, wie erzählt, besetzt, in den Brennofen zurückgetragen, und ein anderer mit geschmolzenem Messing gefüllter, eben so entleert ꝛc. Sind nun vier Tiegel in den Gießer entleert, so wird er mit einem stumpfen Besen abgekehrt, der Inhalt mit dem großen Kaliol einigemal umgerührt, damit die fremden leichtern Materien aufsteigen können, und die Masse selbst auch homogener werde, die Oberfläche mit dem kleinen Kaliol abgeschäumt, der Abzug, écume, zur Seite geworfen, aus welchem durch Pochen uod Waschen das enthaltene Messing gewonnen wird, der Gießer mit der Gießzange gefaßt, nach der Form getragen, und in dieselbe entleert.

Die Form zum Guß von Tafelmessing besteht aus zweien übereinander liegenden Granitplatten a, a, Figur 9374 und 9375; sie haben $5\frac{3}{4}$ Fuß Länge,

3 Fuß Breite, 1 Fuß Höhe, sind zur größern Sicherheit mit eisernen Bändern b, b umlegt, welche 2 Zoll breit, $1\frac{1}{2}$ Zoll stark, an den vier Ecken mit Schraubenbolzen und Muttern zusammengezogen sind. Die Form ruht auf einer Welle von Eichenholz c, von $3\frac{2}{3}$ Fuß Länge, $2\frac{1}{6}$ Fuß Breite und $1\frac{1}{4}$ Fuß Höhe, welche an beiden Enden mit Zapfen auf Lagehölzern aufliegt, die unter der Hüttensohle d, d in der Gießgrube e, e sich befinden, welche $6\frac{3}{4}$ Fuß Länge, $5\frac{1}{2}$ Fuß Breite und 2 Fuß Tiefe hat, und ausgemauert ist. Auf den beiden langen Seitenwänden der Grube sind die Lagerhölzer gestreckt, welche die Wellzapfen tragen; letztere sind 10 Zoll lang, 18 Zoll breit und 15 Zoll hoch, an der Hinterkante etwas abgerundet, um das Gußgestell etwas gegen den Horizont neigen zu können. Auf der Welle sind zwei Arme von Kreuzholz f aufgekämmt, auf welchen die untere Platte frei aufliegt, aber so, daß sie nach hinten zu etwas mehr (etwa 5 Zoll) über die Welle hinausreicht, als nach vorn, um das Niedersinken beim Gießen zu erleichtern. g, g Schienen, welche man an die beiden langen Seiten und die Hinterseite zwischen die Gießsteine legt, um die Dicke der Gußtafel zu bestimmen. An die untere Platte ist vorn das Steinmaul h befestigt, ein Eisenblech von 6 Zoll Breite, welches ungefähr die Form eines Paralleltrapezes hat, und etwas gegen die Horizontole geneigt ist, es dient um den Gießer beim Guß aufzusetzen und das Messing bequemer eingießen zu können. Das Steinmaul wird mit einem Gemisch von Lehm und ausgestrichen, damit das Messing nicht abgeschreckt werde.

Zum Festhalten der obern Platte auf der unlern während der schrägen Stellung beim Guß dient die Armirung. Sie besteht aus den Spannhölzern, i, k, l, m, der eisernen Scheide n, 3 bis $3\frac{1}{2}$ Zoll breit, $1\frac{1}{8}$ Zoll stark (in der Oberansicht Fig. 9375), einer

Stange mit Löchern und Bolzen am obern Ende, und der eisernen Schraubenspindel o; die Art und Weise der Armirung durch die genannten Theile geht aus der Zeichnung deutlich hervor. — Um die obere Platte von der untern abheben zu können, was durchs Aufrichten auf der langen Seite geschieht, dient eine Kette, die unten in zwei Ketten sich theilt, oben über eine im Gebälk angebrachte Welle sich umschlägt, an deren Rad ein Seil befestigt ist, welches durch einen Haspel in Bewegung gesetzt wird. An jeder der beiden Längenseiten der Platten sind zwei eiserne Oehsen, in welche die beiden Ketten eingehangen werden können.

Die Gießsteine haben ebene Oberflächen, welche mit einem Ueberzuge von wohl geschlagenem zähem Lehm, Kör oder Chör genannt, versehen werden; je dünner die Bekörung, desto länger hält dieselbe, ein dickerer Ueberzug reißt und blättert leichter in der Hitze ab. Ist der Kör gehörig glatt gemacht, so läßt man ihn an der Luft trocknen, und breitet dann auf der Oberfläche der untern Platte glühende Kohlen aus, legt die obere in einem Abstand von 5 bis 6 Zoll darüber, um sie beide gehörig abzutrocken, darauf wird alles rein abgefegt. Der Kör gut aufgetragen hält im Durchschnitte 15 bis 20 Güsse aus, ehe er wieder frisch aufgetragen werden muß. Vor jedem Guß wird derselbe mit dünnem Kuhmist überzogen, welcher beim Guß verbrennt. Darauf werden beide Gießsteine gehörig auf einander gelegt, der obere gegen den untern gepreßt, die ganze Vorrichtung hinten übergekippt, so daß die Platten unter einem Winkel von 30° gegen den Horizont stehen, und nun das Messing eingegossen, während ein Arbeiter das Oxyd mit einem brennenden Span zurückhält. So wie der Guß vollendet, ist auch das Messing erstarrt, die Gießsteine werden wieder in die horizontale Lage gebracht,

der obere sodann dergestalt abgehoben, daß er sich um eine der beiden langen Seiten dreht, zu welchem Ende dort eine Eisenschiene an der untern Platte befestigt ist, die Brücke, auf welche sich die obere Platte beim Aufheben stützen kann, ohne abzugleiten. Die Messingtafel, pianche, ist 2 Fuß 6 bis 9 Zoll lang, 2 Fuß 2 Zoll breit, und $\frac{3}{8}$ bis $\frac{6}{8}$ Zoll stark. So wie der Guß vollendet, werden die Gießsteine, um sie warm zu erhalten, mit wollnen Decken belegt, und zum künftigen Guß vorgerichtet, welcher Tag und Nacht vor sich geht, damit der Ofen nicht außer Gluth komme.

Alle drei bis vier Wochen müssen die Gießsteine an den Rändern, wo die Schienen liegen, und wo sie sich nicht in demselben Maße abnutzen als da, wo das heiße Messing hingelangt, abgeglichen werden, indem sonst diese Stellen vorstehen; dieselben werden hier abgenommen. Uebrigens sind die Gießsteine auf beiden Seiten abgeglichen, um wenn es nöthig wird, dieselben umwenden zu können. Man bezieht sie von Pirna. Man hat Versuche gemacht, statt der kostbaren Steine eiserne oder aus Thon gefertigte Platten anzuwenden, allein zwischen erstern ließen sich nie ganze, tadelfreie, dünne Messingtafeln gießen, indem das Messing von dem Eisen zu schnell abgeschreckt wurde; die letztern lieferten zwar vorzüglich gute Messingtafeln, allein sie zersprangen beim vierten oder fünften Guß.

Wird statt Tafelmessing sogenanntes Stückmessing, arcot, gefertigt, so gießt man das geschmolzene Metall nicht in einen Gießer, sondern in eine mit Lehm ausgeschlagene, mit Gestübbe bestäubte und angewärmte Grube aus, und zerschlägt die noch glühende Masse in kleine Stücke. Dieser Stückmessing wird von Gelbgießern, die ihr Messing nicht selbst verfer-

tigen, gekauft und zum Guß verbraucht. — Man pflegte sonst sowohl das mit Galmei, als auch das mit Zink bereitete Messing zweimal zu schmelzen, d. h. erst Lohmessing darzustellen, Mengepresse, und dieses dann nochmals zu schmelzen (mit und ohne Zusatz von etwas Zink), um Tafelmessing, laiton, zu gewinnen. Bei der Anwendung von Galmei dauerte die Schmelzung, presse, von $\frac{1}{2}$ Centner Kupfer, $\frac{3}{4}$ Centner Galmei und $\frac{1}{3}$ des Volums beider an Kohlenstaub in sieben Tiegeln eilf bis zwölf Stunden, Produkt 70 bis 72 Pfund Messing (40 K., 65 G., oder 55 K. 83 G.).

Umgipsen, ein transitives Zeitwort, welches bedeutet mit Gips überziehen.

Umgirren, ein transitives Zeitwort, girrend etwas umfliegen, da man das Wort girren nur von Tauben gebraucht, so auch das Wort umgirren. Es hat aber noch eine figürliche Bedeutung. Man sagt z. B. ein girrender Liebhaber, daher auch: der Liebhaber umgirrt seine Schöne.

Umgittern, ein transitives Zeitwort, mit einem Gitter etwas umgeben, daher auch so viel als vergittern.

Umglühen, ebenfalls ein transitives Verbum in der Bedeutnng rings um einen Gegenstand glühen.

Umgolden, so viel wie Vergolden; s. unter V.

Umgraben, ist ein wichtiges Geschäft beim Gartenhauptsächlich beim Gemüsebau. Es besteht darin, daß der Boden mit dem Grabscheite oder Spaten ebenso umgewendet wird, wie dieses beim Ackerbau mit dem Pfluge geschieht, der in einem Garten schon wegen des beschränkteren Raumes nicht angewendet werden kann. Der Boden wird in der Absicht umgegraben, um denselben klar und locker zur Aufnahme atmosphärischer Einflüsse, des Regens, der Luft und der Sonne geschickter zu machen und dadurch seine Fruchtbarkeit zu erhöhen. Es kommt hierbei sehr viel darauf an, wie

das Umgraben bewerkstelligt wird und zu welcher Zeit es geschieht. Die Erde darf mit dem Spaten nicht in zu großen Schollen abgestochen werden, damit sie leicht zerfallen kann, wenn sie umschlagen wird, ohne das man nöthig hat, sie mühsam klar zu stechen. Man hat dabei immer darauf zu sehen, daß die Erde, welche oben gelegen hat, in die Tiefe gewendet werde, die untere aber oben zu liegen komme. Die Tiefe des Grabens muß sich nach der Beschaffenheit des Bodens richten, wie wir später genauer darthun werden. Hierbei ist nicht bloß auf die Eigenschaft der Oberkrume, welche bisher den Einwirkungen der Luft ausgesetzt war, sondern auch auf die des Untergrundes zu achten, nicht minder auf die Art des Düngers, welcher untergebracht werden soll, ob er nämlich frisch oder schon veraltet und verrottet ist, und auf die Natur der Pflanzen, welche auf das Land gesetzt werden sollen; denn es ist ein Unterschied zwischen solchen, die tief, und solchen, die flach wurzeln, zu machen. Auch muß man berücksichtigen, bis zu welcher Tiefe man den Boden fruchtbar machen will. Im Allgemeinen ist der Herbst die geeignetste Zeit dazu, weil da die Feuchtigkeit leichter eindringt und nicht so leicht verdunsten kann, wie im Frühjahr, wo die Sonne mächtiger wirkt. Auch tödtet der bald eintretende Frost, die durch diese Arbeit auf die Oberfläche gebrachte Brut des Ungeziefers, macht die rauhe Oberfläche milder und lockerer und zerstört auch das darauf wuchernde Unkraut. Im Frühjahre dagegen hat das Umgraben den Nachtheil, daß das aufgelockerte Land durch Sonnenschein und scharfe Frühlingswinde schnell ausgetrocknet wird und sich nicht gehörig setzen kann. Es treten jedoch auch Umstände ein, wo das Land im Frühjahr und Sommer umgegraben werden muß, indem manche Gewächse nur auf frisch gegrabenen Boden gedeihen.

Man richte sich dann nach der Witterung und wähle den Zeitpunkt, wo die Erde weder zu naß, noch zu trocken ist, damit sie nicht an dem Spaten hängen bleibt oder die Schollen zu Staub zerfallen.

Die für den Gemüsebau geltenden Hauptregeln sind folgende:

Man sehe beim Graben darauf, daß es tief genug geschieht, wenn anders die untere Erde von so guter als die obere ist, und daß die Erde dabei gehörig umgewendet und alle Erdschollen gut zerkleinert und auseinandergeworfen werden. Nach welcher Gegend hin man umgräbt, ist an sich gleichgültig, nur grabe man nicht immer nach derselben Seite hin (z. B. von Morgen gegen Abend), sondern auch umgekehrt; wodurch man vermeidet, daß ein Quartier einen Abhang erhält. Man gräbt zu jeder frischen Pflanzung oder Saat, ausgenommen ein schon im Herbste gegrabenes Land sollte gleich im Frühling bestellt werden, wo dann schon genug ist, daß es gut gerecht wird; oder sollte es wirklich etwas fest geworden sein, so kann man es mit der Mistgabel zuvor durchstechen und dann gut klar harken. Allein nicht bloß unmittelbar zum Zweck des Säens und Pflanzens wird der Boden umgegraben, sondern auch zur Beförderung seiner Fruchbarkeit überhaupt, und hierzu ist der Herbst den übrigen Jahreszeiten vorzuziehen. Insbesondere muß jener Theil des Gartens im Herbste gegraben werden, der im folgenden Jahre nicht gedüngt wird. Die Vortheile dieses Grabens im Herbste sind vielfach. Das Land nimmt nämlich dadurch um so besser die Herbst- und Winterfeuchtigkeiten an, und hält sich im Sommer länger frisch, auch wenn es leicht und sandig sein sollte; so wie andererseits auch ein schwerer Thon- und Lehmboden durch dies Herbstgraben von Jahr zu Jahr lockerer und mürber wird. Die Unkrautsämereien kommen dadurch in die Tiefe und

werden am Aufkeimen im Frühling verhindert; auch eine Menge von Insecten und Würmern wird durch das Heraufbringen ihrer Brut vertilgt. Ein im Herbste gegrabenes Erdreich kann ferner frühzeitiger bestellt werden und erspart an Dünger; denn das Umgraben im Herbste ist mehr als halbe Düngung. Ein nicht unbedeutender Vortheil ist auch der, daß man im Herbste das Umgraben oft mit mehr Muße vornehmen kann, als im Frühlinge; indem das im Herbste gegrabene Land angegebenermaßen im Frühling dann zur Saat nur noch gerecht zu werden braucht. Man kann mit dem Geschäfte des Herbstgrabens vom September bis Ende Novembers, oder so lange, bis Schnee und Frost kommt, fortfahren. Bei Schnee aber muß das Umgraben eingestellt werden, weil Schnee die Erde bindend und fest macht. Ist das Erdreich naß und schmierig, so ist rathsam, mit dem Umgraben so lange zu warten, bis es gehörig abgetrocknet ist; widrigenfalls es seine Milde und Lockerheit verliert und öfters länger als ein Jahr fest und bröcklich bleibt. Oft gewinnt man große Vortheile in einem Garten durch ein tiefer als gewöhnlich, oft gegen 2 Ellen tief, geführten Graben, mit dem Zweck, die in der Tiefe befindliche Erde nach oben zu bringen, was man das Rajolen oder Rigolen nennt. Immer ist dies eine beschwerliche Arbeit und man muß daher, ehe man sie unternimmt, wohl überlegen, ob sie wirklich auch den beabsichtigten Nutzen gewähren kann. Am belohnendsten ist sie dann, wenn die untere Erdschicht von der Art ist, daß die Fehler der oberen dadurch verbessert werden können. Auch rigolt man bei gleicher Güte der oberen und unteren Erdschichten mit Nutzen, wenn man Pflanzen darauf erziehen will, die schon unmittelbar vorher darauf gebaut waren. Wo aber die untere Erde schlechter als die obere ist, würde das Rigolen nur von Nachtheil sein können. Besonders

beim Anlegen von Gärten macht sich das Rigolen sehr häufig nützlich und nöthig, und namentlich kann man ein sehr berasetes und bequecktes Land dadurch um so eher von allem Unkraut reinigen, wobei der untern Erde durch die Unkrautwurzeln, die in der Tiefe zu verfaulen genöthigt werden, zugleich einige Düngung zugeführt wird. Man muß ein so eben rigoltes Land nicht sofort bepflanzen, da ihm in der ersten Zeit noch viel an der Fruchtbarkeit fehlt, die es erst durch Zutritt von Luft und Sonne erlangt, vielmehr dasselbe erst einige Zeit, und wenn es auch ein halbes Jahr ist, liegen lassen, ehe man es bestellt. Im Allgemeinen ist die beste Zeit zum Rigolen ebenfalls der Spätherbst, wo sich dann im Winter die Erde wieder gehörig setzt. Im Frühling gräbt man sie dann, wenn es sein kann, einige Male flach durch, welches auch im Winter bei offener Witterung geschehen kann, und bepflanzt sie dann Kann man beim Rigolen in die obere Erdschicht auch zugleich Dünger eingraben, so wird der Zweck der Verbesserung um so schneller und sicherer erreicht. Zu möglichster Erleichterung und Abkürzung des Rigolens wähle man ein Instrument dazu, welches etwas breiter und länger, als ein gewöhnlicher Spaten ist. Näheres über die Ausführung des Rigolens s. unter diesem Artikel. Manchmal hat man die Erde statt des Grabens blos aufzuhacken, so namentlich dann, wenn sie im Herbst umgegraben worden ist und durch Regengüsse eine harte Rinde erlangt hat, wobei außer der Auflockerung und Abtrocknung der Krume auch noch der Vortheil in Betracht kommt, daß man durch die Hacke ein Gartenland einige Wochen früher bestellen kann, als wenn es erst müßte gegraben werden; überdies wird auch das noch erhaltene und aufkeimende Unkraut vollends vertilgt. Am vortheilhaftesten wird dies Hacken mit einer Karste oder einer zweizinkigen Hacke, welche viel

Aehnlichkeit mit einem sogenannten Misthaken hat, unternommen. Gleich nach dem Graben oder Hakken ist der Boden zu rechen, außer wenn das Graben im Herbste geschähe, wo man das Rechen bis zum Frühling aufschiebt.

Das Umgraben des Bodens um den Stamm der Obstbäume hat den Nutzen, daß die Feuchtigkeit vom Regen und Schneewasser leichter zu den Wurzeln dringen kann, und das Gras, welches um den Fuß des Baumes wuchert und ihm Nahrungsstoff entzieht, namentlich wenn er noch jung ist, hinweggeschafft wird.

Umgreifen, ein intransitives und transitives Zeitwort, eigentlich nur mit dem Zusatz: um sich greifen, so viel wie um sich herumgreifen, auch überhand nehmen; etwas umgreifen, heißt so viel, als um etwas herumfassen, am Griff fassen.

Umgrenzen, etwas als Grenze einschließen; das Land wird von Gebirgen umgrenzt.

Umgriff, ein seltener gebrauchtes Wort, welches die Handlung bezeichnet, durch welche man seine Macht, seinen Einfluß zu vergrößern sucht.

Umgucken, so viel wie umsehen, mit der Nebenbedeutung des neugierig sich umsehen. Es wird gewöhnlich bei possierlichen oder komischen Situationen gebraucht.

Umgürten, mit einem Gurt versehen oder etwas mit einem Gurte festbinden, z. B. einen Säbel umgürten, weil der Riemen, der den Säbel festhält, einen Gurt um den Leib bildet. Von einem Säbel, den man, wie dieses bei der preußischen Infanterie der Fall ist, an einem Riemen über die Schulter trägt, kann man nicht sagen, umgürten, sondern nur umhängen. Auch in bildlicher Bedeutung für rundherum umgeben, z. B. das Meer umgürtet die Insel; der Wald umgürtet die Stadt. Die Griechen nannten den Poseidon,

Neptun, den Erdumgürter, weil das Meer, dessen Gottheit er war, nach ihrer Vorstellung die ganze Erde umfloß. In der Schiffbaukunst nennt man ein Schiff umgürten, wenn man ein sehr stark beschädigtes Fahrzeug, das zu bersten droht, mehrmals mit einem starken Thau umwindet und dieses mit Drehbäumen zusammenwindet. In der Heraldik oder Wappenkunde braucht man das Wort umgürtet namentlich von der Weltkugel, die als Reichsapfel gebraucht wird und mit einem Ringe umgeben ist.

Umhacken, so viel wie Hacken, behacken. Eine wichtige Arbeit des Landbaus. Das Behacken des Obstgartens, der Baumschule, der Erd-, Stachel- und Himbeerplantagen ꝛc. ist das wichtige jährliche Geschäft, wodurch die Erde um die Bäume locker und fähig gemacht wird, die Feuchtigkeit des Regens und Thaues, die Wärme der Sonnenstrahlen und die Düngungstheile aus der Luft zu den Wurzeln der Gewächse dringen zu lassen. Zugleich wird dadurch das Unkraut im Keim und die Insectenbrut vertilgt. Durch das Behacken wird die Fruchtbarkeit aller Pflanzen sehr erhöht, während dagegen die Unterlassung desselben Verwilderung und Unfruchtbarkeit nach sich zieht. In der Baumschule hängt davon hauptsächlich das Gedeihen der jungen Bäume ab. Das Umhacken geschieht in schwerem Boden mit dem Karst oder der Baumhacke (einem Werkzeuge mit 2 starken, längern, spitzigen, scharfen eisernen Zinken). Jede Baumschule muß im Sommer wenigstens zweimal behackt werden, jedoch nie zu der Zeit, wenn die Erde naß und kloßig ist, auch darf es nur mit der größten Vorsicht und nicht ohne einige Kenntnisse von der Erziehung der Bäume geschehen. Bei dem ersten Behacken, das sogleich nach der Pfropfzeit vorgenommen wird, muß tief gegriffen werden, so daß die Erde drei Viertel Fuß tief aufgehackt und gelockert wird. Die

ausgehackte Erdscholle wird umgelegt und kommt in die Vertiefung der unmittelbar zuvor ausgehackten Scholle zu liegen. Die ausgegrabene Erdscholle wird sogleich mit dem umgewandten Karst zerschlagen, die hervorstehenden Wurzeln vom Unkraut werden sorgfältig ausgezogen und hinter sich zurück auf die bereits bearbeitete Erde auf Häufchen geworfen, und in den Erddinghaufen, den man von verwesetem Unkraut angelegt hat, geschafft. Die Wurzeln von Quecken und tief wurzelndem Unkraut müssen sorgfältig ausgezogen und weggeräumt werden. Bei dem ersten Behacken hat man besonders Acht zu geben auf die neu gesetzten Bäumchen und die frisch gepfropften Stämmchen. Bei den neu gesetzten Bäumchen darf in der Rundung, so weit die Wurzeln gehen, gar nicht oder wenigstens nicht tief gehackt werden, sondern man häckelt um dieselben nur eines Daumens breit und lockert die oberste Erde ein wenig mit Vorsicht auf. Was aber die auf der Erde neugepfropften Stämmchen betrifft, welchen zur Beschützung zwei Pfählchen beigesteckt sind, so zieht der Arbeiter die Pfähle aus, hackt die Erde bis zur Wurzel vom Stämmchen weg, schneidet die, unten aus den wilden Grundstämmen hervorgekommenen Auswüchse ab, hackt frische Erde dazu, und bedeckt damit das Stämmchen bis fast an die Pfropfstelle, und steckt dann die Pfählchen wieder bei. Bei dem zweiten Hacken, so auch bei dem dritten, wenn dieses wegen Ueberhandnahme des Unkrauts nöthig wird, darf mit der Hacke nicht so tief, höchstens einen halben Fuß tief in die Erde gegriffen werden, damit die Sonnenhitze nicht so sehr zur Austrocknung des Bodens eindringt.

Ist der Boden nicht schwer, so kann man sich zum Behacken auch der Felge, der Felghacke oder Haue mit zwei breiten und kürzern Zinken, wie man sie in den Weinländern braucht, bedienen. Das Behacken der Himbeeren muß sehr zeitig im Frühjahr geschehen, und es

darf bei diesen nie zu tief mit der Hacke in die Erde gegriffen werden, damit man die jungen Keime, als die Stöcke des künftigen Jahres, nicht zerstört. Bei dem Behacken der Erdbeeren sind besonders die vielen ausgelaufenen Ranken und alles Unkraut sorgfältig wegzunehmen. Das Behacken der Erd-, Himbeer- und Stachelbeerplantagen muß sehr frühzeitig, vor der Blüthe, geschehen, und dann im Sommer durchaus nicht vorgenommen werden. Sehr vortheilhaft ist bei diesen Gewächsen, das frisch aufgehackte Land mit Jauche zu begießen.

Hackfrüchte, heißen diejenigen Gewächse, welche während ihrer Vegetation behackt und behäufelt werden müssen, weil sie ohne solche Behandlung nur einen geringen Ertrag geben. Es gehören hierzu nicht nur alle Knollen und Wurzelgewächse, sondern auch eine Menge anderer, vornehmlich Handelsgewächse. Bei der Drillcultur ist auch das Getreide dazu zu rechnen. In früheren Zeiten mußte das Behacken und Behäufeln durch Menschenhände erfolgen, was den Anbau dieser Gewächse sehr verthcuerte, und bei mangelnden Arbeitskräften oft unmöglich machte. Der Anbau dieser Gewächse wurde daher nur im Kleinen betrieben, und zwar hauptsächlich nur in kleinen Wirthschaften, wo der höhere Preis derselben den Anbauern einen beträchtlichen Tagelohn sicherte. Auch noch jetzt findet man den Anbau mehrerer solcher Gewächse nur in kleinen Wirthschaften, die eine gartenmäßige Cultur betreiben, und worin das Behacken und Behäufeln mit der Handhacke betrieben wird; es sind aber dies nur solche Gewächse, die in nicht zu großen Massen gebraucht werden, und daher zur Feldcultur im Großen nicht passen. Durch die Erfindung von Gespannwerkzeugen, welche das Behacken und Behäufeln eben so gut verrichten, als es durch die Handhacke geschehen kann, ist jedoch ein großer Theil solcher Ge-

wächse, die einen Absatz im Großen gewähren, in die Feldcultur aufgenommen worden, und hierzu sind vor allen andern die Kohl-, Wurzel- und Knollengewächse zu rechnen. Durch ihren Anbau im Großen hat die Landwirthschaft einen förmlichen Umschwung erlitten, und das System des Fruchtwechsels ist zum Theil hierauf begründet, so wie ein vermehrter Viehstand sich hauptsächlich hierauf stützt. Eine Hauptabsicht bei dem Anbau solcher Gewächse ist, den Acker ohne Brache zu halten, von Unkräutern zu reinigen, ihm öftere Auflockerung zu geben, und durch Beides für die folgende Saaten vorzubereiten und geeigneter zu machen. Alle diese Gewächse erfordern anfänglich einen größeren Raum, als sie später einnehmen, eine Vermehrung des fruchtbaren Bodens um ihren Stengel herum, der Art, daß ihren Wurzeln und Knollen eine um so größere Menge Nahrung zugeführt wird, trägt aber wesentlich zu ihrem vollkommenen Gedeihen bei; es sind daher zu ihrer Cultur doppelte Instrumente nothwendig, solche, welche nur das Vertilgen des Unkrauts, das Jäten verrichten, und solche, welche das Anhäufeln bewirken.

Durch die Anwendung beiderlei Instrumente, vom Zugvieh gezogen, wird aber eine große Ersparniß in der Arbeit erwirkt, und man nimmt an, daß ein solches Instrument, mit zwei Pferden bespannt, und mit einem Arbeiter, eben so viel verrichtet, als dreißig bis vierzig Menschen mit Handwerkzeugen. Es ist ausgemacht, daß einerseits durch den Anbau dieser Gewächse viel mehr von gleichen Bodenflächen erzeugt wird, als früher, andererseits aber auch dieselben weit wohlfeiler erzielt werden. In dem verbreiteten Anbau dieser Gewächse und in der häufigeren Anwendung zu ihrer Cultur erforderlichen Gespanninstrumente, ist auch hauptsächlich die Veranlassung zu wohlfeilern Preisen der landwirthschaftlichen Producte zu

suchen. Zum Vertilgen des Unkrauts oder zum Jäten wird die Pferdehacke, zum Behäufeln der Häufelpflug gebraucht.

Umhaken, eine landwirthschaftliche Arbeit, welche das Feld mit dem Haken- oder Haakenpfluge bearbeitet. Der Haken- oder Haakenpflug ist ein, in vielen Gegenden Deutschlands gebräuchliches Ackerinstrument, welches theils zur Zurichtung des Bodens neben dem Pfluge gebraucht, in manchen Gegenden aber, besonders in Sachsen, auch ohne diesen für sich allein zur Bearbeitung des Bodens angewendet wird. Ohnstreitig ist der Haken das älteste Ackerinstrument, und es ist dazu ein Stamm mit einem starken Aste wahrscheinlich zuerst benutzt worden; später erst erhielt die Spitze einen Beschlag mit Eisen und noch später wurden erst die Schaare verbunden. Der Pflug der Römer war nichts anders, als ein hakenartiges Ackerwerkzeug. Durch die Erfindung des Pfluges wurde der Haken theils ganz verdrängt, theils nur nebenbei mit angewendet, doch hat in neuern Zeiten derselbe wieder eine größere Aufnahme gefunden, ja er hat sogar in manchen Gegenden den Pflug ganz verdrängt. Man hat sehr verschiedenartige Haken, theils mit, theils ohne Streichbretter, oder Ohren, wie die Streichbretter auch genannt werden, und von der mannichfaltigsten Bauart. Diese ist theils nach der Beschaffenheit des Bodens, theils nach hergebrachter Gewohnheit bald zweckmäßiger, bald weniger angemessen, woher denn auch der Haken hier mehr, dort weniger Wirkung thut. Einer der gewöhnlichsten Haken ist der sogenannte Krüpel- oder Spring-Haken. Er besteht aus einem Stamme mit einem starken Aste daran, welcher letztere nach vorwärts gebogen ist und zur Befestigung des Schares dient, während der erstere den Grengel bildet, und eine Verlängerung desselben hinter dem Aste zur Handhabe dient, um das

Instrument zu regieren, wiewohl auch noch besondere Handhaben befestigt sind. Man bedient sich zu diesem Haken eines Vordergestelles von einem Pfluge oder auch nicht, indem man in letzterm Falle unmittelbar vor den, dann gekrümmten Grengel anspannt, welcher zu diesem Behuf an der Spitze einen eisernen Haken hat. Das Schar besteht gewöhnlich aus einer dreieckigen Spitze. Daß dieser Haken einen sehr ungewissen Gang hat, daß er nur reißt, bei jedem geringen Widerstande aber leicht in die Höhe springt, und nur in einem Boden angewendet werden kann, welcher nicht viel Steine und Wurzelunkraut enthält, ist einleuchtend. Da übrigens nicht immer das erforderliche Holz zu solchen Haken zu finden ist, so wird auch die Säule, welche das Schar trägt, in den Grengel eingelassen, und damit das Ganze mehr Festigkeit bekommt, so wird die Säule durch ein eisernes Band an dem Grengel befestigt. In Berggegenden macht man diese Säule auch beweglich im Grengel, so daß sie gedreht werden kann, wo dann aber die Befestigung an dem Grengel mittelst eines um die Säule gehenden Ringes und daran befindlicher Gliederkette erfolgt. Der Zweck dieser Vorrichtung ist, beim Pflügen an Berglehnen dem Schare immer eine solche Richtung zu geben, daß die Ruhrfurche nach oberwärts gestrichen wird, wodurch zum Theil das Herunterziehen der Ackerkrume vermieden wird. Man nennt diesen Haken auch den Wende-Haken. Um die Säule in der gegebenen Richtung zu erhalten, hat dieselbe oben über dem Grengel entweder ein, an einem Charnier bewegliches Blech mit Löchern, welches auf einen, in dem Grengel befindlichen Stift gesteckt wird, oder einen eisernen, ebenfalls beweglichen Bügel, welcher in die Einschnitte eines auf dem Grengel befestigten eisernen Kammes gethan wird. Im sächsischen Gebirge findet man diesen Haken häufig und

man hat zu demselben zwei, auch drei verschiedene Schare. Das erste, das Reißschar, ist dreieckig, mit der Spitze etwas nach vorn zu gebogen, die auch bei einem steinigen Boden verlängert ist, und es wird dieses aufgesteckt, wenn man Grasland, Stoppeln, Kleebrache ꝛc. aufreißt. Das zweite Schar ist schaufelartig, mit abgerundeten Ecken, und wird zur Zurichtung des Bodens, selbst zur Saatfurche gebraucht, wiewohl man zu letzterer sich auch noch eines dritten, dem zweiten ähnlichen, aber größeren Schares bedient. Das schaufelartige Schar ist von der Mitte nach vorn zu gekrümmt. Eine andere Art von Haken ist folgende: Er hat eine förmliche, bald längere oder kürzere, breitere oder schmälere Sohle, auf welche vorn das Schar von verschiedener Beschaffenheit, bald länger, bald kürzer, bald breiter, bald schmäler und spitzer, gerade oder gewölbt aufgesteckt wird. Unmittelbar hinter dem Schare erhebt sich eine Grieselsäule, und noch weiter hinten befindet sich die Sterzensäule, von welcher der Grengel ausgeht, durch welchen die Grieselsäule geht. Die Sterzensäule ragt beträchtlich über den Grengel hervor und hat oben ein Querholz, welches die beiden Sterzen zur Handhabung des Instruments trägt, die mittelst eines eisernen Ringes an dem Grengel befestigt sind. Der Grengel ist in der Sterzensäule befestigt und zwar in der Art, daß er durch Keile tiefer oder höher gesteckt werden kann. Im Ganzen hat dieser Haken viel Aehnlichkeit mit dem Gerüste des Pfluges, auch ruht der Grengel auf einem Vordergestelle und hat vor dem Schare ein Loch, um nöthigen Falls ein Sech darin zu befestigen. An der Sohle befindet sich entweder weiter nichts, oder es sind über derselben, von der Grieselsäule ausgehend, kleine Streichbretter, Ohren genannt, befestigt, oder es gehen, mehr nach vorn oder nach hinten zu, nach den Seiten abstehend von dem obern Theile der

Sohle, zwei Knebel in die Höhe. Dieser Haken wird nur zur Zurichtung des Bodens nach einer gegebenen Pflugfurche, manchmal auch zur Saatfurche gebraucht. Er macht gute Arbeit und besonders trägt der mit den Knebeln versehene dazu bei, daß der Boden recht gut untereinander gemischt wird. Ein vielseitig empfohlener Haken, welcher in neuern Zeiten sich auch weit hin verbreitet hat, ist der, in mehreren Gegenden Sachsens, besonders aber in der Umgegend von Dresden, gebräuchliche, in Fig. 9776 abgebildete Haken. Er unterscheidet sich von andern Haken dadurch, daß seine Sohle sich unmittelbar von dem Haupte, worauf das Schar a befestigt ist, nach hinten aufschwingt, und mit der Sterzensäule b ein Ganzes bildet. Man findet jedoch auch, daß die Sohle und die Sterzensäule aus zwei verschiedenen Stücken bestehen, die da, wo sie zusammengefügt sind, einen stumpfen Winkel bilden, was jedoch dem Haken eine mindere Festigkeit giebt. Die Grengelsäule c trifft unmittelbar an die Spitze der Sohle da, wo das Schar anfängt. Das Schar ist groß und platt und liegt auf der schräg zugeschnittenen Sohlenspitze so, daß die Spitze bedeutend über die Sohle ragt, und etwas tiefer als die Sohle des Hakens geht. An der vorderen Spitze der Sohle ist eine eiserne Haspe, welche in das in dem Schare befindliche Loch paßt, durch welches das Schar mittelst eines hölzernen Keils, der von vorn gegen die Grengelsäule oder nach der Seite eingetheilt wird, befestigt ist. In strengem und steinigem Boden ist das Schar gewölbt, schmäler, mit einer, einige Zoll auslaufenden Spitze versehen, und die Sohle auch unten mit Eisen beschlagen, in lockerm Boden ist es platt, breiter, stumpfspitzig. Unterhalb des Schares laufen von der Sohle aus zwei, etwas in die Höhe geschwungene, hinten mehr abstehende und breitere Ohren d, welche vermittelst eines eisernen starken Na-

gels vorn an der Sohle, wo die Grengelsäule einfällt, unterhalb des Schares befestigt sind, und deren gleichmäßiger Abstand nach hinten durch ein durch die Sohle, in einiger Entfernung von der Grieselsäule, gehendes Querholz, welches in die Ohren eingepaßt ist, bewerkstelligt wird. Dieser Haken hat ein Sehe und ein gewöhnliches Pflugvordergestell und kostet mit allem Zubehör gegen 8 Thlr. Er wird in dem nicht allzubindigen Boden zu jeder Ackerarbeit gebraucht und in der Umgegend von Dresden kennt man den Pflug nur dem Namen nach. Daß er jedoch nicht zu allen Ackerarbeiten und namentlich zur Unterbringung des Mistes nicht taugt, darüber ist bereits in früheren Artikeln bei der Bearbeitung des Feldes mit dem Haken das Nähere angeführt worden. Zu den Zurichtungsfurchen, und besonders zu dem sogenannten Balkenpflügen der Stoppeln im Herbst als Vorbereitungsfurche zum Frühjahre, ist jedoch dieser Haken ganz besonders zu empfehlen, auch ist er zur Saatfurche zu gebrauchen. In steinigem Boden, wo er auch angewendet wird, ist er fester grbaut, die Sohle stärker mit Eisen beschlagen und auch die Ohren, so wie das andere der Reibung sehr ausgesetzte Holzwerk ist mit eisernen Schienen und Blechen überzogen. Man gebraucht auch diesen Haken stark gebaut zum Aufreißen des Neulandes, er hat dann aber keine Ohren, sondern anstatt dieser da, wo diese hinten in der Sohle durch das hölzerne Querholz auseinander gehalten werden, einen starken, quer durchgehenden eisernen Stift, welcher zum Zerreißen der durch den Haken aufgerissenen Bodenstreifen beiträgt. Um zu verhüten, daß sich keine Erde zwischen die Ohren und die Sohle legt, und hierdurch den Gang dieses Hakens zu erleichtern, sind über den Ohren d noch zwei besondere Streichbretter aufgesetzt, und ein solcher Haken wird ein Kasten-Haken genannt. Die

verschiedenen anderen Haken-Arten anzuführen, würde zu weit führen. Sie unterscheiden sich mehr oder weniger von einander und sind nach den stattfindenden Verhältnissen mehr oder weniger passend; doch sei hier noch folgender gedacht. Die Ostpreußische Zoche ist ein dem Haken sehr ähnliches Ackerinstrument, es unterscheidet sich aber von diesem hauptsächlich dadurch, daß es vorn anstatt eines Schars zwei Spitzen, die nach hinten zu breiter sind, hat, von denen die eine mit der Sohle gerade aus, die andere aber an der Seite der Sohle so angebracht ist, daß sie mit ihrer breiten Seite in die Höhe steht. Dieses Ackerwerkzeug wird besonders zur Zurichtung des bindigen Bodens empfohlen, und mehrere unter andern auch in Schlesien damit gemachte Versuche sind sehr befriedigend ausgefallen. Der Kurländische Haken, so wie der Liefländische, welche sich wohl beide gleich sein mögen, hat ebenfalls zwei Spitzen und wirkt im Boden mit seinem scheeren- oder gabelartigen Eisen, welches, vorwärts gekrümmt, mit seinen zwei Spitzen in die Erde eingreift und solche auffängt. Vermittelst eines andern Eisens, welches an einem Stiele befestigt ist, von der Form eines Pflugreutels, nur größer, wird die Erde wieder herabgeschoben. Dieser Reutel ist an seinem Stiele mit Stricken an die beiden Gabeln festgebunden, welche vom hintern Theile des Instrumentes ausgehen und zur Anspannung dienen, und zwar so, daß er in einer bestimmten Richtung erhalten wird. Auf die richtige Handhabung dieses Reutels kommt es hauptsächlich an. Das Instrument muß, wenn es nicht zu tief in den Boden eingreifen soll, hinten getragen werden. Seine Wirkung bei der Zwischenfurche soll nicht unbedeutend sein, und es soll sich überhaupt dasselbe als ein brauchbares Ackerwerkzeug empfehlen.

Die Bedingungen unter welchen der Haken zur Lockerung des Bodens anzuwenden ist, sind: ein gehörig trockener Zustand desselben, und eine vorhergegangene hinreichende Fäulniß der Pflugfurche. Während der Pflug nur immer in gleicher Richtung mit den vorhergegangenen Pflugfurchen in Anwendung gebracht wird, findet dagegen der Gebrauch des Hakens quer über die Pflugfurchen statt, oder wenn die Feldstreifen nicht breit genug sind, schräg über dieselben, um durch Vermeidung des öfteren Umkehrens an dem Feldrande Arbeit zu ersparen. Die Hakenfurchen müssen so eng an einander gezogen werden, daß eine Furche die andere verschüttet, wenn der Boden recht gelockert, und das Wurzelunkraut gehörig gelüftet werden soll. In einem Boden der viel Wurzelunkraut enthält und bindig ist, muß unmittelbar nach der Hakenfurche die Egge folgen; denn kommt ein starker Regenguß, ehe geeggt wird, so werden die Hakenfurchen zusammengeschlemmt, das Wurzelunkraut eingeschlemmt, die Egge thut nur eine geringe Wirkung und der Zweck der Hakenfurche ist verfehlt. Wird dagegen unmittelbar nach der Hakenfurche, wenn diese trocken ist, geeggt, so wird das Wurzelunkraut gehörig durch die Egge herausgerissen, und der Boden möglichst gelockert. Zum Haken selbst muß man einen mehr trocknen Zustand des Bodens, oder einen solchen Feuchtigkeits-Zustand desselben wählen, daß er nicht schmiert.

Wird der Boden bei mäßiger Feuchtigkeit gehakt, ohne zu schmieren, so trägt dieses zu seiner Austrocknung bei. In mehreren Gegenden Deutschlands ist gebräuchlich fast alle Bearbeitungsfurchen mit dem Haken erfolgen zu lassen, der Pflug ist fast verbannt. Es ist dies aus folgenden Gründen nachtheilig: a) das Ausreißen der Stoppeln, der Kleebrache ꝛc., mit dem Haken ist eine sehr schwere Arbeit, durch welche

das Zugvieh ohne Noth ungebührlich angestrengt wird, während sie durch einen angemessenen Pflug weit leichter und zweckmäßiger erreicht wird; — b) der Haken wühlt blos und verursacht kein förmliches Umlegen der Furche, er ist daher wo nur Lockerung bezweckt wird, durchaus zweckmäßig, da aber der Zweck der Bearbeitung nicht blos in Lockerung des Bodens besteht, sondern das Bestreben auch dahin gerichtet sein muß, in dem Boden Gährung hervorzubringen, die Hervorlockung des Unkrauts zu befördern, und eine um so größere Schwängerung des Bodens mit atmosphärischen Stoffen durch einen erhöhete gegenseitige Wechselwirkung hervorzubringen, was nur durch gehöriges Umwenden der Oberfläche wie sie der Pflug bewirkt, geschehen kann, so genügt die bloße Zubereitung des Bodens mit dem Haken, die wesentlich nur auf ein Aufwühlen desselben zurückkommt, durchaus nicht. c) Während durch das Umdrehen eines gleichmäßigen Schnittes mittelst des Pfluges die meisten Unkrautsamen in eine zum Keimen geignete Lage kommen, werden die meisten derselben durch das Wühlen mit dem Haken zu tief verschüttet. Daher begrünt ein mit dem Pfluge umgebrochener Acker gleichmäßig, der mit dem Haken umgewühlte, hauptsächlich nur auf den Kämmen der Hakenfurchen, und die ganz natürliche Folge davon ist, daß ein blos mit dem Haken bearbeiter Boden, stets mehr verunkrautet ist. d) Die wiederholte Lokkerung des Bodens mittelst des Hakens ohne eine erforderliche Gährung im Boden hervorzubringen, trägt zu dessen Entkräftung bei, indem sich viele Pflanzennährende Theile ungenützt verflüchtigen. Daher kommt es zum Theil, daß man da, wo der Boden fast nur mit dem Haken bearbeitet wird, so häufig Lagergetreide erzeugt. In dem sehr gelockerten Bo-

den keimen alle Saamen, die Saat geht sehr dicht auf, wächst aber nur dünnhalmig empor. Bei der Fortbildung fehlt es theils den Pflanzen an Nahrung, weil sich ein Theil derselben ungenützt verflüchtiget, theils haben die Wurzeln keinen festen Halt im Boden und endlich ist der Haken zur Unterbringung des Mistes ganz unzweckmäßig.

Umhang. Ein Stück Leinen oder Wolle, oder irgend ein anderes Zeug, welches um einen Gegenstand herumgehängt wird, und sich dadurch von dem Vorhang unterscheidet, welcher nur vor dem Gegenstand gehängt wird. — In der hebräischen Alterthumskunde, wird von Umhang der Stiftshütten gesprochen, welche aus mehr oder minder kostbaren Decken bestand, mit welchen die Stiftshütte von allen Seiten verhüllt war.

Umher, ein Umstandswort, das edlere Wort womit man anzeigt, 1) die Richtung der Bewegung um ein Ding, seinem ganzen Umfange nach: an den Wänden bereitet die Sitzlager umher; 2) eine unbestimmte Entfernung um einen Gegenstand: alle, welche umher standen, waren Zeugen. In weiterer Bedeutung verliert sich der Begriff des Befindens oder Handelns um einen Gegenstand mehr oder weniger, und es tritt der Begriff einer unbestimmten Richtung, einer Bewegung oder Handlung bald hieher, bald dorthin ein, In dieser engern und weitern Bedeutung wird es wie herum mit vielen Zeitwörtern zusammengesetzt, z. B. umherlaufen, umherirren, umherschweifen, und die damit gebildeten Zusammensetzungen sind edler als die mit herum gebildeten. Da diese an ihrem Orte aufgeführt sind, so ersparen wir uns hier die ausführliche Anführung und Erklärung alle mit umher gebildeten Zusammensetzungen, verweilen aber bei denen, welche nicht auf gleiche Weise mit herum zusammengesetzt werden. Bei der Umwandlung wird das umher ebenfalls getrennt

vom Zeitworte, und die Sylben ge und zu werden eben so dazwischen gesetzt wie bei den mit um oder herum zusammengesetzten Wörtern. Zu merken ist noch, daß wenn das Hauptwort, worauf sich das umher in der Zusammensetzung bezieht, genannt wird, wird, demselben ein zweites um, eben so wie bei herum vorgesetzt wird: alle standen um den Sterbenden umher, oder man läßt das eine um weg und trennt das mit dem Zeitworte zusammengesetzte von diesem: alle standen betrübt um ihn her.

Umherblasen, ein unregelmäßig transitives Zeitwort, durch Blasen umherfliegen machen.

–**blicken**, ein intransitives Zeitwort.

–**blinken**, ein intransitives Zeitwort, mit haben, einen blinkenden Schein umher verbreiten. Eben so Umherblitzen.

–**funkeln**, ein transitives Zeitwort.

–**strahlen**, ein transitives Zeitwort.

–**breiten**, ebenfalls ein transitives Zeitwort, um etwas her ausbreiten, umher verbreiten.

–**brüllen**, ein intransitives Zeitwort, mit haben, brüllend umher ertönen.

–**decken**, ein transitives Zeitwort, um etwas herum decken.

–**denken**, ein intransitives Zeitwort, herumdenken.

–**drehen**, ein transitives Zeitwort, hin und her drehen.

–**feuern**, ein intransitives Zeitwort, um sich her, nach allen Seiten feuern.

–**flammen**, ein intransitives Zeitwort, mit haben, flammend umherfahrn.

–**flattern**, ein intransitives Zeitwort, nach allerlei Richtungen hin und her flattern.

–**flimmern**, ein intransitives Zeitwort, mit haben, einen flimmernden Schein umher verbreiten; flimmernd umherfliegen.

–**flug**, der Flug um etwas her.

Umherfluten, ein intransitives Zeitwort, mit sein, flutend sich um etwas verbreiten.

—**forschen**, ein intransitives Zeitwort, um sich her forschen, etwas zu erfahren suchen: mit forschendem Blicke umhersehen.

—**gehen**, ein unregelmäßiges intransitives Zeitwort, (s. Gehen), nach verschiedenen Seiten und Richtungen, hier und dorthin gehen; in der Stadt im Zimmer umhergehen.

—**gieren**, ein intransitives Zeitwort, mit gierigen Blikken umhersehen.

—**gießen**, ein unregelmäßiges transitives Zeitwort, (s. Gießen) um etwas herum gießen; um sich her nach allerlei Richtung hin gießen; in Menge umher verbreiten.

—**glänzen**, ein intransitives Zeitwort, mit haben, seinen Glanz umher verbreiten.

—**gleiten**, ein unregelmäßiges intransitives Zeitwort, mit haben, auf der Oberfläche leicht hin sich bewegen.

—**hauchen**, 1) transitives Zeitwort, hauchend umher verbreiten; 2) intransitives Zeitwort, mit haben, gleich einem Hauche sich umher verbreiten.

—**heulen**, ein intransitives Zeitwort, mit haben, sein Geheul umher ertönen lassen.

—**horchen**, ein intransitives Zeitwort, um sich her nach allen Seiten hin horchen.

—**hören**, ein intransitives Zeitwort, um sich her, nach allen Seiten hin hören.

—**jagen**, 1) ein transitives Zeitwort, im Kreise herumjagen, hier und dorthin, hin- und herjagen; 2) ein intransitives Zeitwort, mit sein, hier und dahin schnell laufen.

—**klingen**, ein unregelmäßiges intransitives Zeitwort, mit haben, seinen Klang umher verbreiten.

—**krachen**, ein intransitives Zeitwort, mit haben, krachend umher ertönen.

Umherkreisen, ein transitives Zeitwort, im Kreise umher bewegen.

—krümmen, ein transitives Zeitwort, um etwas herum krümmen; gekrümmt umherlegen, umherwerfen.

—lächeln, Umherlachen, intransitive Zeitwörter, lächelnd, lachend umhersehen; auch Umherlauschen, um sich her, nach allen Seiten hin lauschen, um etwas zu hören.

—leiten, ein transitives Zeitwort, von einem Ort zum andern hin und her leiten.

—leuchten, ein intransitives Zeitwort, mit haben, um sich her, nach allen Seiten hin leuchten.

—liegen, ein intransitives Zeitwort; mit haben, hier und da um etwas zerstreut liegen.

—pilgern, ein intransitives Zeitwort, mit sein, nach allerlei Richtungen hin pilgern.

—prüfen, ein intransitives Zeitwort, prüfend umhersehen.

—quälen, ein zurückführendes Zeitwort, sich (mich), Qual empfindend umhergehen, nirgends Ruhe haben.

—ranken, ein intransitives Zeitwort, mit haben, seine Ranken umher verbreiten.

—tauschen, ein intransitives Zeitwort, mit haben, sein Geräusch umher verbreiten.

—riechen, ein intransitives Zeitwort, um sich her, nach allen Seiten hin riechen, um durch den Geruch zu erfahren.

—rieseln, ein intransitives Zeitwort, mit sein, rieselnd umherfließen.

—rollen, 1) ein intransitives Zeitwort, mit haben, um etwas her, hier und dorthin rollen; im Kreise umherrollen; 2) ein transitives Zeitwort, umherrollen machen.

—säen, ein transitives Zeitwort, um sich her säen, hier und dorthin säen.

Umherschallen, ein intransitives Zeitwort, mit haben, seinen Schall umher verbreiten.

—**schauen**, ein intransitives Zeitwort, um sich her, nach allen Seiten hin schauen.

—**scheinen**, ein unregelmäßiges intransitives Zeitwort, mit haben, seinen Schein umher verbreiten.

—**schlängelnd**, ein intransitives und zurückführendes Zeitwort, schlängelnd umher sich verbreiten.

—**schleudern**, ein transitives Zeitwort, um sich her, wie auch hierhin und dorthin schleudern.

—**schmiegen**, ein transitives und zurückführendes Zeitwort, um etwas herum schmiegen.

—**schnellen**, ein transitives Zeitwort, um sich her, hier und dorthin schnellen.

—**schwanken**, ein intransitives Zeitwort, mit sein, schwankend umhergehen.

—**schweben**, ein intransitives Zeitwort, mit haben, um etwas her, in verschiedener Entfernung schweben, hin und her schweben.

—**segeln**, ein intransitives Zeitwort, zu Schiffe umherfahren.

—**sehen**, ein intransitives Zeitwort, um sich her, nach allen Seiten hinsehen.

—**sitzen**, ein unregelmäßiges intransitives Zeitwort, mit haben, um etwas herum sitzen, auch hier und da zerstreut sitzen.

—**spähen**, ein intransitives Zeitwort, mit spähenden Blicken umhersehen.

—**spielen**, ein intransitives Zeitwort, mit haben, sich leicht hin und her bewegen; um einen her Spiele treiben.

—**splittern**, ein intransitives Zeitwort, mit sein, in Splittern umherfliegen.

—**spreuen**, ein transitives Zeitwort, wie Spreu umher werfen, streuen.

Umherstarren, ein intransitives Zeitwort, mit starren Blicken umhersehen.

–streuen, ein transitives Zeitwort, um sich her, hier und dahin streuen; auch umher verbreiten.

–stürmen, ein intransitives Zeitwort, mit haben, stürmend sich umher verbreiten.

–suchen, ein intransitives Zeitwort, um sich her, nach allen Seiten hin, hier und dort suchen.

–tasten, ein intransitives Zeitwort, um sich her tasten, hier und dorthin tasten.

–tönen, ein intransitives Zeitwort, mit haben, rund umher tönen, ertönen, tönend umherfliegen.

–tragen, ein unregelmäßiges transitives Zeitwort, hier und dorthin tragen.

–treiben, unregelmäßig, 1) transitives Zeitwort, um etwas treiben; nach verschiedenen Richtungen, hier und dorthin treiben; 2) ein intransitives Zeitwort, mit haben, nach allen Richtungen hin vom Winde getrieben werden.

–verbreiten, ein transitives Zeitwort, um sich her, auch hierhin und dorthin verbreiten.

–versammeln, ein transitives Zeitwort, um sich her, oder um etwas her versammeln.

–wallen, ein intransitives Zeitwort, mit sein, um etwas her, hier und dorthin wallen.

–wälzen, ein transitives Zeitwort, um etwas herum wälzen, hin und her wälzen.

–wenden, ein transitives Zeitwort, nach allen Seiten hin wenden.

–werfen, ein unregelmäßiges transitives Zeitwort, (s. Werfen, unter W.), hier und dorthin werfen, hin und her werfen.

–wirbeln, 1) ein intransitives Zeitwort, mit sein, in Wirbeln umher sich verbreiten; 2) ein transitives Zeitwort, wirbelnd umher schwingen.

Umherwohnen, ein intransitives Zeitwort, mit haben, um etwas herum wohnen.

—wüthen, ein intransitives Zeitwort, mit sein, wüthend umherlaufen.

—ziehen, unregelmäßig, (s. Ziehen, unter Z.), 1) ein transitives Zeitwort, um etwas ganz herum ziehen, auch, aufführen: eine Mauer; hier und dahin, hin und her ziehen; 2) ein intransitives Zeitwort, mit sein, von einem Orte zum andern hin und her ziehen: im Lande umherziehen.

Man unterscheidet bei Gewerben solche, die an einem bestimmten Orte, von einem ansäßigen Bürger betrieben werden und solche, die im Umherziehen betrieben werden. Man faßt letztere unter dem Namen Hausirhandel zusammen. Die Erlaubniß zum Hausirhandel wird durch Gewerbescheine ertheilt und diese erstrecken sich nur auf gewisse Gegenstände. Die preußische Gesetzgebung ist in dieser Materie sehr ausführlich und bestimmt, wir geben daher am besten ein vollständiges Bild von der Art und dem Umfange dieses Gewerbebetriebes, wenn wir die hierher gehörenden Bestimmungen der preußischen Gesetzgebung abdrucken. Hiernach sind für den Handel im Umherziehen gestattet: 1) Gegenstände, welche Jedermann, auch wenn er nicht im Orte wohnt, auf Wochenmärkten feil halten darf, z. B. frische Lebensmittel aller Art und andere Producte des Bodens, der Land- und Forstwissenschaft, der Jagd und der Fischerei, trockne Mühlenfabrikate zum Genusse, Citronen, Pomeranzen, Apfelsinen, überhaupt frisches und gedörrtes Obst und Gemüse aller Art, Milch, Eier, Federvieh, frische, gesalzene, gedörrte und geräucherte Fische, gesalzenes, gedörrtes und geräuchertes Fleisch, wogegen der Hausirhandel mit frischem Fleische aber nur besonders zuverlässigen Personen und auch nur für die nächste, in dem Gewerbscheine zu bezeichnende

Umgegend ihres Wohnortes, gestattet werden soll. Ferner: Theer, Pech, Kienruß, Besen, Sämereien, Hopfen und ähnliche Gegenstände. Es bleiben aber Matrerial- und Spezereiwaaren, Wein, Branntwein und Liquere aller Art unbedingt ausgeschlossen; 2) Abfälle und Abgänge, die in der Haus- und Landwirthschaft und beim Betriebe der Gewerbe entstehen, mit Ausnahme alter (gebrauchter) Kleidungsstücke und Betten, ingleichen Metallbruch, mit Ausnahme des Bruchgoldes und Bruchsilbers; 3) auf alle diejenigen Waaren, welche zu den groben kurzen Waaren gerechnet werden; desgleichen 4) ähnliche Waaren, die den daselbst ausdrücklich benannten gleich zu achten sind, z. B. alle grobe Eisenwaaren aus geschmiedetem Eisen, Eisenblech, Stahl- und Eisendraht, ferner: gewöhnliche Steingut-, Fayence- und irdene Waaren, desgleichen Korbmacherarbeiten, Schleifsteine, Flintensteine, Serpertinsteinwaaren, Schwamm, Oblaten, Saiten, Fischbein ꝛc.; 5) gewöhnliche Seiler- und andere Hanfwaaren, Garn, Zwirn; Band und Strümpfe von Leinen, Leinwand, Zwillig und Drillig, gebleicht und ungebleicht, einfarbig uud bunt; ferner: bunte Gewebe aus Leinen und Baumwollengarn gemischt, welche im Lande verfertigt werden, doch nur insofern, als deren Fabrikation bereits vor Erscheinung des Gewerbesteuergesetzes vom 30. Mai 1820 auf den Hausirhandel gegründet war, desgleichen auch wollenes Band, wollenes Strickgarn und wollene gestrickte Waaren; und endlich 6) Werke der bildenden Kunst, Landkarten, mechanische mathematische, optische und physikalische Instrumente. (Regul. vom 28. April 1824. §. 14.)

In den Provinzen, wo das Gesetz vom 11. März 1812 gilt, werden die Juden wie alle andern Staatsbürger betrachtet. In den ehemals sächsischen Landestheilen gilt noch das Mandat vom 16. August

1746, wodurch den Juden der Hausirhandel untersagt ist. (Rescr. v. 15. August 1829. Ann. B. 13. S. 620.) Der den Juden in den vormals sächsischen Landestheilen zu verstattende Hausirhandel wird durch die zu ertheilende specielle Concession bedingt. (Cirk. v. 29. April 1831. Ann. B. 15., S. 396.)

Ausländern darf in der Regel der Gewerbsbetrieb im Umherziehen nur für den Hausirhandel mit den oben bezeichneten Waaren, ferner um Waarenbestellungen zu suchen und zu den genannten Dienstleistungen und Schaustellungen, außerdem aber nur dann gestattet werden, wenn ihr Gewerbe in der Gegend entweder gar nicht, oder nicht mit der ihnen eigenen Geschicklichkeit betrieben wird, und doch als öffentliches Bedürfniß anzusehen ist, oder, wenn die Reziprozität gegen Nachbarstaaten solches erfordert. Im letztern Falle bedarf es aber der gemeinschaftlichen Genehmigung der Ministerien. (Regul. v. 28. April 1824. §. 12.) Den Gewerbschein, wie er für Inländer ertheilt wird, kann der Ausländer nur dann in Anspruch nehmen, wenn er nachweiset, wirklich eingewandert zu sein. (Cirk. v. 8. August 1834. Ann. B. 18., S. 836.)

Ausländer, welche die Ertheilung eines Gewerbscheins zum Betriebe des Hausirhandels nachsuchen wollen, müssen außer ihrem Reisepasse ein Zeugniß ihrer Ortsbehörde über ihre Unbescholtenheit beibringen, welches alljährlich zu erneuern ist. Dies soll ihnen von der Polizeibehörde gleich an der Gränze bei Visirung ihres Reisepasses eröffnet werden. (Regl. vom 28. April 1824. Resc. vom 2. April 1830. Rescript d. M. d. J. und d. P. vom 14. September 1834. Ann. Bd. 18., S. 526.) Unter der vaterländischen Ortsbehörde ist nicht nothwendig die des Geburtsorts, sondern vielmehr die des Wohnorts verstanden. (Resc. v. 8. April 1831.

Ann. B. 15., S. 388.) Auch das dreißigjährige Alter ist nachzuweisen, welches zum Gewerbe im Umherziehen erforderlich ist. (Resc. v. 17. August 1832. Ann. B. 16., S. 701.) Ist der Paß von der dem Inhaber vorgesetzten Obrigkeit seines Vaterlandes ausgestellt; erhält er das Zeugniß, daß der Inhaber dort wohnhaft und als ein Mensch von unbescholtenem Rufe und guten Sitten bekannt sei, und ist seit Ausstellung des Passes noch kein Jahr verflossen, so genügt derselbe zur Ertheilung des Gewerbescheins. (Resc. v. 27. Mai 1832. Ann. Bd. 16., S. 459.)

Das Umhertragen zum Verkauf, oder Aufkauf von solchen Waaren, mit welchen der Verkehr im Umherziehen überhaupt statthaft ist, wird, wenn dies von dem Gewerbetreibenden selbst, oder seinen Hausgenossen blos im Polizeibezirke des Wohnorts geschieht, für gewerbscheinpflichtig nicht geachtet, vielmehr bedarf es dazu nur der besondern Erlaubniß der Ortspolizeibehörde; doch bleibt es dem Ermessen der letztern überlassen, solche Erlaubniß aus zureichenden, von der Person hergenommenen Gründen zu versagen, und ist sie nicht verpflichtet, diese Gründe dem Bittsteller anzugeben, sondern es verbleibt demselben nur der Rekurs an die vorgesetzten Behörden. (Regl. v. 28. April 1824. §. 3.) Die Erlaubnißscheine ertheilt die Ortspolizei. (Reser. v. 24. Januar 1830. Ann. Bd. 14., S. 417.) Der Gewerbetrieb im Polizeibezirke der Stadt ist niemals für einen Verkehr im Umherziehen zu achten. (Reser. vom 30. April 1829. Ann. Bd. 13., S. 371.)

Wer Waaren ohne Bestellung an einen oder mehrere andere Orte außer seinem Wohnorte bringt oder versendet, um solche daselbst außer den Märkten zu Zeiten (nicht fortdauernd) selbst zu verkaufen, oder durch Andere für seine Rechnung verkaufen oder öf-

fentlich versteigern zu lassen, bedarf dazu eines Gewerbescheins. (Regul. v. 28. April 1824. §. 2.) Versteigerungen, welche überhaupt zulässig sind, sind in der Jahrmarktszeit nicht auf die Läden beschränkt. (Rescr. v. 24. October 1827. Ann. Bd. 11., S. 1013.)

Die Ablieferung bestellter Waaren ist nicht gewerbescheinpflichtig. Für eine Bestellung aber ist es nur zu achten, wenn die Beschaffenheit und Menge der Waare und der dafür zu erlegende Preis schon vor der Uebersendung fest verabredet worden. (Rescr. d. Hrn. G.-D. d. St. v. 5. Febr. 1829. Ann. B. 17. S. 920.)

Personen, die von Ort zu Ort umherreisen, um Waarenbestellungen zu suchen, müssen mit einem Gewerbeschein versehen sein. (Gesetz v. 30. Mai 1820. §. 21. a.) Kaufleute und die ihnen gleichstehenden Fabrikanten, welche für ihr stehendes Gewerbe Gewerbesteuer entrichten, können selbst oder durch die ausschließend in ihrem Dienst stehenden Handelsgehülfen Waarenbestellungen aufsuchen, ohne dafür besondere Gewerbesteuer zu zahlen. (K.-O. v. 12. Febr. 1831. Ann. B. 15. S. 273.) Die Gewerbescheine müssen sie aber nachsuchen, wie denn auch hier nur solche Kaufleute gemeint sind, welche die Gewerbesteuer Lit. A. entrichten. (Cirk. d. F. M. v. 7. Juni 1831. Ann. B. 15. S. 273.) Die Versicherung des Kaufmanns, daß der reisende Handelsgehülfe ausschließlich in seinem Dienst stehe, muß an Eidesstatt abgegeben worden sein. (Ebend. §. 4. Publ. v. 21. Jan. 1834. Ann. B. 18. S. 684.) Das 30jährige Alter ist nicht erforderlich (Rescr. v. 17. Aug. 1832. Ann. B. 16. S. 701.), eben so wenig die Großjährigkeit (Rescr. v. 2. März 1827. Ann. B. 11. S. 759), wohl aber das 17jährige Alter. (Rescr. v. 5. Mai 1827. Ebend. S. 763.)

Ein Inländer, welcher in einem ausländischen Handlungshause conditionirt, ohne dadurch an dem Orte, wo letzteres seinen Sitz hat, ein Domicil zu gründen, ist bei Nachsuchung eines Gewerbescheins zum Aufsuchen von Waarenbestellungen für seinen Prinzipal hinsichtlich der Erfordernisse zur Erlangung des Gewerbescheins als Inländer anzusehen, und hat sein Gesuch an die Regierung, in deren Bezirke sein diesseitiger Wohnort liegt, zu richten. Hat er weder im In- noch Auslande ein Domicil, so ist er als Vagabund zu betrachten und kann keinen Gewerbeschein erlangen. (Rescr. d. MM. d. J. v. 15. Mai 1834. Ann B. 18. S. 527.) Nach dem Kurfürstenthum Hessen werden Gewerbescheine zum Aufsuchen von Waarenbestellungen auf Grund eines Legitimations-Attestes unentgeltlich ertheilt. (Publ. v. 28. Aug. 1832. Ann. B. 16. S. 868.) Dasselbe gilt für das Großherzogthum Hessen. (Cirk. v. 30. Sept. 1829. Ann. B. 13. S. 482.)

Zum Gewerbebetriebe im Umherziehen gehört auch das Geschäft derjenigen Personen, welche im Lande umherreisen, um in Privathäusern und Gasthöfen, oder auf offener Straße Waaren irgend einer Art zum Wiederverkauf zu erstehen. Es gehört aber nicht dahin das Bereisen der Messen und Märkte, um daselbst Waaren zum Wiederverkauf einzuhandeln (Regul. v. 28. April 1824. §. 5.), auch nicht der Ankauf auf Wochenmärkten. (Rescr. v. 11. October 1826. Ann. B. 10. S. 1124.) Kaufleute und die ihnen gleichstehenden Fabrikanten, welche für ihr stehendes Gewerbe die Gewerbesteuer Lit. A. entrichten, können selbst oder durch die ausschließend in ihrem Dienst stehenden Handelsgehülfen zum Behufe des Wiederverkaufs Waaren aufkaufen, sie müssen dann aber diese nicht mit sich umherführen, sondern frachtweise befördern lassen. Auch müssen sie jedenfalls

den Gewerbeschein extrahiren. (Kab.-O. v. 12. Febr. 1831. Ann. B. 15. S. 273. Cirk. d. F. M. v. 7. Juni 1831. Ebend.) Von den Waaren, welche sie suchen, dürfen sie nur eine Probe bei sich führen. (Reser. v. 9. Mai 1828. Ann. B. 12. S. 533.) Gewerbescheine zum Aufsuchen von Waarenbestellungen im Kurfürstenthum Hessen werden bei Vorzeigung eines Legitimations-Scheins unentgeltlich ertheilt. (Publ. v. 28. Aug. 1832. Ann. B. 16. S. 868.) Dasselbe gilt für das Großherzogthum Hessen. (Cirk. v. 30. Sept. 1829. Ann. B. 13. S. 482.)

Hausirer dürfen Waaren, die nicht in ihrem Gewerbescheine benannt sind, auch unter dem Vorwande nicht bei sich führen, daß dieselben bestellt seien. (Reser. v. 3. Nov. 1825. Ann. B. 9. S. 1081.)

Wer ein offenes Gewerbe treibt und zu diesem Behufe umherreiset, um die Materialien zu seiner eigenen Fabrikation aufzukaufen, bedarf keines Gewerbescheins, sondern nur einer polizeilichen Legitimation. (Gesetz vom 30. Mai 1820. §. 21. b.)

Der gewerbsweise Aufkauf ländlicher Produkte innerhalb eines Umkreises von zwei Meilen vom Wohnorte ist steuerfrei. (Cirk. v. 22. Juli 1830. Ann. B. 14. S. 609.)

Selbstgewonnene Produkte und selbstverfertigte Waaren, welche zu denen gehören, die Jedermann auf Wochenmärkten feilhaben darf, kann jeder Inländer auch außer seinem Wohnorte (in der Umgegend desselben, welche erforderlichen Falls näher zu bestimmen den Kreispolizei-Behörden vorbehalten bleibt) zum feilen Verkaufe umhertragen oder schicken, ohne dazu eines Gewerbescheins zu bedürfen. Auch zu dem Verkehr mit selbstgewonnenen Waaren, welche (wie z. B. Holz, Kohlen, Torf, Heu, Obst u. dgl.) gewöhnlich zu Schiffe verfahren und auch außer der gewöhnlichen Marktzeit vom Schiffe aus verkauft zu

werden pflegen, ist der Gewerbeschein nicht erforderlich. Wenn aber solche Waaren nicht selbst gewonnen, sondern aufgekauft sind, so findet das schon oben Gesagte darauf Anwendung. (Regul. v. 18. April 1834. §. 4.) Zu den selbstgewonnenen Produkten gehören auch die inländischen Tabaksblätter. (Reser. v. 29. Juli 1829. Ann. B. 13. S. 619.) Der Erlaubnißschein wird von der Kreispolizeibehörde ertheilt. (Reser. v. 20. Novemb. 1829. Ann. B. 13. S. 912.)

Es kommt nicht darauf an, ob die Waaren Eigenthum des Inhabers des Gewerbescheines sind oder nicht. Untersagt ist der Handel im Umherziehen mit Arzneien, mit Drucksachen und lithographirten Arbeiten, z. B. Vorschriften für Kinder, Formulare von Rechnungen und Quittungen, Frachtbriefen, Erbauungsschriften, Liedern, Gedichten ꝛc., sofern sie nicht mit dem Polizeistempel versehen sind. Material- und Specereiwaaren, Pottasche, Tabacksblätter, Salz, Gold, Juwelen und Silber, Tuch, wollene Decken (mit Ausnahme der westlichen Provinzen), Tapeten, Lederwaaren, alten Kleidungsstücken, Betten und Bettfedern, Spitzen und leinenen Waaren, wenn sie nicht eigenes Fabrikat derjenigen sind, welche damit handeln. Gestattet ist dagegen der Hausirhandel mit Landkarten und Werken der bildenden Kunst, mit Blutegeln, Butter, Mühlenfabrikaten und Backwaaren, mit Schreibmaterialien, groben Eisenwaaren, Glaswaaren, sogenannten Kramwaaren, groben kurzen Waaren, die ganz oder theilweise verfertigt sind aus Alabaster, Marmor und Speckstein, Bernstein, Elfenbein, Fischbein, Gyps, Holz, Horn, Knochen, Kork, Lack, Lohgarn Leder und Juchten, Meerschaum, unedlen Metallen, Papier, Schildplatt und Stroh, oder theilweise aus Email, Glas, Fayance oder wei-

ßem Porzellan in Verbindung mit unedlen Metallen oder Anfangs genannten Urstoffen gefertigt, als feine Holzwaaren, feine Bürstenbinder-, Drechsler-, Kammmacher-, Korbflechter-, Siebmacher-, Schnitzwaaren, und sogenannte Nürnberger Waaren aller Art; feine Eisen-, Guß- und andere Waaren. Buchbinder-Arbeiten aus Papier und Pappe, grobe lackirte Waaren aus diesen Urstoffen, feine bossirte Wachswaaren, Blei- und Rothstiften, Fingerhüten, Kämmen, Knöpfen, Messern, Näh- und Stricknadeln, Pastellfarben und Tuschen, Farben- und Tuschkasten, feinen Pinseln, Mundlack (Oblaten), englischem Pflaster und Siegellack, Parfümerien, Pfeifenköpfen aus Holz, Meerschaum, Erdgeschirr, Fayance, weißem Porzellan und mit unächten Beschlägen, Pfeifenröhren, Scheeren, Schnallen, Streichen, feinen Seifen in Täfelchen und Kugeln, Spielzeug, Stroh- und Bastgeflechten, groben Strohhüten und Decken aus ungespaltenem Stroh, Spahn- und Rohrhüten ohne Garnirung; Glas und unechten Steinen in Verbindung mit unedlen Metallen, Holzuhren, Spiegeln, feinen Werkzeugen ꝛc., überhaupt alle dahin gehörende Waaren, außer Verbindung mit Gespinnsten, Gold, Silber, Platina, Semilor oder andern feinen Metallgemischen, Perlmutter, Perlen und echten Steinen. (Publ. d. Reg. zu Frankf. vom 10. Jan. 1832. Amtsbl. S. 22.) Eben so ist auch gestattet der Zwirn- und Garnhandel im Umherziehen und der Handel mit rohen Woll- und Baumwollenwaaren.

Zu den erlaubten Waaren gehören ferner: Regen- und Sonnenschirme und Garn, da dasselbe in Gegenden, wo die Leinwandfabrikation stark betrieben wird nicht anders, als im Umherziehen zu betreiben ist. Die Erlaubniß soll aber in der Regel nur ansäßigen Personen von bewährter Redlichkeit und Zuverlässigkeit bewilligt werden und sind dieselben für

die Richtigkeit des Haspels der Gespinnste, welche durch sie in den Handel kommen, verantwortlich. Im Umherziehen dürfen ferner Fische aufgekauft werden, der Hausirschein kostet jedoch nur gegen zwei bis vier Thaler. Pferde- und Viehhändler, die reisen, und sich des Verkaufs wegen einige Zeit an Orten aufhalten, bedürfen eines Hausirscheins und für ihren oder ihre nöthigen Begleiter die besondere Erlaubniß von der Regierung, das Signalement desselben wird dem Gewerbescheine beigefügt. Kinder vor dem 14. Jahre dürfen nicht mit herumgeführt, und die jüngeren müssen bei zuverlässigen Leuten untergebracht werden.

Wie aus den schon angeführten Citaten zu ersehen ist, beruht die Gesetzgebung mehrentheils auf Rescripten der Regierungen, das allgemeine Landrecht erhält nur wenig über diese Materie, weil sich die Nothwendigkeit der Verordnungen erst nach und nach herausgestellt hat.

Umhin, ein Umstandswort: um etwas hin bedeutend, oder um etwas herum und dann weiter, z. B. um den Berg hin fahren. In einer sehr gewöhnlichen Zusammensetzung findet man es mit dem Worte können: umhinkönnen, doch meistentheils in der Verneinung, nicht umhinkönnen, was so viel bedeutet, als nicht vermeiden können, ein milderer Ausdruck für müssen.

Umhinken, ein transitives Zeitwort; um etwas herumhinken.

Umholz, nennt man bei den Böttchern die sämmtlichen Stäbe, Rundhölzer oder Dauben aus welchem ein Bottich oder jedes Böttchergefäß zusammengesetzt ist.

Umhüllen, ein transitives Zeitwort für: etwas mit einer Hülle umgeben. Umhüllen sagt man daher auch für

verhüllen, verbergen. Umhüllung heißt der Gegenstand der einen andern umhüllt und verdeckt, es ist also so viel wie Hülle. In der Mineralogie, heißt Umhüllung dasjenige, von welchem ein Material eingeschlossen wird, und wodurch wohl die Größe, aber nicht die Form verändert wird.

Umin auch Umm, die Schrift des Geschäftsstyls in Tybet; im Gegensatz zu Uchen, womit man die Schriftart der Gelehrten bezeichnet.

Umir. In der Geographie benennt man mit dem Namen „das Gebiet der drei Umir" einen Theil der Provinz Sind in Beludschistan (Asien), welcher zwischen den östlichen Armen des Sindflusses liegt. Umir bedeutet so viel als Emir. Diese drei Emire herrschen nach altem Herkommen gemeinschaftlich über das Gebiet, jedoch so, daß jedesmal der älteste von ihnen den Vorsitz führt. Die Einkünfte theilen sie unter sich. Im Falle Einer von ihnen stirbt, so wird an seiner Stelle ein Verwandter von ihm zum Emir gewählt. Ihre Regierung ist ganz despotisch. Das Land, welches in mehrere Distrikte getheilt wird, hat zwei Hauptstädte, von denen die eine Tattah, die andere Hydrabat heißt.

Umkehr, die, bedeutet die Handlung des Umkehrens; im figürlichen Sinne heißt Umkehr die Handlung, wenn man von einem eingeschlagenen falschen oder unsittlichen Wege zur Sittlichkeit und Tugend sich wendet, also so viel als sich bessert. Umkehr nennt man auch den Ort, wo man einen Wagen bequem umkehren kann, ohne daß man ihn zurückzuschieben braucht, daher bezeichnet man damit auf öffentlichen Straßen, welche zu Spazierfahrten benutzt werden, ein mit der Straße verbundenes Rundtheil, welches zum bequemen Umlenken der Wagen dient.

Umkehren. Die Richtuug seiner Bewegung nach der entgegengesetzten Seite ändern, und wieder nach dem

Orte hin, von welchem sie ausgegangen ist. Wer z. B. beim Weggange von Hause etwas Nöthiges vergessen hat, muß umkehren, um es zu holen. Es giebt viele abergläubige Menschen, welche behaupten, es bringe Unglück in Geschäften oder einen andern Unfall, wenn jemand auf seinem Wege umkehrt, sie gehen also lieber irgend einen andern Gang, ehe sie das Vergessene holen, oder sie schicken einen Fremden darnach, oder sie kehren um, gehen aber nicht wieder aus. Wie Umkehr wird auch Umkehren anstatt sich bessern gebraucht. Man kehrt etwas um, wenn man es so wendet, daß es die entgegengesetzte Lage oder Richtung bekommt, oder daß das Inwendige herausgekehrt wird; z. B. einen Strumpf umkehren, wie dies bei der Wäsche gebräuchlich ist. Sprüchwörtlich sagt man von jemandem, der leicht veränderlich ist, er ist, wie man die Hand umkehrt, bald so, bald anders. Mit dem Ausdruck: wie man die Hand umkehrt, bezeichnet man die Schnelligkeit der Veränderung, und sagt daher auch: im Handumkehren. Ein anderes Sprichwort ist: umgekehrt wird ein Schuh daraus, d. h. wenn man es anders macht, spricht oder denkt, trifft man erst das Rechte. Er ist ganz umgekehrt, bedeutet: er hat sich ganz verändert, so daß man ihn nicht wiedererkennt, er ist anderen Sinnes geworden. Ein Verschwender, der z. B. plötzlich sparsam oder geizig wird, erregt unsere Verwunderung, und wir sagen von ihm: er ist wie umgekehrt. Ebenso braucht man in derselben Weise, er ist wie ausgetauscht. Alles umkehren bezeichnet: Alles in Verwirrung bringen, das Unterste zu oberst kehren, wenn Einer z. B. etwas sucht und die Sachen durch einander wirft.

Umkehrung. Dieser Ausdruck wird in der Mathematik, in der Logik, in der Musik und in der Chirurgie gebraucht. Umkehrung eines Satzes, die Vertau-

schung der Voraussetzung mit der Folgerung, oder der Hypothesik mit der Thesis. Vom Pythagoreschen Lehrsatze z. B. ist folgender die Umkehrung: Wenn das Quadrat über einer Dreiecksseite gleich ist der Summe der Quadrate üben den beiden übrigen, so ist der Gegenwinkel der ersten Seite ein rechter. Namentlich in der Lehre vom Kreise kommen mehrere Sätze vor, wo man jede von mehreren Folgerungen einzeln zur Voraussetzung, und alles Uebrige zu Folgerungen machen kann. Nicht jeder Satz läßt sich umkehren wie z. B. wenn zwei Figuren congruent sind, so sind sie einander gleich. Daher muß namentlich in der Geometrie jede Umkehrung besonders bewiesen werden. Die Beweise der Umkehrungen sind dann oft apagogisch oder indirect. In der Sphärik sind die umgekehrten Sätze von den direct erwiesenen, besonders in der mathematischen Geographie brauchbar, weshalb jene nicht in den Lehrbüchern sollten übergangen werden. Garnier hat in der Schrift: Les reciproques de la Geometrie, Paris. 2te Aufl., die umgekehrten Sätze gesammelt; 2) Umkehrung eines Verhältnisses, Vertauschung des Hinter- und Vordergliedes von a : b ist b : a das umgekehrte Verhältniß; 3) Umkehrung eines Bruchs, Vertauschung des Zählers mit dem Nenner. Umkehrung der Reihen (reversio s. inversio serierum, retour des suites) wurde anfangs die Auflösung folgender Aufgabe genannt: Wenn y durch eine nach Potenzen von x fortschreitende Reihe gegeben ist, umgekehrt x durch eine nach Potenzen von y fortschreitende Reihe auszudrücken. Dieselbe wurde aber später dahin erweitert: Aus der allgemeinen Gleichung zwischen x und y

$$A x^{\alpha} + A_1 x^{\alpha+\delta} + A_2 x^{\alpha+2\delta} + \ldots$$
$$= B y^{\beta} + B_1 y^{\beta+\varepsilon} + B_2 x^{\beta+2\varepsilon} + \ldots$$

einen nach Potenzen von y fortschreitenden Ausdruck

tür irgend eine Potenz von x, z. B. für x^{μ} abzuleiten. Weder das Format noch der Raum gestattet es, so viel über diesen Gegenstand hier mitzutheilen, als unumgänglich nöthig wäre, um von dem ganzen Verfahren einen Ueberblick zu geben, welches besonders auf den Eigenschaften der Potenzen, der Polynomien und der Polynomialcoeficienten beruht, und deshalb eine Menge von Hülfssätzen und Zeichenbestimmungen nöthig machte. Es können daher hier nur einige historische und literarische Nachweisungen erwartet werden. Der einfachste oben erwähnte Fall des Reversions-Problems, ist schon von Newton untersucht worden, in größerer Allgemeinheit aber hat sich zuerst Moivre mit denselben beschäftigt. Eine einfache, aber in der Anwendung weitläuftige Formel hat Tempelhoff in seiner Analysis endlicher Größen, S. 605, gegeben. Eine independente Entwickelung der Umkehrungsweise machte zuerst H. E. W. Eschenbach De serierum reversione etc. Leipz. 1784 jedoch ohne Beweis bekannt, welchen H. A. Rothe in seiner Schrift: Formulae de serierum reversione etc Leipz. 1793 gab, und durch den er zugleich auf einen andern Satz geführt wurde, von dem der Eschenbach'sche eine Folge ist. Wie dieser, so wies auch Hindenburg seinerseits den Zusammenhang des Revisionsproblems mit dem polynomischen Lehrsatze nach in der Schrift: Problema solutum ad serierum reversionem etc. Leipz. 1793.

In der Musik braucht man das Wort Umkehrung von Accorden und Intervallen. Ein Dreiklang z. B. c e g kann dergestalt umgekehrt werden, daß statt der Tonika c die Terz e die Baßnote und c die Oberstimme erhält. Er heißt nun e g c und wird aus einem Dreiklang ein Sextenaccord. Oder g wird die untere und c die obere Stimme, so wird daraus ein Quart-Sextenaccord. Aus dem Interwall c e,

der Terz, wird bei der ersten Umkehrung eine Sext, in der zweiten wieder eine Terz, und aus der Terz eg in der zweiten Umkehrung ebenfalls eine Sext. Durch die Möglichkeit der Umkehrungen wird eine große Mannigfaltigkeit in die Harmonie gebracht. Es ist daher die Lehre davon eine der wichtigsten für das musikalische Studium.

Um dies deutlicher zu machen, müssen wir daran erinnern, daß die Harmonielehre zwei Hauptgattungen von Grundharmonien kennt: Die Dreiklangharmonieen, oder Dreiklänge und die Septimenharmonieen. Erstere besteht aus einem Grundton, aus dessen Terz und dessen Quinte. Letztere heißen, zum Unterschied vom Grundton, Beitöne, oder auch die Terz Mediante, und die Quinte Dominante. Die Septimenharmonieen oder der Septimenaccord besteht aus Grundton, Terz, Quinte und Septime. Von den Dreiklangsharmonien giebt es drei, und von den Septimenharmonien vier Arten: den harten, großen Dreiklang (Grundton, große Terz und reine Quart), den weichen Dreiklang (mit der kleinen statt der großen Terz) und den verminderten Dreiklang (mit kleiner Terz und kleinen Quinte). Von den Septimenaccorden besteht die erste Art aus dem harten Dreiklang mit kleiner Septime, die zweite Art aus dem weichen Dreiklang mit kleiner Septime, die dritte aus dem verminderten Dreiklang mit kleiner Septime und die vierte aus Grundton, großer Terz, großer Quinte und großer Septime. Diese 7 Hauptarten sind hinreichend, um alle in der Musik vorkommenden Tonverbindungen darauf zurückzuführen, so daß sich jeder Zusammenklang, auch der bunteste und verwickelste als eine Umgestaltung oder Umkehrung einer jener 7 Accorde erklären läßt. Ist dies nicht möglich, so sagt man von ihm: es klingt gehörwidrig. Manche lassen sich auf mehrere Arten erklären und

heißen dann mehrdeutig. Der Kürze wegen bezeichnet man die großen Dreiklänge mit einem großen lateinischen Cursiv-Buchstaben z. B. *C*, die kleinen Dreiklänge mit einem kleinen Cursiv-Buchstaben z. B. *c*, die verminderten Dreiklänge einen gewöhnlichen lateinischen Buchstaben mit angehängtem ° z. B. C^{0}. Für die Hauptseptimenharmonien einen großen Cursiv-Buchstaben mit angehängter 7, z. B. *C*7, für die weiche Septimenharmonie einen kleinen Cursiv-Buchstaben mit 7, *c*7. Für die folgende mit kleiner Quinte einen kleinen Buchstaben mit ° und 7, und für die Septimimeharmonie mit großer Septime den großen gewöhnlichen Buchstaben mit einer 7.

Wie nun schon oben erwähnt wurde können aus den natürlichen Grundharmonien, bei welchem der Grundton unten liegt, durch Umkehrung eine Menge anderer Harmonien gebildet werden. Wenn dies so geschieht, daß der Grundton nicht mehr unten bleibt, so erhält eine solche Umkehrung den Namen: Verwechslung der Baßnote. Man muß den Unterschied zwischen Baßton und Grundton immer im Auge behalten. Durch die Verwechslung des Baßtons ändern sich die Intervalle. Die Dreiklangharmonien können zweimal, die Septimenharmonien dreimal verwechselt werden. Die erste Verwechslung ist die, wo die Terz in den Baß gelegt wird, die zweite, wo die Quinte diese Lage einnimmt, die dritte, wo die ursprüngliche Septime zu unterst genommen wird. Bestimmte Regeln, wenn man eine Harmonie in einer Verwechslung anbringen müsse oder dürfe, giebt es eigentlich nicht, und die, welche man in manchen Lehrbüchern über diesen Gegenstand findet, z. B. ein Tonstück mit einem verwechselten Accord weder anzufangen noch zu schließen u. dgl., sind theils nur halb wahr, theils gehören sie nicht in die Lehre von der Verwechslung der Accorde überhaupt. Nur läßt sich im Allgemeinen

bemerken, daß ein Accord in unverwechselter, natürlicher Lage gemeiniglich für das Gehör etwas mehr Befriedigendes hat, als in verwechselter Lage; diese hat allemal etwas Unvollständigeres, Unbefriedigerendes, Unvollkommeneres. Es ist schwer, ein ganz bezeichnendes Wort dafür zu finden. Insbesondere klingen solche Harmonien, welche schon an sich selbst dem Gehör weniger genügen, in verwechselten Lagen fast unangenehm, z. B. die Nebenseptharmonien.

Die Musiker haben den verwechselten Accorden eigene Namen beigelegt, welche von den Intervallen entlehnt sind, aus welchen sie, vom Baßton an gezählt, bestehen.

Einen Dreiklang in erster Verwechslung, welcher also aus Baßton, dessen Terz und Sexte besteht, und nach dem Zählnamen der Interwalle vom Baßton an, Terz-Sexten-Accord ist, nennen sie kurzweg Sextenaccord oder Sextaccord.

Einen Dreiklang in zweiter Verwechslung, welcher aus Baßton, Quarte und Sext besteht: Quartsextenaccord oder Sextquartaccord.

Eine Septimenharmonie in erster Verwechslung, dem Zählnamen nach: Terz-Quint-Sexten-Accord, heißt kurzweg Quintsextaccord oder Sextquintaccord.

Die zweite Verwechslung der Septharmonie: Terz-Quart-Sext-Accord, wird kurzweg Terzquartaccord genannt.

Die dritte Verwechslung der Septimenharmonie, welche ein Sekund-Quart-Sext-Accord ist, heißt kurzweg Secundenaccord.

Man könnte füglich den sogenannten Quartsextenaccord lieber schlechtweg Quartenaccord nennen; dies wäre nicht nur kürzer, sondern es würde dadurch zugleich eine Folgerichtigkeit in die Benennungen der verwechselten Accorde gebracht, welche für die Gestalt der Verwechselungen sehr bezeichnend wären, und da-

bei auch das Gedächtniß erleichtern würde. Alsdann hieße nämlich:

Der Dreiklang in 1ster Verwechsl.: Sextaccord.
„ „ „ 2ter „ Quartaccord.
„ Sept-Accord 1ster „ Quintextaccord.
„ „ „ 2ter „ Terzquartaccord.
„ „ „ 3ter „ Secundaccord.

Die Folgerichtigkeit solcher Benennungen liegt nämlich darin, daß der Name jedes Accordes mit dem Namen des Intervalls übereinstimmt, welches der Grundton der Dreiklangharnonie, oder der Grundton der Septimenharmonie, und die ursprüngliche Septime gegen die Baßnote des verwechselten Accordes bilden. Nämlich in der ersten Verwechslung des Dreiklangs bildet der Grundton gegen den Baßton eine Sext, und ein Dreiklang in erster Verwechslung heißt darum vollkommen passend: Sextaccord. —

Aus gleichem Grunde hieße die zweite Verwechslung des Dreiklangs sehr füglich blos Quartaccord, weil der Grundton darin als Quarte der Baßnote erscheint. — Sextquintaccord heißt die erste Verwechslung des Septenaccordes, weil sich darin der Grundton als Sexte, und die ursprüngliche Septime als Quinte des Baßtones zeigt. — Quartterzenaccord oder Terzquartenaccord, heißt die zweite Verwechslung der Septharmonie, weil darin der Grundton zur Quarte, und die ursprüngliche Septime Terz des Baßtons wird. — Endlich heißt eine Septimenharmonie in dritter Verwechslung, worin also die Grundnote als Secunde des Baßtones, die ursprüngliche Septime aber selbst als Baßton erscheint, Secundenaccord.

Umketten. Ein transitives Zeitwort, welches bedeutet, mit Ketten umschlingen, es wird auch im figürlichen Sinne gebraucht, und bedeutet dann so viel, wie fesseln, einnehmen, gewinnen.

Umkippen wird sowohl als intransitives, wie als transitives Zeitwort gebraucht, im ersteren Falle heißt es so viel als umfallen, umstürzen, wenn eine Sache, die nach dem gewöhnlichen Ausdruck: auf der Kippe steht, durch irgend eine Veranlassung das Gleichgewicht verlirt und umfällt. Bei kleinen Fahrzeugen gebraucht man das Wort umkippen für umschlagen, z. B.: das Boot kippt um. Als transitives Zeitwort heißt es so viel, als umfallen machen, zum Umfallen bringen. Es ist besonders bei den Schuhmachern gebräuchlich, wenn sie anstatt den obern Rand des Schuhes mit Band einzufassen, das Oberleder ein wenig vorstehen lassen, es umschlagen und an das Unterfutter annähen. In der Regel wird dies Verfahren nicht bei feiner Arbeit angewendet, sondern bei groben Hausschuhen und Pantoffeln.

Umkitten. Ein transitives Zeitwort, in der Bedeutung, mit Kitt umkleben, wie dies bei schadhaften Gefäßen nothwendig ist; es wird auch für Verkitten gebraucht. Im Allgemeinen versteht man unter Kitt ein zähes Verbindungsmittel, welches auf den Oberflächen, zwischen denen es aufgetragen wird, mehr oder weniger schnell erhärtet, und ohne in die zu verkittenden Massen selbst hineinzuziehen, sich durch Feuchtigkeit nicht wieder auflösen läßt. Man unterscheidet eine feuchte und trockene Anwendung des Kitts. Je rascher ein zerbrochenes Gefäß gekittet oder umkittet wird, wenn die Bruchflächen noch frisch sind, desto dauerhafter wird die Verkittung. Es giebt 15erlei Arten von Kitt. 1) Kitt für die Fugen von Destillirgeräthschaften. Wenn eine Retorte mit einer Vorlage so verbunden werden soll, daß nichts durch die Fuge verloren geht, wird diese gewöhnlich mit einem Kitt überstrichen, den man auch Lutum nennt. Ist der Retortenhals zu schmal, um in die Oeffnung des Kolbens gerade zu passen, so umwindet man ihn mit Werg oder Papier

welches man etwas anfeuchtet und sehr dicht anlegt. Die zu Vorlagen dienenden Kolben müssen an ihrer Mündung etwas ausgeweitet und die scharfe Kante des Glases mit einer Feile abgerundet sein. Die am Halse nach Innen sich erweiternden Kolben sind sehr schwer so anzulutiren, daß die Vereinigung dicht hält. Die Art des Kittes, womit die Fuge verklebt wird, richtet sich nach der Natur des Destillats. Bei der Destillation von Wasser, Essig oder Spiritus braucht man bei Glasgefäßen die Fuge nur mit einer feuchten Blase zu verbinden und bei kupfernen Gefäßen nur mit Mehlkleister zu verkleben. Die Kitt-Arten, unter denen man für andere Fälle zu wählen hat, sind nach Berzelius folgende: a. Von Leinsamenmehl. Man vermischt das Mehl mit Wasser zu einem dicken Teige, den man gut durcharbeitet, damit er gleichförmig und zusammenhängend werde, und streicht ihn dann einigermaßen dick auf. Dieses Lutum macht sogleich dicht, erhärtet bald und widersteht Säuren, Ammoniak u. a., verträgt aber natürlicher Weise keine Hitze, die so stark ist, daß es sich verkohlen würde. Es wird noch fester, wenn man statt reinen Wassers, Milch, Kalkwasser oder schwaches Leimwasser nimmt. b. Von dickem Gummiwasser, Thon und Eisenfeilspänen, mit einander zu einer Masse verarbeitet. Wird besonders in solchen Fällen angewendet, wo die Lutirung sehr lange sitzen soll. Sie wird so hart und fest, daß sie kaum wieder abzunehmen ist. c. Von Löschpapier, Mehl und Thon. Man weiche einen Bogen graues Löschpapier in Wasser auf, zerrühre es, knete es alsdann mit einer Hand voll Roggenmehl, und darauf mit einer Hand voll Töpferthon bis zur gehörigen Consistenz zusammen. Dieser Kitt springt nicht beim Trocknen und hält vortrefflich dicht. d. Starkes Leimwasser und frisch gelöschter zerfallener Kalk werden zu einer steifen Masse zusammengearbeitet. Auch schreibt

man hierzu Eiweiß vor, welches aber theuer ist, ohne besser zu sein. Ein Gemenge von starkem Leimwasser, Eiweiß und frisch gelöschtem Kalk bildet den sogenannten Lut dane, der so zusammenhängend ist, daß man damit zerbrochene Porzellan- und Steingefäße zusammenkitten kann. e. Magerer Käse, zuvor mit Wasser ausgekocht, wird mit Wasser und frisch gelöschtem Kalk gerieben, bis das Ganze eine dicke, zähe Paste bildet, hält ebenfalls sehr dicht und erhärtet bald. f. Gebrannter Gyps mit Milch, Leim- oder Stärkewasser angemacht, ist in gewissen Fällen ein vortreffliches Lutum. g. Leinol-Lutum, welches man aus Leinöl, worin im Kochen geschmolzenes Kautschuk aufgelöst ist, und Pfeiffenthon macht, indem man beide zusammenstößt, bis die Masse gleichförmig, zusammenhängend und zwischen den Fingern formbar ist, ohne zu kleben. Es erfordert viel Arbeit, wenn es recht gut werden soll, indessen kann man sich Mengen auf einmal machen lassen und es in einem bedeckten Gefäße im Keller aufbewahren, auch erhärtet es nicht, wenn es hinreichend geschmolzenes Kautschuk enthält: Findet man einen Theil davon zu hart, so läßt er sich durch abermaliges Stoßen, besonders durch Zusatz von etwas Terpentinöl, weich erhalten. Dieser Kitt eignet sich vorzüglich gut für die Destillation von Säuren. Er hält vollkommen dicht, ohne zu erhärten. Man kann die Lutirung damit während der Destillation wegnehmen und auflegen, und damit gekittete Glasröhren erhöhen und drehen, ohne daß die Verkittung undicht wird, und wenn es geschieht, so ist ihm durch Aufdrücken mit dem Finger sogleich abgeholfen. Will man sehr sparsam sein, so kann man denselben Kitt mehrmals brauchen, wenn man die von der Säure etwas angegriffenen Theile wegnimmt und den übrigen aufhebt und wieder umarbeitet. h. Kautschuk in einem Gießlöffel geschmolzen, ist oft mit Vor-

theil zum Dichtmachen undichter Fugen und Verbindungen zu verwenden, wo Kitt anderer Art durch Hitze oder Dämpfe auseinander getrieben wird. Er verträgt die Temperatur, bei welcher Schwefelsäure kocht.

Die zweite Art des Kitts ist für Fugen und Risse an eisernen Gefäßen, z. B. Kessel, Pfannen, Töpfe, eiserne Röhren oder Platten. Man verwendet dazu nach der Vorschrift des berühmten Berzelius entweder a. Drehspäne von Gußeisen, welche man stößt und durch ein grobes Sieb siebt. Zwanzig Theile hiervon mengt man mit 2 Theilen gepulverten Salmiak und 1 Theil Schwefelblumen, indem man Wasser hinzugießt und daraus einen Brei macht, welchen sogleich auftragen muß. Nach einigen Augenblicken erhitzt er sich unter Entwickelung von Schwefelwasserstoffgas und erhärtet. In England macht man einen Kitt von 32 Theilen Eisenfeile, 1 Theil Salmiak und 1 Theil Schwefel, welchen man mit Wasser anrührt und gleich anwendet; diesen braucht man hauptsächlich zur Verkittung der Dampfmaschinen. Oder b. man nimmt Gyps, Eisenfeilspäne und Asche, macht diese mittelst Salzwasser zu einem Kitt an und braucht ihn zum Verkitten der Siedepfannen, wie dies hauptsächlich in dem Salzwerk zu Scovar in Ungarn gebräuchlich ist. Oder c. man mengt Eiweiß oder geronnene Milch, Blut, Eisenfeile, gestoßenes Glas und ungelöschten Kalk zu gleichen Theilen. Er ist besonders zum Kitten geborstener Eisenplatten zu empfehlen. Oder d. man knetet heißen Kalk und Kochsalz mit Wasser, und verwendet diesen Kitt zum Ausfüttern der Fugen bei Gasbereitungsgefäßen. e. Oder Eiweiß, Roggenmehl und feinen Hammerschlag zu einem Brei gemacht, für eiserne Ofenröhren. Vergleiche auch die Ofenkitte unten. 3. Kitt um Eisen in Stein einzukitten. Um Anker, Klammern von Eisen und dergleichen in Stein zu befestigen, füllt

man den Zwischenraum, der noch bleibt, wenn man das Eisen in das in den Stein gehauene Loch eingetrieben hat, mit einem andern Körper aus, wozu eingegossenes Blei am besten ist. Außerdem sind folgende Kitte empfohlen: a. Ein Gemeng von 2 Theilen gebrannten und recht fein zerstoßenen Gyps, und ein Theil Eisenfeilspänen mit Wasser zum Brei angerührt. Nach dem Eingießen, bevor der Gyps noch bindet, 2 bis 3 hölzerne oder auch eiserne Keile eingetrieben. b. Auf Kohlen geschmolzenen Schwefel völlig heiß neben die Klammern in die in den Stein gemachten Löcher gegossen; wenn er zu erkalten anfängt, ein wenig groben Sand darauf gestreut und diesen mit einem hölzernen Hammer festgeklopft. c. In schmelzendes Harz so viel fein gepulvertes und gesiebtes Ziegelmehl eingerührt, daß das Gemenge, so lange es heiß ist, noch leicht fließt. Nachdem man die Masse eingegossen hat, noch in die Zwischenräume kleine, vorher erwärmte Ziegelstücke eingepreßt. — 4. Fensterkitt, Glaserkitt. Dieser Kitt dient dazu, die Fensterscheiben zu verkitten, so daß kein Wasser zwischen ihnen und den Rahmen durchdringen kann, auch wohl zu manchem andern Gebrauche. Man nimmt dazu $\frac{1}{2}$ Pfund Spanischweiß, $\frac{1}{4}$ Pfund Bleiweiß, $1\frac{1}{2}$ Unze Silberglätte und 1 Kanne Leinöl. Das Spanischweiß wird gut zerrieben, durchsiebt, das Bleiweiß pulverisirt bereit gehalten. Dann kocht man die Silberglätte mit dem Dele, gießt dieß nach dem Erkalten über die in eine Schüssel gethanenen pulverisirten Materialien, und knetet Alles zu einem Teige. Die Oberfläche dieses Teiges trocknet mit der Zeit etwas, indeß braucht man ihn nur zwischen den Fingern zu kneten, um ihn wieder butterweich und bindend zu machen. Zum Pariser Fensterkitt werden 56 Theile Leinöl mit 32 Theilen Umbraun stark gekocht, zu der noch heißen Mischung 1 Theil gelbes Wachs gesetzt, und zu-

letzt 44 Theile weiße Kreide und 88 Theile Bleiweiß eingeknetet. — Kitt für Glas, s. unten Kitt für Porzellan. 5) Kitt zum Befestigen der Hähne bei Brunnenvorrichtungen: 4 Theile zerstoßenes und durch ein Seidensieb gesiebtes Ziegelmehl unter 1 Theil Harz, ½ Theil gelbes Wachs, 1 Theil Erdpech (bitumen), welche zusammen in Fluß gebracht sind, eingerührt. Warm auf die zuvor erwärmten Theile anzuwenden. — Harz-Kitt. a. Von Rougier, 1 Theil Harz, 1 Theil Kreide, ⅕ Theil Fett oder Oel, 1 Theil Kohlenstaub, 1 Theil Sand. Er wird mit Leinöl aufgetragen. b. 5 Theile Colophon, 1 Theil Wachs, 1 Theil Ocker. — 7. Holzkitt. Als wasserdichte Kitte für Fugen und Spalten in hölzernen Gefäßen (die es demnächst noch zweckmäßig ist, mit Werg zu verstopfen, wo dies angeht) sind besonders empfohlen: a. Käsekitt. b. Molken mit ungelöschtem Kalk und etwas Sand. c. Rothe Meringo mit Oel dick eingekocht; d. Pech, Rindsblut, Leinöl, Terpentin und fein gestoßenes Ziegelmehl zusammengeschmolzen und in die zuvor erwärmten Spalten gegossen. e. Fein durchsiebte Asche, mit Rinds- oder Schöpsentalg zusammengeschmolzen und warm angewendet. f. Dorn's wasserdichte Holz-Kitt, dessen Recept der preuß. Gewerbs-Verein ankaufte (da ein mit solchem Kitt behandeltes Gefäß selbst dem kochenden Wasser widerstand, und auch nach langer Zeit kein Wasser durchließ), wird, wie folgt, bereitet: man kocht 8 Loth thierischen Leim mit einem Schoppen (oder ¼ Maaß) Quell- oder Flußwasser zu einem starken Leim, der sich zwischen 2 Fingern so dick wie Fett anfühlen läßt, überhaupt von der Stärke, wie ihn der Tischler als starken Leim häufig benutzt, mischt ihm dann 4½ Loth Leinfirniß bei, und kocht das Ganze noch etwa 2 bis 3 Minuten unter beständigem Umrühren. Mit dem

so dargestellten noch heißen Kitt werden die Fugen der Dauben eines Wasserfasses oder andern hölzernen Gefäßes bestrichen. Es ist gut, diesen Kitt vorräthig zu halten, weil er mit dem Alter an Güte zunimmt. Ein Haupterforderniß ist noch, daß zu den damit wasserdicht zu machenden Gefäßen ganz ausgetrocknetes Holz genommen, daß dasselbe wenigstens noch 8 Tage lang in einem geheizten Zimmer gehalten und warm gemacht werden, ehe man es mit dem Kitte bestreicht. — Folgender in jeder Witterung dauernder Kitt ist besonders für Tischler brauchbar. Man fügt zu ungelöschtem Kalk so viel Wasser, daß er zu einem trocknen Mehl zerfällt. 6 Loth hiervon mengt man sorgfältig mit 4 Loth schönem, weißen Roggenmehl, gießt dann 4 Loth Leinöl dazu, und rührt es nebst noch 6 Loth allmälig dazu zu streuendem Kalkmehl zu einem Teige, indem man 1 Quentchen reine Baumwolle nach und nach einknetet. Endlich schlägt man diesen Teig unter Zustreuung von abermals 6 Loth Kalkmehl so lange, bis der Teig weder am Stocke noch an den Händen mehr anklebt. Dieser Kitt dauert in jeder Witterung. — 8. Käse-Kitt brauchbar für Porcellan, Steingut, Glas, Marmor u. s. w. Steine, Holz u. s. w. Dieser nach den folgenden Vorschriften bereitete Kitt hat den Vortheil, auch kochendes Wasser und die Einwirkung des Feuers zu vertragen. a. Reinen, frischen Süßmilchkäse, (s. Käsebereitung) von dem man vorher die äußere Rinde abgenommen hat, zerschnitten, in öfters erneuertem, siedend heißem Wasser so lange mit einem Kochlöffel umgerührt, bis er zu einem zähen Schleim geworden ist, der sich nicht mit dem Wasser vermischt, dann mit einem Löffel auf einen warm gemachten Reibstein oder in einen erwärmten Mörser geschöpft und mit ungelöschtem Kalk zu einem Kitt zusammengearbeitet. Er ist am besten in erwärmten Zustande zu brauchen. Die damit zusam-

mengekitteten Stücke müssen nach Verhältniß ihrer Größe 2 bis 3 Tage lang trocknen. Er wird selbst durch Scheidewasser nicht aufgelöst. b. Frischen, ungesalzenen Quark (geronnenen Theil der Milch) oder Molken, fein geriebenen Sandstein und fein geriebenen, ungelöschten Kalk, zusammen mit Eiweiß angemacht. Dieser Kitt, der auch zu eisernen Sachen dienen kann, wird in ½ Stunde eisenfest und weder vom Wasser aufgelöst, noch vom Feuer verzehrt. c. Abgerahmte Milch durch starken Essig zum Gerinnen gebracht, das Geronnene sogleich abgeseiht, die abgelaufenen Molken mit gleich viel Eiweiß durch einander geschlagen und dieß nun mit der erforderlichen Menge ungelöschten Kalk zum Kitt verarbeitet. Dieser Kitt soll haltbarer sein, als wenn man statt der Molken oder mit den Molken die Käsetheile zum Kitt hinzunimmt. d. Frischen, ungesalzenen Quark von abgerahmter Milch nach und nach auf Leinwand getrocknet, möglichst fein zerbröckelt und, wenn er hart geworden ist, zu einem möglichst feinen Pulver zerstoßen. Zu 90 Theilen dieses Pulvers 10 Theile fein gesiebten, ungelöschten Kalk und 1 Theil Campher gesetzt und dieß, wohl gerieben und wohl gemischt, in einer gläsernen Flasche sorgfältig gegen jeden Luftzutritt verwahrt. Zum Gebrauche ein Weniges aus der Flasche genommen und mit gewöhnlichem Wasser zu Kitt angemacht, der sehr haltbar ist. e. ½ Pfund frischen Quark von abgerahmter Milch gewaschen, bis das Wasser ganz klar abläuft, alles Wasser ausgepreßt, den Rückstand mit dem Weißen von 6 Eiern gemengt; anderseits den Saft von 15 Knoblauchzehen ausgepreßt, zu den beiden ersten Substanzen gefügt, dann allmälig von gepulvertem und gesiebtem lebendigen Kalk so viel zugesetzt, daß ein trockener Teig entsteht, den man so lange bearbeitet, bis er ein

wenig Wasser anreibt. Die gekittete Stelle läßt man im Schatten trocknen. Man kann auch das Gemisch aus Käse, Eiweiß und Knoblauchsaft trocknen lassen, dann pulvern, mit gleichen Theilen lebendigen Kalks mengen und in diesem Zustande in wohl verstopften Flaschen zum Gebrauche aufbewahren. — 9. Kitt, um Messerklingen einzukitten. a. Gutes, rothes Siegellack mit etwas gepulvertem Alaun, Colophonium und Ziegelmehl vermischt, mit dieser gepulverten Masse die Höhlung des Messerstiels oder der Schale angefüllt, die Messerklinge heiß gemacht und in die Höhlung fest hineingedrückt. b. Colophonium und Kreide zu gleichen Theilen; wie der vorige Kitt anzuwenden, jedoch minder gut als jener. c. Ziegelmehl oder Ocker oder Bolus mit dem doppelten Gewicht Harz geschmolzen. — 10. Kitt zur Befestigung von Messingfassungen auf Glasglocken u. dgl. Am besten würde man sich wohl hierzu des gewöhnlichen guten Lacks bedienen können; allein derselbe hat den großen Uebelstand, sich beim Erkalten stark zusammen zu ziehen, dadurch zu springen und die Verkittung undicht zu machen. Man kann ihn daher nicht brauchen, wenn nicht die Fassung sehr genau paßt, so daß die Lackschicht nur äußerst dünn wird. Den am besten sich eignenden Kitt erhält man nach Berzelius durch Zusammenschmelzen von 4 Theilen Harz und 1 Theil Wachs, die man dann innig mit 1 Theil geschlämmtem Ziegelmehl vermischt. Dieser Kitt, der auch zur Befestigung anderer Gegenstände dient, wird heiß aufgesetzt und hält sehr dicht. Einen ähnlichen, weniger festen Kitt erhält man durch Zusammenschmelzen von Wachs mit $\frac{1}{3}$ seines Gewichts venetianischem Terpentin, welche Massen in Stangen geformt wird. Bei Aufsetzung auf eine undichte Fuge wird sie mittelst eines warmen Eisens ausgebreitet. — Ofen-Kitt, das ist Kitt zum Verstreichen der Fugen an eisernen

und thönernen Oefen. An thönernen Oefen hält mit Sand versetzter Thon gut, an eisernen aber weniger, da er hier leicht abspringt. Folgender Kitt ist ebenfalls für thönerne Oefen sehr dienlich: Lehm mit Wasser und etwas Blut angefeuchtet, und dieser Teig mit ungelöschtem Kalk vermischt. An einem kühlen Orte aufbewahrt bleibt derselbe lange brauchbar, bindet aber, in die Fugen eines heißen Ofens gestrichen, sogleich und hält sehr fest. Der Geruch, den das beigemengte Blut anfangs verbreitet, verliert sich binnen einigen Stunden. Eben sowohl für thönerne als eiserne Oefen können folgende Kitte dienen: gleiche Theile fetter Thon, Ziegelmehl, feiner Hammerschlag und Asche, zweckmäßig auch noch mit einem Zusatze von Silberglätte. — Gekochtes Leinöl mit Ocker oder Bolus — Leimwasser mit Ruß und Mehl — Syrup mit feinem Sande, soll nicht abspringen und zuletzt steinhart werden. — Um in der Eile einen Riß in einem eisernen heißen Ofen zu verschmiren, kann man auch Brod nehmen, das mit Asche zu einem Teige geknetet ist. Auch weiche Aepfel sollen in diesem Falle dienen können. Zu dauerhafter Verkittung sind für eiserne Oefen insbesondere noch folgende Kitte empfohlen: a. 4 Theile getrockneter, pulverisirter Lehm, mit Wasser angefeuchtet und mit 1 Theil Borax zusammengeknetet. b. 1 Theil Schwefel, 2 Theile Salmiak und 8 Theile Eisenfeilspäne mit Wasser oder Essig zusammengeknetet. c. Durchgesiebte und durchgebeutelte Eisenfeilspäne, fein gestoßen und durchgebeutelten ungelöschten Kalk und fein gestoßenes, pulverisirtes Glas nach Verhältniß mit einander vermischt und dies Gemeng mit Eiweiß oder Rindsblut angemacht. Auch kann man etwas fein geriebenen Alaun darunter nehmen. Man muß diesen Kitt, sobald er fertig ist, möglichst schnell zum Verstreichen anwenden, weil er so schnell bindet, daß er bald nicht mehr an-

zuwenden ist. d. Asbest mit etwas reinem Thon vermengt und mit Salzwasser benetzt. —

12) Kitt für zerbrochene Gefäße aus Porzellan, Steingut, Fayence, Glas u. dgl. Schon durch Kochen der zusammengebundenen Stücke in Milch kann man die Verkittung bewirken, die jedoch unstreitig nicht sehr haltbar ist. Einen festen Kitt soll Schneckenschleim abgeben, desgl. Knoblauchsaft. Auch empfiehlt man wohl, die Ränder des Porzellans mit Knoblauch zu reiben und dann die zusammengebundenen Stücke noch in Milch zu kochen. Besonders gewöhnlich und dienlich ist die Anwendung des Käse-Kitts (s. Nr. 8.), oder auch blos einer Mischung aus Eiweiß und Kalk. Außerdem finden sich folgende Kitte empfohlen: a) 1 Unze Mastix in der dazu erforderlichen Menge rect. Weingeist aufgelöst; ferner 1 Unze Hausenblase in Wasser aufgelöst, dann in starkem Branntwein oder Rum zu einer dicken Gallert aufgelöst, hierzu noch ½ Unze gut gepulvertes Galbanum oder Ammoniakgummi gefügt. Dieses Gemeng mit der vorigen Auflösung in einem irdenen Topfe durch gelinde Hitze gut vereinigt, dann in einer verstopften Flasche aufbewahrt. Ist warm milchig, kalt gallertartig. Erwärmt auf die erwärmten Stücke anzuwenden. Damit Gekittetes soll nach zwölfstündigem Trocknen so fest als Nichtzerbrochenes halten. Doch verträgt dieser Kitt die Hitze nicht. b) (Palzerscher Porzellan-Kitt.) Alten Delfirniß mit sehr fein geschabter, oder besser geriebener, und durch ein leinenes oder loses baumwollenes Läppchen gepuderter Kreide zu einer dicklichen Masse, etwa von Terpentinconsistenz, gerührt. Wenn das damit gekittete Gefäß drei bis vier Wochen in der Sonne, oder besser, auf einem warmen Ofen, gestanden hat, bricht es eher an einer andern, als an der gekitteten Stelle, und hält nachher selbst heißes Wasser. c)

Fein geriebenes und durchgesiebtes Bleiweiß mit altem Oelfirniß zu einer so dicken Masse gerieben, daß ein Häufchen, auf eine Glasscheibe gesetzt, nicht auseinander fließt. Diesen Kitt in eine Blase fest eingebunden, im Keller zum Gebrauche aufbewahrt, und zum Gebrauche durch ein in die Blase gestochenes Loch die nöthige Menge davon herausgedrückt. Soll der Kitt besonders fest halten, so muß man die gekittete Sache fünf bis sechs Monate stehen lassen. Ist es Fayence, das man kittet, so überstreicht man den Rand erst ganz fein mit Oelfirniß. d) (Chinesischer Kitt.) Weißes Flintglas (etwa Abfälle aus der Werkstatt eines Opticus) fünf oder sechs Minuten lang in Flußwasser gekocht, dann zu feinem Pulver zerstoßen und dies mit Eiweiß auf einem Reibstein möglichst fein abgerieben. Soll bei Gefäßen von Porzellan, Steingut u. dergl. so fest halten, daß sie eher an andern, als an den gekitteten Stellen brechen. e) Kleber (den man bei Bereitung der Stärke aus Waizen als Rückstand erhält) an einem feuchten Orte sauer werden lassen, dann in Weingeist gelöst, die Auflösung bei gelinder Wärme zur Syrupsdicke eingedunstet und mit ungelöschtem Kalk vermischt. Dieser Kitt soll fester halten, als der aus Eiweiß und Kalk bereitete. f) (Nach Rehm.) 1 Loth Hausenblase, $\frac{1}{2}$ Loth Mastix, 1 Eßlöffel voll Knoblauchsaft, 15 Gran Leim, $\frac{1}{8}$ Maaß Weingeist zur gehörigen Masse gemacht, die zerbrochenen Stücke damit bestrichen und zusammengebunden. Soll schon nach einigen Stunden Trocknens eine ganz haltbare Verkittung geben. g) Mastix oder Schellack mit Wasser zu einem feinen Brei gerieben, auf die Ränder des zerbrochenen Glases gestrichen, trocknen lassen, dann die Ränder vorsichtig über Kohlenfeuer erhitzt, und wenn der Mastix geschmolzen ist, an einander gedrückt. —

13) Kitt für die Fugen thönerner Röhren.

Fein gesiebtes Ziegelmehl in fließendes gutes Pech zum dicken Brei gerührt, dann ein wenig Leinöl zugegossen und warm auf die Fugen aufgetragen. — Kitt für Steingut, s. oben Kitt für Porzellan. —

14) Stein-Kitt, um Marmor, Alabaster, Porphyr, Serpentin und andere Steine zu kitten. a) 1½ Theil der gepulverten Materie, aus welcher der zu kittende Körper besteht, in 2 Theile Wachs und 1 Theil Harz, welche zusammen schmelzen, wohl eingerührt, und dann die Masse in Wasser geknetet. Die Menge der gepulverten Materie kann nach Erforderniß verändert werden, um den Kitt dem Körper, bei dem er gebraucht werden soll, an Farbe ähnlicher zu machen. Dieser Kitt muß zum Gebrauch erwärmt werden, eben so die Theile, auf die man ihn anwenden will. Er hält sehr fest. b) Leinölfirniß, mit ungelöschtem Kalk, und fein zerriebenem Ziegelmehl oder Mennige auf einem Reibsteine zu einem zähen Brei gerieben. Dieser Kitt wird von keiner Säure aufgelöst, nur muß man das Gekittete lange genug in der Sonne trocknen lassen. c) Die Bildhauer verfertigen ihren Kitt, womit sie theils abgebrochene Stücke Marmor u. dgl. wieder aneinander fügen, theils kleine Löcher und Lücken ausfüllen oder andere Mängel verbessern, aus feinem Marmorstaube, oder überhaupt Staube desselben Steins, aus dem die Figur gemacht ist, flüssig gemachtem starken Leim und Pech. d) 1 Pfund gelbes oder braunes Harz, 2 Loth Terpentin, ¼ Pfund gemahlene Kreide und ¼ Pfund schwarz gebrannte Knochen in einem Topfe geschmolzen, wohl umgerührt und heiß in die zuvor mit gepulvertem Aetzkalk ausgestreuten Fugen, Löcher des Steins ꝛc. gegossen und mit einem heißen Eisen die Oberfläche nach dem Erkalten glatt gestrichen. Diesen Kitt empfiehlt Voget besonders für die Risse und Löcher, welche in der, häufig zu Treppen, Bän-

ken, Fenstereinfassungen u. dgl. angewandten blaugrauen Kalksteinart entstehen. Sollte man den Kitt für eine Steinart von einer andern Farbe brauchen wollen, so wird man durch einen geringen Zusatz von etwas gelbem Ocker, Trippel oder Umbra, statt der Kreide den obigen Ingredienzien beigemengt, die gewünschte Farbe erreichen können. —

15) Kitt für Tiegel. a) Zum Befestigen übereinander gesetzter Tiegel, wird nach Berzelius am besten aus gebranntem und ungebranntem feuerfesten Thon gemacht, die man zusammenarbeitet. Bevor man die Tiegel in's Feuer bringt, läßt man den Kitt auf der Fuge trocknen. Soll er halb verglasen, so mengt man etwas Sand hinzu oder nimmt einen weniger feuerfesten Thon. b) Zur Dichtmachung der Tiegelwände. Sollen Tiegel, sowohl während der Erhitzung, als auch beim Erkalten, so dicht halten, daß keine Luft durch ihre Poren eindringen kann, so überstreicht man sie nach Berzelius mit einem Kitt aus feinem Ziegelmehl, feuerfestem Thon und einem Zehntel vom Gewicht dieser letztern Borax, angemacht mit Wasser, welche Masse in der Glühhitze ein schwer schmelzbares, die Poren des Tiegels verschließendes Glas bildet. Dasselbe erlangt man durch ein Gemenge von Thon und Mennige.

Umklaftern, ein transitives Zeitwort, welches bedeutet, mit ausgebreiteten Armen, welche von einer Spitze des Fingers der einen Hand bis zur Fingerspitze der andern einen Klafter messen, etwas umfassen, z. B. einen Baum umklaftern.

Umklammern, etwas mit Klammern, im uneigentlichen Sinne mit beiden Armen etwas umfassen; man sagt z. B. von einem flehentlich Bittenden: er umklammert die Knie seines Beschützers, Gönners.

Umkleben, ein transitives Zeitwort, etwas rundum bekleben, z. B. mit Papier ein Buch umkleben.

Umkleiden, entweder sich anders ankleiden, ein anderes Kleid anziehen, oder anstatt bekleiden, mit einer Bekleidung versehen, z. B. eine Kanzel mit schwarzem Sammt umkleiden.

Umkleistern, mit Kleister ringsum bestreichen odrr etwas mit einer Decke bekleistern, so viel wie umkleben.

Umklopfen, ein bei den Buchbindern gebräuchlicher Ausdruck, wenn sie den Rücken eines Buches nach dem Heften und Beschneiden mit dem Hammer rund klopfen und leimen, damit er in der Rundung bleibt.

Umknicken, so viel wie einknicken. Die Knice knicken einem Kranken oder schwachen Menschen um. Man knickt eine Feder um, was so viel heißt, als man verstaucht sie.

Umknöpfen, etwas anders knöpfen, einen Rock z. B., den man auf der rechten Seite geknöpft hat, auf der linken Seite knöpfen.

Umknüpfen, eine Schnur, ein Band, ein Tuch oder desgleichen um etwas herum befestigen.

Umkommen, ein fast nur im figürlichen Sinne gebräuchliches Zeitwort für sterben, verkommen, untergehen.

Umkrämpen, ein bei den Kupferschmieden gebräuchliches Wort, welches so viel bedeutet, als den Rand eines Gefäßes von Blech; umlegen, was theils mit einer Zange, theils mit einem Hammer geschieht.

Umkreis, 1) so viel wie Kreis, Cirkel; 2) so viel wie Umfang, und 3) so viel wie Umgegend, Umgebung, s. diese Worte.

Umladen. Ein transitives Zeitwort, welches bedeutet, die Waaren oder Päckerei von einem Wagen oder Schiffe oder irgend einem Transportwerkzeuge auf ein anderes laden, besonders wenn die Waaren erst einige Zeit auf dem Lager bleiben, ehe sie weiter verladen werden. Vergleiche hierüber Artikel Stapel und Stapelplatz, Th. 169, S. 659 bis 706. Umladen kann man auch ein und denselben Wagen, wenn

die Waare schlecht aufgepackt ist, und es nöthig wird, sie wieder abzuladen.

Umlage. Die Benennung einer gewissen Besteuerung oder Belastung, so viel wie Steuer selbst, oder Auflage. Wenn zu einer gewissen Last mehrere Theile eines Ganzen, z. B. zu den Lasten eines Gesammtstaates mehrere Bezirke oder einzelne Personen beizutragen haben, so nennt man die Schrift, das Circulär, wodurch die Gesammtlast verhältnißmäßig repartirt wird, ebenfalls Umlage, und sagt: die Last wird auf die Einzelnen umgelegt. Umlagen heißt man in der Buchdruckerkunst die Streifen von Pappe, womit beim Abziehen eines Correcturbogens die Stege in der Form belegt werden, damit dieselben nicht, nachdem die Schwärze aufgetragen ist, sich ebenfalls auf dem weißen Papiere abdrucken. Im Deichbau heißt Umlage das Fortrücken der Dielen bei der Keuerarbeit, und das Aufnehmen der Steine bei einer Steinbank, unter welches man frisches Buschholz oder Steine legt, damit sie nicht versinken.

Umlagern, ein transitives Zeitwort, welches bedeutet, etwas mit einem Lager umgeben oder etwas auf einem Lager liegend, umgeben, z. B. die Feinde umlagern die Stadt oder die Soldaten umlagern das Feuer, welches so viel heißt, als die Soldaten lagern sich um das Feuer. Im uneigentlichen Sinne sagt man umlagern, wenn man sich um eine Sache oder Person fortwährend beschäftigt, um irgend einen Zweck zu erreichen; so wird ein schönes Mädchen oder eine schöne oder reiche Wittwe von Freiern umlagert, welche auf eine Heirath speculiren, oder ein reicher vornehmer und mächtiger Mann von Schmeichlern, welche von ihm einen Gewinn zu ziehen hoffen.

Umland, nach dem ursprünglichen Begriff das umliegende Land. Es hat aber in Gegenden, wo der Bauer sonst nur nutzbares und nicht freies Eigenthum

hat, die specielle Bedeutung von Grundstücken, die er als völlig freies Eigenthum besitzt, oder von Grundstücken, die auf bloße Willkühr des Grundherrn (precaris) den Bauern überlassen werden. Auch ein solches Gebiet, welches in Marschländern innerhalb der Sielacht liegt und keinen Herrn hat, heißt Umland, es trägt nichts zu den Naturalleistungen, welche auf den übrigen Ländern ruhen, bei. Siel heißt nämlich in den Marschländern eine Schleuse unter einem Deiche, welche dazu bestimmt ist, das hinter dem Damme zusammenlaufende Wasser herauszulassen, und zugleich zu verhüten, daß nicht das vor dem Deiche anschwellende Wasser hinter den Deich trete. Daher bezeichnet das Balkensiel eine solche aus Balken bestehende Schleuse, das Kumpsil, ein kleines Siel unter dem Deiche, welches mit Bohlen gefuttert und mit einer Fallthür versehen ist, das Ständersiel aber eines, das aus Ständern, Balken und Kleidholz gemacht ist. Sielacht heißt der Bezirk, welcher durch ein Siel von dem überflüssigen Wasser befreit wird. Die innerhalb desselben Wohnenden sind also Besitzer des Umlands und verpflichtet das Siel zu erhalten.

Umlärmen, lärmend etwas umgeben; ungezogene und ungehorsame Schulkinder umlärmen z. B. ihren Lehrer, oder ein zusammengerotterer Volkshaufen das Haus eines verhaßten Ministers u. dgl.

Umlauben, ein transitives Zeitwort: mit Laub umgeben. Der Frühling umlaubt die Bäume.

Umlauern, ebenfalls ein transitives Zeitwort, lauernd um einen Gegenstand sich aufhalten. Ein feindliches Corps wird von allen Seiten umlauert, mit Spionen umgeben.

Umlauf. Es kann entweder so viel bedeuten als Umdrehung, die Bewegung eines Gegenstandes um seine Achse, jedoch mit der Nebenbedeutung der einmaligen Umdrehung, oder die Bewegung um einen andern

Gegenstand, um ein Centrum, in krumliniger Bahn, in einer in sich selbst zurückkehrenden Curve, so daß sie von demselben Punkte wieder ausgeht, wo sie angefangen hat. Die Planeten und Kometen vollenden einen eliptischen Umlauf um die Sonne, und die Nebenplaneten um die Hauptplaneten. (S. hierüber den Artikel Umdrehung in Th. 193.) Auch die scheinbare tägliche Bewegung der Gestirne von Osten nach Westen wird deren Umlauf genannt. — Umlauf bedeutet auch so viel wie Circulation.

Umlauf sagt man auch von der Bewegung des Blutes aus dem Herzen durch den ganzen menschlichen oder thierischen Körper bis wieder zurück zum Herzen durch die Arterien und Venen. Von der Schnelligkeit und Regelmäßigkeit desselben kann der Arzt zurück auf den Zustand eines Menschen schließen. Die Bewegung des Blutes ist von der Bewegung des Herzens, wodurch es in die Adern getrieben wird abhängig. Indem sich dieses nehmlich zusammenzieht, preßt es das Blut in die Schlagadern, Arterien. Da diese selbst mit Blut gefüllt sind, so können sie die neue Blutmenge nur aufnehmen, wenn sie sich ausdehnen. Auf eine solche Ausdehnung folgt eine Zusammenziehung, deren Ursache in der Elasticität der Schlagadern liegt, deren Folge aber die Fortbewegung des Blutes ist. Diese Ausdehnung und Zusammenziehung der Adern ist das, was man Puls nennt. Die Schläge des Herzens stimmen der Anzahl und Stärke noch mit denen der Adern in der Regel überein und nur höchst selten bleiben bei Kranken Pulsschläge aus, während die Bewegung des Herzens fortgeht. Der Arzt berechnet aus dem Pulse die Schnelligkeit oder Langsamkeit des Blutumlaufs; er vergleicht die Anzahl der Schläge mit der Zeit innerhalb welcher sie geschehen und nennt sie hiernach häufig oder selten. Die Schnelligkeit der Ausdehnung, welche

sich in manchen Fällen fast ruckweise fühlbar macht, oder die Langsamkeit nennt er einen schnellen oder langsamen Puls; je nach der Größe der Ausdehnung heißt der Puls groß oder klein. Die Menge des Blutes, welche bewirken kann, daß selbst während der Zusammenziehung die Adern dick erscheinen, bewirkt einen vollen Puls, der Gegensatz einen leeren und je nach der taktmäßigen Aufeinanderfolge der Schläge unterscheidet man einen regelmäßigen oder unregelmäßigen Puls. Bei neugebornen Kindern ist der Umlauf des Blutes am schnellsten, man zählt bei ihnen in einer Minute 120 bis 150 Pulsschläge, bei Menschen dem 20 und 40sten Jahre in der Regel 70 bis 75, im Greisenalter nur noch einige 60. Auch die Tageszeit übt einen periodischen Einfluß auf die Circulation des Blutes. Des Morgens nach einem gesunden Schlaf zählt man die wenigsten Pulsschläge von da an bis 4 oder 5 Uhr Nachmitttag nimmt die Schnelligkeit zu und von da an bis zur Nacht wieder ab. In Folge der Hauptmahlzeit und des Schlafens wird der Puls seltener, aber Wärme und Muskelbewegung beschleunigen ihn. Daher ist es sehr klar, daß die Aerzte bei ihrer Beobachtung auf die Zeit Rücksicht zu nehmen haben. Aus der Größe und Kleinheit Pulses ergiebt sich der Schluß auf die Quantität des Blutes, welches durch die Adern strömt und dies ist wichtig, weil allerdings nur eine bestimmte Menge Blut den Anforderungen der Gesundheit entspricht, während zu viel und zu wenig, Nachtheile mit sich führt und auf die gleichmäßige Circulation störend einwirkt. Aus dem Pulsschlage kann man sich über den Zustand des Gefäßsystems namentlich des Herzens und der Adern, welche vermöge ihrer abwechselnden Zusammenziehungen und Ausdehnungen, den Umlauf des Blutes, wie wir schon oben bemerkt haben, veranlassen, belehren, doch kann dies nur unter

der Voraussetzung geschehen, daß man die Constitution des Körpers überhaupt, und alles das erforscht hat, was auf die Schnelligkeit oder Langsamkeit der Blutbewegung Einfluß hat.

Umlaufen, 1) etwas im Laufen umwerfen; 2) sich schnell um seine Achse drehen; 3) einen Umgang machen; 4) so viel wie circuliren; 5) vom Winde, wenn derselbe eine andere Richtung nimmt, als er vorher hatte, daß er z. B. Süd-Ost wird, wenn er vorher Süd-West oder Süd war; 6) (Buchdrucker), wenn der Setzer als Manuscript z. B. der neuen Auflage eines Buches ein gedrucktes Exemplar der frühern Ausgabe erhält, aber nicht genöthigt ist, Zeile auf Zeile, Seite auf Seite, den neuen Satz zu liefern, sondern ihn enger oder weiter machen kann, so nennt der Buchdrucker dies das Manuscript umlaufen lassen, ein Gegensatz von Männchen auf Männchen setzen.

Umlaufender Stab, (Feuerwerkerkunst) ein mit Satz gefüllte Röhre, welche angezündet sich um den Mittelpunkt dreht, an welchem sie befestigt ist. Umlaufender Wind, s. Umlaufen.

Umlaufendes Capital, so viel wie Betriebs-Capital.

Umlaufer, (tourniquet), ein einfaches Feuerrad, das nur aus zwei Bränderhülsen besteht, am Kopfe zugeritten und verleimt und mit

	Nr. 1.		Nr. 2.	
Mehlpulver	1,75	Pfund	1,25	Pfund
Salpeter	0,50	=	0,375	=
Schwefel			0,1875	=
Kohlen	0,25	=	0,0927	=
Kornpulver	0,0625	=		

ausgeschlagen wird. Der untere Theil jedes Bränders, wird auf den Zapfen einer kugelförmigen Nabe geleimt, an den Seiten des obern Endes, aber wird mit einem Hohlbohrer das Brandloch geöffnet, daß nur nachher bei dem einen Bränder, mit dem untern

Ende des andern, durch eine mit Papier verkleidete Stopine verbunden, damit nach dem Ausbrennen des ersten Bränders der zweite Feuer bekommt. Auf letztern ist unten ein Schlag gebunden, um mit einem Knall zu endigen.

Umlaufschreiben, ist der deutsche Ausdruck für Circular, ein solches wird z. B. von der Regierung an ihre Unterbehörden, oder von dem Vorstande einer Gesellschaft an die einzelnen Mitglieder erlassen, auch beim Concurs-Verfahren wird entweder vom Curator der Masse oder vom Richter ein Umlaufschreiben an die verschiedene Creditoren gesandt, um sie von der Größe der Masse, und von den ihnen hiernach zustehenden Procenten in Kenntniß zu setzen, auch Anträge einzelner Creditoren, auch sonst bei der Masse Betheiligten, welche der Zustimmung der übrigen bedürfen, werden durch ein Umlaufschreiben jedem Einzelnen mitgetheilt, und nach Beendigung des Processes bei Ausschüttung der Masse deren Repartirung in die einzelnen Quoten, in einer Liste zusammengestellt, und in dieser die Creditoren der Reihe nach classifizirt, und durch ein Umlaufschreiben davon in Kenntniß gesetzt.

Umlaufsbank, s. Bank.

Umlaufszeit, (Astron.); die Zeit binnen welcher ein Körper den Umlauf um einen andern, oder um den Mittelpunkt der Kräfte einmal ganz vollendet. Die Umlaufszeiten der Planeten um die Sonne, und der Nebenplaneten um ihren Hauptplaneten, finden sich in den einzelnen, diese Weltkörper betreffende Artikel angegeben. (S. Umdrehung, Th. 193, und am Anfange d. Th. 194.)

Umlaut, (Grammatik), Verdünnung oder Trübung eines reinen Vocals in der Wurzel durch einen folgenden Vocal, besonders i oder e, so daß aus a ä, aus o ö, aus u ü, wird. Wenn die den Umlaut

bewirkenden Umstände wegfallen und der reine Vocal wieder eintritt, heißt dies Rückumlaut. Auch bei den Consonanten giebt (wenigstens in den altgermanischen Sprachen) einen Umlaut, indem dieselben in verwandte Consonanten übergehen, z. B die mediae in die aspiratae. Verschieden davon ist Anlaut, Inlaut, Auslaut, womit Grimm Consonantenverbindungen bezeichnet, welche am Anfang, oder in der Mitte, oder am Ende der Wörter stehen können, so ist z. B. sr ein slavischer, mn, pt griechischer, hr, hl, hn germanische Anlaute.

Umlegen, 1) aus dem stehenden Zustande in den liegenden bringen; 2) aus einem geradlinigen Zustande in einen gebrochenen oder winkeligen zu bringen, umbiegen, besonders auch von der Spitze oder Schneide, schneidender Werkzeuge. 3) (Schifffahrt), das Schiff nach einer andern Richtung lenken, auch 4) vom Winde, aus einer andern Himmelsgegend wehen; die Seegel umlegen, ihnen bei Veränderung des Windes eine andere Stellung geben, daß sie den letztern fangen; 6) etwas um einen Gegenstand legen oder binden; 7) etwas in einer andern Ordnung zusammen- oder an einen andern Ort legen, z. B. das in der Presse befindliche Tuch, die in der Lohgrube befindlichen Felle. 8) In der Landwirthschaft und Gartenkunst gebraucht man den Ausdruck umlegen für verpflanzen, besonders von perennirenden Gewächsen z. B. Schnittlauch, Erdbeeren, Pfeffermünze, Buchsbaum und verschiedenen Zwiebelgewächsen, welche wenigstens alle drei Jahre aus dem Boden genommen, in mehrere Stücke zertheilt, die schlechten von den guten gesondert und nachdem diese von überflüssigen Schößlingen und Wurzeln, welche sie am gedeihlichen Wachsthum hindern, befreit worden sind, wieder eingepflanzt werden. Die allgemeinen Ver-

haltungsmaaßregeln für das Verpflanzen giebt das Hauslexicon in Kürze folgendermaßen an.

Man kann die Pflanzen entweder gleich an der Stelle zur Vollkommenheit gedeihen lassen, wo sie gesät wurden, wenn man bei der Aussaat den Raum, den jede einzelne braucht, berücksichtigt, oder nach dem Aufgehen der Pflanzen die überflüssigen auszieht; und es hat dies in sofern Vortheile, als das Verpflanzen eine gewalsame Operation ist, bei der viele Pflanzen leiden oder wohl gar eingehen. Indeß gewährt das Verpflanzen in anderer Hinsicht Bequemlichkeit, da man die Samenpflanzen erst in einem kleinen Raum erziehen kann, wenn die ihnen später bestimmten Beete vielleicht wegen der Witterung noch nicht gehörig zubereitet werden können, vielleicht wohl gar noch andere Gewächse sich darauf befinden. Auch trägt das Verpflanzen dadurch zur Vollkommenheit der Pflanzen bei, daß diese in der neuen Erde neue, frische Nahrung finden. Das Verpflanzen wird daher auch sehr allgemein ausgeübt. Die zu versetzenden Pflanzen dürfen weder zu alt, noch zu jung sein. Erstere haben wenig Haarwurzeln, oder sind schon zu stark und saugen sich daher schwer an, letztere haben noch nicht Kraft genug, um die große Veränderung, vorzüglich bei trockner Witterung, glücklich zu überstehen. Es kommt demnach hinsichtlich der rechten Zeit zum Versetzen darauf an, wie weit die Pflanzen schon im Wachsthum vorgeschritten sind; und bei Versetzung aus warmen Beeten ins Freie noch insbesondere auf die Witterung und darauf, ob die Pflanzbeete ihrer Lage nach mehr oder weniger geschützt sind oder die Pflanzen durch Bedeckungen, wie Tücher, Wedel, übergedeckte Töpfe u. s. w. künstlich mehr oder weniger geschützt werden können. Das Land, auf welches man auspflanzt, muß zuvor gehörig hergerichtet, d. h. gegraben (nach Umständen gedüngt) und gerecht sein.

Vor dem Herausnehmen der Pflanzen übersprengt man das Beet eindringend mit der Brause oder wartet einen Regen ab, wodurch das Beet locker wird und die Pflanzen sich besser ausziehen lassen. Gewöhnlich zieht man sie mit der Hand aus; indeß geht man bei Pflanzen, welche viel Haarwurzeln haben, sicherer, sie mit einer kleinen Gartenkelle oder Spaten sammt der Erde auszuheben; was allerdings etwas umständlich, aber auch belohnend ist, indem man dadurch gesunde Pflanzen erhält. Die herausgenommenen Pflanzen setze man so schnell als möglich an ihren neuen Bestimmungsort, ohne sie lange liegen zu lassen; daher man auch niemals mehr Pflanzen ausziehen soll, als man ungesäumt verpflanzen kann. Man macht die Reihen nach der Schnur und setzt die Pflanzen im Quincunx aus. Hiezu macht man entweder Löcher mit einem Setzholze oder zieht Furchen mit der Hacke. Die Löcher dürfen im Verhältniß der Pflanzen nicht zu klein gemacht werden, damit die Wurzeln hinlänglich Raum erhalten. Wie weit man eine Pflanze von der andern zu setzen habe, wird durch die Größe derselben bestimmt, und es sind darüber die einzelnen Gewächse nachzusehen. Recht nützlich ist, lieber jede Pflanzenart recht weit auseinander zu pflanzen und dazwischen wieder Pflanzen anderer Art, am besten aus einem andern Geschlechte, zu setzen, z. B. zwischen Kohlrabipflanzen Salat, Rettige und Gurken; zwischen Möhren Winterkohl, Salat, Radieschen, Mairüben u. dgl. Man darf dann diese verschiedenen Pflanzen ziemlich enge an einander und unter einander pflanzen, durchaus aber nicht Pflanzen von einerlei Art. Das Einsetzen selbst wird auf folgende Art verrichtet. Man nimmt eine Pflanze mit den Fingern der linken Hand und hält sie so, daß sie einen geraden Stand erhält, in das mit dem Setzholz gemachte Loch

so tief, als sie auf dem Samenbeete gestanden hatte (tiefer gesetzt faulen die Wurzeln leicht, höher gesetzt vertrocknen sie leicht), drückt dann mit dem, in der rechten Hand gehaltenen, Setzholze die Erde sanft an die Pflanze an, ohne sie zu quetschen, und so, daß ein kleines Grübchen bleibt, wo sich das Wasser sammeln kann; auch mit Vorsicht, daß die Herzblätter nicht mit Erde bedeckt werden. Solche Pflanzen indeß, welche über Winter im Freien bleiben sollen, und erst zu Anfange oder Ende Septembers, oder auch noch später gesetzt werden, kann man etwas tiefer pflanzen, als sie gestanden hatten, auch sollen die Beete hiezu etwas eingetreten werden, damit die Pflanzen nicht so leicht vom Frost in die Höhe gezogen werden können, wodurch viele eingehen. Auch müssen solche Gewächse einen vor Frühsonne geschützten Stand erhalten. Manche Gärtner empfehlen, die Wurzeln der Setzlinge vor dem Pflanzen in einen etwas thonigen Erdbrei einzutauchen. Dieß hat den Nutzen, daß sie besser anwachsen und nicht so leicht austrocknen können, aber auch andrerseits wieder den Nachtheil, daß die Wurzeln durch diesen Erdbrei zu sehr aneinander gezogen werden und sich später nicht so leicht ausbreiten können, was doch zum Gedeihen der Gewächse nothwendig ist. Manche rathen auch an, die Pflanzen vorher mit Mistjauche zu tränken, was aber nur von wenigen vertragen wird. Am vortheilhaftesten ist wohl, mit Uebergehung dieser beiden Maßregeln die Pflänzlinge nach beendigter Pflanzung bloß recht derb anzugießen. Die beste Tageszeit zum Versetzen ist der Abend, indem sich die Pflanzen die Nacht über erfrischen und um so besser anwachsen. Auch ein kurz vorher oder nachher einfallender Regen ist sehr günstig. Außer dem eben betrachteten Versetzen der Sämlinge kommen beim Gemüsebaue noch manche andere Arten des Versetzens vor: a) das Umpflanzen alter perenniren-

der Gewächse, wenn solche mehrere Jahre auf derselben Stelle gestanden haben; wobei man vorzüglich darauf sehen muß, daß sie ein für sie passendes und und kräftiges Erdreich erhalten; b) das Wiedereinpflanzen im Herbste aus der Erde genommener und im Frühling wieder in die Erde zu bringender Pflanzen. Auch hierbei muß man Acht haben, die Pflanzen so tief wieder einzusetzen, als sie im vorigen Jahr standen, und sie gut eingießen, dieß auch einige Tage hinter einander wiederholen. —

Der Verpflanzer, besteht aus zwei, halbcylindrisch gekrümmten, Stücken Eisenblech, welche, wenn man sie an einander legt, eine hohle Walze oder Röhre bilden und mit Handgriffen versehen sind. Diese Bleche werden um die zu versetzenden Pflanzen so in den Boden hineingeschoben, daß sie diese, nebst der sie umgebenden Erde, umschließen. Dann befestigt man diese Hälften durch zwei eiserne Schrauben so aneinander, daß beim Herausziehen derselben auch die zu versetzende Pflanze mit dem umgebenden Erdballen herauskommt. Man bringt darauf die Pflanze in das dazu verfertigte Loch, welches mit lockerer Erde umgeben sein muß, löset die beiden Hälften des Verpflanzers von der Pflanze ab, drückt die lockere Erde an den die Pflanze umschließenden Erdklumpen an und begießt das Ganze gehörig. Mittelst dieses Instruments können selbst die zartesten Pflanzen fast zu jeder Zeit, selbst in der Blüthe, ohne sonderlichen Nachtheil versetzt werden.

Umm, bedeutet in der arabischen Sprache Mutter, Umm el Moslemin Mutter der Gläubiger so viel wie Aiische, Gemahlin Muhameds. Umm Mokhri Eghaznami, Heiliger bei den Muhamedanern aus Ghama, der in großem Rufe der Weisheit und Frömmigkeit stand, und oft von dem Sultan Mahmud Ben Subegktegkin zu Rathe gezogen wurde.

Ummanz, in der Geographie, eine Insel im Kreise Bergen des Regierungsbezirk Stralsund, westlich von Rügen und durch einen schmalen jedoch tiefen Meereskanal davon getrennt ist, $\frac{3}{4}$ Meilen lang, $\frac{1}{2}$ Meile breit, flach und hat einen größtentheils sandigen und moorigen Boden, der den besten Flachs Rügens erzeugt, sechs kleine Dörfer, fünf Höfe und etwa vierhundert Einwohner, welche manche eigenthümliche Gebräuche haben und sich mit Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Jagd auf Seevögel beschäftigen. Vorzüglich werden viele wilde Enten und Gänse gefangen. Hier sind keine Ratten und bleiben auch nicht daselbst.

Ummendorf, in der Geographie, ein Dorf im Kreise Neuhaldensleben des preußischen Regierungsbezirks Magdeburg mit einem Königlichen Domainen Amte, einem Sandsteinbruch und eine in der Nähe liegenden schwefelhaltigen Quelle, welche der Spring genannt wird; 2) ein Marktflecken im Oberamte Biberach im Würtembergischen Donaukreise an der Umlach, welche durch die Riß der Donau zufließt. Das Schloß, welches wie die ganze Stadt zum Metternichschen Fürstenthum Ochsenhausen gehört, ist des Ansehens werth.

Ummerstadt, eine Stadt im Amte Heldburg, des Herzoglich Meiningschen Fürstenthums Hildburghausen an der Rodach gelegen und bekannt, weil es der Geburtsort, Georg Rosenmüllers ist.

Ummodeln, einer Sache eine Façon geben.

Ummud-Dunja, im Türkischen die Weltmutter bedeutend, ist der poetische und euphemistische Beiname der Stadt Constantinopel.

Ummünzen, sagt man, wenn man alte außer Curs gesetzte Münzen einzieht und wieder aufs neue einschmilzt, um neue davon zu prägen, s. Art. Münze, im Th. 97, unter Münze und Münzwissenschaft.

Umnak, eine Insel aus dem Archipelagus der Fuchsinseln, welche zum Russischen Asien gehören und zwar, die am meisten westlich gelegene. Sie ist zum Theil ziemlich gebirgig, und zeichnet sich durch einen feuerspeienden Berg aus, welcher immerwährend mit Schnee bedeckt ist.

Umnieten, nennt man das Umschlagen eines Nagels, welcher z. B. durch ein Brett hindurchgegangen ist, so daß die Spitze auf der andern Seite wieder herauskommt. S. den Art. Nieten.

Umpanzern, so viel wie mit einem Panzer umgeben.

Umpapieren, nennt man bei den Tuchscheerern schon einmal gepreßtes Tuch beim nochmaligen Pressen so legen, daß die Falten der ersten Lagen nun in die Mitte der neuen Lagen kommen, und auch Pressung erhalten.

Umpflanzen, s. Verpflanzen, und Umlegen.

Umpflügen, s. den Art. Pflug, und pflügen.

Umpfropfen, in der Gärtnerei gebräuchlich; man pflegt nehmlich einen Baum, welcher schon einmal gepfropft war, dessen Früchte aber nicht zur Zufriedenheit ausfielen, noch einmal zu pfropfen.

Umprägen, s. ummünzen.

Umpurzeln, so viel wie umfallen, gewöhntich nur in komischen Situationen gebräuchlich.

Umrahmen, so viel wie mit einem Rahmen umgeben; z. B. ein Bild, ein Gemälde umrahmen.

Umranken, auch sich um etwas ranken, gebraucht man von den Rankengewächsen, z. B. Wein, Bohnen, Epheu, welche an einen Baum, an ein Spalier sich um etwas herumschlingen.

Umre, ist die arabische Benennung der Wallfahrt nach Mekka, welche jeder Gläubiger nach dem Gesetze einmal im Jahre unternehmen soll.

Umreißen, ein Gegenstand, welcher aufrecht stand nieder zu reißen, z. B. eine Mauer; in der Landwirth-

schaft sagt man ein Land mit dem Pfluge umreißen, welches soviel bedeutet wie pflügen; in der Zeichnenkunst braucht man das Wort umreißen, für: einen Umriß machen, den Umriß einer Figur contouriren.|

Umreiten, wird in der Bedeutung einen Umweg reiten gebraucht, und dann mit dem Hülfszeitwort haben, als reciprok construirt. Es bedeutet auch im Reiten etwas umstoßen, der um einen Gegenstand herumreiten, man sagt, z. B. diese Stadt läßt sich in zwei Stunden umreiten. In manchen Gegenden, nennt man die berittenen Polizeidiener, Flurschützen oder Forstbeamten, Umreiter.

Umriß nennt man in der Malerei die äußersten Linien einer Zeichnung, die Contouren derselben. Umrisse zu zeichnen, ist gewöhnlich die zweite Lehrstufe für einen Schüler der Malerkunst, nachdem derselbe sich mit der Zeichnung von Linien, Winkeln, geradlinigten Figuren, Kreisen und geometrischen Körpern beschäftigt hat. Dies kann entweder nach Vorlegeblättern, Studien oder nach der Natur geschehen. Studien nennt man gewisse Theile eines Ganzen, welche in der Zusammensetzung eines ganzen Gemäldes gebraucht werden. Ein Kopf, eine Hand, ein Auge, eine Nase, ein Ohr sind Studien zur Zeichnung eines ganzen Menschen. Baumstudien sind Blätter, Aeste, Zweige, Baumschlag ꝛc. Dem Schüler werden solche Studien vorgelegt. Die Regeln, welche hierbei zu beobachten sind, finden wir schon in dem Artikel Malerei (Mahlerei, Th. 82, S. 536.) angegeben. Wir wollen sie hier, da manchen unserer Leser dieser bereits im Jahre 1801 erschienene Band nicht zur Hand ist, nochmals mittheilen:

1) Man stelle das Original, das man nachzeichnen will, gerade vor sich aufgerichtet oder ein klein wenig schief hin.

2) Das Licht oder der Tag muß allezeit zur linken

Hand hereinfallen; wäre es zu hell, so könnte man ihm mit einem vorgezogenen Vorhange helfen.

3) Ueberseh̃e man dasjenige, was man nachzeichnen will, einige Male, und bilde sich zugleich die Stellen und den Umfang der vornehmsten Bilder des Originals auf's Beste ein.

4) Alsdann ergreife man den Röthel, die schwarze Kreide oder die Reiskohle, und mache auf das Allerleichteste und Feinste, so viel die Hand vermag, und als wenn man das Papier kaum berühren wollte, nach und nach die vorgelegten Seitenstriche, Züge, Profile und Umrisse nach, welches man das Entwerfen nennt.

5) Zeichne man Alles anfänglich ohne Schatten; denn dieses muß allezeit das Letzte sein.

6) Man zeichne niemals einen einzigen Theil des Gegenstandes völlig aus, sondern entwerfe schwach und mit flüchtigen Strichen die Bildung und die Proportion des Ganzen.

7) Hat man solche Umrisse in der nämlichen Größe der Vorschrift so gut als möglich vollendet, so fängt man wiederum an, alle Striche zu untersuchen, die Fehler zu entdecken, sie zu überfahren, zu verbessern, und in eine richtige Form zu bringen, mithin setzt man dabei die Reisfeder ein wenig fester an, wenn man glaubt, daß die gemachten Striche stehen bleiben können.

8) Nachdem man sorgfältig überlegt hat, ob der erste Entwurf vollkommen ist, und geändert hat, wo er es nicht ist, so kann man zu den einzelnen Theilen des Gegenstandes übergehen, welche alsdann viel leichter und richtiger zu zeichnen sind. Alsdann nehme man auch alle Kleinigkeiten mit und beobachte genau alle Winkel, die sich hier und da formiren, insonderheit nach ihrem dreifachen Unterschiede in der Geometrie, denn dieses giebt der Richtigkeit einen ungemeinen Vortheil.

9) Sollte man doch nicht wohl fortkommen können, so bedient man sich des Vortheils, daß man hier und da eine Perpendicular- oder Horizontallinie von einer Stelle zur andern sich einbildet und darnach seine Zeichnung richtet.

10) Wird man nun gewahr, daß alle unsere Linien mit dem Vorrisse übereinkommen, so ergreift man die Reisfeder von Neuem und zeichnet Alles auf das Zärtlichste, auch ohne Vorschrift, wiederum nach. Auf diese Weise wird man alle Züge und Linien nachmachen, alle Wege und Wendungen ausdrücken, auch die allergeringsten Zeichen genau formiren, wie sie die Vorzeichnung uns vor Augen stellt, so daß man endlich die Nachzeichnung von der vorgelegten Hauptzeichnung kaum unterscheiden kann. Auf diese Art zeichnet der Schüler in allen Sachen so lange fort, bis sie sich sowohl dem Gedächtniß eingeprägt haben, als auch der Hand mechanisch geworden sind.

In der Kupferstecherkunst nennt man einen Umriß abtragen, wenn man die Umrisse einer Zeichnung auf die Kupferplatte mechanisch überträgt, um nachher bei der Arbeit nicht irren zu können. Es giebt mehrere Arten, dies zu bewerkstelligen; die gewöhnlichste ist folgende: nachdem man die gehörig ebene und völlig polirte Kupferplatte, welche zum Abdrucken bestimmt ist, an ihren polirten Seiten rein abgerieben und dann über Kohlenfeuer oder einer Spirituslampe erwärmt hat, trägt man den Aezgrund auf. Dieser besteht gewöhnlich aus einer Mischung von Wachs, Kolophonium und etwas Talg, oder aus Wachs, Mastix und Asphalt, oder auch aus gekochtem Leinöl und Mastix. Ein solcher Aezgrund wird nun mittelst eines Lappens auf die erwärmte Platte überall gleichmäßig, aber ziemlich dünne, aufgetragen, so daß die ganze polirte Oberfläche der Kupferplatte damit überzogen ist. Auf diesen Aezgrund muß so-

dann, wenn er erkaltet ist, die verlangte Zeichnung übertragen werden, und dieses kann auf verschiedene Weise geschehen, doch gewöhnlich überstreicht man den Aezgrund mit einer Mischung aus Bleiweiß und Leimwasser, wodurch ein weißer Anstrich entsteht. Die vorhandene Originalzeichnung, nach welcher die Druckplatte hergestellt werden soll, wird mit durchscheinendem Stroh- oder Oelpapier bedeckt und mit einem Bleistift oder Röthelstifte in allen Linien nachgezeichnet, wodurch auf dem Strohpapiere eine getreue Copie des Originals entsteht. Diese copirte Zeichnung legt man nun auf den mit Bleiweis angestrichenen Aezgrund, so daß die gefärbte Zeichnug dem Aezgrunde zugekehrt ist, wodurch also die Zeichnung die umgekehrte Lage bekommt. Sie wird an dem Rande der Kupferplatte gehörig befestigt, und nun werden mit einer Nadel oder mit dem Stachel eines Stachelschweins alle Züge der Zeichnung überfahren, wodurch die graue Farbe des Bleistifts oder die rothe des Röthels gezwungen wird, sich an den Bleiweißgrund abzusetzen. Auf diese Weise hat man die Originalzeichnung ganz genau auf die Kupferplatte übertragen, jedoch natürlich verkehrt.

Nach einer anderen Manier überträgt man die Zeichnung auf den mit Bleiweiß angestrichenen Aezgrund dadurch, daß man die Zeichnung auf dem Stroh- oder Oelpapiere nicht mit Bleistift copirt, sondern vielmehr alle Linien mit einer feinen Nadel einreißt, und hierauf diese mit der Nadel gemachte Zeichnung mit gepulvertem Rothstein oder Graphit einreibt, wodurch dieser feine Staub sich in die auf dem Papiere von der Nadel gemachten Ritzen setzt, während das übrige Pulver leicht weggewischt wird. Eine solche Zeichnung wird nun ebenfalls verkehrt auf den Aezgrund gelegt und durch Nachzeichnen mit einem Stifte auf denselben übertragen. Am besten eignet sich hierzu

das Hausenblasenpapier, auf welches sich mit der Nadel tiefer einreißen läßt, als auf Stroh- oder Oelpapier, welches leicht von der Nadel durchschnitten wird.

Unvollkommen erhält man die Uebertragung einer Blei- oder Rothstiftzeichnung auf den Aezgrund, wenn man diese Zeichnung verkehrt auf die Kupferplatte legt und beide vereint durch eine Walzenpresse gehen läßt, wodurch die Zeichnung ebenfalls an den Aezgrund abgedruckt wird, jedoch ohne große Schärfe der einzelnen Züge.

Bei den Lithographen wird ebenfalls der Umriß der Zeichnung auf den Stein gebracht, nachdem derselbe grundirt worden ist. Dieser Grundirung muß die Präparatur vorausgehen und zwar in folgender Weise. Da der lithographische Stein zur Aufnahme der wäßrigen, so wie der fettigen Flüssigkeiten geeignet ist, so bedarf er einer Zubereitung oder Präparation, wodurch er gegen Fettigkeit, also auch gegen Druckerfarbe unempfänglich wird. Hat er diese Unempfänglichkeit für Fett erhalten, so ist natürlich, daß er nur an jenen Stellen Fett einsauge, welche in den ersten Zustand wieder zurückgeführt werden, oder die an der zubereiteten Oberfläche mit einer Nadel, oder mit einem sonstigen Instrumente aufgerissen sind. Trägt man auf einen präparirten und gravirten Stein eine homogene fette Farbe, etwa Buchdruckerschwärze, auf, so wird dieselbe nur auf den eingravirten Stellen von dem Steine angenommen, und nur diese erscheinen nach dem Abdruck auf dem Papier. Ein ähnlicher Erfolg zeigt sich, wenn auf den unpräparirten Stein fette Körper mit Pinsel, Feder oder Kreide aufgetragen werden, und die übrige Oberfläche dann durch Aezung mit Säuren präparirt wird, wo dann die Säure die Fette nicht zerstört, weil es heterogene Körper sind, und die Druckfarbe bleibt beim Ein-

schwärzen des Steins nur auf jenen Zügen sitzen, die mit Fett bezeichnet sind; folglich tritt derselbe Fall abermals ein, daß nur die fetten Züge auf das Papier übertragen werden, weil die übrigen durch Aezung präparirten Stellen die Fette nicht annehmen. — Hieraus erhellet, das der rauhe Stein für die Kreidemanier, sowie für die Pinsel- oder Federzeichnung im natürlichen Zustande bleiben muß, weil man dabei eine chemische Kreide oder Tinte anwendet, welche fettiger Natur ist, und erst nach vollendeter Zeichnung wird eine Aezung angewendet, dagegen bei der Gravirmanier eine Aezung des Steins vorausgehen muß.

Soll der Stein zur Gravirmanier präparirt werden, so kann dazu jede Art der Säuren mit aufgelöstem arabischem Gummi vermengt dienen, Essig, Weinsteinsäure, Vitriol, Schwefelsäure, Phosphorsäure, Salzsäure, Salpetersäure oder Scheidewasser sind alle anwendbar; jedoch am zweckmäßigsten ist das Scheidewasser, welches daher im Allgemeinen bei der Lithographie als Aez- und Präparirmittel eingeführt ist. Weil aber reines Scheidewasser ein heftiges Aufbrausen auf den Stein und eine theilweise Zerstörung desselben herbeiführen würde, so verdünnt man dasselbe mit etwa 100 Theilen Wassers und fügt den aufgelösten Gummi hinzu. Bei der Anwendung macht die gewählte Säure den Stein eigentlich für das, aus in Wasser aufgelöstem arabischem Gummi, bereitete und eigentliche wahre Präparirmittel empfänglich, ihn dagegen durch dieses eigentliche, für die Annahme der Farbe an jenen Stellen, wo er keine annehmen soll, unempfänglich. Die Mischung, deren Stärke sich nach der Härte und Weiche der Steine richtet, wird mit einem reinen Schwamm über die ganze Oberfläche des Steins aufgetragen, worauf die Säure in alle Poren des Steins dringt und an der Oberfläche einen zarten Anflug bildet. Der präparirte Stein wird so-

dann grundirt, das ist mit einem schwarzen, oder rothen, oder grünen Ueberzuge versehen, damit der Zeichner oder Graveur seine Pause darauf sehen kann, und damit die gravirten Stellen sich weiß zeigen.

Die Herstellung der Zeichnung auf den grundirten Stein kann aus freier Hand, oder mittelst des Pausepapiers bewirkt werden. Der Entwurf geschieht mit Bleistift, oder mit Rothstein, und man kann die fehlerhaften Striche ohne Bedenken mit einem reinen Lappen und Speichel vertilgen; besser ist es, sich des Rothsteins dabei zu bedienen, weil die Bleistiftfarbe mit Tuschfarbe viele Aehnlichkeit hat und man die Reinheit der Tuschstriche nicht wohl auf dem unterliegenden, gewöhnlich breiteren, Bleistiftstriche beurtheilen kann. Gewöhnlich bedient man sich des durchscheinenden Pause- oder Strohpapiers, welches man auf das Original legt, und worauf man mit einem Rothstifte alle Umrisse und Hauptlinien nachzeichnet. Die so gezeichnete Skizze heftet man mit dickem Gummi so auf den Stein an, daß die bezeichnete Seite auf dem Stein liegt, schiebt zwischen beide ein mit geschabtem Rothstein versehenes Pausepapier und überfährt die Contouren der Zeichnung mit einer stumpfen Nadel, wodurch alle Linien in zarten Rothsteinstrichen auf dem Stein erscheinen, die man mit der zubereiteten Tusche nachfahren kann. Man kann auch die Pause, welche mit Rothstein gezeichnet ist, gleich zur Uebertragung der Zeichnung auf den Stein benutzen, wenn man dieselbe mit der Zeichnung gegen den Stein richtet, mit einigen Papierbogen bedeckt, sammt dem Steine durch die Presse führt, wodurch ebenfalls die gezeichneten Linien auf dem Stein zum Vorschein kommen.

Auch bei Kreidezeichnungen auf Stein kann ein geschickter Arbeiter die Zeichnung aus freier Hand auf demselben entwerfen, meistentheils aber werden auch

hier die Umrisse mit Blei in Schwarz oder mit Röthel in Roth aufgepaust, und erst dann mit der eigens zubereiteten Kreide die Zeichnung völlig ausgeführt. Wir theilen hier sogleich eine Methode der Zubereitung solcher Kreide mit, weil früher in dieser Encyclopädie noch nicht davon die Rede war. Das Ausführlichere wird unter dem Artikel Zeichenmaterialien behandelt werden. Seife und Wachs sind die Hauptbestandtheile einer solchen Kreide, die Versetzung mit Harzen ertheilt ihr die zum Zuspitzen erforderliche Härte. Da aber alle Harzgattungen sich schwer mit andern Bestandtheilen verbinden, so wird es nicht leicht, die Kreide stets nach Wunsch zu bereiten. Eine der empfehlenswerthesten Vorschriften ist folgende. Man nehme 3 Theile Talgseife, 5 Theile weißes Wachs, 2 Theile reinen Schellack, 2 Theile Mastix und 2 Theile Kienruß. Diese Ingredienzen werden auf gelindem Feuer in einer eisernen Pfanne mit gut schließendem Deckel zusammengeschmolzen, umgerührt und einige Minuten lang abgebrannt, worauf die Masse auf einen Stein ausgegossen wird. Sie breitet sich von selbst auf dem Steine aus, und bleibt ihrer Consistenz wegen schon in gewöhnlicher Kreidedicke auf dem Steine sitzen. Nun schneidet man mit dem Messer lange Stangen heraus und bringt die fertige Kreide zum Austrocknen an einen trocknen Ort.

Dasselbe Verfahren wie bei der Kupferstecherkunst und bei der Lithographie wird auch bei der Stahlstechkunst angewendet, um die Umrisse der Zeichnung auf die präparirte Stahlplatte zu übertragen. S. Stahlstich Th. 168. S. 721.

Den Ausdruck Umriß findet man oft auf Büchertiteln ohngefähr in derselben Bedeutung wie Abriß, ein kurzes Resumé einer Wissenschaft, gleichsam die äußeren Contouren derselben, das Schema derselben nach den Hauptabtheilungen, das Gerippe des Sy-

stems mit einigen Erläuterungen, welche jedoch nicht tiefer auf das Wesen derselben eingehen. Umriß sagt man auch von den in der Kriegswissenschaft vorkommenden Zeichnungen, von Plänen, z. B. Situationsplänen, Schlachtplänen, wenn solche noch nicht im Detail ausgeführt sind. Umriß einer Festung bedeutet also in dieser Beziehung die Zeichnung der äußern Wälle, Gräben ꝛc. in geraden Linien. Man unterscheidet 2 Hauptumrisse oder Gestalten der Festungen, die bastionirte und die zangenförmige (la Tenaille), mit ein und ausgehenden Winkeln, welche besonders in neuerer Zeit am häufigsten angewendet wird. Vergleiche hierüber den Artikel Tenaillenbefestigung (Th. 182. S. 44) und Bastion Th. 5 dieser Encyclopädie.

Umrühren nennt man im Hüttenwesen beim Probiren den Fluß der heißgräthigen Erze auf der Capelle dadurch befördern, daß man sie mit einem eisernen Häkchen umrührt.

Umsatteln, in der gewöhnlichen Bedeutung, den Sattel von einem Pferde auf ein anderes auflegen, in der figürlichen Bedeutung, von einem Lebensberuf, den man bereits erwählt hat, zu einem andern übergehen, wer z. B. ein Musiker gewesen ist und plötzlich Lust bekommt, zu studiren, von dem sagt man, er sattelt um; dies Wort ist übrigens nur in der gewöhnlichen Umgangssprache gebräuchlich, in der Schriftsprache findet man es selten.

Umsatz, nennt man den Verkauf der Waaren auf dem Wege des Handels, ein Kaufmann, welcher viele Geschäfte macht, von dem sagt man, seine Waaren haben viel Umsatz, oder er selbst macht großen Umsatz; vom Geld wird das Wort ebenfalls gebraucht. Wenn man ein Wechsel-Geschäft bei Verfallzeit der Tratten anstatt mit baarem Gelde dieselben mit erneuerten Tratten deckt, welche auf denjenigen gezogen sind, bei

welchen man Credit in Blanco hat, so nennt man dieses ebenfalls Umsatz machen. Dieses Verfahren wird gewöhnlich als ein Zeichen von der Verlegenheit eines Handlungshauses angesehen, doch muß man zuweilen zu einem solchen Auswege sich verstehen, wenn die Wechsel-Course sehr niedrig sind und man eine bessere Zeit abwarten will.

Umschalen, nennt man im Hüttenwesen die Schalen der Probirwaage beim Abwägen, umwechseln, um jeden möglichen Fehler zu vermeiden.

Umschanzung, s. den Artikel Verschanzung und Wall.

Umschanzungs-Linie, ist der deutsche Ausdruck für die in der Kriegswissenschaft gewöhnliche Benennung Circumvallations-Linie, bei einer Festung enceinte, s. Artikel Schanze.

Umschatten, ein transitives Zeitwort, ringsum etwas beschatten, daher im figürlichen Sinne mit Dunkel umgeben, leicht wie ein Schatten etwas bedecken, so daß es nicht in vollem Lichte erscheinen kann.

Umschattige, Menschen oder Dinge sind solche, welche den Schatten rundum sich werfen, wie z. B. die Bewohner am Polarkreise während ihres Sommers, wo ihnen die Sonne niemals unter-, sondern nur am Horizonte herumgeht, und also der Schatten des Menschen, wenn er einen ganzen Tag auf derselben Stelle stehen bliebe, einen Kreis von Abend nach Mitternacht, Morgen, Mittag und wieder nach Abend bilden würde; anstatt umschattig, braucht man auch das Wort kreisschattig.

Umschau, nennt man einen Handwerksgebrauch, nach welchem ein eingewanderter fremder Handwerksgeselle durch den Altgesellen oder Umschaumeister bei den Meistern des Orts nachfragen läßt, ob er Arbeit bekommen könne. Vergleiche hierüber den Artikel Umfrage.

Umschauen, gewöhnlich sich umschauen, so viel wie rundum sich sehen, auch in der Bedeutung vorsichtig sein. Man gebraucht auch den Ausdruck Umschau halten für das französische Wort revidiren, sich umschauen, ob Alles in Ordnung ist, auch in sittlicher Bedeutung Umschau in sich selbst halten, sich vor seinem Gewissen prüfen.

Umschauern. Mit Schauern umgeben, nur in der poetischen Sprache gebräuchlich: mich umschauert die Nacht mit dunklen Ahnungen des Todes, oder mich umschauert der nahende Morgen mit freudiger Hoffnung u. dgl.

Umschaufeln. Mit dem bekannten Acker- und Grabewerkzeug die Erde so schaufeln, daß das Unterste zu oberst kommt. Man schaufelt z. B. ein kleines Feld vor der Bepflanzung desselben mit Gemüse um. Eine eigenthümliche Art des Umschaufelns ist die mit der sogenannten Pferdeschaufel, einem erst in neuester Zeit mit der Pferdehacke zugleich von Thaer erfundenem Werkzeuge. Es dient dazu, bei vielen Gewächsen, deren ausgedehnter Anbau von Wichtigkeit ist, z. B. Kartoffeln, Kohl, Rüben, Zwiebeln, das Erdreich um sie herum von Zeit zu Zeit aufzulockern und anzuhäufeln, weil nur dann ein reicher Ertrag zu erzielen ist. Man bediente sich dazu früher nur der Handhacke.

Die damit zu behandelnden Gewächse müssen in gleich weit von einander entfernten Reihen gesäet und gepflanzt werden, zwischen denen das Erdreich gelockert und angehäufelt wird. Diese gleichmäßige Entfernung der Reihen von einander ist die hauptsächlichste Bedingung zum Gebrauch dieser Werkzeuge, indem diese hiernach eingerichtet werden müssen. Der Zweck der Pferdeschaufel ist der, die Zwischenräume der Reihen zu lockern, der der Pferdehacke aber, Boden an die Pflanzen heranzubringen und sie mithin zu

behäufeln. Es ist in jedem Falle unter allen Umständen besser, zuerst das Erdreich zwischen den Reihen zu lockern und dann zu behäufeln. Der Zweck, das Unkraut zu vertilgen, aber auch zugleich lockern Boden zwischen und an die Pflanzen in den Reihen zu bringen, wird am vollkommensten durch vorherige Lockerung mit der Pferdeschaufel erreicht; denn bringt man gleich die Pferdehacke in Anwendung, so wird der zusammengesetzte Boden mehr in Schollen gebrochen, er bleibt auf dem Kamme der Pflanzenreihen nicht liegen, wodurch das Behäufeln nur unvollkommen verrichtet wird, zwischen die Pflanzenstöcke keine Erde hineingebracht werden kann, und endlich die Vertilgung des Unkrautes nur sehr unvollständig erfolgt, indem dasselbe nicht herausgerissen und der Luft preisgegeben, sondern größtentheils nur auf die Seite geschoben und zum Theil nur unvollständig mit Erde bedeckt wird, wodurch es in seinem Wachsthume nur auf eine kurze Zeit unterbrochen, aber keineswegs zerstört wird. Die Pferdeschaufel ist von verschiedenartiger Beschaffenheit, gewöhnlich aber einem Exstirpator mit mehr oder weniger Scharen ähnlich, welche gerade den Raum einnehmen, den der Erdboden zwischen den Pflanzenreihen einnimmt, ohne daß diese beim Durchfahren berührt werden. Die mehrscharige Pferdeschaufel ist nur bei solchen Gewächsen in Anwendung zu bringen, deren Reihen nicht zu weit von einander entfernt sind, bei Kartoffeln und den Rübenarten bedient man sich nur der dreischarigen, welche eine Schar vorn im Grengel und zwei im Balken hat und einem kleinen Exstirpator ähnlich ist. Dieses Instrument hat auch anstatt der Schare sechsförmige Eisen, wie beim Scarificator, welche eingeschraubt werden können, wodurch selbiges auf einem erhärteten Thonboden oft besonders wirksam wird. Die seichtere und tiefere Stellung wird auf zweierlei Weise be-

werkstelligt; zuerst durch das höher oder tiefer zu stellende Rad, welches sich an dem vordern Theil des Grengels befindet, und dann durch das Einhängen des Ortscheites, an welches das Zugthier gespannt ist. Je höher nämlich dasselbe in dem an der Grengelspitze befindlichen gezahnten Bogen hängt, desto tiefer geht das Instrument, weil es dadurch gleichsam in den Boden hineingezogen wird; hängt dagegen das Ortscheit tief, so hebt das Zugthier die Schare in die Höhe und sie können dann nicht so tief eindringen.

Umschlag, heißt die entscheidende Veränderung eines Zustandes, immer mit der Nebenbedeutung, daß diese Veränderung unerwartet, plötzlich kommt, z. B. in Krankheiten, beim Wetter, bei der Verderbniß des Weines oder Bieres, wie wir später bei dem Artikel umschlagen näher ausführen werden. Eigentlich bedeutet Umschlag die Handlung, durch welche ein Ding umgewendet wird. Man sagt z. B. beim Kartenspiel Umschlag, namentlich beim Faro, wenn der Banquier beim Abziehen der Taille die Karte umwendet, so daß man sieht, welche Karte es ist. Umschlag nennt man auch wohl das Kartenblatt selbst. In Nieder-Deutschland braucht man den Ausdruck Umschlag für Jahrmarkt, weil man ebendort auch jeden Absatz von Waaren und Umschlag anstatt Umsatz nennt. Aus dieser Bedeutung läßt es sich auch erklären, daß man das Wort Umschlag für Zins oder Wucher anwendet. Hauptsächlich ist dieser Ausdruck unter den Bergleuten gebräuchlich, welche durch Armuth, starke Familie und sehr spärlichen Verdienst genöthigt sind, von dem Arbeitgeber Vorschüsse zu erbitten. Solche Vorschüsse, welche auch ganzen Gewerken gemacht werden, läßt man sich in der Regel sehr hoch verzinsen, weil die Rückzahlung sehr langsam von Statten geht und von dem Ertrage der Ausbeute erschwungen werden muß.

Bei Kleidungsstücken braucht man das Wort Umschlag für diejenigen Theile, welche umgeschlagen werden, z. B. bei einem Mannsrock vorn die Klappen, welche vom Kragen aus bis auf die Brust herabreichen. Bei Damenkleidern bezeichnet man dadurch hier und dort die Garnituren Im Deichbau nennt man Umschlag eine große Krümmung eines Dammes, welche um einen stattgehabten Deichbruch herumgeführt wird. Solche Bücher, welche noch keinen festen, aus Pappe oder Leder bestehenden Einband erhalten, sondern nur geheftet und brochirt werden, erhalten in der Regel einen vorläufigen Umschlag von weißem oder buntem Papier, auf welchem der Titel des Buches nochmals abgedruckt ist. Beim später erfolgenden ordentlichen Einbinden fällt dieser Umschlag fort und an seine Stelle treten die Deckel. Umschlag ist auch der deutsche Ausdruck für Couvert, z. B. Couvert eines Briefes. Es ist bekannt, daß es verschiedene Arten von Couverts giebt. Die gewöhnlichsten sind die, bei welchen auf der Seite, wo das Couvert durch Siegellack oder Mundlack geschlossen werden soll, vier in Dreieckform geschnittene Enden des Couverts in einem Punkte zusammenkommen. Es ist aber auch hinreichend und sogar rathsam, zwei dieser Enden als längliche Vierecke zu schneiden und nur die zwei andern als Dreiecke. Das Couvert hat dann doch dasselbe Ansehen und gewährt mehr Sicherheit und Festigkeit für den eingelegten Brief. In der Jägersprache nennt man die Fährte des Hirsches Umschlag. Umschlag bedeutet ferner so viel als Mantelende; mit dem Ausdruck Mantel bezeichnen die Tuchmacher dasjenige Ende des Tuches, bei welchem der Weber zu weben angefangen hat. Mantelende ist aber noch ein an den Mantel angewebtes Stück Tuch von verschiedener Größe, eine Art Vor- oder Zuschuß, von welchem die Kaufleute die Proben abschneiden, um sie ihren

Kunden zu präsentiren. Dieses Mantelende oder dieser Umschlag wird beim Einkauf nicht mitberechnet.

Das Wort Umschlag wird auch für Fehlgeburt gebraucht (abortus). Da der Artikel Fehlgeburt in diesem Werke nur sehr kurz behandelt worden ist, so geben wir hier noch eine Zusammenstellung der Ursachen und Folgen einer Fehlgeburt, welche in der Regel vor der dreißigsten Woche der Schwangerschaft, wo das Kind noch nicht lebensfähig ist, eintreten kann, und zwar gewöhnlich in der Periode der monatlichen Reinigung. Ursachen derselben sind: manchmal Verhärtung oder übergroße Reizbarkeit der Gebärmutter, wogegen nur gründliche ärztliche Behandlung, aber kein Hausmittel nützen kann; andere Male Tod des Kindes aus irgend einem Anlaß, Brechmittel, starke Abführmittel, Mittel, welche das Blut stark in Wallung setzen, Aderlaß am Fuße, heiße Fußbäder, Zorn, Schreck und andere heftige Gemüthsbewegungen, Erkältung der Füße oder des Unterleibes, heftige Blähungsbeschwerden, Stoß, Fall, heftige Körperanstrengungen, Tanzen, Laufen, starken Husten ꝛc., wenn sie während der Schwangerschaft einwirken. Alle diese Umstände sind daher um so mehr zu vermeiden, je zärtlicher und reizbarer die Schwangere ist. — Folgen sind oft für die Schwangere sehr nachtheilig, besonders wenn der Abortus durch sogenannte abtreibende Mittel künstlich hervorgebracht wird. Namentlich bleibt leicht Geneigtheit zu anhaltenden Blutflüssen zurück, so wie Geneigtheit bei der nächsten Schwangerschaft, wieder denselben Unfall zur selben Zeit zu erleiden. Oft und selbst ohne äußere Veranlassung, namentlich wenn eine große Reizbarkeit der Gebärmutter Schuld an dem ersten Unfalle war, stellen sich an demselben Tage, wo die Fehlgeburt das vorige Mal stattfand, Vorboten eines neuen Abortus ein. Daher ist nach vorgängigem Abortus die Vorsicht bei

spätern Schwangerschaften zu verdoppeln. Vorboten und Zeichen. Am häufigsten Ziehen im Kreuze, Schwere im Unterleibe und satzweise Schmerzen, Drang nach der Gebärmutter, auch wohl Blutabgang, Krämpfe ꝛc. — Verhalten bei Eintritt solcher Vorboten. Die Schwangere lege sich sofort zu Bette, halte sich ganz ruhig, trinke einige Tassen schwachen Camillen-Thee, und lasse, da die eigentliche Behandlung eines solchen Falles ganz dem Arzte überlassen bleiben muß, schleunigst einen solchen (womöglich einen practischen Geburtshelfer) rufen. Ist er nicht gleich zu haben, so lasse man sie eine Emulsion bereiten nach folgendem Recepte: ℞ Sem papav. alb. dr. vj. aquae ceras. nigr. unc. vj. Misce, fiat lege artis emulsio. D. S. Alle Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen. Diese (ins Kalte zu stellende) Medizin ist jedoch blos ein einfach beruhigendes Mittel, was weitere Verordnungen des Arztes nicht überflüssig machen kann. Verhütung neuer Mißfälle. Die wesentlichste Maaßregel ist eine sorgsame, vom Arzte anzuordnende Diät, die im Allgmeinen stärkend, aber nicht reizend sein muß, wobei der Gebrauch eines zweckmäßigen Bades, bei Schwäche mit Reizbarkeit eines eisenhaltigen (besonders berühmt Pyrawarth in Niederöstreich) anzurathen. Während der Schwangerschaft selbst sind indeß eisenhaltige Bäder ganz zu vermeiden, wo sie sogar besonders in den ersten Monaten derselben leicht Abortus bewirken.

Fr. Hoffmann empfahl zur Vorbeugung einer möglichen Wiederkehr täglich des Morgens ein Stück Brot, in Malaga getaucht, zu essen; Osiander Alaunmolken. Auch hilft bisweilen Veränderung der Luft und Wohnung. Die Homöopathen verordnen, wenn die Vorboten eines Umschlags zu stürmisch eintreten und es nicht mehr Zeit ist, die Hülfe eines

Arztes in Anspruch zu nehmen, folgende Mittel: 1) bei heftig ziehenden, schneidenden Leibschmerzen, die im Kreuze anfangen und auf beiden Seiten des Unterleibes sich nach vorn hinziehen, verbunden mit Drang zum Stuhlgang oder Wasserlassen, und Blutabgang in geronnenen Stückchen: Chamom. 12te Verdünnung, 2 Streukügelchen; 2) bei heftig spannendem, drückendem Schmerze im ganzen Unterbauche, vorzüglich der Schaamgegend, Empfindung von krampfhaftem Zusammenschnüren oder Auftreiben, Gefühl immerwährenden Vordrängens in den inneren Geschlechtstheilen, als ob die Eingeweide da herausfallen sollten, und heftigem Kreuzschmerz, als sollte das Kreuz zerbrechen. Belladon. 30ste Verdünnung, 1 bis 2 Streukügelchen; 3) bei allgemeinen Krämpfen des ganzen Körpers, unterbrochen durch Stöße und Rucke desselben oder Zucken einzelner Glieder mit darauf folgender Steifheit aller Gelenke, Bewußtlosigkeit des Kranken, hellrothem, bei jeder Erschütterung verstärktem Blutgange. Hyosc. 9te Verdünnung, 1 bis 2 Streukügelchen; 4) bei allgemeinen Krämpfen, aber ohne Starrkrampf und Bewußtlosigkeit, dagegen mit schneidendem Bauchschmerze um den Nabel, Drang und Pressen nach Gebärmutter, After und hellrothem Blutabgange. Ipecac. 6te Verdünnung. Geht aber das Blut mehr schwarz, klumpig, zähe, dehnig ab, mit schneidenden Schmerzen tief im Unterleibe, nach dem Kreuze ziehend: Crocus. 3te Verdünnung. Gegen öfters wiederkehrenden Abortus empfehlen die Homöopathen zunächst Vermeidung des Kaffees sogleich nach eintretender Schwangerschaft. Ist hartnäckige Stuhlverstopfung in dieser Zeit Veranlassung, so dient Nux vomica, einige Mal gegeben, zur Verhütung.

Umschlag, in der Medizin Malagma, Breiumschlag, Cataplasma (vom griechischen Worte καταπλάσσω, beschmieren, besalben, bepflastern). Um-

schtag nennt man die äußere, örtliche Anwendung von gewissen Arzneimitteln in derjenigen Form, in welcher sie Consistenz eines Mußes oder Breies besitzen. Gewöhnlich bedient man sich zur Bereitung von Breiumschlägen der schleim- oder stärkemehl-artigen Substanzen, z. B. Farina seminum Lini, atvena decorticata, Radix Althaeae, Mira panis, Farina Fabarum, Herba Malvae rotundifoliae grossi uscul. pulverat. und anderer ähnlicher als Hauptbestandtheile, welche mit Wasser oder anderen entsprechenden Flüssigkeiten in die beabsichtigte Form gebracht werden. Kann dies Letztere nur durch Kochen geschehen, so wird der Breiumschlag cataplasma coctum, gekochter Umschlag, genannt; kann seine Darstellung ohne Kochen zu Stande gebracht werden, so wird er cataplasma crudum, roher Umschlag, oder auch epithema molle, weicher Umschlag, genannt; erhält er durch seine Bereitung eine dickere Consistenz, so nennt man ihn Pasta, Teig; weshalb auch Sinapismus, der Senfteig, zur Arzneiform der Umschläge zu rechnen ist. Nicht immer ist indeß das Wasser ein Bestandtheil des Umschlages; statt desselben nimmt man auch häufig Essig, Wein, Milch ꝛc. und fügt der oben genannten festen Substanzen Extracte, Fette, Gummiharze, Metallsalze, Seifen, Salben, Tincturen hinzu, je nachdem es von der beabsichtigten Wirkung des Umschlages bedingt wird. — Man bedient sich aber außerdem zur Darstellung von Cataplasmen auch frischer, zerstoßener Pflanzen, mehrerer Früchte und noch verschiedener anderer Substanzen, welche zwar keine eigentlichen weichen Stoffe bilden, aber doch eine ähnliche Form anzunehmen im Stande sind. Die Zubereitung geschieht in der Regel so, daß man die vorgeschriebene Substanz, als: Kräuter, weiche Wurzeln, Saamen, zerriebene Semmeln ꝛc. mit der verordne-

ten Flüssigkeit, gewöhnlich Milch oder Wasser, übergießt und in einer Pfanne oder irdenem Gefäße bei gelindem Feuer unter stetem Umrühren so lange kocht, bis sich Alles zusammen in einen dicken Brei verwandelt hat, der, ohne ganz fest oder zu trocken zu sein, doch nicht eine flüssige Beschaffenheit besitzt, daher auch nicht durch die Leinwand, in welche er eingeschlagen wird, kalt durchdringen kann, obwohl er selbige netzen muß. Blos mehlige Substanzen braucht man auch nur mit der kochenden Flüssigkeit zu durchmengen. Sollen noch Ingredienzien, welche flüchtige Theile enthalten, hinzukommen, als z. B. Gewürze, ätherische Oele, Safran, Tincturen, Weingeist, abgeriebener Campher, Ammoniakgummi oder andere Gummiharze, so sind sie erst zu Ende des Kochens zuzusetzen.

Breiumschläge dürfen weder zu fest, noch zu flüssig sein; im erstern Falle nämlich haben sie, wegen Mangel an Flüssigkeit, keine hinreichende Wirkung, im letztern Falle aber lösen sie sich sehr leicht von dem kranken Körpertheil ab und befeuchten noch obenein unnützer Weise die gesunden Körpertheile.

Was die Art der Anwendung der Cataplasmen betrifft, so ist dieselbe ebenfalls verschieden, jenachdem der Umschlag entweder nur unmittelbar auf den kranken Körpertheil, oder vorher von allen Seiten mit Leinwand umgeben und so erst aufgelegt wird. Die erstere, allerdings weniger reinliche Anwendungsart verdient benutzt zu werden, da, wo hauptsächlich nur von der unmittelbaren Berührung der im Umschlag befindlichen Stoffe mit dem leidenden Körpertheile, eine Wirkung zu erwarten ist (z. B. beim Kohlenpulver); die letztere Anwendungsweise aber ist überall zu benutzen und vorzuziehen, wo die Wirksamkeit des Umschlages hauptsächlich nur in dem Flüssi-

gen desselben, in der Application der feuchten Wärme liegt.

Bei der Anwendung der Cataplasmen ist der Hauptzweck, Arzneistoffe in flüssig-fester Form und einem bestimmten Temperaturgrade mit dem kranken Körpertheile in die innigste Berührung zu bringen, um diesen gleichzeitig auch gegen andere äußere Einflüsse zu schützen. Indeß werden die Cataplasmen zuweilen auch auf gesunde Körpertheile gelegt, um auf diese entweder durch ihre Temperatur oder durch die ihnen beigemengten Stoffe entsprechend einzuwirken. Die Cataplasmen dienen auch, aber nur in seltenen Fällen, als Vehikel äußerlich anzuwendender Nahrungsstoffe.

Was die Größe der Breiumschläge betrifft, so richtet sich dieselbe nach der Ausdehnung des leidenden Theiles; der Umfang dieses letztern muß immer von dem Umschlag überragt werden, welcher also die Grenzen zwischen dem kranken und dem diesen rings umgebenden gesunden Körpertheile überschreiten muß.

Was die Masse des Breiumschlages betrifft, so muß dieselbe immer von einer solchen Größe sein, daß sie die entsprechende Temperatur und Feuchtigkeit lange genug in sich behält; gleichwohl darf sie nicht so schwer sein, daß sie den kranken Körpertheil beläſtigt.

In denjenigen Fällen, wo der Breiumschlag unmittelbar, d. h. ohne weitere Einhüllung in Leinwand angewandt wird, müssen die von demselben an den Körper angetrockneten Theile, beim jedesmaligen Wechsel des Umschlages, abgewaschen werden.

Wenn nicht ein hoher Temperaturgrad vom Arzte durchaus beabsichtigt wird, dürfen warme Umschläge die Blutwärme nur um einige Grade übersteigen; sie dürfen daher nicht heißer sein, als sie von dem gegen sie gehaltenen Handrücken, der Wange oder dem geschlossenen Auge ohne Empfindlichkeit ertragen wer-

den können. Das Experiment an dem geschlossenen Auge ist jedoch keineswegs zu empfehlen.

Sobald der aufgelegte Breiumschlag die überschüssigen Grade der Temperatur verloren hat, wird er abgenommen, was jedoch nicht früher geschehen darf, als bis der neue Umschlag schon bereit ist, die Stelle des eben abzunehmenden sofort zu ersetzen. Man darf diesen letztern Umstand durchaus nicht außer Acht lassen, weil sonst die Umschläge dem kranken Körpertheile mehr schaden als Nutzen bringen.

Bei kalten Umschlägen geschieht der Wechsel derselben gleichfalls nach den angegebenen Prinzipien.

Ein und derselbe Umschlag kann in der Regel, gehörig verdünnt, mehrere Male benutzt werden; vorausgesetzt, daß die Wirksamkeit der Stoffe indessen nicht schon bei einmaligem Gebrauche verloren geht, welchen Uebelstand man jedoch oft durch jedesmalige frische Zusätze der wirksamen Bestandtheile beseitigen kann.

Solche Umschläge, welche Fette oder Oele enthalten, dürfen nicht zu oft aufgewärmt werden, weil diese Stoffe sonst sehr leicht ranzig werden, und in diesem Zustande die Haut zum großen Natheile derselben reizen.

Erweichende Breiumschläge sind das gewöhnlichste Mittel zur Beförderung von Eiterung und Linderung entzündlicher Spannung. Es ist ziemlich gleichgültig, aus welcherlei erweichenden Mitteln sie bereitet werden, da die feuchte Wärme die Hauptsache dabei ist. Dergleichen Breiumschläge sind: a) Zerstoßener frischer Leinsaamen oder Leinkuchen, Hafergrütze oder zerriebenes Brod allein oder nebst etwas Fliederblumen mit Wasser oder besser Milch abgekocht. b) Die Species ad cataplasma aus der Apotheke, in Milch oder halb Milch halb Wasser gekocht und zerriebene Semmelkrumen dazu

bis zur Consistenz eines Breis gemischt. Diese Species bestehen in den sächsischen Apotheken aus Leinsaamen, Altheewurzel, Chamillenblumen, Malvenkraut, Melilotenkraut zu gleichen Theilen, in den preußischen aus Leinsaamen, Altheekraut, Malvenkraut, Melilotenkraut mit Blumen zu gleichen Theilen. — Reizende Breiumschläge dienen zur Beförderung der Eiterung bei reizlosen Abscessen und Geschwülsten. Bestehen in der Regel aus einem der gewöhnlichen erweichenden Breiumschläge, wozu man aber noch reizende Mittel hinzusetzt, als z. B. Sauerteig, gebratene Zwiebeln, Safran, Terpentin oder Galbanum oder Ammoniakgummi (diese Harze zuvor mit Eigelb abgerieben). — Zertheitende Breiumschläge, für entzündliche Geschwülste, die noch eine Zertheilung hoffen lassen, werden aus 12 Loth Species resolventes oder Species aromaticae der Apotheken und etwas Brodkrume mit Wasser gekocht; — für kalte und verhärtete Geschwülste aus 16 Loth Brodkrume und 2 Loth venetianischer Seife mit Milch. — Schmerz- und krampfstillende Breiumschläge. Man setzt einem gewöhnlichen erweichenden Breiumschlag gegen Ende des Kochens etwas Bilsenkraut und Safran zu. — Recht schnell kann man auch einen solchen Umschlag erhalten, wenn man einen kleinen, mit Chamillen (nach Beschaffenheit mit Zusatz von Bilsenkraut und Safran) gefüllten Sack so mit Spiritus begießt, daß der Inhalt ganz davon durchdrungen wird, nun den Spiritus am Sacke anzündet, und diesen, nach Erlöschen des Feuers, auflegt. — Fäulnißwidriger Breiumschlag. Ein Pfund Hafergrütze oder Gerstenmehl und eine Unze Chinapulver mit Wasser eine Viertel Stunde lang zu kochen und zu Ende eine Drachme Campherpulver zuzusetzen. — Oder: Bierhefe mit Mehl angemacht;

allein oder mit Campher, der mit Eidotter angerieben ist.

Gewöhnlich lassen die Aerzte die Breiumschläge in der Wohnung des Kranken bereiten und verschreiben nur die nothwendigen Species und offizinellen Flüssigkeiten. Wird aber der vollständige Breiumschlag aus der Apotheke verschrieben, so muß man die Quantität der zu bereitenden Stoffe, die Reihefolge und Art ihrer Bearbeitung nach den oben erwähnten Regeln angeben, und verordnen, daß von der Flüssigkeit so viel genommen werde, als zur Consistenz der Breidicke erforderlich ist.

„Außerdem," sagt Rust, „ist hinsichtlich der Bereitungsart, Wirksamkeit und Anwendungs-Methode der Breiumschläge noch Folgendes zu beobachten: Bei Breiumschlägen, bei denen man bloß die Absicht hat, zu erwärmen, zu erweichen, zu erschlaffen, zu besänftigen u. s. w. handelt es sich hauptsächlich um die anhaltende Einwirkung der feuchten Wärme, dieß allein ist der wirkende Stoff. Daher passen Dinge, welche viel Wärmestoff aufnehmen und an sich halten, zu Cataplasmen am besten, z. B. Grütze, Semmelkrume, Leinsamen, Hafermehl u. dgl. Die sogenannten erweichenden Kräuter thun dies in einem viel geringern Grade und haben außerdem, daß sie ein schlechtes Vehikel zur Aufnahme des Wärmestoffes abgeben, und viel theurer sind — auch noch den Nachtheil, daß sie in der Krankenstube einen höchst unangenehmen Geruch verbreiten. Aller Vortheil, den man ihnen vor den gemeinen Umschlägen zuzuschreiben pflegt, ist daher bloß idealisch, durchaus nicht erfahrungsgemäß, und er (nämlich der Vortheil) trifft mehr den Apotheker, als den Kranken. — Sollen aber Cataplasmen überhaupt von Nutzen sein, so kommt Alles auf ihre Anwendungs-Methode an. Es ist hier noch nothwendiger als bei den Fomenten, daß sie hinlänglich

groß bereitet werden, und nicht allein die leidende Stelle, sondern auch die ganze Umgegend derselben bedecken. Dadurch erreicht man nicht bloß am sichersten die Absicht, den Brei längere Zeit hinreichend warm zu erhalten, sondern man wirkt auch zugleich auf die Nachbargebilde und gesunden Gefäße ein, die zur Herbeiführung der beabsichtigten Zertheilung oder Eiterung unstreitig mehr beitragen müssen, als die kranken. Es kommt mir immer lächerlich vor, wenn ich in der Praxis so häufig finde, daß man auf faustgroße Entzündungs-Geschwülste ganz kleine, kaum eine flache Hand bedeckende Breiumschläge machen läßt, und — da der Erfolg der Absicht gewöhnlich nicht entspricht — fast täglich mit den Ingredienzen zu denselben wechselt, als ob die verfehlte Wirkung in der Wahl der Mittel, und nicht in der schlechten Anwendungsart zu suchen wäre. Das Cataplasma soll indessen nicht als Pflaster oder Salbe wirken, sondern die Stelle eines anhaltenden Dunstbades vertreten, dessen Einwirkung, wo möglich sich über das ganze leidende Glied erstrecken muß; und diesen Zweck muß man vor Augen haben, wenn man mit wahrem Nutzen von ihnen Gebrauch machen will." —

Wir kommen zu den verschiedenen Arten der Breiumschläge, welche alphabetisch geordnet, nach Rust, folgende sind: Cataplasma Aceti. Essig-Umschlag. Wenn derselbe kalt angewendet werden soll, so bedient man sich zu seiner Bereitung meistentheils der Semmel- oder Brot-Krume, und setzt derselben so viel Essig zu, als zur Consistenz eines Breies nöthig ist. Wenn der Essig-Umschlag warm angewandt werden soll, so werden zu seiner Bereitung die gewöhnlichen groben Mehle genommen, welche dann mit der hinreichenden Menge Essig zu einem Breie gekocht werden. — Essig-Umschläge werden in allen den Fällen angewandt, wo von einer anhaltenden äußern

Einwirkung des Essigs Nutzen zu erwarten ist. Kalt wird er vorzüglich angewandt bei Quetschungen der Gelenke, warm besonders bei Wasserergießungen. — Gegen Kopfschmerz nervös-congestiver Natur wird ein Breiumschlag von Brotkrume, Wachholderbeeren und Essig, welche man über Stirn und Schläfe legt, als von guter, erfolgreicher Wirkung sehr empfohlen.

Cataplasma Acetosae, Sauerampfer-Umschlag. Dieser Breiumschlag wird aus den zerstoßenen, frischen Blättern mehrerer Arten von Rumex, und besonders von Rumex Acetosa oder Acetoseba bereitet. Seine Wirkung ist eine dem Essig-Umschlag ähnliche, weshalb er als kalter Umschlag ganz dessen Stelle vertritt. Uebrigens können auch die verschiedenen Arten von Oxalis zur Bereitung dieses Umschlages benutzt werden.

Cataplasma acre, scharfer Breiumschlag. Zur Zertheilung oder Reifmachung (Zeitigung) träger Entzündungen hat man scharfe, die Haut reizende Stoffe immer mit großem Vortheile angewandt; und haben sich besonders, die von Kerndt, auch früher schon von St. Blankard angegebenen Umschläge vorzüglich bei Bubonen sehr gut bewährt. (S. Rusts theoretisch praktisches Handbuch der Chirurgie).

Bei großer Unempfindlichkeit der Haut pflegt man diese Art Umschläge durch Zusatz von Ingwer, Rettig, Senf ꝛc. oder auch durch Vertauschung des Wassers mit Essig, durch Beimischung von Salmiakgeist, Weingeist ꝛc. noch reizender zu machen. Man wendet sie kalt an, und müssen sie täglich vier bis sechs Mal erneuert werden. Ihre Wirkung tritt schon nach einigen Stunden ein, indem sodann die Haut stark geröthet erscheint, während sie nach vier und zwanzig Stunden gewöhnlich eine Ablösung der Oberhaut und eine oberflächliche Eiterung herbeiführen. Durch

die Unterhaltung der letzteren geht die Resorption der Drüsengeschwulst nach und nach vor sich; die Haut verdickt sich, indem die Eiterung versiegt, und läßt sich, nach beendigter Resolution, die in der Regel im Zeitraume von ein bis vier Wochen eintritt, über derselben als Falte aufheben. Eben erst entstandene Bubonen können schon in fünf bis acht Tagen geheilt werden, — größere, schon fluctuirende brauchen viel längere Zeit; die letzteren öffnen sich häufig, wiewohl die Oeffnung nur eine kleine ist, und fallen, bei regelmäßig fortgesetzten Gebrauch der Umschläge in etwa vier bis fünf Wochen. (Das Recept zur Bereitung dieses bei Bubo anzuwendenden Umschlages, s. im Rust, a. a. O.)

Bei Drüsenentzündungen und Vereiterungen anderer Art werden diese und ähnliche scharfe Umschläge ebenfalls mit großem Nutzen angewendet. — Man wendet sie auch warm an, und zwar bei kritischen und metestatischen Geschwüren. Dagegen werden sie nicht angewandt, bei drüsigen Körpertheilen, welche von einer reinen synochösen Entzündung ergriffen sind, und bei großer Neigung der Haut, zu rosenartigen Entzündungen.

Wenn man von einem innern Organe ableitend wirken will, so bedient man sich häufig mit gutem Erfolge, der warmen, mit Ingwer, Pfeffer, Salmiakgeist, Senf, Zwiebeln ꝛc. geschärften Umschläge; überhaupt erreicht man durch dieselben in der Regel Vortheile, da wo Medicamenta epispastica, hautreizende Mittel angezeigt sind.

Cataplasma adstringens (auch Cataplasma roborans, oder Cataplasma tonicum genannt), stärkender Umschlag. Man bedient sich zu seiner Bereitung adstringirender und bitterer Pflanzentheile, z. B. Pulvis corticis Chi-

nae, Quercus, Salicis, radix Bistortae, Formentillae, herba Trifolii fibrini, flores Rosarum rubrarum etc. Man übergießt diese Stoffe mit Wasser, Essig, Wein oder Weingeist und wendet sie häufig mit aromatischen Zusätzen in Verbindung der gehörigen Menge des Stoffes, welcher zur Darstellung eines Breies nöthig gefunden wird, kalt an. Man setzt ihnen auch häufig noch außerdem ein adstringirendes Salz, z. B. Alaun, Bleizucker ꝛc. zu.

Was die Krankheiten betrifft in denen diese Art Umschläge vorzugsweise angewandt werden, so sind es alle diejenigen, welche auf örtlicher Schwäche und Schlaffheit beruhen, — kalte Geschwülste, Laxität der Gelenkbänder, atonische Blutungen und Brand.

Cataplasma aëratum, oder Cataplasma acidi carbonici, (auch Cataplasma Cerevisiae), Kohlensäure enthaltender Breiumschlag. Dieser Umschlag wird aus verschiedenen Ingredienzien bereitet. Waizenmehl wird mit der Oberhefe des Bieres zu gleichen Theilen gemischt, worauf man diese Mischung einer Wärme-Temperatur von 18 bis 20 Grad R. aussetzt und sodann, wenn sie in Gährung begriffen ist, angewendet. — Diese Art Umschläge werden überhaupt vorzugsweise bei unreinen, fauligen, krebsigen, sogar brandigen Geschwüren empfohlen.

Cataplasma Aluminis, Alaun-Umschlag. Man schlägt Eiweiß mit einem Stück Alaun und zwar so lange, bis daraus ein Gelee entsteht. — Dieser Umschlag wird vorzugsweise bei Augenentzündungen angewandt. Mehrere Aerzte wollen durch denselben auch bei Frostbeulen, welche sich noch nicht geöffnet hatten, einen guten Erfolg erzielt haben.

Cataplasma Carbonis, Kohlen-Umschlag. Man mischt gepulverte Holzkohle mit irgend einer Flüssigkeit zu einer Breigestalt zusammen.

Damit die Verbindung besser und schneller zu Stande komme, pflegt man auch Leinsaamenmehl ꝛc. hinzuzusetzen.

Cataplasma Cicutae, Schierlings-Umschlag. Diesen Umschlag bereitet man aus der frischen Herba Cicutae virosae oder Herba Conii maculati durch Zerstoßen, — oder man kocht diese Kräuter, die ganz frisch sein müssen, mit einer geringen Quantität Wasser und Leinsaamenmehl zu einem Brei ein. Sind sie nicht frisch zu haben, so nimmt man die getrockneten Kräuter. — Man wendet diesen Umschlag vorzugsweise an bei scrophulösen und krebshaften Geschwüren; er gewährt indeß auch bei Drüsenentzündungen oft guten Nutzen. Die Umschläge von Conium maculatum haben sich bei hartnäckigen Hautausschlägen von besonders guter Wirkung gezeigt, wobei sich das gestoßene frische Kraut am allermeisten bewährt hat.

Cataplasma Dauci, Mohrrüben-Umschlag. Man reibt entweder die Wurzeln von Daucus Carota auf einem Reibeisen, oder stößt sie im Mörser zu einem Brei. Einige Aerzte wollen, daß sie erst gekocht, und dann zerquetscht werden sollen. Der beste Brei wird indeß aus ihnen bereitet, indem man sie roh zerreibt oder schabt und sodann in einem Tiegel gelinde braten läßt. — Diese Umschläge werden vorzugsweise bei fauligen und krebshaften Geschwüren angewandt, über welche sie unmittelbar gelegt werden. Nicht nur verbessern sie die Absonderung, sondern sie vermindern auch die Schmerzen bedeutend. Uebrigens haben diese Umschläge sich auch bei anderen Geschwüren von sehr heilsamer Wirkung gezeigt. Jedenfalls ist es gut, wenn dieser Brei bis zur Gährung stehen bleibt, weil er alsdann, wegen seines Kohlensäure-Gehaltes besonders wirksam ist.

Cataplasma Digitalis, Umschlag von rothem Fingerhut. Ein Infusum oder Decoctum herbae Digitalis purpureae wird mit species ad Cataplasmata zu einem Brei gemacht, oder diesen Species wird Herba Digitalis purpurea concisa (geschnittenes Kraut) zugesetzt, oder es wird das zerstoßene frische Kraut angewandt. Dieses Umschlages bedient man sich in allen denselben Fällen, bei denen der Schierlings-Umschlag angewandt wird, und mehrere Aerzte behaupten, daß er von noch größerer Wirksamkeit sei, als der letztere. Man hat übrigens bei Anwendung dieser sehr stark wirkenden Pflanzen ganz besonders darauf zu achten, daß, wenn sie auf größere, zumal von der Oberhaut entblößte Körperstellen und auf längere Zeit angewandt werden, keine narkotischen Zufälle eintreten.

Cataplasma emolliens, erweichender Umschlag. Man bedient sich zur Bereitung desselben mehliger, schleimiger, öliger und gallerthaltiger Substanzen, kocht sie mit Wasser, Fleischbrühe, Milch ꝛc. zur Breiconsistenz. Zur Bereitung dieser sogenannten species emollientes werden (nach der Pharmac. Boruss.) gleiche Theile Käsepappelkraut, Altheekraut, Melilotenkraut nebst Blüthe und Leinsaamen gröblich gepulvert. Doch können verschiedene gröbere Mehlarten, besonders Leinsaamenmehl, Brot, Hafergrütze, Semmel, ebenfalls dazu benutzt werden, und verdienen eigentlich auch in der Regel den Vorzug vor den erweichenden Kräutern. In Krankenhäusern und für Arme bereitet man diese Umschläge am besten durch gekochte Kartoffeln mit Milch, woraus ein sehr guter Brei entsteht. — Den erweichenden Umschlägen setzt man oft narkotische Stoffe zu, wie Crocus, herb. Cicutae, Belladonnae, Hyoscyami, capita Papaveris, Opium ꝛc. Man wendet dieselben bei Ent-

zündungsgeschwülsten an und zwar in allen Fällen, wo entweder Zertheilung oder Eiterung herbeigeführt werden soll. Rust bemerkt, daß Brousset sie auch häufig bei Entzündung innerer Organe anwendet, indem er sie auf die dem innern kranken Organe entsprechende äußere Stelle legen läßt. Manche Aerzte wenden heiße Cataplasmen in der Gicht an, indem sie die Oberfläche derselben mit einer geistigen Tinctur bestreichen, das ganze leidende Glied damit einhüllen, und mit diesem Umschlag häufig, aber vorsichtig wechseln. — Außerdem sind die erweichenden Umschläge in Verbindung mit den oben erwähnten narkotischen Substanzen und gelinde reizenden Zusätzen, z. B. herba Menthae piperitae, flores Chamomillae ꝛc. bei vielen innerlichen Krankheiten, wie Blasenkrampf, Magenkrampf, Koliken, ein hauptsächliches Mittel.

Cataplasma excitans oder stimulans, reizender Umschlag. Man mischt aromatische Kräuter, wie herba Menthae, Melissae, Serpylli, Roris marini, flores Lavandulae, Chamomillae und viele andere mit irgend einem mehligen Breistoffe, und übergießt die Substanz sodann mit heißem Wasser, Wein, Essig oder Fleischbrühe. — Diese Umschläge sind von vorzüglicher Wirkung sowohl bei örtlichen, als bei allgemeinen Leiden, wenn ein gelinder Reiz herbeigeführt werden soll.

Cataplasma farinaceum, Mehlbrei-Umschlag. Man bedient sich häufig des Roggenmehls mit Honig oder gewöhnlichem Syrup, zu einem Brei gemacht und unmittelbar auf die Haut gelegt, zur Reifmachung von Furunkeln.

Cataplasma fermenti panis, Sauerteig-Umschlag. Dieser Breiumschlag wirkt ganz

so, wie der Essig-Umschlag, und kann daher in allen denselben Fällen angewendet werden.

Cataplasma Genistae, Ginster-Umschlag. Marochetti empfiehlt, Bißwunden, welche von wüthenden Thieren herrühren, den einen Tag mit Canthariden-Pulver bestreut, den andern Tag mit einem Breiumschlag, den man aus Genista tinctoria bereitet hat, zu bedecken. Zugleich muß der Kranke täglich ein Pfund Decoctum Genistae (aus zwei Unzen) trinken.

Cataplasma Muriatis Sodae, Kochsalz-Umschlag. Man bereitet diesen Umschlag, indem man gleiche Theile Leinsaamenmehl und Brotkrume nimmt und sie mit einer starken Kochsalz-Auflösung zu einem Brei kocht. Er wird ganz besonders von englischen Aerzten gerühmt, welche durch seine Anwendung bei skrophulösen Geschwüren und Drüsenverhärtungen gute Wirkung erzielt haben wollen. Beim Wasserbruch der Kinder wird er ebenfalls, mit Acetum squilliticum (Meerzwiebel-Essig), mit Nutzen angewandt. Erfolgt aber durch seine Anwendung eine starke Reizung der Haut, so muß man ihn auf einige Zeit mit einem einfachen erweichenden Umschlag vertauschen.

Cataplasma plumbicum oder saturninum, oder Goulardi, Bleiwasser-Umschlag. Man bereitet diesen Umschlag in der Regel aus Brotkrume und Bleiwasser durch kurzes Aufsieden und setzt nach Umständen auch etwas Campherspiritus hinzu. Man wendet ihn überall an, wo eine fortdauernde Einwirkung des Bleiwassers beabsichtigt wird.

Cataplasma Quercus marinae, Seetang-Umschlag. Man bereitet ihn, indem man den frischen Seetang, vorzüglich Fucus vesiculosus, quetscht; und benutzt diesen Umschlag besonders

bei Tumor albus, bei skrophulösen Drüsengeschwülsten und anderen sogenannten kalten Geschwülsten. Wo man die frische Pflanze nicht zur Hand hat, benutzt man einen aus Seewasser und Hafermehl bereiteten Brei.

Cataplasma sopiens oder narcoticum, beruhigender Umschlag. Er wird entweder aus den frischen Kräutern durch Zerstoßen bereitet, und zwar so, wie oben beim Cataplasma Cicutae bereits angegeben ist, oder durch Kochen der trockenen Kräuter mit einfachen Species ad Cataplasmata, oder indem man einem gewöhnlichen erweichenden Umschlage Herba Hyoscyami, Belladonnae, Cicutae, Opium ꝛc. zusetzt. In den oben bereits angeführten Fällen wendet man die erstere Form an; bei schmerzhaften äußeren Entzündungsgeschwülsten aber nur bei entzündlichen und krampfhaften Affectionen innerer Organe wendet man, besonders warm, die letzteren Formen an.

Zu den Breiumschlägen gehören auch noch die Bähungen, lateinisch fomentationes. Es sind auf der Oberfläche des Körpers angebrachte Stoffe, wie Leinwand u. s. w., welche entweder trocken oder feucht, kalt oder warm eingeschlagen werden und medicinische Einwirkung zum Zweck haben. Trockne Bähungen der einfachsten Art sind mehrfach zusammengeschlagene und erwärmte Stücken Leinwand. Nimmt man statt letzterer Flanell, so erzeugt die Rauhigkeit des Stoffes eine Reibung, in deren Folge die Ausdünstung vermehrt wird. Dabei wird der entstehende Schweiß von dem Flanell aufgesogen. Benutzt man Kissen mit heißem Sand gefüllt, so wird auch Schweiß ausbrechen, aber dieser wird nicht aufgesaugt und es entsteht ein örtliches Schwitzbad. Trockene Bähungen mit arzneilichen Stoffen s. unter Kräuterkissen. Nasse und kalte Bähungen stellen sich am

einfachsten her, wenn man Leinwandcompressen mit eiskaltem Wasser übergießt und vor dem Auflegen mäßig ausdrückt. Die kalte Compresse darf nur einige Minuten liegen bleiben, da sie durch den Körper sehr bald erwärmt wird. Mit kaltem Wasser zur Hälfte gefüllte Thierblasen verrichten den Dienst der Compressen und halten sich länger kalt. — Nasse und warme Bähungen unterscheiden sich in der Bereitung von den vorigen nur dadurch, daß das Wasser, oder nach Befinden die Milch, in welche die Compressen getaucht werden, warm, zuweilen heiß sein müssen. Man giebt den warmen Bähungen mindestens eine Temperatur von 30° R, wechselt die Compressen, sobald sie zu kühl werden, hütet den Kranken dabei vor jeder Erkältung, und trocknet, nach Beendigung der Operation, nicht nur den gebähten Theil sorgfältig ab, sondern bedeckt ihn auch mit einem wollenen Tuche. Bähungen in Verbindung mit arzneilichen Stoffen oder durch Brei bewirkt, s. oben. — Anwendung. Die kalten Bähungen werden gegen örtliche, hauptsächlich gegen äußerliche Entzündungen angewendet. Sie wirken nur vorübergehend, indem sie die Gefäße zusammenziehen und so den Andrang des Blutes für den Augenblick mäßigen. Sie sind daher nur insofern wichtig, als sie Zeit gewinnen helfen. In rosenartigen Entzündungen sind sie höchst schädlich. — Die warmen, trocknen Bähungen, von welchen hier die Rede ist, wirken nur durch die Kraft der Wärme, welche alle Lebensthätigkeiten des Organismus anregt. So sind warme Compressen, auf die Augen gelegt, von großem Nutzen, wenn diese bei kleinen Kindern übermäßigen Schleim absondern, und alle Morgen verkleben. Hier sind es nämlich die auffaugenden Gefäße, welche zu vermehrter Thätigkeit angeregt werden. — Die warmen, feuchten Bähungen wirken wie die einfachen Breiumschläge (s.

oben), und unterscheiden sich nur dadurch, daß sie auf schmerzhaften Stellen weniger drücken, freilich aber auch die Wärme schneller verlieren.

Umschlagblei, eine andere Benennung für Fensterblei, das freilich jetzt, da man die Scheiben meistentheils einkittet, weniger in Gebrauch ist als sonst, wo es zur Verbindung der Glastafeln, aus denen ein Fenster bestand, gebrauchte. Bei älteren Gebäuden, in Kirchen, auch noch bei Wohnhäuser in kleinen Städten und auf Dörfern benutzt man jedoch noch immer das Blei, namentlich aber bei Kirchenfenstern und beim Zusammenfügen von Glasmalerei. Die gewöhnlichste Art besteht aus zwei dünnen Streifen, die durch eine schmale Zwischenwand in der Mitte zusammenhängen und daher zwei Nuthen bilden, in welche die Glastafeln eingesetzt werden. Zur Verfertigung derselben werden aus Blei dünne Stangen mit der Anlage zur künftigen Form in dem aus Eisen gearbeiteten zweitheiligen Einguſſe gegossen. S. hierüber die, eine ausführliche Belehrung zur Anfertigung des Fensterbleis enthaltende Schrift Le Vicil, die Kunst auf Glas zu mahlen und Bleiarbeiten zu verfertigen. 3 Bde. Nürnberg 1779—1780.

Umschlagbohrer, so viel wie Drillbohrer oder die Rennspindel. Er ist einer der gewöhnlichen Bohrinstrumente und besteht aus einer eisernen Spindel, an welcher sich ein in der Mitte durchbohrter Querarm leicht auf und nieder bewegen läßt. Durch beide Enden dieses Arms und durch ein Auge am obern Ende der Spindel ist eine Schnur oder ein Riemen so gezogen, daß sie sich um die Spindel wickeln kann. Unterhalb ist an der Spindel ein schweres rundes Stück Messing oder Blei angebracht. Faßt man nun, wenn die Schnur mehrmals um die Spindel gewikkelt wurde und der Querarm oben an derselben befindlich ist, diesen an beiden Enden und drückt ihn senk-

recht hinab, so windet sich die Schnur von der Spindel ab und bringt dieselbe in drehende Bewegung. Das Gewicht kommt in Schwung und setzt die Bewegung auch noch einen Augenblick, nachdem die Schnur abgelaufen ist fort, vorausgesetzt, daß man das Querholz nicht absichtlich niederhält, sondern nur am Drehen verhindert. Die Bewegung der Schwungscheibe hat hierbei die Folge, daß die Schnur sich abermals jedoch in verkehrter Richtung aufwindet und der Querarm wieder in die erste Lage kommt. Er kann jetzt wieder abgezogen und so die drehende Bewegung ununterbrochen, aber abwechselnd nach verschiedenen Richtungen fortgesetzt werden. Es werden jedoch bei der Ungleichförmigkeit, mit der sich das Werkzeug bewegt, die Löcher nie ganz rund, auch läßt sich damit nicht tief bohren.

Umschlageisen, ein eisernes Werkzeug, dessen sich die Klempner bedienen. Es steckt mit einer Angel in einem Klotze und hat eine stumpfe Schneide, welche horizontal steht, man braucht es, um Blech darauf umzubiegen. Ist diese Kante oder Schneide bogenförmig, so nennt man es ein Börteleisen, indem es dann hauptsächlich dazu dient, um an runden Gegenständen den Rand aufzubiegen, was man Börteln nennt. So wird der kreisrunde und ovale Boden eines Gefäßes gebörtelt, um mit dem aufgebogenem Rande über oder in das Ende des Gefäßes gesteckt und daran festgelöthet zu werden. Man reißt mittelst des Zirkels oder nach der Lehre (einer auf das Blech gelegten, gehörig geformten Scheibe) den Boden so groß ab, als er nöthig ist, giebt rings herum so viel als aufgebogen werden soll, zu, schneidet ihn mit der Scheere aus, und schlägt auf der Kante des Börteleisens, auf der man die Scheibe gehörig dreht, mittelst eines hölzernen Hammers den Rand um. Da derselbe faltig ausfällt, so richtet man ihn, wenn er

zur Hälfte umgelegt ist, auf dem Spann- oder Polierstocke mittelst des Abschlichthammers gleich, börtelt ihn wieder auf die vorige Weise, und fährt so abwechselnd fort, bis die Arbeit vollendet ist. Zuletzt bringt man den Boden auf eine Faust, und ebnet ihn mittelst des Abschlichthammers, da er während des Börtelns gewöhnlich etwas gebogen worden ist. Die Kante des Faustеisens dient zugleich, um der Umbiegung des Randes die volle Schärfe zu geben. Eckige Boden werden nach der beschriebenen Weise auf dem Umschlageisen gebörtelt.

Umschlagen, ein intransitives Zeitwort, in der Bedeutung plötzlich umfallen, auch plötzlich eine andere Richtung nehmen, man sagt z. B. vom Winde: er schlägt um, wenn er sich plötzlich verändert, wie dies namentlich bei Gewittern der Fall ist, auch vom Wetter sagt man das Wetter schlägt um, wenn nach längerem heiterm Wetter plötzlich Regenwetter eintritt, oder nach langem Frost Thauwetter. Eine Krankheit schlägt um wenn nach eingetretener Krisis sie eine ganz andere Gestalt annimmt, gewöhnlich jedoch in der Bedeutung vom Bessern zum Schlimmern. Von Getränken namentlich von Wein und Bier wird auch der Ausdruck umschlagen gebraucht. Der Wein schlägt um, wenn er anfängt sauer zu werden, oder ein Stich zu bekommen; der rothe Wein ist zum sauer werden, viel mehr geneigt, als der weiße und schwacher, geistloser, schleimiger Wein, mehr als gesunder und geistiger, die Hauptursachen des Sauerwerdens oder Umschlagens sind: a) Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit der Küper, wenn sie Fässer nehmen, welche durch irgend eine Ursache Säure angezogen haben, und welche nicht gehörig ausgesüßt wurden. b) Langes Stehenlassen des Mostes in offenen Gefäßen, bei warmen Wetter mit der Treberndecke, und späteres Keltern desselben mit solchen Trebern, welche meistens

bereits in Säure übergingen, und diese alsdann dem Moste mittheilen; c) längeres Liegenlassen des Weines in angebrochenen Fässern, wenn sie nicht sogleich mit Schwefel aufgebrannt, und dadurch die atmosphärische Luft aus dem Fasse gejagt wird. d) Längerer Transport bei heißem Wetter, vorzüglich wenn aus dem versandten Weine nicht aller Gährungsstoff und Schleim entfernt wird. Man kann wenn man das Sauerwerden des Weines bald bemerkt, demselben, im Falle es nicht zu weit vorgeschritten ist, Einhalt thun, aber unmöglich ist es, den Weingeist, welcher sich einmal in Essigsäure umgebildet hatte, wieder herzustellen. Daher ist sauer gewordener Wein, wenn es auch gelungen ist, die gebildete Essigsäure nieder zu schlagen oder abzustumpfen, immer schwächer und zu neuer Säuerung geneigt, und am besten ist es ihn so schnell wie möglich wegzubrauchen. Die Mittel, sauren Wein wieder herzustellen, (so weit dies nehmlich möglich ist,) sind zahlreich. Folgende hat man angerathen: a) Wenn namentlich größere Fässer, eine Zeitlang auf den Anlauf gelegen haben, und einen Stich zeigen, so ist es, je nachdem man die Sache schnell entdeckt, manchmal der Fall, daß der Wein nur erst auf freier Oberfläche vielleicht 5 bis 6 Zoll tief seichtig geworden ist, weil die Wirkung der Luft erst da anfängt und Säurebildung bedingt. Ist dies der Fall, so lasse man keinen Augenblick verstreichen, sondern sondire (am besten mit einem Glasheber) die ungefähre Tiefe des Stiches. Etwas unterhalb desselben bohre man den Fußboden an, lasse den stichigen Wein zur weiteren Behandlung ab, wobei aber die höchste Sorge zu tragen ist, daß er nicht mit dem unteren in Vermischung kommt man muß diesen zwar auch sogleich von etwaniger Säure behüten, hat aber doch den Vortheil, daß er noch nicht entmischt, und es wahrscheinlich ist, daß man bei ihm nur ein

Ueberfüllen in ein geschwefeltes Faß nöthig hat, um ihn gut zu erhalten. Traut man nicht, so kann man ihn schönen, und alsdann noch einmal auf ein geschwefeltes Faß abziehen. b) Wenn man versäumt hat, ein Faß voll zu machen, und es versäuert an der Oberfläche, so wird noch folgendes Mittel angerathen: Man jagt mit einem Blasebalg die verdorbene Luft aus dem Fasse und hält einen brennenden Schwefelspan hinein, verlischt dieser nicht, so ist es ein Zeichen, daß die Luft wieder rein ist. Alsdann legt man die Krume von einem einpfündigen Brod, warm wie es aus dem Backofen kommt, auf das Spundloch, so daß es gut verstopft ist, nimmt sie wenn es ausgekühlt ist, wieder hinweg, nnd wiederholt dies bis zur gänzlichen Entsäuerung des Weines, dann stellt man ihn in ein gut geschwefeltes weingrünes Faß. c) Beim rothen und weißen Weine soll sich der Stich verlieren, wenn sie mit recht frischem Wasser aufgefüllt werden. Wie dies wirken soll, ist nicht recht denkbar, wenn man nicht die Unwahrscheinlichkeit annehmen will, daß das Wasser vielen Kalk bei sich führt, und hierdurch die gebildete Säure abgestumpft, oder das Erkalten des Weins die Säurebildung hemmt. Uebrigens soll das Mittel schon öfters in dem Falle geholfen haben, wenn Weine auf dem Transporte litten und nachher einen Stich bekamen. Eine andere Art saurem Wein mit Wasser zu helfen, ist folgende: Wenn das Faß spundvoll ist, so wird in das Spundloch eine umgekehrte mit Wasser gefüllte gläserne Flasche gesteckt, wobei man Acht haben muß, daß beim Umkehren kein Wasser aus der Bouteille ausfließt, und daß der Hals so tief als möglich in den Wein reiche. Nach einiger Zeit senkt sich das Wasser, der Wein nimmt dessen Stelle ein, und weil die Säure in der ersten Zeit sich mehr in den obern Schichten des Weines befindet, so ist diese gleichsam aufgebo-

ben. Die Operation wird mehrmals wiederholt, bis sich der Stich gehoben hat, wobei jedoch der Mißstand eintritt, daß der so gereinigte Wein, mit mehr oder weniger Wasser gemischt ist. d) Wenn Wein sehr weit in der Säure vorgeschritten ist, so hilft oft nichts wie wirkliches Schwefeln in demselben. Es wird ein Theil des Weines, je nachdem er stärker oder schwächer gesäuert ist, mehr oder weniger in ein Faß gethan, und dieses darüber stark geschwefelt. Nach jedem Einbrennen wird der Wein gerüttelt bis er den Schwefel eingesogen hat, und so lange mit der Operation fortgefahren, bis man denkt, daß der Wein Schwefel genug habe; dieser geschwefelte Wein wird nun zu den übrigen gethan, und recht tüchtig durcheinander gepeitscht. Die Säure soll hierdurch verschwinden. Jedoch kann der Wein längere Zeit, so lange er den Schwefelgeschmack behält, nicht gebraucht werden. Das Verfahren muß übrigens wiederholt werden, so lange man im Weine einen Stich verspürt. Es bleibt aber ein solcher Wein immer matt, und muß unter starken Wein versetzt werden. Man kann ihn auch mit Erfolg im Herbste über den Trebern von guten Most einige Tage stehen und vergähren lassen, (was wohl überhaupt bei jedem Weine anzurathen ist, dem durch irgend ein Mittel die Säure genommen ward). e) Man nehme auf ein Faß von ungefähr 1½ Ohm 40 Nüsse, schneide die Kerne in vier Stücke, brenne sie wie Kaffee, und werfe sie ganz heiß ins Faß, wovon man beiläufig 3 Maaß abgezapft hat. Alsdann giebt man eine Schönung (von Gelatina) rührt den Wein stark um, füllt das Faß wieder an und spundet es zu. Sechs Stunden darauf zieht man den Wein ab, giebt aber Acht, daß man wenn derselbe langsam zu rinnen anfängt, das Faß beim Tiefersenken nicht heftig bewege, weil sich die sauern Theile mit der Hefe auf dem Boden vereinigt

finden, worauf man den Wein ruhig läßt, bis er klar geworden ist. War die Säure sehr stark, so muß dies wiederholt werden. Mit 8 Loth geröſteten Waizen würde man die nehmliche Wirkung zu Wege bringen. f) Will ein Wein sauer werden, so wird auch angerathen auf ein Fuder etwa zwei Pfund Leinsamen oder Flachssamen wohl zerschlagen in einem Sack in den Wein zu hängen, so lange man die Säure spürt. g) Man nimmt auch auf ein Fuder ein Pfund Senfkörner ein halb Pfund Lauchsaamen und ein halb Beifußsaamen, alles wohl zerstoßen. Das Faß, wo der saure Wein hinein soll, wird mit einem Maaß guten reinen Branntwein ausgebrannt, zugespundet und 24 Stunden liegen gelassen. Dann kommt der Wein hinein, den obigen Saamen, wozu noch drei geschnittene röthlich gelbe Rüben gethan werden, hängt man in einem langen Säckchen in den Wein, hiervon soll er bald wieder gut werden. h) Bei sauer gewordenem rothen Wein dient folgendes Mittel, was v. Babo als erprobt empfiehlt. Man schmilzt reinen weißen Mastix, taucht einen Streifen von feinem Schreibpapier hinein und macht dadurch eine Einbrandschnitte. Hiermit wird ein reines Faß ausgebrannt und der Wein eingefüllt. Er erhält im Anfang etwas Mastixgeschmack, den er wieder verliert. Ungefähr anderthalb Ohm auf diese Art behandelter rother Wein wurden wieder ganz gut hergestellt, doch auch die Vorsicht angewandt, denselben im nächsten Herbste auf gute Weintrebern zu füllen und damit nach einigen Tagen Gährung abzukeltern. i) Das Sättigen der Säure mit Kreide oder kohlensaures Kali oder kohlensaures Magnesia wird zwar auch empfohlen; kann aber höchstens unter denselben Rücksichten als oben bei dem von Natur sauren Wein etwas fruchten. Auch leidet bei rothem Wein meist die Farbe dadurch.

Schalwerden, Mattwerden, Luftgeschmack des Weines. Bei schlechter Verspundung des Fasses wird der Wein entweder sauer, oder durch Verdunstung des Geistes immer matter, verliert sein Bouquet und bekommt den sogenannten Luftgeschmack. So lange das Uebel noch im Beginn ist, läßt sich bei einem Weine, der Körper und Kraft hat, noch Rettung hoffen, wenn man ihn in ein frisch geleertes, stark geschwefeltes Faß füllt, in das man nach dem Grade des Uebels mehr oder weniger guten Weingeist geschüttet hat. Dasselbe muß aber ganz voll gefüllt und gut verwahrt werden. Ist der Wein jung und stark gefärbt, so kann man ihn klären und vierzehn Tage später abziehen, aber nicht eher auf Flaschen füllen, als bis er gänzlich gebessert ist. Hat der Wein schon einen starken Luftgeschmack angenommen, so bleibt blos übrig, ihn mit wenigstens dem Doppelten sehr feurigen jungen Wein zu vermischen. Kann man sich, bald nach der Weinlese, frische Hefe von gutem neuen Wein verschaffen, so gebe man 30 bis 40 Maaß davon zu beiläufig 120 Maaß des Weines, und rüttele dieselbe mit dem Weine eine Woche lang einmal des Tages recht durch einander, lasse dann den Wein 20 bis 30 Tage lang ruhig liegen, ziehe ihn dann ab und kläre ihn, damit er nachher auf Flaschen gefüllt werden kann. Auch frische Trebern können von Nutzen sein.

Schmeer, Fettwerden, Zähigkeit, Langwerden, Schwerwerden, Dickwerden, Ziehen, Graisse. Diese, besonders bei milden, sowohl rothen als weißen Weinen vorkommende Krankheit äußert sich dadurch, daß dieselben nie ganz hell werden, sondern daß eine Materie darin herumschwimmt, die wie ein Nebel aussieht und besonders den rothen Weinen scheinbar die Farbe nimmt. Nicht immer sind solche Weine deshalb von zäher Beschaffenheit,

wenn sie auch so aussehen; andere Male dagegen (häufiger bei weißen, als rothen Weinen) ist es der Fall, daher auch von Manchen der Zustand des Trübseins ohne Zähigkeit als Schmeer von dem Zustand des Trübseins mit Zähigkeit als Zähigkeit unterschieden wird; obwohl beide Zustände nur verschiedene Grade derselben Krankheit sein mögen, da sie durch dieselben Umstände hervorgerufen und begünstigt werden. Das Zähwerden des Weins giebt sich besonders deutlich zu erkennen, wenn man etwas Wein in ein reines Glas nimmt, durchsieht, wobei er wieder klar und lebhaft erscheint, dann vorsichtig abtropfen läßt, wobei sich die Tropfen in die Länge ziehen, wie Fäden, bevor sie abreißen. Beim Eingießen in das Glas perlt der zähe Wein wenig, ohne Geräusch, und der Schaum bleibt länger an den Wänden des Glases. Herbe Weine sind dieser Krankheit nie unterworfen, von der man es jetzt als gewiß ansehen kann, daß sie von einem Mangel an Gerbstoff herrühre. Was daher dazu beitragen kann, dessen Vorhandensein im Weine zu mindern, befördert auch den Schmeer, wie denn Weine, die schnell von den Trebern abgekeltert worden sind, so daß sie nicht Zeit gehabt haben, Gerbstoff aus den Hülsen und Kämmen aufzunehmen, ihr besonders ausgesetzt sind. Auch Wein aus überreifen Trauben, so wie aus frisch oder übermäßig gedüngten Weingärten ist dazu disponirt. Die im Weine schwimmende nebelige Substanz besteht höchst wahrscheinlich aus einem besondern Bestandtheile des im Weine vorhandenen Klebers, der Gliadine, welche sowohl im Weingeist als der Weinsteinsäure auflöslich ist, und von diesen beiden Substanzen obengehalten in der Flüssigkeit schwimmt; dagegen sie durch Gerbstoff niedergeschlagen wird. Mit der Zeit, doch oft erst nach Jahren, vergeht diese

Krankheit von selbst, inzwischen kann auch der Wein dadurch ganz zum Abstehen gebracht werden, letzteres wahrscheinlich in dem Falle, wenn gar kein Gerbstoff vorhanden ist. Das wirksamste, zuerst von François vorgeschlagene, Mittel gegen den Schmeer des Weines besteht in der Anwendung von Gerbstoff, wodurch die Gliadine niedergeschlagen wird. Auch kann man durch Zusatz von Gerbstoff den Schmeer in den dazu disponirten Weinen verhüten; doch dürfte hier Vermischung solcher Weine mit mehr herberen, also gerbstoffreicheren, vorzuziehen sein. Die Anwendung des Gerbstoffs ist von einer Commission geprüft und bewährt gefunden worden. Blos der Umstand ist dabei zu berücksichtigen, daß man das rechte Verhältniß des Zusatzes auszumitteln suchen muß. Setzt man zu wenig zu, so bleibt noch schädlicher Stoff zurück, setzt man zu viel zu, so erhält der Wein davon einen herben Geschmack und, wenn der Gerbstoff nicht weiß ist, dunklere Farbe. Indeß kann man einen zu starken Zusatz von Gerbstoff wieder durch Zusatz von Hausenblase beseitigen; ja man kann nach den Versuchen der Commission diese gleichzeitig mit dem Gerbstoff zusetzen, ohne der Wirksamkeit desselben zu schaden. Den Gerbstoff bereitet man, indem man recht rein gewaschene und zerstoßene Traubenkerne oder, in Ermangelung derselben, Galläpfel, in Wasser gut auskocht (François zieht indeß der Galläpfelabkochung einem mit kaltem Wasser bereiteten Auszug vor, da der aus der Abkochung erhaltene Gerbstoff dem Weine eine schwach bräunliche Farbe ertheilt); das Wasser so rein als möglich abfiltrirt, diesem Wasser unter Umrühren so lange gereinigte Pottasche zusetzt, bis keine Trübung mehr erfolgt, und die erhaltene weißliche Flüssigkeit auf ein, über ein Kübel ausgespanntes, wollenes Seihetuch oder in einem Filztrichter schüttet. Das zuerst durchlaufende Wasser wird mil-

chig sein. Später kommt es helle. So lange es milchig ist, muß es auf das Tuch zurückgeseihet werden. Nach mehreren Stunden ist das Wasser abgelaufen, und man hat nun den Gerbstoff als eine graulich weiße Masse auf dem Tuche, die man (nach François noch auswäscht, was Andere zu übergehen scheinen, und dann) sofort anwenden oder, in Wasser gelöst, in gut verschlossenen oder ganz damit gefüllten Flaschen, gegen Frost geschützt, aufbewahren kann, wo sie sich gut hält. Um einen schmeerigen Wein im Fasse hiermit herzustellen, verfährt man nach v. Babo wie folgt: Der frisch bereitete Gerbstoff wird vom Tuche abgenommen und in mehrere Stützen voll des schmeerigen Weines in kleinen Portionen eingeschlagen, die alsdann sogleich in das Faß zurückgeworfen werden, während man den Wein darin tüchtig umrührt. Sechs oder acht Tage darauf kann man die Schönung, am besten von reinem Leim, zusetzen, wodurch die trübende Materie schnell niedergeschlagen wird. Will man diese Wirkung schnell haben, so muß man die Schönung nicht zu schwach nehmen, sonst wirkt sie lang'amer, erst in Wochen, aber immer gewiß. Ist nun der Wein hell geworden, so muß er abgezogen werden. Nach François verfährt man zur Verhütung und Heilung des Uebels bei einem blanken Weine, der auf Flaschen gezogen werden soll, wie folgt: man füge auf jedes Faß von 200 Litres 2 Flaschen Gerbstofflösung zu (die Flasche 3 Unzen trocknen Gerbstoff in 2 Pfund Wasser gelöst haltend) unmittelbar nachdem der Wein, nach der ersten Klärung mit Hausenblase, abgezogen worden. Man setze sofort aufs Neue 2 bis 3 Drachmen (aufgelöste) Hausenblase zu und ziehe den Wein 15 Tage bis ein Monat darauf auf Flaschen. Um vollkommen fett gewordenen Wein auf Flaschen wieder her-

zustellen, verfahre man wie folgt: Die, auf einen Tisch gestellten, Flaschen werden alle Tage ein- oder zweimal umgeschüttelt (remuées), damit aller oder wenigsten fast aller darin gebildete Absatz bis zum Stöpsel gelange, was zwei Wochen fordert; dann öffne man die Bouteillen, um den Absatz herauszunehmen, gieße in jede Flasche $\frac{1}{100}$ Flasche Gerbstoffauflösung und setze zugleich die Hausenblase, ein Quentchen auf 150 Flaschen, gelöst zu. Nachdem die Flaschen verkorkt und gebunden sind, schüttelt man sie stark und legt sie dann nieder. Ein Monat später können sie geöffnet werden. Diejenigen, welche sich noch nicht völlig wiederhergestellt zeigen, erhalten ein halb Hundertel Gerbstoffauflösung; alle aber erhalten nochmals eine Schönung mit ein Quentchen Hausenblase auf 75 Flaschen, wodurch nicht nur der allenfalls vorhandene überschüssige Gerbstoff, sondern auch die etwa durch ihn entstandene bräunliche Färbung beseitigt wird.

Ebenfalls durch ihren Gerbstoffgehalt sind folgende Mittel wirksam, deren Anwendung noch einfacher ist als die des Gerbstoffs selbst, dessen zuvorige Bereitung sie nicht erst voraussetzen. Nach dem Würtemberger Wochenblatte nehme man auf den (Würtemb.) Eimer schweren Wein einige Pfund rein gehaltene Traubenkerne, übergieße sie mit einigen Maaßen dieses Weines, lasse diese Masse unter täglichem Umrühren oder Schütteln in einem verschlossenen Gefäße stehen, und gieße dann den Aufguß mit der Weinschöne in den Wein. Nach einigen Tagen ist er hergestellt. Nach Dubois giebt man in ein Faß von 200 Litres 3 bis 4 Pfund der gestoßenen, unreifen, noch grünen, Früchte des zahmen Vogelbeerbaums (Scorbus domestica), rührt dann den Wein wie bei dem gewöhnlichen Klären auf, und läßt ihn sich klären. Nach funfzehn Tagen kann der Wein auf

Flaschen gezogen werden, ohne daß es nöthig wäre, ihn mit Hausenblase zu schönen. Bevor die Anwendung des Gerbstoffs gegen den Schmeer bekannt war, sind eine Menge andere, zum Theil ganz fruchtlose Mittel, gegen den Schmeer vorgeschlagen worden, die jedenfalls durch den Gerbstoff überflüssig werden. Indessen verdienen doch folgende, von Praktikern herrührende Maßregeln, die sich gegen den Schmeer dienlich erwiesen, Berücksichtigung:

a) Nach Herpin. Nachstehendes Mittel ist in einer gekrönten Abhandlung bekannt gemacht worden. Man nimmt auf 400 Litres 3 Litres entweder von dem kranken Weine oder von einem andern beliebigen, thut 8 bis 12 Unzen pulverisirten Weinsteinrahm, je nach dem Grade des Uebels, und eben so viel Rohzucker hinzu, bringt die Flüssigkeit zum Sieden, gießt sie, nach bewerkstelligter Auflösung besonders des Weinsteins, noch ganz heiß in das, den zähen Wein enthaltende, Faß, verschließt dann das Spundloch aufs festeste, durch Vernageln des Spundes oder Befestigen an eine Kette, bohrt neben daran ein Loch von 2 Linien im Durchmesser, verschließt es mit einem Zäpfchen, bewegt und rollt das Faß 5 bis 6 Minuten nach allen Richtungen, und bringt es dann wieder, mit nach unten gekehrtem Spunde, auf seinen Platz. Glaubt man, daß der Wein während der Arbeit das Faß sprengen könnte, so muß man durch das neben dem Spunde befindliche kleine Loch etwas, doch so wenig als möglich, von der sich entwickelnden Luft entweichen lassen. Nach ein bis zwei Tagen wendet man das Faß herum und klärt den Wein mit Hausenblase; allein, statt daß man solchen, wie es sonst geschieht, bei offenem Spundloch umrührt, befestigt man vielmehr den Spund mit einer Kette, rüttelt das Faß einige Minuten lang, bringt es dann wieder an seinen Ort, jedoch mit nach oben ge-

richtetem, an der Kette befestigtem Spunde. Wo nöthig, läßt man wieder etwas, doch möglichst wenig, Luft durch das Seitenloch entweichen. Nach vier bis fünf Tagen wird sich der Wein abgeklärt haben, durchsichtig und frei von aller Zähigkeit sein. Zieht man ihn dann ab, so ist er auch fernerhin dagegen gesichert. Hat man frische Hefe eines guten und gesunden Weines, so ist von sehr guter Wirkung sie dem zähen Weine beizumischen, wobei aber nichts desto weniger Weinsteinrahm und Rohzucker wie oben angewendet werden müssen, jedoch in kleinerem Verhältnisse ($\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{5}$ weniger). Wird der schon in Flaschen gefüllte Wein zähe, so muß er in ein Faß gethan und wie angegeben behandelt werden.

b) Nach Heintl. Dem Fortschreiten des erst beginnenden Schmeers wird oft noch gewehrt, indem man einige Maaß Wein aus dem Spundloch aushebt und mit jungem feurigen Wein ersetzt, welcher mit der Füllröhre ziemlich tief in den Wein hineingelassen wird. Das wöchentliche Nachfüllen wird dann mit jungen feurigen Wein fortgesetzt. Bedarf der Wein mehr Hülfe, so kann sie zuweilen durch eine Mischung mit einer größern Menge jungen feurigen oder säuerlichen, jedoch gesunden Weins mit gutem Erfolg geleistet werden. Bevor man jedoch die Mischung im großen Fasse vornimmt, soll der Versuch in Flaschen oder kleinen Fäßchen gemacht werden, um das zuträglichste Verhältniß zu erforschen. In jedem Falle, wo durch Vermischung mit anderem Weine geholfen wurde, zieht man ab, wenn die durch Vermischung erregte Gährung unmerklich geworden ist und der Wein sich abgeklärt hat. Um dem Schmeer vorzubeugen, pflegen die Weinbesitzer nicht selten den dicken, übersüßen, klebrigen Most mit herbem Moste zu mischen. Ist der Wein aus Unreinigkeit oder als Product über-

düngter Weingärten dick und zäh, so wird das Abziehen vom Lager mit gutem Erfolg angewandt.

c) Nach Juillien. Wenn man zähen Wein von einer gewissen Höhe herab in ein anderes Geschirr fallen läßt, erhält er seine vorige Flüssigkeit wieder und seine frühere Güte stellt sich wieder her. Hierdurch kann man zähen weißen Wein in einigen Minuten trinkbar machen. Wenn er aber in Flaschen ist, und es die Zeit zuläßt, thut man besser, zu warten, bis er sich von selbst wieder giebt. Oft dauert diese Krankheit mehrere Jahre, hat man sie aber vorübergehen lassen, so ist der Wein dann besser, als er früher war. Wird der Wein im Fasse zähe, so muß er geklärt, stark umgerührt, und einige Tage später abgezogen werden. Ist dies nicht genug, so wiederholt man das Verfahren und fügt zu der Speise noch $\frac{1}{4}$ Maaß Weingeist. Einige wollen auf ein Faß ein Pfund gestoßenen Alaun hineingeben; dies Quantum ist aber zu stark und macht den Wein salzig; vier bis acht Loth auf 80 Maaß reichen hin. Die Herstellung läßt sich auch durch Einrühren von $\frac{1}{10}$ frischer Hefe beschleunigen, wonach man den Wein ruhig läßt, und nach erfolgter Ablagerung abzieht und klärt, um ihn auf Flaschen zu füllen. Wird gemeiner Wein zähe, so ist er durch Vermischung mit neuem Weine bald wieder herzustellen

Trübung. Abgesehen von der, mit Farbenveränderung oder Säuerung verbundenen, Trübung des Weines, welche durch Zersetzung desselben entsteht, oder der Trübung, die mit der Krankheit des Schmeeres verbunden ist, sind die gewöhnlichen Ursachen seiner Trübheit, daß die hefigen Theile sich noch nicht abgesetzt haben, oder daß sie sich nach erfolgtem Absatze durch eine Bewegung wieder damit vermischt haben. Das Absetzen der Hefe erfolgt nach vollendeter Gährung durch ruhiges Liegenlassen des Weins, und

kann durch öfteres Abziehen befördert werden. Hat man einen Wein zu zeitig auf Flaschen gezogen, so erfolgt dieser Absatz selbst noch in den Flaschen. Trübe durch wiedererfolgende Vermischung der Hefe mit dem Weine wird der Wein besonders durch Transport und überhaupt jede Erschütterung der Fässer, ferner durch alles, was eine innere Bewegung im Weine hervorbringt, z. B. wenn Most in demselben Keller gährt. In allen diesen Fällen reicht Ruhe hin, den Wein klar zu machen. Sind die Keller an stark befahrenen Straßen gelegen und dadurch öfteren Erschütterungen ausgesetzt, oder die Faßlager zu schwankend, so bleiben oft Weine trotz aller angewandten Mittel trübe. Hier sind Verbringen in ruhige Räume und Unterschlagen der Lager das Beste, was sich thun läßt. Auch von zu warmen Kellern kann die Trübung herrühren, welche bewirken, daß sich der schwebende Gährungsstoff nicht setzt. In diesem Falle muß der Wein sogleich auf ein sehr stark geschwefeltes Faß abgezogen werden und wo möglich ein kühleres Lager bekommen, entweder in einem andern Keller, oder dadurch, daß man das Faß mit nassen Tüchern umschlägt. Ist er dann ruhiger geworden, so muß man das Ferment durch eine tüchtige Schönung zu entfernen suchen, wobei er ohnedies noch einmal umgefüllt in ein grschwefeltes Faß kommen muß. Auch so kann man verfahren: man nehme ein Faß von einigen Ohm, schwefle dies stark ein, und fülle es zur Hälfte mit dem trüben Weine. Dann schwefle man wieder, schüttele das Faß und wiederhole dies so lange als der Wein noch Schwefel annimmt. Dieser Wein wird nun zu dem gährenden gefüllt und tüchtig durchgerührt. Würde hierdurch die wilde Gährung noch nicht gehörig unterdrückt, so wäre die Operation zu wiederholen. Natürlich darf man solchen Wein nicht eher gebrauchen, als bis sich der Schwefel theils nie-

dergeschlagen hat, theils verflogen ist. Ist der Wein deshalb trübe, weil man ihn nicht gehörig hat ausgähren lassen, so setze man ihm Zucker zu und befördere seine Gährung durch Wärme oder Zusatz von warmem Most oder heiße Kieselsteine, oder Hefe oder Schaum von gährendem Most ꝛc. Manche Weine, namentlich die süßen, läßt man indeß absichtlich nicht ganz ausgähren, und solche bleiben lange trübe, wenn man die hefigen Theile nicht künstlich entfernt. Dies geschieht durch das Klären, wobei man zugleich noch etwas Kochsalz zusetzen kann, was die Trennung der hefigen Theile befördert. Nach einiger Zeit zieht man dann den Wein auf ein anderes Faß und schwefelt ihn. Neuerdings wird als das beste Mittel, trüben Wein klar und jungen schnell hell zu machen, empfohlen, ihn auf ein Faß mit ausgebrühten und wieder getrockneten Buchenhobelspänen zu füllen und nach einiger Zeit abzulassen.

Das Umschlagen des Bieres besteht in Säuerung und Kanigwerden. — Die Brauer in England pflegen in das starke Bier, welches nach Ostindien gesandt werden soll, frisch gelegte Eier (in jeden Eimer eins) zu werfen, auch Märzbier dadurch gegen Säuerung zu sichern; was darauf beruht, daß die Säure, so wie sie sich bilden will, sofort vom Kalk der Eierschale gesättigt wird. Zu demselben Zweck wird neuerdings angerühmt, eine an einem Zwirnband befestigte Marmorkugel durch das Spundloch bis auf dem Boden das Fasses zu senken. Bloße Eierschalen oder Kreide können übrigens unstreitig dasselbe leisten. Andere Mittel, welche dazu beitragen können, das Bier vor Säuerung zu schützen, sind gerbstoffhaltige Pflanzentheile, was darauf beruht, daß sie das, vorzüglich zur Säuerung disponirende, Stärkemehl des Bieres binden. Als solche (in das angezapfte Faß zu thun) werden namentlich empfoh-

len die Nelkenwurz (radix gei urbani), die (in geringer Menge angewandt) dem Biere zugleich einen gewürzhaften Geschmack ertheilt, der wilde Bertram (achillea ptarmica), Pfirsich-, Linden-, Nußblätter, Salbei, die Rinde alter Birken, Odermennig (agrimonia eupatoria), Brombeerblätter; auch würde sich vielleicht junges Eichenlaub eignen. Auch das geglühte Kochsalz (eine kleine Hand voll auf den Eimer Bier) wird von manchen gegen Säuerung angewendet. Staab giebt als ein bewährtes Mittel (dessen Wirksamkeit jedoch nicht wohl erklärbar ist) gegen Säuerung des Bieres an, eine aus frischem Schweinsfett gegossene Kerze in das Faß zu hängen, und dafür zu sorgen, daß sie, wenn das Faß ausgeschenkt wird, immer in der Mitte bleibt. Ist das Bier schon sauer geworden, so läßt sich zwar leicht die Säure sättigen, allein da sie auf Kosten des Alkohols entstanden ist, wird das Bier immer nachher noch schal bleiben, und alle Mittel der Wiederherstellellung werden nicht viel fruchten. Prechtl theilt als die einzig dienliche Methode folgende mit: Man bringe einen, mit einer langen rechtwinklig gebogenen, Röhre versehenen Blasebalg in die Spundöffnung, so daß die Röhre bis nahe auf den Boden des Fasses reicht, und treibe die Luft durch die Flüssigkeit. Diese Luft, indem sie durch das Bier streicht, beladet sich größtentheils mit der Essigsäure und führt sie durch das Spundloch mit davon; hat man dies so lange fortgesetzt, als die entweichende Luft noch nach Essig riecht, so setzt man dem Bier Zucker- oder Stärkesyrup zu, rührt es gut um, und überläßt es einer neuen langsamen Gährung, indem man das Spundloch des voll angefüllten Fasses beinahe verschließt. Häufiger, wenn auch minder zweckmäßig, ist die Anwendung von säuresättigenden Mitteln als Kreide, Pottasche, kohlensaures Natron, welche indeß doch nur bei anfangender Säuerung von

einigem Nutzen für die Geschmacksverbesserung sein können. Schaden für die Gesundheit ist von ihrem Zusatze, wofern er nur nicht in Uebermaß geschieht, kaum zu besorgen, da sie sich durch Sättigen der freien Säure des Biers in äpfelsaure und essigsäure Salze verwandeln, die blos eine etwas kühlende und gelind eröffnende Wirkung besitzen. Ihre Kohlensäure entweicht dabei unter Aufbrausen. Man kann daher einen Versuch mit solchen Mitteln machen. Da indeß das dadurch für den Augenblick wieder hergestellte Bier jedenfalls sehr bald von neuem schlecht wird, muß man sie nicht in das Faß Bier, sondern nur jedesmal eine kleine Menge, z. B. von kohlensaures Natron, in das Glas oder den Krug thun.

Kanigwerden des Bieres, findet nicht leicht bei Gersten-, sondern nur bei Weizenbier statt; in in Folge von Fehlern im Brauen. Solches Bier läßt sich wieder herstellen, wenn man gleich anfangs der Erscheinung demselben Hausenblase und etwas Citronensaft zusetzt, es damit tüchtig schüttelt, und, nachdem es sich gesetzt hat, auf ein frisches Faß abzieht.

Das Wort Umschlagen wird auch für nicht zu Stande kommen oder etwas auf die andere Seite legen gebraucht. Letzteres namentlich beim Buchdrucker, wenn er einen Bogen so umwendet, daß die äußere Fläche desselben nach innen zu liegen kommt, der obere Rand des Bogens aber oben und der untere unten bleibt; es unterscheidet sich dadurch vom Umstülpen, wo die innere Seite auch auswärts kommt, der Bogen aber zugleich umgekehrt wird, so daß das Oberste unten hingelegt wird. Uebrigens braucht man umstülpen oft für umschlagen. Umschlagen heißt auch so viel, wie darumlegen. Wenn man z. B. eine aus mehreren einzelnen Blättern bestehende Arbeit gefertigt hat, so schlägt man einen gan-

zen Bogen Papier herum, damit die Blätter nicht auseinander kommen; oder man hat einen stempelpflichtigen Contract auf einen ungestempelten Bogen Papier geschrieben, so schlägt man einen Stempelbogen um und läßt ihn zu dem Contract cassiren. Doch muß dieses an demselben Tage und Datum geschehen, an welchem der Contract durch Unterschrift vollzogen ist; wenn es später geschieht, so zieht dies im Falle einer Anzeige eine Contraventions- oder Stempelstrafe nach sich. Wie das Wort Umschlag für Umsatz mit Waaren gebraucht wird, so auch das Wort umschlagen für umsetzen, handeln. Umschlagen sagt man, wenn etwas durch Trommelschlag in den Straßen einer Stadt bekannt gemacht wird. Bei den Strickerinnen heißt das Herumnehmen des Fadens um die Nadel, so daß daraus eine neue Masche wird, wenn man den umgelegten Faden durch die darunter liegende Masche zieht, auch umschlagen. In der Handelswelt sagt man umschlagen, anstatt falliren. Es bedeutet auch so viel, als ein Couvert machen (s. Umschlag).

Wie Umschlag anstatt Fehlgeburt gebraucht wird, so auch umschlagen statt zu früh niederkommen. Als transitives Zeitwort wird umschlagen noch in vielen Fällen gebraucht, z. B. einen Baum umschlagen statt fällen, einen Reifen umschlagen, nämlich um ein Faß; warmen Wein, Essig ꝛc. umschlagen, d. h. einen Umschlag von Wein oder Essig machen; einen Aermel umschlagen statt überschlagen, eine Karte umschlagen (s. oben Umschlag), ein Blatt umschlagen, nämlich in einem Buche umwenden, auch anstatt überschlagen; Geld umschlagen, so viel wie ummünzen. In der Schifffahrtskunde heißt ein umgeschlagenes Tau ein solches, welches von Kabelgarnen oder Duchten gemacht ist, die schon einmal gedient haben.

Umschlagetuch, ein großes Tuch, welches die Damen um die Schultern schlagen. Es giebt deren eine große Menge verschiedener Arten, je nach Stoff, Größe, Muster und Kostbarkeit. Man verfertigt sie aus Baumwolle, Leinen, Wolle, Seide, aus halb Seide halb Wolle oder Baumwolle, aus Sammet und allen anderen Stoffen, welche sich zum Weben eignen. Die Größe ist ganz beliebig, eben so die Muster und die Kostbarkeit. Die kostbarsten von allen kennen wir unter dem Namen Shwals, namentlich persische Shwals oder Kaschemir-Shwals (s. unter Shwals Th 153). Sie werden vorzugsweise im Orient, in Tibet und Kaschemir aus der feinen, in Glanz und Geschmeidigkeit das Biberhaar übertreffenden Wolle einer dort einheimischen Ziegenart, der Kaschemirziege verfertigt. Um das Haar zart und weich zu erhalten, werden sie unter der Erde gewebt. Je mehr Figuren hineingewebt werden sollen, desto langsamer geht die Arbeit von Statten, so daß bei dem schönsten Shwal 3 Arbeiter in einem Tage oft nicht mehr als $\frac{1}{4}$ Zoll verfertigen, und daher in einem Jahre oft nur einen Shwal vollenden, während bei geringen Shwals 6 bis 8 in einem Jahre von 2 Arbeitern gefertigt werden können. Die feinern werden in einzelnen Stücken auf verschiedenen Stühlen gefertigt, daher die Figuren selten gleich groß ausfallen. Die Form, Farbe, Bordüre, Breite nnd Länge dieser Shwals ist sehr verschieden. Die gewöhnliche Grundfarbe ist schwarz, weiß, blaßblau, dunkelblau, grün, roth, die bunten, eingewebten Muster mit hohen Palmen oder andern Mustern von lebhafter Farbe. Die Größe $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Elle breit, 2 bis $3\frac{1}{2}$ Ellen lang, je nachdem sie in Asien zu Kopftüchern oder um den Hals zu schlingen gebraucht werden. Der Werth der Kaschemir-Shwals beruht auf der ungemeinen Zartheit des Stoffes, die so groß ist, daß man einen ächten Ka-

schemir-Shwal durch einen Fingerring ziehen kann, ihrer ungemeinen Dauer, der Schönheit, Feinheit und Haltbarkeit der Farben, weniger in der Eleganz der Muster. Kaschemir-Shwals mit aufgenähten Kanten sind bei Weitem nicht so theuer, als aus dem Ganzen gewebte, bei denen noch das Vorhandensein oder die Größe und Breite der palmblätterförmigen Verzierungen (Palmetten) sehr viel zur Bestimmung des Preises beiträgt. Ein ächter Kaschemir-Shwal von geringer Güte kostet 50—300 Thaler. Von erster Qualität 800, 1000—2000 Thaler. Das Meiste davon wird nach dem innern Asien, nach Kabul, Bombay, Calcutta, das Uebrige nach der Türkei verkauft, wo die ächten Kaschemir-Shwals ein Luxusartikel sind; der mehr zur Zierrat, als zum Gebrauche dient; nach dem übrigen Europa kommen sie wegen ihrer zu großen Theure sehr selten, und was dahin, namentlich von Ostindien kommt, ist mehrst schon gebrauchte, oft sogar durchlöcherte und doch noch sehr hochgeschätzte Waare. Der Gebrauch thut übrigens der Schönheit der Farben keinen Abbruch, indem diese sich nach 50 Jahren noch eben so schön und frisch zeigen als anfangs. Die Kaschmir-Shwals fingen in Europa erst nach der französischen Expedition nach Egypten im Jahre 1798 an in Gebrauch zu kommen, indem mehrere Offiziere ihren Gattinnen oder Geliebten dergleichen Shwals, die sie zur Beute gemacht hatten, zum Geschenk sendeten. — Die Versuche, die Kaschemir-Shwals in Europa nachzumachen, haben besonders in Endland und Frankreich neuerdings den günstigsten Erfolg gehabt, seitdem durch den Professor A. Joubert im Jahre 1820 für Rechnung des Baron Ternaux 400 lebendige Kaschemir-Ziegen nach Frankreich gebracht wurden, welche auf den Bergen Rouissilons und der Provence, so wie bei Rambouillet und im Elsaß sehr gut gedeihen, und deren

feine Wolle in Verbindung mit den durch Chaussé erfundenen Weberstühlen, die französischen Fabrikanten in den Stand setzt, solche Stoffe zu liefern, welche den indischen und persischen Shwals gleich kommen, und sich von diesen nur auf der Kehrseite unterscheiden, weil die Franzosen anders und leichter auf ihren Maschinen weben als die Indier; die Farben sind eben so zart, fein, haltbar, die Muster der Palmen-Gewinde und Bordüre geschmackvoller und gefälliger. Die Shwals von Girard in Sarres, von Simons in Paris, von Ajars in Lyon sind fast nicht von denen des Orients zu unterscheiden, und um den 4ten Theil wohlfeiler. Man nennt diese in Frankreich fabricirten Kaschemir-Shwals, Ternaux-Shwals. (S. den Artikel Shwals Th. 153.)

Umschlagsrecht, in der Handlungswissenschaft so viel wie Stapelgerechtigkeit; das Recht einer Stadt, daß die daselbst ankommenden und zur weitern Fortschaffung bestimmten Waaren umgeladen, d. h. auf ein anderes Schiff verladen werden müssen.

Umschleichen, ein transitives Zeitwort, etwas umschleichen, so viel wie um etwas herumschleichen, um eine geheime in der Regel unedle Absicht zu erreichen.

Umschleiern, ein transitives Zeitwort, mit einem Schleier umhüllen, verdecken, so viel wie verschleiern, auch figürlich z. B. die Wahrheit umschleiern.

Umschließen, ein transitives Zeitwort, von allen Seiten einschließen, z. B. einen Garten mit einer Mauer umschließen, jemanden mit seinen Armen umschließen.

Umschließung, so viel wie Umhüllung, Hülle, auch Umarmung. Eine Jungfrau windet sich aus der engen Umschließung der Arme eines Mannes.

Umschlingen, fast so viel bedeutend, wie das vorige Wort; eigentlich mit einer Schlinge umgeben, oder wie mit einer Schlinge umgeben im figürlichen Sinne.

Umschlossene Gebiete, gewöhnliche Enclaven, nennt man diejenigen kleinen Länder, die ringsum von fremden Gebieten, zu denen sie nicht gehören, umgeben sind. So besitzt der Preußische Staat mehrere Enclaven in den ehemals sächsischen Landestheilen. In der Regel ist durch Staatsverträge eine freie Heer- und Handelsstraße durch die fremden Gebiete ausbedungen, so daß der Verkehr keinen Schaden leidet.

Umschlungene Naht (umwundene Naht, satura circumvoluta, intorta nach dem chirurgischen Ausdruck) eine Art der blutigen Naht. Man braucht zu derselben dünne, $1\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Zoll lange, gerade Nadeln, von gehärtetem Silber, Messing oder Golddrath, welche mit sehr scharfen, stählernen, lanzenförmigen und abzuschraubenden Spitzen, und an andern Ende mit einem Knöpfchen versehen sind, statt deren jedoch auch gute Insectennadeln, ferner gewichste Zwirnfäden, und zwar so viel, als man Hefte machen will. Die Anlegung der umschlungenen Naht geschieht so: man faßt die zur rechten Hand liegende Wundlefze, oder spannt die Haut an der Einstichsstelle, und sticht die Nadel 3—6 Linien zur Seite des Wundrandes perpendiculär durch die Haut, führt sie durch die Wundlefze, daß die Spitze genau am innern Rande derselben wieder hervortritt, fixirt dann die andere Wundlefze, setzt die Nadelspitze da ein, wo sie an der ersten hervorkam, und führt sie in derselben Entfernung vom Wundrande, wie der Einstichspunkt wieder heraus, schiebt die Nadel noch so weit fort, daß ihre Mitte der Wundspalte entspricht, entfernt die Spitze und legt einen Faden um sie herum. Es werden auf diese Weise so viele Nadeln als erforderlich eingeführt. Die Fäden werden nun um die Nadelenden so herumgeführt, daß sie sich auf der Wundspalte kreuzen und ein ∞ beschreiben. Durch diese Anlegung des Fadens werden die Wundränder genau an einander ge-

zogen. Hält man die Vereinigung der Wundränder für vollendet, so zieht man die Nadel aus, worauf die Fäden von selbst abfallen. Diese Naht hat den Vorzug vor den übrigen, daß die Vereinigung sehr genau erfolgt, man benutzt sie hauptsächlich nach der Operation der Hasenscharten, bei Vereinigung von Mittelfleischeinrissen u. s. w.

Umschmeißen, ein in der niedern Sprachart des Volks gebräuchlicher Ausdruck für umwerfen, welches sowohl transitiv als intransitiv gebraucht wird, z. B. der Wagen schmeißt um, d. h. er wirft um, er stürzt. Richtiger ist es wenn man sagt: der Kutscher schmeißt den Wagen um, oder er schmeißt mit dem Wagen um; in der Schifffahrtskunde heißt umschmeißen so viel als überlegen, wenden, umlegen, s. überlegen Th. 192.

Umschmelzen, etwas noch einmal schmelzen (Wachslichtzieher); die bei Verfertigung der Lichte entstandenen Stücken wieder einschmelzen, bändern und bleichen, und zu neuen Lichtern verarbeiten.

Umschmieden, ein schon geschmiedetes Eisen oder irgend ein anderes Metall noch einmal schmieden und ihm dabei eine andere Gestalt geben; man braucht auch den Ausdruck umschmieden für herumschmieden, oder für umbiegen, indem man schmiedet, s. schmieden.

Umschmiegen, etwas schmiegsam umgeben, oder sich um etwas herumschmiegen.

Umschnallen, etwas durch eine Schnalle um etwas Anderes befestigen, z. B. das Degengehenk umschnallen, eine Binde umschnallen.

Umschnüren, durch Schnüre eine Sache um eine andere befestigen, oder auch eine Sache mit Schnüren umwinden, umstricken, im figürlichen Sinne etwas festhalten wie mit Schnüren.

Umschnurren. Das Wort schnurren ist ein Provinzialismus und bedeutet so viel als betteln, namentlich

von Handwerkern, wofür man auch den Ausdruck fechten gebraucht, daher umschnurren so viel bedeutet als von Haus zu Haus betteln.

Umschöpfen, eine Flüssigkeit aus einem Gefäße in ein anderes schöpfen.

Umschränken, ein transitives Zeitwort: mit Schranken umgeben. In der Tuchmacherei braucht man den Ausdruck umschränken für Fach machen. S. Art. Tuch, Th. 189.

Umschrauben, ein gleich bedeutender Ausdruck für: die Schrauben anziehen, damit sie fester sitzen.

Umschrieben. Etwas bereits fertig Geschriebenes noch einmal anders schreiben, ihm eine andere Form und Ausdrucksweise geben, und die Fehler, die darin noch vorkamen, beseitigen. Einen Satz umschreibt man, um den Inhalt desselben deutlicher zu machen, wenn er unklar gewesen ist, es ist eine andere Art der Erklärung, der Demonstration. Beim Schulunterricht bedient man sich häufig der Umschreibungen, um die Kinder auf den wirklichen Sinn und Inhalt aufmerksam zu machen. Umschreiben heißt auch so viel als: eine Umschrift machen, s. Umschrift. Im Deichbauwesen werden von Zeit zu Zeit die Deiche umschrieben, d. h. besichtigt, vermessen, und der Befund mit der Deichrolle verglichen oder auf derselben vermerkt. Umschrieben sagt man auch, wenn man um etwas herum eine Kreislinie zieht, auch wohl, wenn man einen Umriß von etwas giebt. In der Mathematik heißt ein umschriebenes Vieleck oder Polyeder einer krummlinigen oder krummflächigen Figur, wenn alle Seiten jener den Umfang oder die Oberfläche von dieser berühren. Dagegen heißt eine krummlinige oder krummflächige Figur einem Vieleck umschrieben, wenn der Umfang oder die Oberfläche jener durch alle Ecken von dieser geht. Ein Vieleck oder Polyeder heißt einem andern umschrieben, wenn die Seiten des er-

erstern durch die Ecken des letzteren gehen. Die andere Figur heißt dann jedesmal der ersteren eingeschrieben.

Umschrift, in der Numismatik die Schrift, welche an dem Rande einer Münze umherläuft, oder die ein Bildwerk umgiebt, z. B. einen Kopf, ein Wappen, zum Unterschiede von Inschrift und Unterschrift. S. den Artikel Münzwissenschaft Th. 87 dieser Encyclopädie.

Umschrot heißt in manchen Gegenden die Einfassung von Brettern um ein Grab. Sie ist gewöhnlich schwarz und weiß angestrichen und mit Inschriften versehen.

Umschweien sagt man in der Nautik oder Schifffahrtskunde von einem vor Anker liegenden Schiffe, wenn es durch die Abwechselung von Ebbe und Fluth hin- und hergetrieben wird, ohne daß der Anker losläßt.

Umschweif heißt ein weiter Umweg, den man mit Sprechen nimmt, indem man, anstatt etwas kurz und bündig zu erzählen, weit ausholt, ehe man zu dem eigentlichen Thema, zur Sache selbst kommt. Umschweif, im Französischen **cloison**, nennt man auch einen der Bestandtheile eines Schlosses, nämlich die Einfassung rund um die übrigen Seiten des Schloßkastens, von denen man noch das Schloßblech (main plat) und den Stulp, oder diejenige schmale Seite, durch deren Oeffnung der Riegelkopf heraustritt, unterscheidet. Die Seiten, welche der Umschweif heißen, sind durch vernietete Stifte, welche man Umschweifstifte (etoquiaux) nennt, oder durch Schrauben am Schloßbleche befestigt. Der Schloßdeckel oder die Deckplatte ist von gleicher Größe mit dem Schloßblech und liegt ihm gegenüber. Manchmal verhüllt sie aber auch nur die Theile um das Schlüsselloch. Bekanntlich giebt es von den Kastenschlössern zwei Arten, solche, die von außen vor die Thür angeschlagen werden, und

solche, die in das Holz eingesenkt werden, die sogenannte Einsteckschlösser. Auch letztere haben einen vollkommenen Umschweif und Stulp. Kleinere Schlösser aber, die für Schubladen u. dgl. bestimmt sind, erhalten gewöhnlich nur ein Blech mit Stulp und kleiner Deckplatte ohne Umschweif. In der Heraldik oder Wappenkunde heißt Umschweif so viel wie Einfassung.

Umschweifender Nerv nennt man in der Anatomie das 10te Paar der Gehirnnerven, s. Nerven.

Umsegeln sagt der Schiffer von einem Schiff, welches, indem es heransegelt, ein anderes Schiff umwirft, in den Grund segelt. In der Kriegswissenschaft, welche sich mit den strategischen Regeln des Seekampfs beschäftigt, bedeutet umsegeln das Manoeuvre, wodurch man so an die feindliche Flotte heranfährt, daß die eigene Linie einen Schweif behält, mit welchem man um einen Theil der feindlichen Schiffe herumfährt und sie in doppeltes Feuer nimmt. Dieses Manoeuvre entspricht also dem Umgehen der feinlichen Flanken bei einer Landschlacht, wie wir dies in dem Artikel: umgehen, näher beschrieben haben. Um sich gegen das Umsegeln zu hüten, muß man dahin streben, mit dem Feinde immer gleiche Linie zu halten, und kann eher, im Fall die Flotte der Feinde an Stärke überlegen ist, in der Mitte eine Lücke lassen, als die Flanken bloß geben. Die Lücke füllt man mit einigen kleinen Branderschiffen aus.

Umseglung (Welt-), Weltumsegler. Seit Columbus mit der Kühnheit der Genialität im Westen Europa's Amerika entdeckt und seine Nachfolger Amerigo Vespucci, Cortez und Pizarro die Herrschaft der Spanier und Portugiesen in dem neuen Welttheile begründet hatten, ruhte der menschliche Geist nicht wieder. Er begnügte sich nicht mit diesen Entdeckungen und Eroberungen. Die Ausbeute für

den Handel war zu reich und die Hoffnung auf immer reicheren Gewinn zu groß, als daß der einmal betretene Pfad nicht mit rastlosem Eifer weiter wäre verfolgt worden. Nächst dem Interesse, welches die Staaten durch Erweiterung ihrer Macht und durch den Aufschwung des Handels an den neuen Entdekkungen nehmen, bemächtigten sich auch die Wissenschaft, namentlich die Astronomie, die Physik, die Naturgeschichte, ja sogar die Philologie und die Historie der neuen Erfahrungen, und forderten zu immer kühneren, großartigeren Unternehmungen heraus. Der erste, welcher über Amerika hinaus immer weiter nach Westen steuerte, und eine Durchfahrt suchend, die südlichste Spitze des vierten Welttheils entdeckte, war Magellan oder Magelhaens, ein geborner Portugiese in spanischen Diensten im Jahre 1519 nach Christo. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie lange vor Columbus und Magellan und ob überhaupt die Alten, namentlich die Karthaginienser, über den orbis terrarum der Römer hinausgekommen sind.

Die Nachrichten, die wir darüber haben, sind größtentheils Hypothesen, Sagen, und nur wenige können einige Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen. Zunächst steht wohl nur fest, daß carthagische Schiffe den Weg um Afrika herum nach dem arabischen Meerbusen, vielleicht auch bis in die indischen Meere, zurücklegten. In die offene See hat sich aber gewiß keiner gewagt, er müßte denn verschlagen worden sein, und wahrscheinlich rühren die Spuren europäischer Kultur, Münzen, Denkmäler, Sprachüberreste ꝛc., wie wir dieselben in Amerika finden, von solchen verschlagenen Schiffern her, die nie mehr in die Heimath zurückkamen, um Nachricht von ihren Entdeckungen in die alte Welt herüberzubringen. Die südlichen Meere waren aber ohne Zweifel bis zu den Zeiten der Nachfolger des Columbus gänzlich unbekannt, wie denn

auch nirgends Ueberreste einer etwa wieder untergegangenen Cultur dort zu finden sind. In der Einleitung zu dem seiner Zeit berühmten Werke La Perouse's Entdeckungsreise in den Jahren 1785 bis 1788 (deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen von J. R. Forster und C. L. Sprengel. Berlin 1799) finden wir eine vollständige Aufzählung der Reisenden, welche als kühne Seefahrer wichtige Entdeckungen bis zum Jahre 1775 machten. Diese sind in chronologischer Ordnung folgende:

	im Jahre
Magellan (Magelhaens), ein Portugiese in spanischen Diensten.	1519.
Garcia de Loaes oder Loaysa, ein Portugiese in eben den Diensten.	1525.
Alphonso du Salazar, ein Spanier.	1525.
Alvar Savaédra, desgl.	1526.
Ferdinand Grijolva und Alvaredo, desgl.	1537.
Gaetan, desgl.	1542.
Alvar da Medana, desgl.	1567.
Juan Fernandez.	1576.
Drake, Engländer.	1577.
Thomas Candisy, desgl.	1586.
Sir Richard Hawkins, desgl.	1594.
Alvar de Mendana, Spanier.	1595.
Olivier de Nort, Holländer.	1598.
Pedro Fernandez de Quiros, Spanier.	1606.
Louis Vaes de Torrez, desgl.	1606.
Georg Spilberg, Holländer.	1614.
Le Maire und Schouten, desgl.	1616.
L'Hermite, desgl.	1623.
Abel Tasman, desgl.	1642.
Antoine la Roche, Franzose.	1675.
Cowley, Engländer.	1683.
Dampier, desgl.	1687.
Davis, desgl.	1687.

	im Jahre
John Strong, Engländer.	1689.
Gomelli Carreri, Neapolitaner.	1693.
Beauchêne Gouin, Franzose.	1699.
William Funnell, Engländer.	1703.
Wood Roger, desgl.	1708.
Louis Feuillée, Franzose.	1708.
Frezier, desgl.	1712.
Gentil de la Barbinais, desgl.	1715.
John Cliperton und George Shelvoke, Engländer.	1719.
Roggewein, Holländer.	1722.
Anson, Engländer.	1741.
Le Hen-Brignon, Franzose.	1747.
Byron, Engländer.	1764.
Wallis, desgl.	1766.
Carteret, desgl.	1766.
Pagès, Franzose.	1766.
Bougainville, desgl.	1766.
Cook, Engländer.	1769.
Surville, Franzose.	1769.
Marion und du Clesmeur, desgl.	1771.
Cook, Engländer.	1772.
Cook, Clarke und Gore.	1775.

Das Verzeichniß dieser Namen ließe sich leicht vervollständigen; denn die Zahl derer, die es gewagt haben, Reisen um die Welt zu machen, ist nicht sehr groß. Wir sprechen hier nicht von denen, die der Zufall mit hinausgeführt hat auf die gefährliche, unendliche Bahn der Südseewogen, sondern nur von denen, welche in vollem Bewußtsein ihrer großen Aufgabe für die Wissenschaft und für den Verkehr sich in unerforschte Weiten hinausgewagt haben, die beseelt waren von der Idee geistiger Eroberungen, denen sie mit freudigem Muthe, obschon nicht ohne Gefahr des eigenen Lebens, entgegen gingen. Nicht gering ist die Zahl derer,

die niemals die Heimath wieder sahen; zu ihnen gehört La Perouse, zu ihnen Cook, der berühmteste aller Weltumsegler, welcher dreimal Europa verließ, um endlich auf den Südseeinseln seinen Tod zu finden. Seit seinem Tode sind bis jetzt einige 70 Jahre verflossen, und die Wissenschaft in ihren mächtigen Fortschritten überhaupt, die Physik, die Mathematik, die Astronomie, die Mechanik aber im Besonderen, sind nun die hülfreichen Bundesgenossen derjenigen, die eine solche Weltfahrt beginnen. Eine Vergleichung der Mühseligkeiten, denen ein Weltumsegler, welcher sich mit allen Waffen der Kunst und Erfahrungen wappnet, jetzt noch ausgesetzt ist, im Verhältniß zu den Mühseligkeiten, mit welchen die ersten Helden neuer Entdeckungen zu kämpfen hatten, legt ein großes Gewicht in die Wagschaale der Letzteren.

So hat es Keinen mehr Wunder genommen, als noch im vorigen Jahre 1846 ein einfacher Schiffrheder in Hamburg durch öffentliche Blätter die Aufforderung ergehen ließ, es möchten sich diejenigen, welche Lust hätten, eine Reise um die Welt zu machen, bei ihm melden, er wolle eines seiner Schiffe dazu ausrüsten. Es war nicht viel anders, als sei von einer Spazierfahrt die Rede. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß mit einer solchen Fahrt gar keine Gefahren verbunden seien, selbst die Reisenden der neuen Zeit, namentlich diejenigen, welche eine Durchfahrt im Norden Amerika's suchten, erzählen uns von erlittenen Mühsalen, von welchen sich ein Landreisender, der auf den Eisenbahnen die Welt durchfliegt, nichts träumen läßt. Was jetzt Sache von Privatunternehmern ist, war ehemals Sache der Regierungen. Sie setzten eine Ehre darin, recht viel für neue Entdeckungen zu thun, sie rivalisirten miteinander, sie boten alle Kräfte dazu auf. Natürlich nicht ohne Rücksicht auf den ihnen daraus erwachsenden Vortheil.

Voran gingen die Spanier, seit Columbus unter der Königin Isabella II. den ersten Anstoß gegeben hatte, ihnen folgten die Portugiesen, die Holländer, die Engländer, die Franzosen; in neuerer Zeit sind nun auch die Nordamerikaner und die Russen als große Seemächte mit in die Schranken getreten, wie schon vorher die Dänen und die Schweden.

So wurde Schritt vor Schritt die Erde für die Wissenschaft erobert. Aber auch nur Schritt vor Schritt! Die ersten Jahrhunderte der Entdeckungen brachten beinahe mehr Fabel als Wahrheit. Jeder suchte sein Verdienst in's Ungeheure zu vergrößern, und wenn der Mann selbst, der das Wagniß unternommen hatte, vielleicht zu wahr und bescheiden sein mochte, in Uebertreibungen seinen Ruhm zu suchen, so that es für ihn der Nationalstolz, die Eifersucht, die Habgier des Volkes, dem er angehörte.

Wir geben hier zunächst einen kurzen Abriß der Geschichte der Reisen, durch welche die Erdkunde nach und nach erweitert wurde. Die Alten kannten von der Erde nichts weiter, als das, was die Römer Orbis terrarum nannten. Um die Zeit von Christi Geburt umfaßte dieser Orbis terrarum den größten Theil von Europa mit Ausnahme des hohen Nordens, die Küsten von Afrika, namentlich die Nordküste, Kleinasien und das Innere Asiens am Ganges, am Eufrat und Tigris bis nach Indien. In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt erweiterten die Araber ihre Kenntnisse des Südens und Ostens und die als kühne Seefahrer bekannte Normannen bereisten den Norden und Westen, namentlich schon die Insel-Gruppen der Nordsee, Island, Grönland, und einen Theil von Nord-Amerika im neunten Jahrhundert. Die Heidenbekehrer des zehnten und eilften Jahrhunderts drangen in die slavischen Länder des Nordens und Ostens von Europa ein. Zu

Ende des zehnten Jahrhunderts wurden die Hebriden, und 982 wurde Grönland von Erich dem Rothen entdeckt. Arabische Abenteurer, die Almagurim genannt, sollen damals schon die Länder im Westen des atlantischen Meeres gefunden haben. Bremische Kaufleute vollendeten die Entdeckungen in der Ostsee. Der Franziskaner Mönch Rubroquins drang bis in die Mongolei ein, und Marco Polo gab der Geographie Asiens eine ganz neue Gestalt. Ulrich von Portenau erreichte 1318, auf seiner Bekehrungsreise, China; im funfzehnten Jahrhundert wurde durch den Schutz des Portugiesischen Königs, Heinrich des Seefahrers, dem Entdeckungsgeiste ein neues Feld eröffnet. Gonzalez Carka und Texeira fanden 1420 die Insel Madeira; Gilianoz umschiffte das Vorgebirge Bajadoz, und andere Portugiesen entdeckten 1432 die Azoren. Von da an wetteiferten die Venetianer mit den Portugiesen, namentlich in Asien und Afrika.

1440 wurde das Capo Blanco von Nunno Tristan und das Kranichseiland von Antonio Gonzalez entdeckt; 1445 und 1447 erforschte man die Gegenden um die Mündungen des Senegal und Gambia. 1449 folgten die Inseln St. George, Graziosa, Fayal und Pico, 1456 die Inseln des grünen Vorgebirges. 1462 Guinea von Pedro de Castro, die Goldküste bis zum Cap St. Catharina von Santarem und Escobar; 1472 die Insel Fernando von Fernando Po; Bethencourt nahm 1490 zuerst von den canarischen Inseln Besitz. Covilham entdeckte Madagascar. Nun kam Christoph Columbus, der 1492 Guanahani, La Concepcion, Fernandina und Isabella, Hayi oder St. Domingo entdeckte. 1495 steuerte er bei den Antillen vorüber zwischen den Virginischen Inseln und Santa Cruz hindurch und entdeckte 1496 Portorico und Jamaika;

1498 die Inseln Trinidad und Margarita und das Festland der neuen Welt, das nach Amerigo Vespucci, welcher 1501 an der von dem Portugiesen Pedro Alvarez Cabral entdeckten Küste von Brasilien landete, benannt wurde. Gleichzeitig 1497 fand Sebastian Caboto Labrador Neufoundland, die Insel St. John und eine große Strecke des Festlandes von Nordamerika bis nach Florida hin. Vasco de Gama entdeckte die Insel St. Helena und umschiffte zuerst das Vorgebirge der guten Hoffnung. Im Jahre 1498 warf er vor Calcutta auf der Küste von Malabar Anker, und entdeckte auf der Rückreise von Europa die Anchediviſchen Inseln. An der ganzen Westküste Ostindiens setzten sich die Portugiesen fest, und von ihnen rühren die ersten aus Selbstanschauung geschöpften Gemälde dieses Landes her. Wie die Portugiesen im Osten, so machten die Spanier im Westen große Fortschritte. Im Jahre 1499 drang Vincenz Janes Pinzon südwärts über den Aequator vor, und Pedro Alvarez Cabral entdeckte 1500 Brasilien, nicht weil er in jener Gegend Land vermuthete, sondern weil er dahin durch einen Sturm verschlagen war; im nächstfolgenden Jahre landete Juan de Nueva Galeo auf der Insel Ascension, welche an der brasilianischen Küste liegt, und der Spanier Bastides fand den schmalen Erdstrich Südamerika's, welcher Cartagena genannt wurde. Für die Herrschaft Portugals eroberte Albuquerque Goa, welches von da an den Mittelpunkt des europäischen Handels im Osten wurde, und bald darauf ganz Malabar, Ceylon und die Sunda-Inseln; drei Jahre später erforschte Vasco Nunnez das Land zwischen dem Amazonen-Strom und dem Orinoko.

Der Spanier Pinzon entdeckte 1507 in Begleitung des berühmten Diaz de Solis Yucatan, und Franzesco d'Almeida die Malediven, dessen Sohn

aber das Vorgebirge Zigeth, Antonio d'Abreu die Inseln Amboina und Banda und die nördlicher gelegenen Terrante, Timor, Motir ꝛc., die er Molukken nannte; Serrano fand Buton, Dschilolo, Magindano und die südlichen Philippinen, Ponce de Leon 1512 Florida und de Silveira Bengalien. Der erste Europäer, welcher von dem Gipfel der Cordilleras auf der Landenge Darien den großen Ocean jenseits Amerika's erblickte, war Vasco Nunez de Balboa. Gonzalva erreichte 1518 Neuspanien und Cortez eroberte 1519 Mexico. Solis suchte einen Westweg nach den Molukken, den die Spanier durchaus haben mußten, weil ihnen die päpstliche Demarkationslinie den Ostweg abgeschnitten hatte, kam aber dabei um; erst Magellan fand diesen Weg 1520 und wurde der erste Weltumsegler. Nach ihm schlug 1522 Garcia Jofre de Loyso dieselbe Straße ein. Zwei Jahre später wurde Peru durch Pizarro entdeckt und erobert. Guzman fand 1533 Culiacan und Cinaloa, Kalifornien gegenüber, und Carter 1534 Canada. Die Spanier gründeten nun überall in Südamerika Niederlassungen. Der Portugiese de Castro entdeckte die Insel Mindanao, Pinto reiste nach China und gab zuerst Nachrichten über Japan. Im Jahre 1542 fand endlich der Spanier Bernard della Torre die nach ihm benannte Straße südlich von Neuguinea, und Villalobos St. Thomas und Anublada. 1549 aber nahmen die Portugiesen Brasilien in Besitz.

Seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts beginnen die Entdeckungsreisen im Norden. Wasiliewitsch ist der erste, der Sibirien genauer kennen lernte. Willoughby umschiffte das Nordcap, erreichte den 72° nördlicher Breite und sah Novaja Semlja. Die Schifffahrt Englands blühte mächtig auf. Windham war der erste Britte, der eine Reise nach Guinea un-

ternahm. Ihm folgte 1554 Lock und Townsohn, und 1562 Rutler, Backer, Carlet und Hawkins. Chancellar und Borrough bereisten Rußland. Urbanietta entdeckte die Straße zwischen Amerika und Asien. Ladrilleros untersuchte die Südküste Chiles, Mondana die Salomonsinseln (Neugeorgien) und die Eilande San Francesco. Leblanc, der berühmte Franzose besuchte in 14 Jahren alle Theile der bekannten Erde bis 1608. Franz Drake war der erste Engländer, welcher eine Erdumsegelung unternahm und zwar im Jahre 1577. Er hatte schon das Cap Horn gesehen und die Insel Mocha im Süden von Chile entdeckt; von der Nordwestküste Amerika's hatte er im Namen der Königin Elisabeth Besitz genommen. Frobisher fand später die nach ihm genannte Straße und bestimmte die Küsten Grönlands genauer. Thomas Stephan, auch ein Engländer, betrat zuerst Indien 1579. Walther Raleigh nahm für die Krone Englands von Virginien Besitz. John Davis untersuchte die Küsten Grönlands und entdeckte die Davisstraße. 1586 unternahm Cavendish die dritte Weltumsegelung, wobei er Patagonien untersuchte. Um diese Zeit ward die englisch-afrikanische Handelsgesellschaft gegründet. — Nachdem die Niederländer das spanische Joch abgeworfen hatten, fingen auch ihre Seefahrer an wichtige Entdeckungen zu machen. Sie fanden die Admiralitäts und Oranieninseln, die Willemsinseln, die Vorgebirge Nassau und Yshoek (die Nordspitze von Nowaja Semlja) 1594. Cornelius Houtman unternahm eine Reise nach den Gewürzinseln, Mendava nach den Salomonsinseln und den Marquesas, Heemkerk und Ryp fanden Spitzbergen und drangen bis zum 82° nördlicher Breite vor. Houtman, Davis, van Neck und Warwik besuchten Hindostan und gaben Veranlassung zur Gründung der englisch-ostindischen Handelsgesellschaft.

Von Spanien waren einige Zeit lang gar keine neuen Entdeckungen gemacht worden, bis 1606 Quiros von Callao, in der Absicht, ein südliches Australland zu entdecken, die Inseln Incarnation, San Juan Baptista, Los quatros Coronatos, Santelmo und Otaheiti fand. Später entdeckte er sogar Gente Formosa, Taumaco, Tucohia, San Bernardo, Nuestra Sennora de la Luz, Fugitiva, Peregrino und Tierra del Espiritu Santo, eine der Hebridischen Inseln, wo er ein Schiff unter de Torres zurückließ, welcher die nach ihm benannte Straße zwischen Neu-Holland und Neu-Guinea auffand. — Die Spanier schienen nun ganz ihren Unternehmungsgeist verloren zu haben, und an ihre Stelle traten die Engländer und Holländer; der erste berühmte Mann, welchem wir begegnen, ist Hudson. Dieser drang bis zum 82sten Grade nördlicher Breite vor und entdeckte den Küstenstrich Nordamerika's, wo der nach ihm benannte Hudson-Strom in die Hudson-Bai mündet, auch untersuchte er die ganze Ostküste von Grönland, so daß durch seine Entdeckungen die Geographie Nord-Amerika's eine andere Gestalt gewann; nächst ihm sind die Namen May, Button, Bylot und Baffin wegen ihrer Entdeckungen von 1611 bis 1616 berühmt. Die Bermudas Inseln fand Summers von Neuem auf, und Castletown 1612 die Inseln Bourbon und Pattaan. Im Jahre 1615 unternahm Lemaire und Schouten eine neue Umseglung der Erde und bereicherten die Kenntnisse von Australien; ein Jahr später entdeckte Dick Hartoph das Festland des 5ten Erdtheils Neuholland, dessen Westküste er nach seinem Schiffe: Eintracht benannte. Den südlichen Theil dieser Westküste fand Jan von Edels so wie den Meerbusen von Carpentaria. In Ost-Asien trugen die Jesuiten de Angelis und Caravalho 1620 viel zur Kenntniß von Japan, und der Däne Owe

Giede von Ceylon bei. Ueberhaupt fällt in diese Zeit die Glanz-Periode der jesuitischen Missionen in Asien, doch gehören ihre Entdeckungen nicht in diesen Artikel, weil alle diese Männer zu Lande in das Innere der asiatischen Reiche eindrangen.

Während die Holländer Asien und Portugiesen und Spanier Amerika zum Gegenstand ihrer Forschung wählten, lenkten die Franzosen ihr Augenmerk auf die Küsten Afrikas. Um die Kenntniß Neu-Hollands machte sich namentlich Tasman verdient, welcher 1642 Vandiemeesland, die südliche Küste Neuseelands, weiter nach Osten Neu-Seeland und bald darauf weiter gegen Nordosten die Drei-Königs-Inseln und die Eilande Pilstaerd, Middelburg, Amsterdam und Rotterdam entdeckte. Als er sodann seine Fahrt nach Neu-Guinea richtete, kam er nach Neu-Brittanien, welches er für das erst genannte Land hielt. Ihm nacheifernd entdeckte der Holländer Vries den nach ihm benannten Canal; die Russen schickten 1648 Fahrzeuge in das Eismeer, um Asien im Nordosten völlig zu umsegeln; der Franzose Grossevier drang 1688 bis nahe an die Hudsonsbay vor, nachdem bereits im Jahre 1568 eine andere Expedition in die Baffinsbay bis zum 75sten Grad nördlicher Breite gekommen war. Erst im 18ten Jahrhundert wurde die Schiffahrts-Kunde, die geographischen Ortsbestimmungen und durch beide die Erdkunde überhaupt auf eine große Stufe der Vollkommenheit gebracht. Berühmte Naturforscher und Reisende jener Zeit sind Turnefort (vorzüglich als Botaniker und Anthropolog) Jacob Barbot, Cassenenve, Logier, Peter Kolbe, Paul Lukas, der deutsche Missionair Fritz, Cassini, Lagrenadiere, La Rocque und Rayors.

Auf die Veranstaltung Peter des Großen geschahen in den Jahren 1710 bis 1715 mehrere Entdeckungs-Reisen nach dem sogenannten Katharinen-

Archipel und es wurde die Frage über die Möglichkeit einer Polarschifffahrt aufgeworfen. Es gelang auch Markoff 1715 bis zum 78° N. B. vorzudringen, doch fand er so wenig wie seine Nachfolger eine Durchfahrt durch das Eis.

Eine glückliche Erdumseglung unternahm der Holländer Roggewen, wobei er Neu-Belgien und den nach ihm benannten Archipel entdeckte. Die wichtigste, gefahrvollste aber auch lohnendste Reise machte Bering an der Nordküste Sibiriens 1725; durch sie wurde bewiesen, daß Asien nicht mit Amerika zusammenhängt; 1728 befuhr er die nach ihm benannte Straße. Folgenreich waren für die Erdkunde und namentlich für die Messungen die Reisen de la Condamines, Bougets, Godin, Couplel und Jussieu in den Gegenden des Aequators in Südamerika und gleichzeitig die des Maupertuis, Clairault, Duthier und Camus am Polarkreise, beide Gesellschaften veranstalteten Gradmessungen nach allen Richtungen, deren Resultate später verglichen wurden und viel dazu beitrugen, die wahre sphäroidische Gestalt der Erde kennen zu lernen.

Der erste, der nach 20 Jahren wieder eine Erdumseglung wagte, war Anson. Von ihm rührt die Lehre von den Strömungen der Winde, welche man periodische nennt, her. Nun folgen nur noch einige, zum Theil freilich sehr wichtige Entdeckungsreisen im Norden des asiatischen Rußlands, die für die Kunde jener Länder und für den Handel mit Pelz von den größten Erfolgen waren. Eine Reise, welche für die Astronomie jedoch von allgemeinem Interesse war, ist die des Franzosen Chappe de Auteroche, der 1761 in Sibirien und die Legentils, der auf den Philippinen zu gleicher Zeit den Durchgang der Venus durch die Sonne beobachtete. Die Reise des Letztern dauerte neun Jahre; ihr verdanken wir viele Aufschlüsse aber

Hindostan, über die astronomischen Kenntnisse der Braminen und mehrere Inseln in der Gruppe der Manilen.

Georg der Dritte, König von England, verfolgte bald nach Antritt seiner Regierung den Plan, eine Nordwest-Durchfahrt zwischen Amerika und Asien aufsuchen zu lassen, und die zu Frage lösen, ob im großen Ocean ein südliches Festland vorhanden sei, er ließ daher zuerst 1764 an Byron den ehrenvollen Ruf ergehen, eine Weltumseglung zu unternehmen; dieser kühne Reisende entdeckte die Inseln King George, Disapoint und Byron. Unter den Franzosen war Bougainville der erste Weltumsegler 1766. Er reiste in Begleitung des Naturforschers Commerson und des Astronomen Veron nach der Südsee, und entdeckte am 21. März 1768 die ersten Inseln des Archipels, welchen er den Gefahrvollen nannte. Am 6. April landete er bei Otaheiti, welches der englische Capitain Wallis schon acht Monate vorher wieder aufgefunden hatte, später auf den Schiffer-Inseln und den großen Cykladen (Cooks neue Hebriden). Ferner fand er die Inseln Pente Cote, Aurora, des Lepreux, die Gruppe la Louisiade, das Cap Deliverance, und die nach ihm benannte Straße Bougaineille. In dieselbe Zeit fällt die Weltumseglung des Engländers Wallis, welcher Otaheiti die Charlotten-, Egmont-, Glocester-, Cumberland-, Prinz Heinrich Wilhelm-, Saunders-Lord Howe's- und Scilly-Inseln entdeckte, die nach ihm benannte Wallis-Insel am 16. August 1767. Sein Gefährte Carteret fand die Piccaern-, Osnabrück- und Admiralitäts-Inseln, und indem er zwischen den Gesellschafts-, Schiffer- und Freundschafts-Inseln durchsegelte, entdeckte er zum zweitenmal die Insel Santa Cruz, und nannte diese nebst den dazu ge-

hörigen Inseln den Charlotten-Archipel zu Ehren der Königin Charlotte. Seine ruhmvolle Laufbahn beschloß er 1769 mit Auffindung der Straße zwischen Neubrittanien und Neuirland, welche der St. Georg's Kanal genannt wurde. Am wichtigsten sind in jener Zeit die drei Weltumseglungen des Capitain Cook. Die erste unternahm er in den Jahren 1768—1771, auf welcher er das Vorhandensein einer Straße zwischen den 2 Inseln von Neuseeland (die Cooks-Straße) feststellte, und die Meerenge zwischen Neuholland und Vandiemensland entdeckte. Bald nach seiner Rückkehr rüstete die brittische Regierung im Juli 1772 zwei Schiffe zu einer Expedition in das große Südmeer aus. Als Haupt der Unternehmung commandirte das eine Cook, das andere Fournaux, Begleiter derselben waren die beiden Forster Vater und Sohn, der Zeichner Weber aus Bern und Sparmann, beide Schüler von Linné. Cook segelte unter allen Reisenden zuerst zwischen dem 60sten Grad südlicher Breite und dem Polarkreise durch, und wandte sich darauf, weil er in Gefahr kam, an den Eisbergen zu scheitern, wieder nördlich nach Otaheiti, und von da 1773 nach Neu-Seeland gerade auf den Südpol zu, so daß es ihm gelang bis zum 71 Grade 10½ Minute südlicher Breite vorzudringen.

Während der ersten Expedition Cooks hatte Philipps, der nachherige Lord Mulgrave eine Fahrt nach dem Nordpol zur Entdeckung einer Durchfahrt unternommen und war weiter vorgedrungen, als es sogar später dem Capitain Roß gelang. 1776 ward auch Cook zum drittenmal desselben Zweckes wegen ausgesendet. Er besuchte die Societäts-Inseln und Neuholland; dann segelte er längs der amerikanischen Küste und fand eine Meerenge zwischen Asien und Amerika, so daß er schon sein Ziel erreicht zu haben glaubte, als er sich plötzlich von Eis eingeschlossen sah.

Er wendete sich nach der asiatischen Küste und entdeckte 1778 bei einem Abstecher unter dem 200 Grad O. L. und 22 Grad N. B. die Sandwichsinseln. Durch die Beringstraße drang er bis zum 76sten Grad 44 Minuten N. B. vor, wo ihn das Eis zum Umkehren zwang. Mittlerweile erforschte der Spanier de Ayala und Bodega y Quadra die Nordwestküste Amerikas. Nach Cook ist aber der berühmteste aller Weltumsegler Laperouse oder Lapeyrouse, dessen wir schon im Eingange dieses Artikels gedachten; denn mit ihm beginnt seit 1786 die Periode der neueren Weltumseglungen. Nachdem er Formosa, die Fischerinseln, Owaihi, die Lieu kieu Inseln besucht, die Westküste des Japanischen Reiches und die Halbinsel Saphalien (Schokka) näher bestimmt hatte, entdeckte er die schmale Straße zwischen der letztgenannte Halbinsel und dem Eilande Jedso, die nach ihm benannt wurde. 1788 fand er seinen Tod durch Schiffbruch. Ein großer Theil seiner Papiere wurde aber gerettet, da sich einer seiner Gefährten Lessep in Kamtschatka von ihm trennte und die Tagebücher und Karten Laperouse's nach Europa brachte. Um den verschwundenen Laperouse aufzusuchen schickte der König im Jahre 1788 den General d'Entrecasteaux nach dem großen Ocean, seine Bemühung blieb ohne Erfolg, es wurde jedoch eine Strecke von fast 300 Meilen auf der Südwestküste Neuhollands, die Westseite Neu-Caledoniens, das seit Cook ununtersucht geblieben war, der südlichste Theil Neu-Hannover's, die Admiralitäts-Inseln und ein Theil Neu-Guinea's als neu entdeckt für die Erdkunde gewonnen, auch erwarben sich die Begleiter des Generals: Rossel, Beautemps, Beaupré und Labillère große Verdienste in hydrographischer und naturhistorischer Hinsicht. 1790 begann der Franzose Marchand eine neue Weltumseglung. Er

entdeckte Nukahiwa und die Revolutionsinseln; den Weg um die Erde legte er in 488 Tagen zurück, seine Begleiter waren Shanal und Robert. Zu den berühmtesten Reisenden gehört Mungo Park, welcher das Innere Afrika's erforschte, auf seiner Reise aber, als ein Opfer seiner Kühnheit fiel, nicht besser erging es seinem Sohne, als derselbe im Jahre 1826 die Ueberreste seines Vaters aufsuchen wollte. Ums Jahr 1809 entdeckte der brittische Schiffs-Chirurgus Baß den Kanal zwischen Neu-Holland und Vandiemensland. Mit der Reise Alexander von Humbold's im Jahre 1800 beginnt eine neue Epoche für die Erdbeschreibung, doch gehört die nähere Darstellung seiner großartigen Naturansichten nicht in diesen Artikel, wir werden darauf in dem Artikel Weltsystem zurückkommen. Der erste Weltumsegler in dem jetzigen Jahrhundert war Krustenstern, welcher in den Jahren 1803—6 die Orlofsinseln entdeckte, und Nukahiwa, die Marquesas-Inseln und die Küsten von China und Japan durchforschte, auch brachte er die Vermuthung zur Gewißheit, daß Saghalien eine mit der Mandschurei zusammenhängende Halbinsel sei. Ihm folgte sein Schüler Otto von Kotzebue, der Entdecker mehrerer Inseln und des Kotzebuesunds, südöstlich von der Beringsstraße, in den Jahren 1815—1818. In kurzer Zeit nach einander unternahmen die Franzosen Freycinett, Duperrey, mit Dumont d'Urvilles, Lesage, Jacquinot, Berat, Gabert, Garnot, Lenson, Lejeune und Mertens, Bougainville, der Neffe des ersten Erdumseglers (1824—1825) der Capitain Saliz, der Entdecker der Isle Bordelaise und Andere Reisen um die Welt. Sehr wichtig wurde die wissenschaftliche Expedition, welche die französische Regierung unter Leitung Dumont d'Urvilles zur Erforschung der Küsten Neuseelands ausrüstete. Es wurden dadurch 70 bis 80 ganz neue Inseln entdeckt, und die

Lage von 200 andern genauer bestimmt, auch gewann die Naturkunde und Ethnographie der bisher am wenigsten bekannten Länder eine ganz neue Gestalt. Was früher die Regierungen gethan hatten, das unternahmen von jetzt an, sehr oft Privatleute zu merkantilischen Zwecken, so daß es gar nichts mehr Ungewöhnliches ist, wenn ein Schiff die Erde umsegelt.

Von den neuern russischen Weltumseglern ist zuerst Capitain von Bellinghausen zu nennen. Er entdeckte 1819 bis 1821 die große Petersinsel, die Alexanderküste und den Archipel der niedrigen Inseln, welche sämmtlich Namen russischer Feldherrn führen; er bewies auch durch Umschiffung der Sandwich-Inseln, daß sie mit keinem Continente zusammenhängen. In den Jahren 1823 bis 1826 machte Otto v. Kotzebue seine zweite Reise um die Welt. Seine Begleiter waren Siewald, Eschholz, Lenz, Hoffmann und Preuß. Ihnen folgten Tschistiakoff 1824 und Stankowitsch und Lütke 1826, welcher in der Beringstraße an der asiatischen Küste eine Durchfahrt entdeckte. Er nannte sie nach seinem Schiffe Siniavinsstraße. Kapitain Hagemeister machte drei Fahrten um die Welt, 1828 nach der Südsee. Der Engländer Smith hatte schon 1814 das südlichste aller Länder Neushetland entdeckt. Seit 1817 veranstaltete die britische und bald darauf auch die russische Regierung Polarreisen, Nordpolexpeditionen, und Frankreich seit dem Feldzuge Bonapartes in Aegypten Handelsexpeditionen nach den Afrikanischen Küstenländern. Noch andere in der neusten Geschichte der Reisen, welche zwar nicht immer um die ganze Erde gingen, aber doch zur Kenntniß entfernter Reiche und Völker sehr wichtige Beiträge lieferten, berühmt gewordene Namen sind: für Asien: Philibert, Webb, Rey, Moorkraft, Evers-

mann, Meyendorf, Buckingham, Madden, Michaud, Lamartine, Morier, M. v. Kotzebue, Pottinger, Dundas, Cochrane, Gützlaw, und Lindsay, Ledebur, Engelhard, Parrot, A. v. Humboldt, Honigberger. Für Amerika: Flint, Shoolkraft, Mylins, Bulloch, Siddons, Miß Trollope, Raumer, Herzog Bernhard v. Weimar, Paul v. Würtemberg, Bromme, Basil Hall, Miß Graham, Stuart-Cochrane, Stevenson, Hamilton, O'Brien, Prinz von Neuwied, Martius und Spix, Pohl, Mikan, Riemer, Weigl. Für den großen Ocean und Australien: Krusenstern, Kotzebue, Monteverde, Malaspina, d'Urville, Orley, Flinders, Frasor, Jamieson, Cunningham, Turnbull, die sich namentlich mit der Erforschung Neuhollands beschäftigten.

Wir schließen hiermit die kurze Uebersicht der berühmtesten Reisenden und werden uns zu einigen allgemeinen Bemerkungen.

Es lag zu sehr im Interesse der Nationen, welche als Seemächte in der ersten Reihe stehen, daß sie die Reisen zur Erforschung fremder Länder, aus denen sie für Handel, Verkehr, Colonisation ꝛc. Gewinn ziehen konnten, auf alle Weise begünstigten und unterstützten. Hauptsächlich rivalisirten in dieser Beziehung im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts Frankreich und England mit einander und erst in neuerer Zeit ist auch Rußland mit Glück und Energie mit in die Schranken getreten.

Wir können nicht alles speciell aufzählen, was die Regierungen zur Unterstützung so großer Entdeckungsreisen gethan haben, und wollen daher nur beispielsweise einen Fall anführen: Ludwig der Sechzehnte wollte hinter England, welches Cook ausgesendet hatte, nicht zurückbleiben. Er benutzte die

Ruhe, welche ihm nach Beendigung des Amerikanischen Krieges gönnte, eine Entdeckungsreise vorzubereiten, welche Frankreich das Recht sichern sollte, sich unter die ersten seefahrenden Mächte zählen zu dürfen; er rüstete deshalb in dem Hafen zu Brest im Jahre 1785 zwei Fregatten aus, deren Oberbefehl er dem Capitain de la Perouse übertrug, weil dieser sich schon in dem eben beendeten Kriege als ein kühner gewandter und erprobter Seemann bewährt hatte. Das zweite Schiff commandirte der Capitain de Langle. Eine sehr ausführliche Instruction, welche für de la Perouse ausgearbeitet wurde, verbreitete sich über alle Punkte, die dieser zu beobachten hatte: sie zerfiel in fünf Abschnitte, der erste enthielt die Reiseroute, nebst einer Sammlung von geographischen und historischen Noten; der zweite, politische und commercielle Aufträge; der dritte, wissenschaftliche Bestimmungen; der vierte, Verhaltungsregeln in Bezug auf die wilden Völker, die er finden würde; der fünfte endlich, Vorsichtsmaßregeln in Beziehung auf die Gesundheit und Pflege des Schiffsvolks. Allen diesen ist als Anhang noch eine Anmerkung beigefügt, die zum Theil eine Recapitulation des Ganzen enthält, und die wir hier vollständig mittheilen.

„Als man einen Navigationsplan entwarf, der dem Herrn de la Perouse auf seiner Entdeckungsreise zum Leitfaden dienen sollte, hatte man unter andern die Absicht, ihm die verschiedenen Meere, durch die er seinen Weg nehmen würde, in solchen Richtungen beschiffen zu lassen, deren sich noch nie einer von den Seefahrern, welche diese Gewässer in frühern Zeiten besuchten, bedienet hätte. Diese Veranstaltung schien unter allen die zweckmäßigste zu sein, um die Anzahl der Entdeckungen vervielfältigen zu können, und zugleich das Vorhaben, endlich eine vollständige Be-

schreibung des Erdballs zu Stande zu bringen, während dieser Reise merklich zu fördern.

Indeß sah man sich genöthigt, solche Inseln als Ruhepunkte zu bestimmen, die bereits hinlänglich bekannt sind, und wo Herr de la Perouse, wie man im voraus überzeugt ist, um so mehr Gelegenheit finden wird, sich durch Tauschhandel mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen zu versorgen, da man ihn zu dem Ende reichlich mit allerlei Waaren versehen, und hierbei hauptsächlich auch auf solche Artikel Rücksicht genommen hat, an welchen die Inselbewohner, mit welchen er Verkehr treiben wird, vor allen andern Geschmack finden. Indem man aber diesem französischen Befehlshaber solchen Landungsörter zum Ausruhen anwies, die schon oft besucht worden sind, nahm man zugleich darauf Bedacht, ihn auf Wegen dahin gelangen zu lassen, deren sich andere Seefahrer noch zur Zeit gar nicht bedienet haben. Bei der Auswahl der Waaren, die man ihm mitgeben wird, ist insonderheit auch auf solche Gattungen Rücksicht genommen worden, dergleichen den Bewohnern jener Inseln, wo er allem Vermuthen nach anlegen wird, noch nie zu Gesicht gekommen sind. Dies geschah deswegen, damit diese Völkerschaften hieran erkennen möchten, daß ihnen dieselben von einer Nation zugeschickt werden, die ihnen um so mehr als eine ganz neue und unbekannte Nation vorkommen muß, da sie noch nie einen Besuch von ihr erhielten."

„Bei Bestimmungen der Zeit, die zu den verschiedenen Ueberfahrten erforderlich sein dürfte, sind mancherlei Berechnungsarten zum Grunde gelegt worden. Man hat für bekannt angenommen, daß die Fahrzeuge, wenn sie auf offener See mit den Monsoons segeln, in Zeit von vier und zwanzig Stunden dreißig Seemeilen (Lieues) zurücklegen können. Hingegen hat man auf diesen nehmlichen Zeitraum nicht mehr

als vier und zwanzig Lieus gerechnet, wenn sie in solchen Gewässern fahren, wo es der Klugheit gemäß ist, während eines Theils der Nacht die Segel einzuziehen; ja sogar nur zwanzig, wenn die Fahrzeuge eben im Begriffe sind, Entdeckungen zu machen. In diesem letztern Falle hat man immer eine gewisse Anzahl Tage mit in Rechnung gebracht, die während der Zeit verloren gehen, wo man sich damit beschäftigt, eine Küste zu rekognosciren und in Augenschein zu nehmen. Nach diesem ungefähren Ueberschlage hat man die Zeit, welche dazu erforderlich ist, um von einem Orte zum andern zu gelangen, ingleichen auch hie und da auszuruhen, zu bestimmen gesucht; diese Berechnungen aber hängen freilich von den Umständen ab, in welchen sich die Fahrzeuge befinden, so auch von den Zufällen, welchen die Seefahrer unterworfen sind, und manchen andern Ereignissen, die man unmöglich vorhersehen kann."

„Die vollständige Dauer der Reise muß wenigstens über vier Jahre betragen; denn in einem kürzern Zeitraum würde sich alles das, was Se. Majestät vermittelst derselben zu bewerkstelligen wünschen, unmöglich erreichen lassen. Die periodische Rückkehr der Monsouns, welche sich in den nördlichen und südlichen Gegenden der Linie zu einer und ebenderselben Zeit ereignet, ist einer von jenen Umständen, welche man bei Berechnung der Reiseroute in Anschlag bringen muß, und wodurch die Schifffahrt in den Gewässern, welche den Inselgruppen und dem festen Lande Asiens zunächst liegen, ganz außerordentlich erschwert wird, indem man dort die Schifffahrt nicht eher wagen darf, als bis der Zeitpunkt herbeikömmt, wo günstige Winde eintreten. In Betracht dieser Monsouns hat man denn freilich bei Berechnung der Reiseroute manche willkührliche Maaßregeln ergreifen müssen. Doch wird die Dauer dieser Expedition, im

Ganzen betrachtet, eben nicht sehr dadurch verlängert werden; auch hat man den Zeitraum, welcher zu jeder einzelnen Reise erforderlich ist, auf eine solche Art zu bestimmen gesucht, daß nie die Gränzen überschritten worden sind, um gehörige Zeit zu haben, für beide Schiffe das benöthigte Holz und Wasser einzunehmen. Ueberdies sind die Schiffe Sr. Majestät mit einem so ansehnlichen Vorrathe von Lebensmitteln und allen andern Erfordernissen versehen, daß man daran während einer Seereise, welche vier Jahre lang dauern soll, mehr als genug haben wird, wenn man hiebei jene Hülfsquellen mit in Anschlag bringt, die man in den Berichten neuerer Seefahrer angezeigt findet, und welche sich Herr de la Perouse nach seiner bekannten Sorgfalt und Thätigkeit unfehlbar verschaffen wird, wenn und so oft er sich in Gegenden vor Anker legt, wo dergleichen zu haben sind. Kapitain Cook brachte auf seiner letzten Reise vier Jahre, zwei Monate und zwei und zwanzig Tage zu, obgleich seine Fahrzeuge beide reichlich approvisioniret waren, wie es die Schiffe Sr. Majestät sein werden."

„Wenn, wie es sich denn von dem Diensteifer und der Geschicklichkeit des Befehlshabers dieser Expedition nicht anders erwarten lässet, alle in seinen Instruktionen enthaltene Gegenstände ihrer Absicht entsprechen, so wird Herr de la Perouse andern Seefahrern, die vielleicht auf ähnliche Entdeckungen auslaufen möchten, am Ende seiner Reise nur noch das einzige Verdienst übrig gelassen haben, etwa von einzelnen Erdgegenden umständliche Nachrichten ertheilen zu können."

„Nur ist noch übrig die Methode bekannt zu machen, deren man sich bei Verfertigung der hydrographischen Charten bedienet hat, die, sobald sie den Beifall Sr. Majestät erhalten haben, den Befehlshabern der mehrerwähnten Fahrzeuge zugestellt werden sollen.

„Fürs erste hat man eine Charte vom südlichen Weltmeer verfertiget, worauf alle Richtungen, in welchen andere Seefahrer Entdeckungen gemacht haben, nach Anleitung ihrer Tagebücher, mit der größten Genauigkeit angegeben sind. Zugleich hat man auch jene mit angemerkt, deren nähere Verification annoch zu erwarten steht Diese Charte ist nach den besten französischen, spanischen, englischen und holländischen Charten kopirt worden. Man hat dabei die astronomischen Beobachtungen zum Grunde gelegt, nach welchen die Lage der interessantesten Punkte ganzer Länder wie auch einzelner Inseln, bestimmt worden ist."

„Der ungeheure Umfang des großen Weltmeeres, welches man gewöhnlich die Südsee, oder das stille Meer, zu nennen pflegt, machte es zur unvermeidlichen Nothwendigkeit, dasselbe in drei verschiedene Kreise oder Zonen abzutheilen. Die erste dieser Zonen umfaßt den großen südlichen Ocean, oder die Gegend zwischen dem antarctischen Polarzirkel und dem Wendezirkel des Steinbocks."

„Die zweite Zone besteht aus dem großen Ocean unter dem Aequator, oder aus dem Zwischenraume, der sich von dem einen Wendezirkel bis zum andern erstreckt."

„Die dritte umschließt den großen nördlichen Ocean, oder die Gewässer, welche zwischen dem Wendezirkel des Krebses und dem arctischen Polarzirkel mitten inne liegen."

„Da sich die Fahrten des Herrn de la Perouse nicht über den sechzigsten Parallelkreis im Norden und Süden erstrecken sollen, so hielt man es für unnöthig, auf den Charten, deren er sich auf seiner Reise zu bedienen hat, den großen Ocean am Nordpol, und den großen Ocean am Südpol, ebenfalls anzudeuten."

„Um die Zeichnung der oberwähnten, das große Weltmeer vorstellenden Charten, zu Stande zu brin-

gen, verfertigte man Auszüge aus den Tagebüchern aller und jeder Seefahrer, die jenes Meer, sowohl in diesem Jahrhundert, als auch in frühern Zeiten, beschifft haben. Man zog alle von ihnen herausgegebenen Specialcharten zu Rathe, und nahm sie in diese Generalcharte nach verjüngtem Maßstabe auf. Man ließ keine von allen bekannten Straßen und Fahrten, deren sich die ältern und neuern Seefahrer bedienet haben, unangedeutet, damit man die neuern Entdekkungen, mit jenen, die bereits in frühern Zeiten gemacht worden sind, und in einem oder dem andern Fall die Identität derselben darthun könne."

„Diese das große Weltmeer vorstellende Generalcharte ist demnach als das Resultat alles dessen zu betrachten, was uns davon bis auf den heutigen Tag durch die Bemühungen aller Seefahrer und Länderbeschreiber bekannt worden ist. Unmöglich kann man sich hier darauf einlassen, eine umständliche Nachricht von allen jenen Materialien zu ertheilen, die man theils zu erlangen gesucht, theils wirklich benutzt hat; denn diese Auseinandersetzung würde schon an und für sich einen ganzen Band füllen. Man muß es daher bloß dabei bewenden lassen, dem Memoire des Königs, welches dem Herrn de la Perouse zu seiner Instruktion dienen soll, einige geographische und historische Anmerkungen in Betreff verschiedener Punkte beizufügen, die einer nähern Erläuternng bedürfen. Auch wird man den oberwähnten beiden Generalcharten, welche den südlichen Ocean und das große Weltmeer vorstellen, noch sieben und dreißig andere Charten oder handschriftliche Originalplane beifügen, die auf solche Gegenden in jenen Gewässern Bezug haben, die noch zur Zeit am wenigsten besucht worden sind."

Wir wollen noch einiges von den Grundsätzen anführen, die zur Zeit Perouse's in Beziehung auf so

große Entdeckungsreisen galten. Wir erkennen dieselben eines Theils aus den Instruktionen andern Theils auch aus den Tagebüchern dieses Mannes. Fast sämmtliche können auch heute noch als Norm gelten. Zunächst liegt es wohl auf der Hand, daß eine genau vorgeschriebene Reiseroute unmöglich streng befolgt werden kann. Alle zu Grunde gelegten Berechnungen müssen den besondern etwa eintretenden Umständen, dem Zustande der Mannschaft, der Lebensmittel, der Schiffe und den Zufällen, welche man nicht voraussehen kann, unterworfen sein. Sie können den Operattionsplan mehr oder weniger ändern und der ganze Zweck einer Instruction kann nur darauf herausgehen, den Reisenden auf jede mögliche Vermehrung oder Vervollkommnung der Entdeckungen in den verschiedenen Welttheilen aufmerksam zu machen und ihm einen Weg anzuzeigen, auf welchem er einige Ordnung in seine Untersuchungen bringen kann, indem man seine Directionen und seine Ruhepunkte nach der Jahreszeit und den herrschenden oder periodischen Winden in jedem Meere bestimmt. Der Erfahrenheit und dem klugen Ermessen des Führers muß übrigens völlige Freiheit gestattet bleiben und er Vollmacht haben, in unvorhergesehenen Fällen die nöthigen Abänderungen zu treffen. Die politischen Gesichtspunkte, unter welchen er besondere Verhaltungsbefehle erhält, richten sich nach dem Stande der Dinge. Zu Ludwig des Sechzehnten Zeit mag es sonderbar erscheinen, daß man nicht an Colonisation der Inseln in der Südsee dachte und überhaupt gar nicht die Voraussetzung hegte, daß die Engländer mit dergleichen Plänen umgehen könnten. Es war dem König nur darum zu thun, das Klima, die mannichfaltigen Erzeugnisse der verschiedenen Inseln kennen zu lernen und die Sitten und Gebräuche, den Gottesdienst, die Regierungsform, ihre Art Krieg zu führen,

ihre Waffen, Schiffe, den unterscheidenden Charakter derselben und was sie etwa mit civilisirten Nationen gemein haben, zu studiren. Auf denjenigen Inseln, die bereits von Europäern besucht waren, wird der Seefahrer zu erfahren streben müssen, in wiefern die Eingebornen die verschiedenen mit ihnen bekannt gewordenen Nationen zu unterscheiden wissen und welche Meinung sie von jeder insbesondere haben. Er muß untersuchen, welchen Gebrauch sie von den verschiedenen Waaren, Metallen Werkzeugen, Stoffen und andern Gegenständen, womit sie von den cultivirten Gästen beschenkt wurden, machen. Auch muß er beobachten, ob und wie die dorthin versetzten europäischen Thiere sich vermehrt, ob die Sämereien und Pflanzungen hiesiger Gewächse, die man dort anzubauen gedachte aufgegangen, ob sie ausgeartet oder veredelt sind, ob die Insulanern sich nach den Anweisungen, welche man ihnen über den Anbau gab, richten, oder ob sie eine eigne Methode befolgen, bei welcher etwas zu profitiren ist. Hauptaufgabe ist jedenfalls die Bestätigung oder Berichtigung früherer Erfahrungen, namentlich der angestellten Messungen und Kartenzeichnungen. Merkwürdig ist der Befehl, den der König unserm Reisenden gab, jedem Schiffe aufs freundlichste zu begegnen, das mit gleichem Zwecke den Ocean befährt. Schon zu Cooks Zeiten, als Frankreich im erbitterten Kriege mit England lag, hatte Frankreich dasselbe Benehmen beobachtet. Die Befehlshabern aller französischen Fahrzeugen erhielten Befehle, wenn sie etwa den unter dem Commando des Capitain Cooks stehenden Schiffen, welche die Namen Discovery und Resolution führten, begegnen sollten, solche ungehindert ihre Fahrt fortsetzen zu lassen, und anstatt sie auf eine feindselige Art zu behandeln, ihnen vielmehr alles das zu verabreichen, was sie nöthig haben möchten. Hinter dieser

edlen Gesinnung der Engländer wollten die Franzosen nicht zurück bleiben und auch heut zu Tage würde in einem ähnlichen Fall gewiß ein gleiches Verfahren beobachtet werden; denn der Mann, welcher eine so gefahrvolle Expedition zum Heile der Wissenschaften übernimmt, ist als ein Freund der gesammten Menschheit zu betrachten. Die Instruction gebot ferner dem Capitain de la Perouse zu untersuchen, mit welchen Waaren und Erzeugnissen fremder Länder mit Vortheil ein Handel zu treiben sei. Auf allen Inseln und in allen Häfen des Festlandes, welche bereits von Europäern besetzt sind, oder die von ihm zuerst besucht werden, muß er alle Nachrichten einzuziehen suchen, welche ihm in Stand setzen können, einen Bericht über den Zustand des Handels, über die Kriegsmacht, über die Verhältnisse des Interesses oder der Freundschaft, die zwischen den europäischen Ansiedlern und den Ureinwohnern statt finden, über die Niederlassungen kurz über alles was die Politik und den Handel auf die eine oder andere Art nahe angeht, abfassen zu können.

In Betreff der Astronomie, der Erdbeschreibung, der Schifffahrtskunde und der Physik, werden folgenden Regeln die hauptsächlichsten sein. Er darf keine Gelegenheit ungenutzt vorüber gehen lassen. Das Wichtigste, was der Seefahrer zur Berichtigung der Seekunde beitragen kann, besteht darin, daß er die Länge und Breite aller Gegenden, wo er entweder vor Anker geht, oder auch nur vorbeisegelt, mit mit Zuverlässigkeit zu bestimmen versucht, er soll daher dem Astronomen und wer mit diesem Geschäft beauftragt ist, die gemessenste Weisung ertheilen, die Bewegung der größern und kleineren Seeuhren mit der größten Genauigkeit zu beobachten, überall, wo es sich thun läßt, auf festem Grund und Boden untersuchen, ob sie während der Ueberfahrt ihren regelmäßigen Gang beibehalten haben oder nicht, und

die etwaigen Veränderungen und Störungen sorgfältig anmerken, damit diese bei der Berechnung in Anschlag gebracht werden können, um die Länge der Orte desto zuversässiger zu bestimmen.

Wenn und so oft es die Beschaffenheit des Himmels gestattet, soll er den jedesmaligen Abstand, in welchen sich der Mond von der Sonne und andern Gestirnen befindet, mit den zu diesem Behuf bei sich führenden Instrumenten ausmessen lassen, damit er den Grad der Länge, welchen sein Schiff hält, gehörig beurtheilen, und ihn mit jenem vergleichen können, welche die am Bord befindlichen größern und kleinern Seeuhren auf eben demselben Punkte, und im nehmlichen Nu anzeigen werden.

Er soll dafür sorgen, die Beobachtungen jeder Art möglichst vervielfältigen zu lassen, damit endlich das mittlere Resultat dieser verschiedenen Operationen eine genauere Bestimmung veranlassen möge. Wenn er bei einer Insel oder einem andern Erdstrich vorüber schifft, wo er nicht zu landen gedenkt, dann soll er so viel wie möglich auf dem Paralellkreise dieses nämlichen Punktes liegen bleiben, sobald man sich damit beschäftigt, die Mittagshöhe der Sonne oder eines andern Gestirns zu beobachten, und hieraus auf den Stand der Breite zu schließen, unter welchem er sich mit seinem Schiffe befindet. Auch soll er sich auf dem Meridian dieses nämlichen Punktes so lange zu behaupten suchen, als die Beobachtungen dauern, welche dazu dienen, den Grad der Länge zu bestimmen. Vermittelst dieser Sorgfalt wird er jeden Irrthum in Betreff der Lage und des ungefähren Ueberschlages der Entfernung vermeiden, der auf die Richtigkeit der Angabe einen nachtheiligen Einfluß haben könnte.

Tag für Tag, vorausgesetzt, daß es Zeit und Umstände gestatten, muß der Seefahrer das Abweichen und die Neigung der Magnetnadel beobachten lassen,

und wenn er in einen Hafen einläuft, sogleich einen schicklichen Platz ausersehen, wo sich ein Observatorium unter passenden Zelten aufschlagen läßt. Natürlich wird dies in Ländern, welche von uncultivirten Völkern bewohnt sind, nicht ohne hinreichende Bewachung rathsam sein. Außer den Beobachtungen, welche darauf abzwecken, die geographischen Längen und Breiten der Orte zu bestimmen, und wobei man sich der zuverläßigsten Methode bedienen muß, außer der Sorgfalt bei der Beobachtung der Abweichung und Neigung der Magnetnadel, muß er alle Phänomene, die sich etwa ereignen, sorgfältig notiren, denn es ist ja eben der Hauptzweck solcher Unternehmungen, die Wissenschaften und namentlich die Naturwissenschaften zu fördern. Am besten ist es, wenn dem Schiffsbefehlshaber, der von mancherlei andern Geschäften in Anspruch genommen wird, so daß er sich astronomischen und physikalischen Beobachtungen ausschließlich nicht widmen kann, ein oder einige Männer von Fach zur Seite stehen, denen er natürlich jeden möglichen Vorschub leisten muß. Auch jetzt ist es als zweckdienlich zu empfehlen, was die erwähnten Instructionen la Peroufe vorschreiben, nämlich: auf jedem Schiff 2 Bücher zu führen, in welche täglich zu Wasser und zu Lande sowohl die astronomischen Beobachtungen, auch auch die, welche den Gebrauch der Seeuhren betreffen, eingetragen werden müssen, sie sollen nur ganz kurz und ohne weiter ins Detail ausgeführt zu werden, eingetragen und daraus ein Register gefertigt werden, also z. B. nur die Anzahl der Grade, Minuten ꝛc., wie sie das Instrument im Augenblicke der Beobachtung angiebt, ohne irgend eine Berechnung, blos mit der Anzeige des Fehlers, welcher durch das Instrument selbst veranlaßt wird, und mit der nöthigen Rectification. Das eine dieser Bücher muß in den

Händen des Astronomen, das andere in denen des Capitains sein. Neben diesem Journal kann der Astronom noch ein besonderes Buch führen, in welches er seine eigenen Beobachtungen und die Art seiner Berechnung notirt, damit desto sicherer ein richtiges Resultat erzielt werde.

Von allen Küsten und Inseln, welche der Seefahrer berührt, muß er eine möglichst genaue und vollständige Karte anfertigen lassen, und wenn diese schon vor ihm bekannt waren, die Richtigkeit derselben prüfen und die etwaigen Fehler verbessern. Wenn er daher längs der Küste hinsteuert oder einer Insel ansichtig wird, ist es rathsam, dieselbe mittelst des Reflexionskreises oder des Nagations-Compasses so genau als möglich aufzunehmen, wobei zu berücksichtigen ist, daß diejenigen Messungen, vermöge deren man ein Vorgebirge oder sonst einen merkwürdigen Gegenstand vermittelst eines andern messen und aufnehmen kann, bei Verfertigung von Seekarten am wenigsten trügen. Der Befehlshaber hat ferner darauf zu sehen, daß bei der Anfertigung der Plane die größte Sorgfalt beobachtet wird.

Wenn ihm auch wirklich von Seiten der Wilden die beste Aufnahme zu Theil wird, so ist es doch immer von der äußersten Wichtigkeit, sie zu überzeugen, daß er in gehörigem Vertheidigungszustande sei; denn sonst würde er zu befürchten haben, daß seine Sorglosigkeit sie reizen möchte, ihn unvorsehens zu überfallen. Er soll unter keinen Umständen eine Schaluppe oder irgend ein anderes Fahrzeug an's Land schicken, das nicht seine gehörige Anzahl Kanonen führt, mit Flinten, Säbeln und Streitäxten versehen ist, eine hinlängliche Quantität Munition an Bord hat und von einem Offizier commandirt wird, dem er ausdrücklich befehlen muß, dieses Fahrzeug nie aus den Augen zu lassen und dafür zu sorgen, daß es immer

von einiger Mannschaft bewacht werde. Er darf durchaus nicht gestatten, daß irgend jemand, er mag ein Offizier sein oder zur Equipage gehören, aus anderer Ursache auf dem Lande übernachte als in Dienstgeschäften. Alle die, welche Berufs wegen dort bleiben müssen, müssen sich vor Anbruch der Nacht in die Zelte begeben, welche man in der Absicht am Ufer aufgeschlagen hat, damit man sich ihrer als Obdach, als Observatorium und zum Theil auch als Magazin bediene. Hier muß er einer Wache ihren Posten anweisen und derselben des Nachts allemal einen Offizier beigeben, damit er nicht nur die diensthabenden Matrosen und Seesoldaten in Ordnung halte, sondern auch durch unausgesetzte Sorgfalt und Wachsamkeit jedem Angriffe oder andern nachtheiligen Unternehmungen der Wilden zuvorkomme. Er soll dafür sorgen, daß seine Schiffe sich immer so vor Anker legen, damit sie die Anstalten, welche man am Gestade getroffen hat, überwachen und beschützen können. Auch muß er dem Offizier, welchem der dortige Posten anvertraut ist, die erforderlichen Befehle in Hinsicht der Signale ertheilen, deren er sich bei entstehenden Unruhen zu bedienen hat. Sobald er mit diesen Veranstaltungen zu Ende gekommen ist, muß er Bedacht auf das nehmen, was der Lebensunterhalt seines Schiffsvolks und die anderweitigen Bedürfnisse seiner Fahrzeuge von seiner Sorgfalt erheischen; und nachdem er zuvor unter den Waaren, Werkzeugen und Geräthschaften, womit er seine Schiffe versehen hat, eine zweckmäßige Auswahl getroffen, muß er einen Theil derselben an's Land bringen und hier unter dem Schutze der erwähnten Wache seine Niederlage eröffnen. Es ist bekannt, daß die Wilden, welche die Inseln im großen Weltmeere bewohnen, fast durchgängig einen unwiderstehlichen Hang zur Dieberei haben, er wird

deshalb, damit sie der Anblick einer allzugroßen Menge wünschenswerther Gegenstände, die sie in einem kleinen Bezirk zusammengehäuft sehen, nicht noch mehr in Versuchung führe, eine solche Einrichtung treffen, daß von einem Tage zum andern nur so viele Artikel an's Land geschafft werden, als man täglich zu vertauschen denkt. Den Werth der Tauschwaaren muß er selbst bestimmen und schlechterdings nicht erlauben, daß man die von ihm vorgeschriebene Taxe eines oder des andern Handelsartikels überschreite; denn wenn er es zuließe, daß man bei diesem Verkehr für solche Waaren, die er etwa bedürfte, zu viel bewilligte, so würde man befürchten müssen, daß sich die Wilden dieses Umstandes bedienen und den Preis ihrer Waaren erhöhen.

Es ist nicht rathsam, irgend einen von der Schiffsmannschaft auf eigene Hand Tauschhandel treiben zu lassen; die erfahrendsten Seeleute haben diese Regel immer beobachtet. Der Preis der Tauschwaaren muß unabänderlich fest bestimmt sein, weil sonst die unkultivirten Völker leicht auf die Idee gerathen, man wolle sie übervortheilen. Die größte Strenge muß gegen diejenigen von der Schiffsmannschaft angewendet werden, welche etwas von den Seegeräthschaften oder zum Tausch bestimmten Waaren in der Absicht entwendet, um es heimlich an's Land zu schaffen. Noch strenger muß man diejenigen behandeln, die ungeachtet ihrer Anstellung beim Magazinwesen das ihnen geschenkte Zutrauen mißbrauchen, Effecten entwenden, und dieselben unter der Hand zu veräußern suchen. Man sehe ferner genau darauf, daß alle Schiffsleute mit den Eingebornen des Landes, wo sie sich einige Zeit aufzuhalten genöthigt sind, stets in gutem Einvernehmen bleiben, und sich durch ein gefälliges, einnehmendes Betragen ihre Zuneigung erwerben. Bei Strafe muß es verboten sein, den Leuten etwas mit

Gewalt zu nehmen, was sie nicht gutwillig weggeben wollen. Eine menschenfreundliche und liebevolle Behandlung roher Naturmenschen etwa in derselben Weise, wie man mit Kindern umzugehen pflegt, muß als Hauptgrundsatz für den Umgang mit ihnen angenommen werden. Mit lebhafter, thätiger Theilnahme wende man alle Mittel an, den materiellen und sittlichen Zustand dieser Völker zu verbessern, doch muß man hierbei mit Vorsicht und in Erwägung der niedrigen Stufe ihrer Bildung zu Werke gehen, und ihnen nichts zumuthen, was nur unter der Voraussetzung einer von Kind auf Kindeskind vererbten Cultur und Erziehung möglich ist; denn fast immer wird man in diesem Falle entweder auf hartnäckigen Widerstand bei ihnen stoßen, oder wenn sie gutartiger Natur sind, sie zu willenlosen Werkzeugen, die ohne Bewußtsein des Rechts und der Pflicht handeln, herabwürdigen. Traurige Beispiele solcher Art findet man genug in den Missions-Colonien des nördlichen und südlichen Amerikas, wo die Einwohner dem Namen nach zwar Christen sind, jedoch noch nicht den entferntesten Begriff von den ersten Grundsätzen der Sittlichkeit und Menschlichkeit, noch weniger von dem Wesen des Christenthums überhaupt haben, und nur maschinenmäßig oder aus Furcht vor Strafe dem Willen der ehrwürdigen Väter nachleben. Man beginne zunächst für ihr materielles Wohl zu sorgen, man lehre sie den Anbau nothwendiger Früchte, Gemüse, Getreidearten und suche ihnen überhaupt den Begriff der Arbeit als der Quelle des Genusses, des Erwerbes, des Wohlstandes und des Bedürfnisses beizubringen, man lehre sie Achtung vor fremden Besitz haben, woran es ihnen in der Regel gänzlich fehlt. Von der Grundlage des materiellen Wohls kann man dann weit leichter auf ihre geistige Cultur wirken, denn

dieses ist der naturgemäße Weg, welchen die Bildung der ganzen Menschheit eingeschlagen hat.

Nicht Alles, was der Europäer oder überhaupt der civilisirte Mensch für Glück, Genuß, Recht und Pflicht hält, soll er dem in der Cultur zurückgebliebenen Mitmenschen als Wohlthat aufdringen wollen. Gar Vieles, was zu seiner bisherigen Lebensweise durchaus nicht paßt, was dem Clima, den örtlichen Bedingungen, dem hergebrachten Glauben, ihren beschränkten Begriffen von Mein und Dein geradezu widerspricht, und das sie nun ohne Weiteres annehmen, woran sie sich gewöhnen sollen, wird für sie eher eine Qual als eine Wohlthat, eher ein Unglück als ein Glück. Wir müssen diese Begriffe mit einem ganz andern Maaßstabe messen. Ebenso wird es uns bei der Beurtheilung ihrer Fehler, ihrer Laster, ihrer Unmenschlichkeiten gehen, wir werden in der Bekämpfung derselben fast immer zu falschen Mitteln, welche gerade das Entgegengesetzte wirken, greifen, wenn wir unsere Ansichten als Norm der Beurtheilung nehmen wollen. Wir halten den Diebstahl für ein Vergehen gegen die menschliche Gesellschaft. Die Einwohner der meisten Südseeinseln übten zahllose Diebstähle, ohne vielleicht nur eine Idee davon zu haben, daß es sträflich sei, sich auf Kosten fremden Eigenthums zu bereichern. Wer nun mit dem europäischen Richtersinn sie deshalb strafen wollte, würde ihnen wie ein Narr oder wie ein Tyrann erscheinen. Jene Menschen kennen den Begriff des Eigenthums nicht, weil sie im Grunde keines haben, weil sie nichts erwerben, nicht arbeiten und handeln in unserem Sinne. Lehrt sie arbeiten, erwerben und sie werden die Wohlthat des Besitzes fühlen, sie werden sich unter einander selbst ihren Besitz sichern wollen, sie werden das Unrecht des Diebstahls als eine Beeinträchtigung einsehen lernen. Ebenso geht es mit dem Verhältnisse der Ehe, der Religion ꝛc.

Vor einem aber hüte man sich sorgfältig: sie mit den Lastern der civilisirten Völker bekannt zu machen. Es ist unmenschlich; denn diese wirken bei ihnen verheerender als bei uns, weil sie nicht den natürlichen Feind, die Organisation einer sittlichen und policirten Gesellschaft gegen sich haben, sondern ihre ganze furchtbare Gewalt ausüben. Dies Letztere ist der Grund, weshalb Viele sich gegen solche Entdeckungsreisen erklären.

Man denke nur an das Unheil, welches das Feuerwasser, wie die Indianer den Branntwein nennen, in Westindien und auf den holländischen Colonien angerichtet hat, wie er ganze Stämme entnervt und zu Sklaven des listigen Europäers gemacht, und endlich ihre Ausrottung und Vertreibung veranlaßt hat. Es war auch ein Genuß, den die Europäer herüber brachten, aber es war auch zugleich ein süßes Gift, welches die unerfahrenen, hülflosen Kinder der neuen Welt mit Wollust einsaugten. Aber die Schmach des moralischen und physischen Mordes fällt auf die „Wohlthäter" zurück, das Laster lernt sich leichter, es ist verführerischer als die Tugend und weiß zu locken und zu erfreuen, wo die Tugend Strenge, Entsagung und Opfer fordert. Wir wollen hier das Kapitel ganz übergehen, was durch die Verpflanzung des Lustseuchengiftes für Elend in die fernsten Länder getragen worden ist. Jeder Schutz, den dagegen die Cultur Europas, die medicinische Wissenschaft und die polizeiliche Aufsicht, den endlich eine auf Grundsätzen basirte Moral und die Erziehung in Sitte und Gesetz gewährt, jede Hülfe der Kunst ist jenen Naturkindern fern und sie fallen dem Geschenk der sogenannten Civilisation ohne Erbarmen zum Opfer. Daher läßt sich erklären, daß bei aller Wohlthat und allem Gewinn, den die Menschheit aus ihren Forschungen zieht, nur dann ein Segen für die Menschheit zu hoffen ist, wenn

auch hier die Vernunft das Scepter führt, und nicht bloß das egoistische Interesse des Handels und der Gewinnsucht. Hören wir hierüber eine Ansicht Forsters, unsers berühmten Landsmannes, der mit Cook die Fahrt um die Welt machte. Wir finden sie in einer Anmerkung zu La Perouses Reise (1. B. S. 105).

Sollten denn aber die Wohlthaten, welche man diesen Völkerschaften durch die Mittheilung einer neuen mehligen Pflanze, einer neuen Obstart, ja sogar durch die Einführung nützlicher Hausthiere erzeigt, die Summe jener Uebel aufwägen, die für sie aus der Annahme europäischer Sitten und Gebräuche entspringen?

Ich denke, wenn man dieses Problem in philosophischer, politischer, ja sogar in religiöser Rücksicht betrachtet; wenn man untersucht, was sie wirklich besitzen; wenn man erwägt, daß sie sich unmöglich nach Dingen sehnen können, wovon sie gar keine Kenntniß haben; dann muß man allerdings wünschen, daß sie noch lange Zeit jene Glückseligkeit, jene unabänderliche Gemüthsruhe genießen mögen.

Folgende Stellen, die aus Cook's dritter Reise entlehnt sind, können als eben so viele Belege dienen, wodurch meine Meinung bestätigt wird.

„Als sich die Adventure im Jahre 1773 zum „ersten Male in Königin-Charlotten-Sund „vor Anker legte, schlug Herr Bayly in der dortigen „Gegend sein Observatorium auf. Er selbst und die „Leute, welche zur Bedeckung bei ihm geblieben wa„ren, hatten dort in ihren müßigen Stunden mehrere „Gattungen von unsern Gartengewächsen angepflanzt, „wovon ich jetzt keine Spur mehr fand. — Die dor„tigen Einwohner essen dieselben (die Kartoffeln) au„ßerordentlich gern, und dennoch bemerkte ich auf die „überzeugendste Art, daß sie sich nicht einmal die Mühe „gegeben hatten, nur eine einzige derselben in die Erde

„zu stecken. Wäre es ihnen nicht allzu beschwerlich „gewesen, das Land, wo wir ehedem dergleichen an„gebaut hatten, davon zu säubern, so würde derma„len wahrscheinlich keine einzige mehr übrig sein.“

. . . „Diese beiden Oberhäupter verlangten Zie„gen und Schweine von mir. Ich beschenkte den „Matahouah mit einem Bock und einer Ziege, nebst „ihrem Zicklein; dem Tomatougeauooranne gab „ich zwei Schweine, einen Eber und eine Sau. Beide „versprachen, sie wollten diese Thiere nicht schlachten; „doch muß ich offenherzig gestehen, daß ich ihrer Zu„sage nicht trauete. Bei dieser Gelegenheit erfuhr „ich, daß die Thiere, welche Kapitain Furneaux ehe„dem an's Land geschickt hatte, bald darauf den Lan„deseinwohnern in die Hände gerathen wären, und „daß kein einziges mehr am Leben sei.“

„Er (Taweiharooa) fügte noch hinzu, der Ka„pitain habe einen unerlaubten Liebeshandel mit einer „aus diesem Lande gebürtigen Frau unterhalten, und „einen Sohn mit ihr gezeugt, welcher noch am Leben „und beinahe so alt als Kokoa sei. Wiewohl nun „Kokoa zur Zeit, wo sich dies zutrug, noch nicht auf „der Welt gewesen war, so schien er dennoch von die„ser Geschichte sehr genau unterrichtet zu sein. Hier„nächst erzählte uns Taweiharooa, daß eben die„ses Schiff, das erste, welches dort anlegte, die Lust„seuche nach Neuseeland gebracht habe. Ich „wünsche von Herzen, daß alle europäische Seeleute, „welche nachher dorthin gekommen sind, sich von dem „Vorwurfe frei fühlen mögen, ein eben so abscheuli„ches Denkmal ihres Aufenthaltes daselbst hinterlassen „zu haben.“ —

Wenn der Schiffsführer durch dringende Umstände genöthigt sein sollte, sich gegen die Wilden der Ueberlegenheit seiner Waffen zu bedienen, so muß er doch erst im allerdringendsten Falle zu einem solchen ge-

waltsamen Mittel greifen, und nur dann, wenn es sich darum handelt, den Widerstand zu beseitigen, den sie der Einbringung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, Holz, Wasser oder Nahrungsmittel etwa entgegensetzen, oder bei Ueberfällen und Angriffen von ihrer Seite. Auch da aber soll er mit möglichster Schonung verfahren und seine Leute unter strenger Aufsicht haben, daß sie die Grenzen nicht überschreiten und sich aus Rache oder Uebermuth vielleicht zu Grausamkeiten hinreißen lassen. Wenn sich die Wilden nicht durch Güte und Ueberredung, durch Geschenke und freundliches Entgegenkommen zum Frieden bewegen lassen, so versuche man sie durch Drohungen in Furcht zu setzen und im Zaum zu halten, und ist dies fruchtlos, so gebe man ihnen ein Beispiel von der Wirkung der Waffen, mehr um sie in Schrecken zu setzen, als sie zu züchtigen. Die Sicherung des eigenen Lebens, der Mannschaft, die Erhaltung der Schiffe und der Geräthschaften, das ist, was man überall nur im Auge haben darf. Ueber die Vorsichtsanstalten, deren man sich bedienen soll, das Schiffsvolk bei guter Gesundheit zu erhalten, welches die erste und vornehmste Bedingung einer geregelten und glücklichen Fahrt ist, verbreitet sich die Instruction eigentlich weniger, als man erwarten sollte. Es heißt darin:

Die Fahrzeuge, worüber er das Commando führt, sind reichlich mit allen Arten von Hülfsmitteln versehen, die dazu dienen können, den Seekrankheiten entweder ganz vorzubeugen oder wenigstens ihre Ausbreitung zu verhindern. Er hat ferner hinlänglichen Vorrath von allem an Brod, um den Abgang der gewöhnlichen Nahrungsmittel zu ersetzen, und zu verhüten, daß die schlechte Beschaffenheit derselben keine schädliche Folgen habe. Er hat mit der äußersten Wachsamkeit dafür zu sorgen, daß diese Hülfsmittel zu rechter Zeit und in gehörigem Maaße angewendet

werden; insonderheit aber soll er darauf bedacht sein, gleich nach jeder Landung, wenn und wo dieselbe geschehen möge, jeden günstigen Umstand zu benutzen, um seinem Schiffvolke Erfrischungen und gesunde Nahrungsmittel zu verschaffen, und dadurch die nachtheiligen Folgen zu verhüten, welche aus dem langen Genuß des eingesalzenen Fleisches unvermeidlich entstehen müssen.

Se. Königl. Majestät stellen es lediglich der Klugheit des Herrn de la Perouse anheim, zur Vertheilung der im Schiffsraume vorräthigen Lebensmittel am Bord der beiden Fregatten eine von ihm selbst zu bestimmende Verfahrungsart einzuführen, die ihm unter allen die schicklichste dünkt.

Er soll dafür sorgen, daß, sobald er sich eine Zeitlang in einem Hafen aufhält, diejenigen Sorten des Proviants, an welchen man eine Spur von Fäulniß bemerkt, in Augenschein genommen und an die frische Luft gebracht werden, damit dadurch ihrem weitern Verderben Einhalt geschehe.

Er soll keine Gelegenheit verabsäumen, seine Mannschaft mit frischen Fischen zu versehen, und zu Verbesserung der eingesalzenen sich jener Mittel zu bedienen, deren Auswahl man seiner Willkühr überlassen hat. Unfehlbar aber würde er am besten thun, wenn er zu diesem Behuf von der nämlichen Verfahrungsart Gebrauch machte, die von den Seefahrern, welche in den neuesten Zeiten das große Weltmeer beschifft haben, mit dem glücklichsten Erfolg in Anwendung gebracht worden ist.

Herr de la Perouse weiß mehr als zu wohl, daß eine der wirksamsten Vorsichtsanstalten, wodurch man die Seeleute bei guter Gesundheit erhalten kann, darin besteht, wenn man sie unabläßig dazu antreibt, sowohl in Ansehung des Schiffs, als ihrer eigenen Personen die größte Reinlichkeit zu beobachten.

Er soll sich daher aller und jeder bekannten Mittel, z. B. der Ventilatoren, Fumigationen, Durchräucherungen ꝛc. bedienen, damit die Luft im Schiffsraum und zwischen dem Verdeck immer von Neuem angefrischt und gereinigt werde. Er soll darauf sehen, daß die Hangematten und Reisegeräthschaften des Schiffvolks, so oft es die Witterung gestattet, an die freie Luft gebracht werden; und damit die Matrosen und anderen Leute, woraus dasselbe besteht, die Reinlichkeit in ihrem Anzuge desto weniger vernachlässigen, so soll er sie in gewisse Rotten abtheilen, und den Offizieren einer jeden Fregatte Befehl geben, wechselsweise die Aufsicht darüber zu führen und diese Einrichtung sorgfältig beizubehalten.

Jeder dieser Offiziere soll dem Schiffskapitain alle Woche von der Beschaffenheit der Reisegeräthschaften und anderer unentbehrlichen Dinge, welche zu der seiner Obsicht anvertrauten Rotte gehören, Bericht erstatten. Die Ergänzungsgeräthschaften, welche Se. Majestät einzuschiffen verordnet haben, sollen zwar der Mannschaft auf beiden Fahrzeugen nicht anders verabreicht werden, als auf ausdrücklichen Befehl des Herrn de la Perouse, doch wird man bei dieser Vertheilung auf die Vorschläge des Schiffskommandanten gehörige Rücksicht nehmen, und die Umstände in Erwägung ziehen, weshalb er diese Unterstützung für nöthig erachtet.

Herr de la Perouse soll unter den Matrosen beider Fregatten die strengste Mannszucht halten, und sorgfältig darauf sehen, daß in dieser Rücksicht nie das Geringste vernachlässigt werde; doch soll er diese Strenge, die der Dienst mit sich bringt, und die besonders auf einer Seereise, welche wahrscheinlich einige Jahre lang dauern wird, von der dringendsten Nothwendigkeit ist, dadurch zu mildern suchen, daß er die väterliche Sorgfalt gegen seine Reisegefährten un-

unterbrochen fortsetzt. Se. Majestät, die von der Beschaffenheit seiner Gesinnungen hinlänglich unterrichtet sind, hegen das feste Vertrauen zu ihm, daß er es sich jederzeit zum angelegentlichsten Geschäft machen werde, seiner Mannschaft alle Erleichterung, alle Ergötzlichkeiten zu verschaffen, die er derselben nur irgend bewilligen kann, ohne den Dienstpflichten zu nahe zu treten, und den Zweck dieser Reise aus den Augen zu verlieren.

Se. Majestät hätten dem Herrn de la Perouse keinen ausgezeichneteren Beweis von dem Zutrauen geben können, welches Höchstdieselben in seinen Diensteifer, seine Klugheit und Einsichten setzen, als daß Sie ihm die Ausführung einer der weitaussehendsten Unternehmungen übertragen, die jemals in Vorschlag gebracht worden sind. Einige Seefahrer, die ihm auf ähnlichen Entdeckungsreisen vorangegangen sind, haben ihm zwar große Lehren und erhabene Beispiele zur Nachahmung hinterlassen, doch zweifeln Se. Majestät im Geringsten nicht, daß er eben so voll Ruhmbegier, eben so voll Eifer für die Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse, eben so voll Beharrlichkeit, wie seine musterhaften Vorgänger, sich das Verdienst erwerben werde, selbst dereinst allen denen zum lehrreichen Vorbilde zu dienen, die, von gleichem Muthe beseelt, die nämliche Celebrität zu erlangen suchen.

Bei so vielen Vorsichtsmaßregeln für den glücklichen Erfolg und die Authenticität einer großen Unternehmung, bei den vielen Kosten, welche sie erfordert, und bei den Mühseligkeiten, den Unglücksfällen, die mit ihr verbunden sind, — werden einige mit Vorurtheilen behafteie und an ihrem System hangende Leute bezweifeln, ob das alles durch den gegenseitigen Nutzen, welche Entdeckungsreisen den verschiedenen Völkern verschaffen können ersetzt werde. Ich selbst halte die Einführung von Hausthieren oder von eini-

gen mehlichten Pflanzen bei den Wilden wirklich nicht für eine Wohlthat, wenn ich die Uebel dagegen stelle, welche für sie aus den falschen oder oberflächlichen Begriffen, die unserer Grundsätze ihnen geben und aus der schnellen Mittheilung unsere Sitten und Gebräuche entspringen. Wenn man ihnen, sage ich, isolirte Kenntnisse, die sie nicht zu erweitern oder anzuwenden wissen, Pflanzen und Thiere, die sie nicht erhalten und fortpflanzen können, gegeben hat, und sie dann wieder sich selbst überläßt: so bleibt die in ihnen erregte Begierde nach neuen Kenntnissen und nach neuem Genuß unbefriedigt und man schafft ihr Unglück. Aber, wenn man sie stufenweise bildet, um sie zu civilisiren; wenn man sie zu policirten Völkerschaften macht und dann erst zu verfeinerten; und wenn man sie nicht anders neue Bedürfnisse und neue Verfahrungsarten kennen lehrt, als zugleich mit den Mitteln, jenen abzuhelfen und diese nützlich anzuwenden: so giebt und sichert man ihrer Generation die glücklichsten Resultate von der Entwickelung der menschlichen Geisteskräfte. Können auch, da die Verhältnisse zwischen uns und ihnen so verschieden sind, für uns wie für sie Unbequemlichkeiten aus diesen Mittheilungen entspringen, so lassen sich doch die großen Vortheile, welche Entdeckungsreisen den Wissenschaften und Künsten gewähren, nicht mit vernünftigen Gründen bestreiten. Für den nicht civilisirten Menschen ist es Bedürfniß seine Kenntnisse und seine Lebensgenüsse mit der Fähigkeit seines Geistes und dem Umfange seiner Wünsche ins Verhältniß zu bringen.

Der Seefahrer entdeckt, je weiter ihn sein Weg führt neue der Menschheit nützliche Produkte: er bestimmt die verschiedenen Punkte der Erdkugel und sichert seinen und anderer Weg; er lernt seinesgleichen durch eine größere Anzahl von Verhältnissen beurtheilen und jeder Schritt vorwärts bringt ihn weiter

in der Erkenntniß des Menschen und der Natur. Es ist groß, es ist schön auf solche Art Opfer zu bringen und sich deshalb Gefahren auszusetzen, daß man die Bedürfnisse der ganzen menschlichen Gesellschaft befriedige und die wahren Reichthümer vermehre.

Einige Philosophen haben die Reisen überhaupt gemißbilligt weil viele aus ehrsüchtigen oder eigennützigen Absichten unternommene barbarische Handlungen zur Folge gehabt haben; (man denke z. B. an die Eroberung Mexikos und Perus und an die Behandlung der Indianer-Stämme im Innern Amerikas von Seiten der Portugiesen, Spanier, Franzosen und Engländer und an die Colonisations-Systeme der Holländer in Indien und Amerika). Ohne Zweifel aber verwechselten aber diese Philosophen, solche Handlungen der cultivirten Barbarei mit Entdeckungsreisen, welche die Absicht hatten, entfernteren Völkern Wohlthaten zu erweisen und das Gebiet der Wissenschaften zu vergrößern.

Diese Wohlthaten, wird man vielleicht sagen, sind der Preis ihres Blutes, denn man erhält sie nicht anders, als wenn man eine Gewalt zeigt, die weil sie für die Seefahrer selbst verderblich wird in den Augen des Philosophen und des Menschenfreundes ein doppeltes Verbrechen veranlaßt.

Man sehe sich bei den Seefahrern um, die durch ihre Mäßigung bekannt sind! Ihre Nachrichten zeigen uns, daß man nur die Mittel, welche die Klugheit vorschreibt gebrauchen darf, um die Wilden durch das bloße Vorzeigen unserer Kräfte ganz leicht im Zaum zu halten. Bald werden sie dann die von ihnen verehrten Reisenden auch als ihre Wohlthäter lieben; denn sie sind, der Erkenntlichkeit, und folglich auch jeder andern Empfindung fähig.

Dem ehrwürdigen Grunde, der jene Philosophen zu ihrem irrigen Urtheile verleitet hat, muß man Ge-

rechtigkeit wiederfahren lassen; denn er ist Humanität. Wir werden also in der Folge mit einander einig sein, wenn wir sehen, welche äußerst große Schonung unsere Seefahrer für das Leben der Wilden beobachteten, die einander doch aus den unbedeutendsten Ursachen vernichten; wenn wir sehen, daß die Wildheit dieser Menschen durch die Civilisirung vermindert, und daß durch die Abschaffung der so empörenden, und bei den wilden Völkern so allgemein gebräuchlichen Menschenopfer so vieles Blut erspart wird.

Der Herausbeber und Uebersetzer der Reisen La Perouse macht zu diesem Ansichten, welche in den Acten des Friedensgerichts der Stadt Morlaix bei Gelegenheit eines Protokolls in Bezug auf die Nachrichten über den verschwundenen la Perouse enthalten sind, folgende Anmerkung: Wer edles Gefühl für die Kultur der Menschheit hat, und den Nutzen der Wissenschaften kennt, wird diese Entdeckungsreisen nach unbekannten Gegenden unserer Erde gewiß nicht tadeln. Indeß ist nicht zu läugnen, daß durch Nebenabsichten und kleinliche Leidenschaften nicht alle Entdeckungsreisen für das Ganze der Menschheit so vortheilhaft gewesen sind, als sie es unter andern Umständen hätten sein können. — Es ist offenbar, daß wir über ein so reichhaltiges Thema ein ganzes Werk schreiben könnten und schon die bloße Zusammenstellung der verschiedenen Meinungen der Philosophen, der Naturforscher, der Theologen, der Communisten, ber Optimisten und wie sonst die verschiedenen Gattungen der Bildung und Unbildung heißen, ein ziemlich starkes Volumen füllen würden. Die Beglückungstheorien beruhen auf gar zu heterogenen Prinzipien und was der eine für das höchste Recht hält, verschreit der andere als größten Irrthum. Wir wollen uns daher mit dieser kurzen Abhandlung, die mehr historische Data als Theorien enthält, begnügen und was

etwa als nothwendige Ergänzung über diesen Gegenstand hinzuzufügen sein dürfte, das können wir leicht in dem später folgenden Artikel Weltumseglung, unter W., nachholen.

Umsehen, gewöhnlich mit „sich" construirt, sich umsehen, nach allen Seiten hinsehen, z. B., wenn man etwas sucht; auch sagt man, sich nach etwas umsehen, in der Absicht es zu finden, zu treffen; z. B. sich nach Arbeit umsehen, Arbeit suchen. Vergleiche hierüber den Artikel Umschauen und nachher Umsicht, welches davon abgeleitet ist, aber eine eigene Bedeutung bekommen hat.

Umsetzen, an einen andern Ort setzen. Wie man umlegen, umwerfen, umschlagen vom Winde gebraucht, wenn er plötzlich eine andere Richtung annimmt, so auch umsetzen. Umsetzen ist ein in der Handelswelt sehr gebräuchliches Wort für: Waaren durch Tausch oder um Geld verhandeln. Es gilt hier dasselbe, was schon bei Umsatz gesagt worden ist. Umsetzen sagt der Tuchscheerer auch für umlegen, s. oben), das Tuch, welches in der Presse ist, so legen, daß die zuerst gepreßten Falten nun in die Mitte kommen. Wichtig ist besonders das Umsetzen der Blumen in Töpfen, was man auch verpflanzen nennt. Wir haben in dem Artikel umlegen von den Gewächsen gesprochen, welche zur Gemüsegärtnerei gehören, hier sind diejenigen abzuhandeln, die die Blumengärtnerei betreffen. Das Umsetzen geschieht meistens im Frühjahre, ehe die Pflanzen treiben, also im April und Mai, oder wenn die Blüthezeit der Pflanzen gerade in diese Monate fällt, nach der Blüthe oder Saamenreife. Es ist nicht rathsam, Pflanzen während ihrer stärksten Wachsthumsperiode zu versetzen, allein rasch wachsende Pflanzen, welche während des Sommers mehremals den Topf mit Wurzeln

füllen, so daß sie nachher nicht mehr genügende Nahrung finden, kann man während ihrer Wachsthumsperiode zwei bis dreimal versetzen, doch muß man sich hüten, den Ballen zu verletzen. Auch junge Samenpflänzchen, welche man schon bei einer Höhe von 1 bis 2 Zoll in kleine Töpfe umgepflanzt hat, wird ein öfteres Umsetzen in immer größere Töpfe nothwendig. Die Wurzeln darf man nur dann beschneiden, wenn sie sich filzartig um die innere Wand des Gefäßes festgesetzt haben; man nimmt alsdann nur den Filz mit einem scharfen Messer fort, lockert dann die Oberfläche des Ballens mit einem stumpfen Hölzchen einige Linien tief auf und setzt die Pflanze wieder ein. Es ist nicht rathsam, die äußere Luft auf die Wurzeln lange einwirken zu lassen, sondern man beeile sich, die Pflanze sogleich wieder in den neuen Topf zu bringen. Nachdem das Umsetzen geschehen ist, stelle man den Topf an einen schattigen Ort und begieße fleißig, bis die Einwurzelung wieder geschehen ist.

Man wählt gern zum Versetzen eine trübe Witterung. Nicht bei allen Pflanzen ist das Umsetzen in größere Töpfe jährlich nothwendig, sondern dann nur, wenn die Wurzeln den Topf ganz ausfüllen. Je enger der Raum ist, in welchem die Wurzeln sich zusammendrängen müssen, je dürftiger wird der Wuchs sein; Pflanzen, welche hingegen bei raschem, üppigem Wuchse nicht leicht blühen, thun dieses oft dann, wenn man ihnen eine magere Erde giebt, und die Töpfe reichlich vollwurzeln läßt. Individuen, die in Töpfen schwächlich geworden sind, und ein kümmerliches Ansehen haben, werden häufig durch das Verpflanzen in die freie Erde im Mai, Juni wieder zum üppigsten Wachsthum und reichlichem Blühen gebracht: (Heliotrop, Monatsrosen, Fuchsien, Calceolarien, Polarponien, Lantanen, Plumbaga, Heiden) und viele andere Arten. Manche Gattungen ertragen das

oftmalige Umpflanzen nicht gut, zumal wenn man ihre Wurzeln dabei stört oder beschädigt: (Orchidorn, Proteon, Molaleuken, Loptospromen u. a.). Ist das Versetzen bei einer Pflanze nicht nöthig befunden, so gebe man ihr über den Wurzeln frische Erde. Der Topf muß dem Wuchse und der Größe einer Pflanze angemessen sein, denn zu große Töpfe schaden oft sehr, besonders feinen und langsam wachsenden Arten, dagegen verlangen schnell wachsende, besonders einjährige Arten mehr geräumige Töpfe, worin sie eine längere Zeit Nahrung finden. 2—4 Zoll hohe Pflänzchen setze man in 3 Zoll weite, später in 4 bis 5 Zoll weite Töpfe ꝛc. Für den Unkundigen, der nicht den Wuchs einer Pflanze im Voraus beurtheilen kann, ist anzurathen, die zu versetzende Art in einen Topf zu pflanzen, der so viel größer ist, daß der Topf, in dem die Pflanze bisher stand, locker mit dem Rande hinein paßt. Für große und für stark wachsende Exemplare nehme man 3—6 Zoll weite Gefäße, und zwar für die größten Kasten oder Kübel von gutem Eichenholz. Die Töpfe dürfen nicht zu hart noch zu schwach gebrannt und nicht glasirt sein. Die innere Wand muß glatt, die untere etwas geringer als die obere, und die Höhe (wiewohl für die meisten Pflanzen, die keine Horizontalwurzeln haben, etwas tiefer als weit) zur Weite proportionirt sein. Die Wände der 3 bis 5 zölligen Töpfe dürfen nur etwa $1\frac{1}{2}$ Linie, die der 6—8 zölligen 2 bis $2\frac{1}{2}$ Linien, die der noch größeren Sorten 3 Linien dick sein. Der Boden muß inwendig concav sein, nach Maaßgabe der Größe des Topfes 1—5, von innen nach aussen durchgestoßene (nicht in der Ecke angebrachte) 6—8 Linien weite Abgußlöcher enthalten. Auf die Abgußlöcher lege man flache Scherben oder Austerschaalen, und für zarte Pflanzen, die eines schnellen Abflusses der Feuchtigkeit bedürfen, über

dies eine Lage feiner Scherben oder harte Torfbrocken (erstere namentlich für Fettpflanzen, Knollen und Zwiebelgewächse).

Ehe man das Umpflanzen vornimmt, bringe man Erde und alle dazu erforderlichen Bedürfnisse zur Hand. Trockene Erdballen begieße man zuvor stark, damit sich die Wurzeln leichter vom Topfe lösen. Man ziehe nicht am Stengel, um eine Pflanze aus dem Topfe zu bringen, sondern lege diesen verkehrt auf die flache Hand, den Stamm zwischen den Fingern durch, nach unten gekehrt, dann stoße man einige Male mit dem Rand des Topfes auf einen hölzernen Gegenstand, und man wird darnach denselben leicht vom Wurzelballen abheben können. Sitzt der Ballen aber zu fest, so ist's besser, den Topf zu zerschlagen, als die Pflanze mit Gewalt herauszureißen. Die Wurzeln der meisten krautartigen Pflanzen und diejenigen Sträucher, welche feine Wurzelfasern haben, die am äußern Ballen sich nicht verflechten, werden beim Umpflanzen mehr oder minder beschnitten, wonach sie leichter in die frische Erde hineinwurzeln, auch beschneide man die Pfahlwurzeln junger Samenpflanzen etwas, wenn es keine zweijährigen sind. Lange Aeste oder Stengel kann man bei dieser Gelegenheit zugleich mit beschneiden, damit die Exemplare zierlicher und buschiger werden. Fleischige Wurzeln beschneide man nicht, kann es aber bei etwaiger Theilung der Pflanze nicht vermieden werden, so lasse man vor dem Wiedereinpflanzen die Wunden an der Luft betrocknen und streue Kohlenstaub darauf. Man setze die Pflanzen nicht um Vieles tiefer, als sie vorher standen, einige Linien tiefer schadet nicht. Faule Wurzeln putze man zuvor aus, und sorge beim Einpflanzen dafür, daß die Erde überall zwischen die Wurzeln gebracht werde, und keine Höhlungen bleiben, daß man die Wurzeln gleichförmig und ohne unnatürliche

Krümmungen ausbreite, und die Erde nicht zu fest andrücke oder gar einstampfe. Junge Samenpflanzen und Stecklinge versetzt man möglichst mit einem verhältnißmäßigen Erdballen, man hält sie dann anfangs im Mistbeet etwas warm, bei Sonnenschein schattig, und gewöhnt sie späterhin an die Luft.

Bei dem Umsetzen, Versetzen, Verpflanzen der Bäume kommt sehr viel auf ein richtiges Verfahren an. Schon bei dem Ausheben (Ausgraben) der umzusetzenden Bäume ist viel Vorsicht nöthig, damit diese dabei so wenig als möglich an den Wurzeln verletzt verletzt werden. In lockerem und sandigem Boden, wie auch bei Aepfel- und Pflaumen-Bäumen, welche die Wurzeln flacher treiben, hat dieses weniger Schwierigkeit, aber desto mehr in festem, schwerem Lande, bei den Birnbäumen, welche eine starke Pfahl- und dickere Haftwurzeln unterwärts und tief in die Erde treiben, oder wenig kleinere Wurzeln haben. Das Ausheben der Bäume darf nie bei Trockenheit, wenn das Land sehr fest und dürr ist, vorgenommen werden, wo die besten Wurzeln abreißen und in der harten Erde stecken bleiben, sondern zu einer Zeit, wenn der Boden feucht und gelinde ist. Man beginnt das Ausgraben damit, daß man mit der Grabschippe oder Hacke die obere Erde von der Wurzel rings herum nach dem Maaßstabe des Umfangs wegnimmt, welchen man dem künftigen Wurzelgestelle des Baumes geben will. Durch gelindes Hin- und Herbewegen des Baumstammes mit der Hand, bemerkt man oft, wohin die stärksten Haftwurzeln ausgelaufen sind; man sucht dann die große Hacke (den Karst) oder die Radehacke unter und zwischen die stärksten Wurzeln zu bringen, und fängt an, den Baum wie mit einem Hebel zu wägen, doch allmälig und nicht mit zu großer Anstrengung. Oft bringt man den Baum durch die mäßig angewendete Hebelkraft glücklich mit unversehrten

Wurzeln heraus, spürt man aber, daß der Baum mit Anwendung einiger Gewalt sich nicht herausheben läßt, vielmehr wegen der in die Tiefe laufenden starken Wurzeln hart hält, so treibe man die Kraftanstrengung bei dem Wägen mit der Hacke nicht weiter, weil man sonst leicht den Baum von den Wurzeln absprengt und gefährlich beschädigt, sondern grabe den stärkern Wurzeln, welche noch festhalten, nach, und haue sie, wenn sie zu lang sind, zu tief in die Erde gehen, und man sie mit der Hand nicht herausziehen kann, an den Enden in der Tiefe ab. Es erleichtert das Ausheben der Bäume sehr, wenn eine zweite Person oben am Stamme bisweilen bei dieser Arbeit mit beiden Händen zieht, doch muß der, welcher gräbt, diesen gehörig erinnern, wenn er nachzulassen hat, um nicht den Baum von den Wurzeln gewaltsam abzureißen. Die Bäume sind wo möglich gleich nach dem Ausheben zu versetzen, und dürfen vorher nicht lange in freier Luft liegen bleiben, weil sonst die feinen Saugwurzeln leicht vertrocknen und absterben Kann dieses baldige Versetzen nicht geschehen, so wird es nöthig, die Bäume unterdessen in schiefer Richtung in lockerem Grabeland einzuschlagen, ihre Wurzeln vollständig mit Erde zu bedecken und bei trockenem Wetter mit anzufeuchten. Die nöthige Weite und Tiefe der Gruben oder Löcher zum Einsetzen der Bäume, richtet sich nach der Beschaffenheit des Bodens. Ist dieser bis in die Tiefe locker und sandig, hat er milde und nicht unfruchtbare Unterlage, so brauchen diese nicht weiter als 2 Ellen im Umfange und $1\frac{1}{2}$ Elle tief zu sein. Hat aber der Boden eine sumpfige, thonige, kiesige, unfruchtbare Unterlage, so müssen die Löcher 3 Ellen im Umfange und 2 bis 3 Ellen tief sein. Je weiter und tiefer man bei einem den Bäumen ungünstigen Boden die Gruben machen kann, desto vortheilhafter ist es, weil man gleich beim

Einsetzen den Bäumen ihr fruchtbares Unterterrain schaffen muß, in welchem der Ausbildung ihrer Wurzeln kein Hinderniß entgegensteht; denn darauf beruht ihr Fortkommen und Gedeihen. Jedenfalls muß die Vertiefung etwas größer und breiter sein als die Wurzeln reichen. Beim Ausgraben der Löcher muß man die obere gute Dammerde auf die eine, und die andere schlechte auf die andere Seite werfen, die Tiefe des Loches mit nicht ganz schlechter, lockerer Erde bis auf $\frac{1}{2}$ Elle Tiefe, von oben gerechnet, ausfüllen, und dann eine Schicht guter Erde so hoch darauf zu schütten, daß der Baum in der Grube eine reichliche Querhand, höchstens $\frac{1}{4}$ Elle tief zu stehen kommt. Denn obschon das Loch tief gemacht werden soll, muß doch der Baum möglichst flach gesetzt werden, weil seine Wurzeln in der Oberfläche der Erde die wohlthätigen Wirkungen der Sonne, der Luft und des Regens, wodurch sein Wachsthum befördert wird, genießen sollen. Viele jungen Bäume gehen wegen des Tiefsetzens ein; er darf nämlich nie tiefer zu stehen kommen, als er in der Baumschule gestanden hat, in schwerem Boden darf man höchstens 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll zugeben, weil sich später derselbe etwas setzt. Man pflanzt den umzusetzenden Baum gern nach derselben Himmelsgegend, wie er in der Baumschule gestanden hat, und pflegt deshalb, um Irrungen zu vermeiden, die Mittagseite mit einem Kreidestrich zu bezeichnen. Jedoch ist dies nur nöthig, wenn die Bäumchen schon etwas stark geworden sind, und schon etwas mehr Holz und Saftröhren haben. Auch die in die Grube gelegte gute Erde setzt man um den Baum in die Mitte des Loches oben auf, breitet die Wurzeln ordentlich aus und legt sie so zurecht, daß keine eine einwärts gebogene Richtung erhält, damit sie später keine verkehrte Richtung nimmt. Wo unten in dem Wurzelgebäude kleine Wurzeln fehlen und Lücken sind,

zieht man von den reichlicher zunächst stehenden etwas hin und drückt sie mit Erde fest, um zur Bildung eines vollständigen, gleichförmigen, unterirdischen Wurzelgebildes beizutragen. Wenn die Wurzeln zurecht gelegt sind, so wird von der auf die Seite gelegten guten Dammerde, nachdem man sie zuvor fein und klar gemacht hat, oder anderer zubereiteter Gartenerde, wo solche zu haben ist, sacht in die Zwischenräume der Wurzeln geschüttet, so daß alle Höhlungen zwischen denselben ausgefüllt werden, zugleich rüttelt man den Baum einige Mal hin und her, damit sich die klare Erde desto fester an die Wurzeln anlege und keine Lücken und Höhlungen bleiben. Nachdem die Wurzeln $\frac{1}{2}$ Hand hoch bedeckt sind, so wird die Erde sanft angetreten. Am besten düngt man, wenn man nun noch mehr gute Erde aufschüttet, doch kann man auch Viehdünger anwenden, es darf aber nur schon verweseter und klarer, kein frischer sein; auch soll er weder die Wurzeln noch den Stamm unmittelber berühren, und muß daher erst auf die Schicht guter Erde gebracht werden. Ist dies geschehen, so füllt man die Grube völlig zu, es kommt nicht darauf an, ob es noch gute Erde ist. Um den Stamm bildet man eine kleine Erderhöhung, etwa 1 Fuß hoch über der Fläche des Erdbodens und macht in der Mitte zunächst um den Stamm eine mäßige Vertiefung, um den Regen zur Befruchtung der Wurzeln darin zu sammeln und festzuhalten.

Diese kleine Aufhäufelung von Erde schützt im Winter die jungen Bäume besser vor Kälte als der Mist, der überdieß noch Mäuse anzieht, und bewahrt sie im Sommer auch besser vor dem Austrocknen. Liegt mehr nasser, zum Sumpf geneigter Boden vor, so müssen die Bäume möglichst hoch gebracht werden, ist dagegen die Unterlage kiesig und steinig, so lege man die Gruben möglichst tief und fülle sie mit viel

lockerer Erde aus. Man kann die Bäume vom Herbst an, sobald die Blätter gelb werden, den ganzen Winter hindurch, wenn nur nicht zu heftiger Frost und Schnee hindern, bis zum Frühjahre in die Erde umsetzen. Man ist noch darüber verschiedener Meinung, ob es vortheilhafter ist, das Geschäft des Umsetzens im Herbst oder im Frühjahr vorzunehmen; am besten ist es, man macht es von der Witterung abhängig und berücksichtigt die etwa eintretenden Nebenumstände. Wenn der Winter nicht zeitig und streng kommt und man lockeres, sandiges Erdreich hat, welches viel Feuchtigkeit verlangt, so beginne man mit dem Umsetzen schon im Herbst, wenn die Blätter vergelben und abfallen. Alsdann wurzeln die Bäume leichter ein. Beginnt aber der Winter schon sehr früh, so verschiebt man das Umsetzen bis zum Frühjahr, namentlich, wenn man schweren, feuchten Boden hat. Ist Letzteres nicht der Fall, so schlemmt man die Bäume ein und kann sie dann sogar mitten im Safttrieb ohne Schaden und Gefahr für das Einwurzeln umsetzen. Das Einschlemmen wird in folgender Weise bewerkstelligt. Nachdem man die Wurzeln mit einer Schicht lockerer Dammerde bedeckt hat und nach oben vorgeschriebener Weise damit verfahren ist, gießt man behutsam und langsam Wasser darüber, so daß die Erde zerfällt und sich an die kleinsten Wurzelfasern dicht ansetzt. Man schaufelt nun wieder eine neue Schicht Erde darüber und begießt diese nachmals, dann wieder Erde und wieder Wasser bis das Loch gefüllt ist. Man wiederholt nun den Aufguß zuletzt noch einmal bis die Erde kein Wasser mehr annimmt und dieses abläuft. Dadurch wird es möglich, daß ohne Aufenthalt die Wurzeln sogleich Nahrungsstoff genug haben und fest werden. Nur selten wird ein nach dieser Einschlemmungs-Methode umgesetzter Baum ausgehen.

Große Bäume kann man selbst im strengsten Winter mit Anwendung der Frostballen versetzen.

Diese Art der Versetzung wird insbesondere angewendet, wenn ein starker, noch wuchshafter Baum von edler Sorte, den man zu erhalten wünscht, wegen anderweiter Benutzung des Platzes seine Stelle nicht behalten kann. Man verfährt dabei, wie folgt: im Winter bei tiefgehendem Froste wird im Umkreise des Baumes nach Maaßgabe seiner Größe und Stärke ein Ring von 2—4 Ellen im Durchmesser mit der Radehacke eingehauen und zugleich die Wurzeln durchgehauen und zwar in runder Wölbung nach der Tiefe und den Pfahlwurzeln zu, bis sich der Baum umreißen läßt, welches Umreißen allmälig und mit Vorsicht geschehen muß, damit nicht durch den Fall die obern stärkern Aeste zerbrechen, weshalb auch der Baum vorher, ehe er gerodet wird, oben an seinen Hauptästen zu verstützen ist. Die Grube bei dem Ausroden muß so weit sein, daß der Ballen bei dem Umstürzen des Baumes auf der untern Seite, wo er nun zu liegen kommt, genug Raum findet. Nun hat man einen Baum mit einem starken, fest an die Wurzeln angefrornen, runden Erdklumpen (Ballen) mit vielen an den Seiten durchgehauenen, beschädigten, kleinern und größern Wurzelenden. Von diesen müssen die großen regelmäßig abgesägt und die kleinen mit dem Messer geschnitten, hierdurch alles bei dem Ausroden Zerquetschte, Zerbrochene weggeräumt, und jede Wunde an den Wurzeln durch ebenen Schnitt heilbarer gemacht werden. Nun erfolgt der Transport des abgestutzten Baumes mit seinem Ballen zur neuen Grube an die Stelle, wohin er versetzt werden soll. Wird die Grube im Herbst bei noch nicht gefrorner Erde gemacht, so erspart man sich die schwere Arbeit in dem von Frost harten Boden. Diese neue Grube (Loch) muß so weit und tief sein, daß man den Baum

mit dem Ballen bequem hineinstellen kann. Ist dieß geschehen, so wird der Zwischenraum zwischen dem Ballen und dem Grubenrande in der Rundung mit guter Erde vollständig ausgefüllt, die weder zu locker, noch zu fest um den Ballen herum anliegen darf. Durch das Versetzen der Bäume mit dem Frostballen haben es mehrere Gutsbesitzer, welche den Kostenaufwand dieses Verfahrens nicht scheuten, möglich gemacht, in kurzer Zeit große Baumanlagen und Alleen in ihren Lustgärten herzustellen. — Hat man durch zu weiten Transport oder zu langes Liegenbleiben sehr ausgetrocknete Bäume, so muß man sie vor dem Einsetzen ein paar Tage mit den Wurzeln in frisches Wasser stellen, oder sie ganz bis über die Krone in frische Erde einlegen, einige Tage liegen lassen und begießen. Kommen Bäume aus der Entfernung an, wenn der Boden schon gefroren und ihr Einsetzen nicht mehr möglich ist, so sind diese, wenn man sie auch nicht einmal mehr einschlagen kann, in Keller oder in Gewölbe zu bringen, die nicht zu warm, doch auch gehörig gegen das Eindringen des Frostes geschützt sein müssen; jedoch sind diese Bäume, wenn sie mit dem feuchten Moose, womit sie eingepackt sind, stark zusammengefroren erscheinen und zu befürchten ist, daß sie vom Frost Schaden gelitten haben, ohne sie erst auszupacken, an einen nicht zu warmen, doch das Aufthauen gestattenden Ort zu stellen, damit sie aufthauen und der Frost sich auszieht. Ganz erfrorene Bäume erkennt man daran, daß die Wurzeln durchaus bis an den Stamm beim Einschneiden roth oder braun erscheinen. Solche sind gewöhnlich für verloren zu achten, und selten kommt einer davon fort. Bäume in fettem Boden erzogen, bei Regenwetter ausgehoben und vorher nicht abgetrocknet, erfrieren leicht; dagegen halten Fruchtsträucher, z. B. Stachel-, Himbeeren ꝛc. den stärksten Frost aus. Frischgesetzten und

überhaupt allen jungen Bäumen ist bei trocknem Wetter das Begießen ihres Obertheils oder ihrer Blätter mit der Spritze der Gießkanne sehr heilsam. Zum Besprengen der höhern mit der Hand nicht erreichbaren Bäume bedient man sich einer kleinen an einer Stange befestigten Gießkanne. Wenn man junge Bäume, die nur 1 oder 2 Jahre gestanden haben, wieder auf einen andern Platz versetzt, so schadet dieses ihnen nicht, sondern im Gegentheil äußert dieses Versetzen auf ihr Wachsthum und Gedeihen einen sehr günstigen Einfluß.

Umseufzen heißt so viel, als seufzend sich um jemanden bewegen. Ein unglücklicher, schwacher Liebhaber umseufzt z. B. die harte Spröde.

Umseyn bedeutet so viel als vorüber sein. Die Zeit ist um, die Nacht ist um, d. h. vergangen. Es wird sowohl in der gewöhnlichen Sprechweise, als in der Poesie gebraucht.

Umsicht, eigentlich die Handlung des um sich Sehens, sich nach allen Seiten umsehen, daher sich überall orientirt haben, überall Bescheid wissen; man braucht dieses Wort als eine Steigerung der Vorsicht und Klugheit. Der Mann hat Umsicht, d. h. er weiß sich in jeder Lage des Lebens klug und vorsichtig zu benehmen, er sieht sich bei jedem Ereigniß erst um, ob etwas Verdächtiges, Gefährliches, Schädliches vorhanden ist, dem er ausweichen muß. In der Umsicht vereinigt sich die Vorsicht und die Rücksicht unbeschadet der Nachsicht. Ebenso wird das davon abgeleitete Eigenschaftswort umsichtig gebraucht. Umsicht nennt man auch die Rundsicht, die man genießt, wenn man auf einem erhöhten Punkte, z. B. auf einem Berge oder Thurme steht. Der Horizont bildet dann einen Kreis um den Beschauer. Man kann deshalb ein Rundgemälde, ein Panorama auch durch „Umsicht" bezeichnen. Panoramen sind Producte der Malerkunst.

Der Künstler nimmt von einem Standpunkte die ihn umgebende Gegend auf und zeichnet dieselbe mit möglichster Treue ab. Hauptsächlich wird er die Gesetze der Perspective berücksichtigen müssen, weil von ihnen die Richtigkeit des Gemäldes hauptsächlich abhängt. In der Regel werden solche Umsichts- oder Rundgemälde im großen Maaßstabe gezeichnet und öffentlich zur Schau ausgestellt. Berühmte Rundgemälde verfertigte in neuerer Zeit der Maler Enslen, welcher mit denselben unter der Benennung: Reise um die Welt, die Städte Deutschlands besuchte und überall den größten Beifall einerndtete. Ebenso der Hamburger Maler Suhr. Als Gegenstand zu Rundgemälden wurden schöne Gegenden, Städte, Schlachten ꝛc. gewählt. Die Aufstellung derselben geschieht in der Regel in einer besonders dazu errichteten hölzernen Bude, die rundrum verschlossen, das Licht nur von der Decke auf das Gemälde fallen läßt. In der Mitte steht der Zuschauer und denkt sich auf irgend einen erhabenen Standpunkt versetzt, von dem aus er die Gegend betrachtet. Wird dieser Standpunkt sehr hoch gewählt, so daß der Beschauer noch weit über dem höchsten Gegenstand der ihn umgebenden Landschaft sich befindet, so nennt man das Panorama aus der Vogelperspective gezeichnet. Je tiefer der Standpunkt, desto beschränkter wird der Gesichtskreis, desto deutlicher und leichter aber auch die Zeichnung, weil die Gesichtslinien nicht unter ungewöhnlichem Winkel erscheinen.

Umskiptingar, eine in der nordischen, namentlich skandinavischen und isländischen Mythologie vorkommende Bezeichnung der Elfen.

Umsonst, ein Adverbium, welches wahrscheinlich aus einer Zusammenziehung um so (viel als) nichts entstanden ist. Es hat zunächst die Bedeutung: ohne Lohn, ohne Geld, ohne Vergütung, was man mit

dem lateinischen Worte gratis ausdrückt. Man thut etwas umsonst, wofür man keine Bezahlung bekommt und man bekommt etwas umsonst, wenn man nichts dafür zu geben braucht. Umsonst heißt aber auch so viel wie vergeblich, wenn man etwas thut oder unternimmt, ohne die gehoffte oder erwartete Wirkung zu erzielen; „vergebens" hat nur die Bedeutung: ohne Wirkung Man braucht eine solche nicht erwartet oder vorausgesetzt zu haben und darin eben unterscheiden sich beide Worte. Wer z. B. ausruft: Das soll er mir nicht umsonst gesagt haben, der meint damit nicht ohne, daß ich Nutzen daraus zöge, oder daß ich mir nicht die Sache für einen andern Fall als Richtschnur meiner Handlungsweise merken sollte. Es ist alles umsonst bedeutet es hilft nichts. Bei einem Kranken, der dem Tode verfallen ist, ist alle Mühe des Arztes umsonst, d. h. ohne Frucht. Nicht umsonst wird auch in der Bedeutung: nicht ohne Absicht gebraucht, z. B. ich habe es ihm nicht umsonst gesagt, d. h. ich hatte dabei meinen bestimmten Zweck im Auge.

Umspannen, ein transitives Zeitwort, etwas anders spannen, z. B. ein Seil, welches schon gespannt war, an einem andern Orte, oder auf eine andere Weise noch einmal spannen. Hauptsächlich gebraucht man dieses Wort von einem Gespann Pferde, Ochsen ꝛc. vor einem Wagen. Der Postillon z. B. spannt auf der Station um, d. h. er legt andere frische Pferde vor. Umspannen heißt auch so viel als mit der Hand umfassen. Es kommt in dieser Bedeutung von dem Ausdruck Spannen her, welches den Raum bedeutet, den man mit den ausgestreckten Fingern einer Hand einschließen kann.

Umspicken, ein transitives Zeitwort, was so viel heißt, als spicken, bespicken, ein Geschäft in der Kochkunst, das bekannt genug ist, als das wir es noch

näher beschreiben dürften. Da der Artikel Spicken auch von dieser Voraussetzung ausgeht und unter Spicknadel nur die ältere gewöhnliche Art dieses Kücheninstruments beschrieben ist, so wollen wir hier nur eine neuere Construction desselben näher erklären. Sie hat von den früher gebräuchlichen mehrere Vorzüge. Ihre Länge beträgt 4 bis 6 Zoll. Die Spitze derselben ist nicht wie bei den älteren pfriemenförmig, sondern breit wie eine Messerspitze. Der Hintertheil der Nadel wird von der Spitze an allmählig stärker, bis die Nadel die Stärke einer schwachen Schreibfeder erreicht. In einer Länge von $1\frac{1}{2}$ Zoll ist die Nadel hohl, um das Speckstreifchen einzunehmen und festzuhalten. Diese Hohlung besteht aber aus zwei halbcylindrischen Theilen, die zusammengeklappt die Höhlung zwischen sich lassen oder sie bilden. Ein Theil ist die Verlängerung der Nadel selbst, der andere läßt sich mittelst eines Charniers, das aber keine Erhöhung bilden darf, auf- und zuklappen. Am Ende des kürzern Theils befindet sich ein kurzer scharfer Stift, welcher dazu dient, das Speckstreifchen festzuhalten, damit es beim Durchstechen der Nadel nicht abgestreift werde. Die Vorzüge dieser Nadel bestehen darin, daß erstens vermöge der speerartigen Spitze das Fleisch sich leichter durchstechen läßt, und zweitens das Speckstreifchen von den beiden Theilen fest zusammengedrückt und von dem erwähnten Stiftchen oder Häckchen, denn auch ein solches kann man anbringen, festgehalten wird, so daß ein Abglitschen nicht stattfindet, was bei den gewöhnlichen Spicknadeln ein Uebelstand ist, der die Arbeit sehr aufhält und unnöthig verlängert. Es ist bei dieser Nadel nicht sehr nothwendig, die Speckstreifen sorgfältig und regelmäßig zu schneiden, was bei dem früher gewöhnlichen Verfahren eine Hauptbedingung ist. Jedes Speckstreifchen wird drittens sicher und tief in das Fleisch gebracht. Die erwähnte Klappe

dient dazu, daß es nicht an der Nadel hängen bleibt. Denn wenn die Nadel bis auf den kürzeren Theil durchgestochen ist, schlägt die Klappe auf und das Speckstreifchen hängt sich ab.

Umspielen, ein transitives Zeitwort: spielend sich um etwas bewegen. Die Kinder umspielen z. B. ihre Eltern, der leichte Abendwind umspielt die Blumen ꝛc.

Umspinnen, ein transitives Zeitwort: etwas mit einem Gespinnst umgeben, die Spinne umspinnt z. B, eine in ihrem Netz gefangene Fliege, oder man umspinnt eine Darmsaite oder Drahtsaite mit Draht, wie z. B. bei den Guitarrensaiten es gebräuchlich ist, eine von Seide gefertigte Saite zum E A und D mit Draht zu umspinnen. Umspinnen wird häufig auch für überspinnen gebraucht. Man heißt einen Knopf umsponnen auch übersponnen, wenn die hölzerne Form desselben mit seidenem Gespinnst überzogen ist.

Umsprengen, ein transitives Zeitwort: etwas durch's Sprengen umstürzen oder zerreißen.

Umsprießen, ein transitives Zeitwort, sprießend um etwas her stehen. Das Gras umsprießt den Stamm des Baumes, oder den Fuß des Felsens.

Umspringen, ein transitives Zeitwort, um etwas herumspringen; die jungen Geiße umspringen die Ziege; als intransitives Zeitwort, so viel als sich schnell verändern, wechseln, z. B. der Wind springt um. Mit etwas umspringen, rasch mit jemanden zu thun haben, sich ungestüm mit etwas beschäftigen. Er springt damit um, wie die Katze mit der Maus. Er weiß damit umzuspringen, heißt so viel, als er weiß rasch mit der Sache fertig zu werden, sie zu behandeln, namentlich gebraucht man diesen Ausdruck von der Behandlung von Personen, die man kurz und schnell abfertigt, mit denen man nicht viel Complimente macht.

Umsprossen, s. umsprießen.

Umsprudeln, s. sprudeln.

Umsprühen, s. sprühen.

Umspuken, s. spuken.

Umspülen, s. spülen, bespülen. Das Meer umspült z. B. einen einzeln stehenden Felsen.

Umspunden, s. Spund.

Umspüren, ein transitives Zeitwort spürend um etwas sich herumbewegen; s. spüren und Spur.

Umstand, ein Hauptwort, welches zunächst ein Verhältniß, eine Begebenheit oder irgend etwas Bestehendes, in so fern es einen merklichen Einfluß auf die Handlung oder den Zustand irgend eines Menschen oder eines Dinges ausübt. Eigentlich heißt Umstand, etwas, was um eine Sache herumsteht, was sie nahe angeht, sie einschränkt oder bestimmt, mit ihr in Verbindung steht, oder auf sie Einfluß übt. Man sagt Umstände ändern die Sache und meint damit, es können Ereignisse eintreten, die der Sache oder Angelegenheit eine andere Gestalt geben, die ein anderes Ergebniß, als sich sogleich voraussehen läßt, herbeiführen; es kommt auf Umstände an, ob ich das oder jenes thun werde; d. h. ich werde meine Handlungsweise je nach den eintreffenden Ereignissen einrichten. Die Umstände können günstig, fördernd oder ungünstig sein. In engerer Bedeutung gebraucht man Umstände für Weitläuftigkeiten: er macht viel Umstände ehe er zum Ziele kommt, d. h. er hat allerhand Einwände, Bedenklichkeiten, Rücksichten und Vorsichten. Daher sagt man von einem Menschen, der nie eine Sache sofort abmacht, er ist ein Umstandskrämer. Auch braucht man es in der Bedeutung von Förmlichkeiten. Mit einem Freunde macht man nicht viel Umstände, man geht mit ihm gerade um ohne viele Rücksichten auf Etikette um. Nicht viele Umstände machen, heißt auch eine Sache rasch abfertigen, weil man sie für zu

klein und unbedeutend hält, weil es nicht der Mühe werth ist, sich damit aufzuhalten. Umstände sind auch die äußern Verhältnisse, in denen jemand lebt. Ein wohlhabender Mann, dessen Geschäfte geordnet sind, befindet sich in guten Umständen. — Etwas mit allen Umständen erzählen, sagt man, wenn man es ganz ausführlich erzählt, und nichts ausläßt oder verheimlicht. Von einer Frau heißt es, sie ist in andern oder gesegneten, oder interessanten Umständen, wenn sie schwanger ist.

Umstandswort, heißen in der Grammatik diejenigen Worte, welche man im Lateinischen Adverbia nennt, also eigentlich solche Worte, die zur nähern Bestimmung eines Zeitworts gebraucht werden. Allgemeiner kann man dieses dahin ausdrücken, daß es zur nahern Bestimmung des Prädikats dient, und zu diesem in demselben Verhältniß steht, wie das Eigenschaftswort zum Hauptwort. Man unterscheidet die Umstandswörter von den Beschaffenheitswörter. — Während die Ersteren einen Zustand nach seinem Vorhandensein in Raum und Zeit näher bestimmen; so bestimmen letztere das Wesen eines Zustandes nach seiner Art, seiner Weise und seinem Grade. Im Grunde genommen ist die gewöhnliche Angabe der Grammatiker, welche wir auch schon bei den Alten finden, daß nehmlich die Umstandswörter zur Bestimmung des Verbums dienen, nur in so fern richtig, als das Verbum zugleich ein Prädikat enthält, denn die bloßen Hülfsverba „haben und sein" können an sich keine Bestimmung durch ein Umstandswort erfahren, es kann z. B. niemand sagen, er ist sehr, sondern es muß noch hinzu gesetzt werden, was er ist, z. B. er ist sehr gut, sehr tugendhaft ꝛc. Eben so wenig liegt Sinn darin, wenn man sagen wollte, er hat sehr, denn es ist noch kein fertig ausgesprocheuer Gedanke, weil der Satz noch nicht vollendet ist, sagt man aber, er hat sehr ge-

litten, so bestimmt das Wort sehr, offenbar nicht den Grad des Habens, sondern den Grad des Leidens. Die meisten Umstandswörter, können auch comparirt werden, d. h. sie können wie die Eigenschaftswörter gesteigert werden. So gut wie ich sagen kann, dieser Mann ist glücklich, glücklicher oder am glücklichsten, so kann ich auch sagen, der Mann spielt glücklich oder am glücklichsten; im ersten Fall ist das Wort glücklich Prädikat und Eigenschaftswort zugleich, im letztern Falle ein Umstandswort.

Umstarren, so viel wie herumstarren, mit starren Blikken umhersehen, es bedeutet auch so viel als starr oder steif etwas umgeben. Man könnte also von einer Frau, die eine Menge steif gestärkter Röcke an hat, den Ausdruck brauchen, sie wird von ihren Kleidern umstarrt.

Umstauen, ein in der Schiffskunde gebräuchlicher Ausdruck; stauen, bedeutet nehmlich so viel als schichten, d. h. die Waaren auf dem Schiffe so packen, daß nichts verderbe, und alles in gehöriger Ordnung und dicht neben einander liege, die einzelnen Schichten oder Reihen von Waaren müssen jedoch so weit auseinander bleiben, daß eine Katze zwischen durch kann, um die Mäuse und das Ungeziefer wegzufangen; s. den Artikel Stauen, Th. 171, S. 72. Umgestaut werden die Waaren, d. h. sie werden anders verpackt und geschichtet, wenn sie zu verderben drohen, weil vielleicht Wasser in den Schiffsraum, wo sie lagern, gedrungen ist.

Umstechen, ist ein Ausdruck den man bei der Landwirthschaft gebraucht, wenn man Getreide, welches auf einem Boden oder in einer Remise lagert, mit einer Schaufel umwendet. Hierbei ist folgendes zu bemerken. Wenn auch gut eingerichtete Schüttböden und Magazine das Wesentlichste zur guten Aufbewahrung der

Sämereien beitragen, so ist doch damit noch nicht Alles gethan, es müssen vielmehr die aufgeschütteten Sämereien noch mit besonderer Aufmersamkeit behandelt und vor den Unfällen und Gefahren, welche ihnen drohen, vorzüglich gegen die Angriffe des ihnen nachtheiligen Ungeziefers, geschützt und unter steter Aufsicht gehalten werden. Das Wesentlichste der hierbei vorkommenden Beschäftigungen ist Folgendes: Das eben gedroschene Getreide hat einen nicht unbeträchtlichen Antheil an Feuchtigkeit; mit andern Sämereien ist dies oft noch mehr der Fall, es muß daher um nicht zu verderben, zuerst abgetrocknet werden, und zu diesem Ende schüttet man es in 5 bis 6 Zoll hohen, horizontalen Scheiben oder Beeten auf und öffnet bei trockner Witterung die sämmtlichen Luftzüge. Anfänglich muß es im Sommer zweimal, im Winter einmal sorgfältig mit der Schaufel umgearbeitet werden. Manche Sämereien müssen noch dünner aufgeschüttet werden, so daß sie mit dem Rechen durchgerührt werden können. Die Hülsenfrüchte können länger umgerührt liegen gelassen werden, als das Getreide. Nach Verlauf von einigen Wochen, wenn die Sämereien ganz abgetrocknet sind, brauchen sie nicht mehr so oft durchgerührt zu werden, im Winter nur alle vierzehn Tage einmal. Bei strenger Kälte, wo die Ausdünstung des Getreides gehindert ist, im Herbst und im Frühjahre, wenn die Sämereien auf dem Felde keimen, und zur Zeit der Blüte muß man das Umrühren öfters vornehmen. Bei sehr trockener Witterung muß man das Umschaufeln unterlassen, weil die Sämereien zu sehr austrocknen und man beträchtlich dem Maaße nach verliert. Nach Verlauf eines halben Jahres kann man das Getreide bis eine Elle hoch aufschütten, aber nicht höher; manche Sämereien dürfen aber noch nicht so hoch kommen.

Umstechen heißt auch, jemanden mit einem spitzi-

gen Instrumente stechen, daß er umfällt. In der Kupferstecherkunst gebraucht man das Wort umstechen, wenn man eine Platte, die schon gestochen war, z. B. wegen vorkommender Fehler noch einmal abschleift und sie aufs Neue sticht.

Umstecken, ein regelmäßiges transitives Zeitwort: etwas das schon gesteckt war noch einmal anders stecken, oder so viel wie herumstecken. Man steckt z. B. Bohnen um eine Laube herum (s. stecken). Der Ausdruck: eine Haube oder einen Hut umstecken kommt bei den Putzmacherinnen vor; er bedeutet: das Band, die Garnituren, den Schmuck, z. B. Blumen, Federn, Schleier anders aufstecken, so daß der Hut oder die Haube zwar keine andere Façon, aber ein anderes Aussehen, wie es die Mode vielleicht erfordert, bekommt.

Umstehen, ein unregelmäßiges transitives Zeitwort, in der Bedeutung um etwas herumstehen, etwas stehend umgeben; daher das als Substantiv gebrauchte Participium: die Umstehenden (der Umstehende kann man nicht wohl sagen, weil in dem Begriff des Umstehens schon angedeutet ist, daß einer allein nicht um eine Sache herumstehen kann, eben so gut, wie es keinen „Versammelten" in der Einzahl giebt). Beim Schreiben oder Lesen sagt man: dies steht auf der umstehenden Seite, auf der umzuwendenden Seite. Auch kann man z. B. jemandem schreiben, umstehend empfangen Sie Ihre Rechnung, wenn die Rechnung auf der andern Seite des Briefes abgeschrieben ist.

Umstellen, ein transitives Zeitwort, in der Bedeutung, daß man um einen Gegenstand etwas anderes herumstellt, so daß er eingeschlossen ist. Es wird daher so wie umringen gebraucht, jedoch heißt letzteres schon näher einschließen, als es durchs Umstellen geschieht. Man umstellt ein feindliches Corps, um es

von allen Seiten auzugreifen, in der Regel so, daß niemand etwas davon merkt. In der Jägerei ist das Umstellen des Wildes durch Netze, Lappen oder Tücher gewöhnlich. S. Tuch und Tuchlappen.

Umstimmen, ein intransitives Zeitwort, welches wie herumstimmen, d. h. der Reihe nach herum abstimmen gebraucht wird; als transitives Zeitwort sagt man ein Instrument umstimmen, ihm eine andere Stimmung entweder höher oder tiefer als vorher geben; man kann aber auch einen Menschen umstimmen, wenn man ihm eine andere Meinung und Ansicht von einer Angelegenheit oder Person beibringt; oder wenn man einen traurigen Menschen durch geschickte Behandlung in einen fröhlichen zu verwandeln weiß, oder einen lustigen in einen traurigen. In der Medizin ist es namentiich bei scrophulösen, rheumatischen, gichtischen und andern Leiden sehr wichtig, den ganzen Organismus des Menschen umzustimmen, ihm einen andern tonus zu geben. Auf diesem Grundsatz basirt zum Theil die Homöopathie und die Wasserheilkunde. Die Umstimmung des ganzen Menschen läßt in vielen Fällen erst auf eine Heilung hoffen und mit Nachdruck ärztliche Mittel anwenden, die sonst fruchtlos gewesen wären. Umgestimmt wird der Organismus durch Entziehungskuren, z. B. die Hungerkur, durch Schmierkuren, überhaupt durch eine andere strenge Diät. Auch die Milch-, Molken- und Traubenkuren finden darin ihre Begründung und Berechtigung.

Umstöbern, heißt so viel als umhergehen und stöbern oder durchstöbern, stöbernd umherlaufen, um etwas stöbernd umhergehen, wie dies der Jagdhund thut, wenn er eine Fährte aufsucht.

Umstoßen. Ein transitives Zeitwort, welches dem Wortsinne nach bedeutet, etwas durch Stoßen zum Umfallen bringen. Außer diesem gewöhnlichen Ge-

brauche wendet man das Wort hauptsächlich in Beziehung auf das Angreifen und das Ungültigerklären einer letztwilligen Verfügung, eines Testaments an. Umgestoßen kann ein Testament werden, wenn es der äußern Form oder dem innern Wesen nach mangelhaft ist. Der Artikel Testament in Theil 182 dieses Werks liefert bereits eine ausführliche Darstellung, so daß wir hier nur auf die Punkte zurückkommen dürfen, welche es möglich machen, daß ein Testament angegriffen und umgestoßen werden kann. Im Allgemeinen wollen wir vorausschicken, daß zur gültigen Errichtung eines Testaments alles Dasjenige gehört, was zu einer Willenserklärung nöthig ist, wie schon aus der Bezeichnung letzter Wille anstatt Testament hervorgeht. Haupt-Bedingungen dabei sind also: Gebrauch der Vernunft und Freiheit des Willens. Personen welche nicht ihrer Vernunft mächtig sind, können kein Testament errichten. Daß der Testator, welcher nur theilweise des freien Gebrauchs seiner Sinne nicht mächtig ist, in lichten Zwischenräumen ein Testament machen kann, ist unzweifelhaft, doch muß der dazu gezogene Notar, nöthigenfalls auch ein Arzt, es als Zeuge bekräftigen, daß er bei vollkommen gesunder Vernunft gewesen ist; es können jedoch trotz dieses Zeugnisses Fälle eintreten, daß der Testator verworrene Angaben macht, welche den freien Gebrauch seiner geistigen Kräfte zweifelhaft lassen, in diesem Falle wird es Pflicht des hinzugezogenen Richters, den Testator nach beendigter Handlung nochmals über alle Punkte seiner letztwilligen Verfügung zu befragen, und zwar in solcher Weise, daß er genöthigt ist, seinen Willen mit andern Worten zu wiederholen und zu erklären.

Wenn seine Antworten hierbei so ausfallen, daß an der Verwirrung des Geistes nicht zu zweifeln ist, so wird das Testament ungültig, wenn aber seine

zweiten Aussagen mit den ersten übereinstimmen, und die etwaigen Zweifel dadurch gelöst werden, so kann das Testament nicht umgestoßen werden, wenn nicht noch andere triftige Gründe vorhanden sind. Unmündige Kinder können ebenfalls kein gültiges Testament machen, sie müßten denn die ausdrückliche Erlaubniß des Landesherrn dazu erlangt haben. Testamente von erklärten Verschwendern, nach erfolgter gerichtlicher Erklärung, sind ungültig, weil sie nach römischen Recht Rasenden gleich zu achten sind. Im ältesten römische Rechte wurden die Testamente nämlich durch einen Scheinkauf errichtet, da nun ein Verschwender nichts verkaufen durfte, so konnte er auch kein gültiges Testament machen. Ungültig sind ferner die Testamente von Betrunkenen, wenn sie nicht im Zustande der wiederkehrenden Besinnung bei ihren ersten Verordnungen beharren. Auch Taube und Stumme, namentlich solche, die als taubstumm geboren sind, hatten nach dem ältern römischen Recht nicht die Befähigung, ein Testament zu machen. Erst die römischen Kaiser führten Dispensationen für solche Fälle ein, und Justinian erlaubte es ihnen, wenn sie nur schreiben oder Zeichen von sich geben konnten. Unsere heutige Gesetzgebung erlaubt ihnen ein rechtsgültiges Testament zu machen. Nach dem corpus juris war ein Blinder befugt zu testiren, doch nur unter einer bestimmten Form, es mußten nämlich entweder 8 Zeugen oder ein Notarius zugegen sein, Stand und Namen des Erben mußten genau angegeben werden, und wenn der Erlasser sein Testament mündlich machen wollte, so mußte es nichts desto weniger niedergeschrieben und mit der Unterschrift des Notars versehen werden. Nachdem es dem Blinden wiederum vorgelesen worden war, mußte der Blinde ausdrücklich erklären: Dieses sei sein letzter Wille, worauf der achte Zeuge oder der Notar das-

selbe noch einmal unterschreibt. Dasselbe gilt in neuerer Zeit auch bei solchen Leuten, welche des Schreibens und Lesens unkundig sind. Nach römischen Rechte konnten auch Sclaven, Gefangene, Fremde und zum Tode Verurtheilte kein Testament machen, ja es stand ausdrücklich nur solchen Bürgern zu, die nicht mehr unter väterlicher Gewalt standen, also nur den patribus familias, die filii familias durften nur über das testiren, in Hinsicht dessen sie gleiche Rechte mit den patribus familas hatten, z. B. über ihren Gewinn oder Erwerb im Kriegsdienst, peculium castrense, oder was sie durch ein Amt erwarben, peculium quasi castrense. Hochverräther oder solche, die eine Freiheitstrafe, oder solche, die das Bürgerrecht verloren, durften ebenfalls nicht testiren, und alle die, deren Vermögen dem Fiscus anheim fiel. In unserer Zeit können alle Verbrecher mit Ausnahme der Hochverräther gültig testiren. Nach römischen Recht war überhaupt die Befugniß über seinen Nachlaß zu testiren, vielfach beschränkt, so reichte es z. B. hin, dieselbe zu entziehen, wenn Einer einem Andern in einer Schrift ein öffentliches Verbrechen vorgeworfen hatte und deshalb in Strafe genommen war. Das katholische Kirchenrecht nimmt denjenigen die Befugniß zu testiren, welche wucherische Zinsen genommen haben, und den Mönchen, weil diese kein Eigenthum besitzen sollen und das Gelübte der Armuth abgelegt haben. Ausnahmen können nur im Falle der Dispensation durch die Obern eintreten.

Ein mit Gewalt, List oder durch Betrug erschlichenes Testament gilt nicht, denn der Erblasser hat dann nicht seinen freien Willen gehabt. Wenn der Ueberlebende dem Erblasser gedroht hat, er werde ihn verderben lassen, wenn er nicht zu seinen Gunsten testire, und wenn Beweise vorhanden sind, daß er diese Drohung auszuführen angefangen hat, so ist das Testa-

ment ungültig. Was positiv zur Errichtung gültiger Testamente gehört, ist in dem Artikel Testament ausführlich auseinandergesetzt. Es giebt verschiedene Arten desselben: schriftliche, mündliche (scripta oder nuncupativa), öffentliche und private, privilegirte und nicht privilegirte. Was erstere sind ergiebt sich von selbst. Privilegirte Testamente sind: 1) das militairische, 2) Testamente zu frommen Stiftungen, 3) zwischen Eltern und Kindern, 4) zur Zeit pestartiger Krankheiten, 5) auf Reisen bei plötzlicher Krankheit, 6) Testamente auf dem Lande, wo nicht die hinlänglichen Zeugen gestellt werden können. Wir übergehen die nöthigen Formalitäten, welche das ältere römische Recht verlangte.

Ein geschriebenes Testament muß nicht durchaus von der eignen Hand des Erblassers abgefaßt sein, er kann es vielmehr schreiben lassen. Im ersten Falle oder wenn er es nur selbst unterschrieben hat, so ist es nicht nöthig, es vor Gericht oder Zeugen noch einmal zu unterzeichnen, oder es vorzulesen. Die Unterschrift muß aber in Gegenwart vo Zeugen geschehen sein. Kann der Testator nicht schreiben, so ist die Gegenwart eines achten Zeugen nöthig, kann er auch nicht lesen, so muß es in Gegenwart der Zeugen vorgelesen werden. Will der Testator den Zeugen nichts von dem Inhalt wissen lassen, so muß er es in einem Umschlag, worauf er selbst schreibt: „Dies ist mein letzter Wille," den Zeugen übergeben, die nun das Couvert ebenfalls mit ihren Namen versehen. In manchen Staaten ist ein Testament ungültig, wenn es nicht auf Stempelpapier geschrieben ist. Nach römischem Recht durften bei einem Testament nicht Zeugen sein: Frauenzimmer, Unmündige, Taube, Stumme, Verstandlose, Sclaven, erklärte Verschwender und alle Ehrlosen. Nach dem frühern deutschen Recht waren auch die Leibeignen als Testamentszeugen unzu-

lässig, später hörte jedoch diese Beschränkung auf. Die Zahl der Zeugen war auf sieben festgesetzt. Alle mußten sie den Testator sehen und hören können und von ihm ausdrücklich dazu erbeten werden. Hatte Einer nur zufällig vor Zeugen in einer Gesellschaft gesagt: Der und Der soll mein Erbe sein, so ist dies kein gültiges, mündliches Testament. Außer der Unterschrift ist auch die Untersieglung erforderlich. Das Testament muß ferner als ein einheitlicher Act gemacht und darf nicht von andern Geschäftshandlungen unterbrochen werden, sonst wird das Testament ungültig. Bei einem mündlichen Testamente müssen gleiche Vorschriften in Bezug auf die Zeugen beobachtet worden sein, wenn es gültig sein soll. Die Namen der oder des Erben müssen vor den Zeugen nach erfolgter deutlicher Nennung sogleich aufgeschrieben werden. Wenn einer der Zeugen nach dem mündlich gemachten Testament den Inhalt desselben niederschreibt, so gilt dies doch als ein mündliches. Zum Beweise der Richtigkeit brauchen bloß zwei Testamentszeugen abgehört werden.

Die öffentlichen Testamente (testamenta publica) im Sinne des römischen Rechts, nach welchem sie dem Kaiser selbst mit einer Supplik überreicht werden mußten, kennen wir bei uns nicht. An ihre Stelle sind die gerichtlichen Testamente getreten, nämlich solche, die in Gegenwart eines Richters gemacht werden, indem man sie schriftlich dem Gerichte übergiebt, oder seinen Willen vor demselben mündlich ausspricht, welches die gerichtliche Ueberreichung des Testaments heißt. Dazu sind weder die Feierlichkeiten noch Förmlichkeiten des Privattestaments erforderlich, es können nicht so leicht Fehler vorkommen, und eine Umstoßung solcher Testamente ist schwieriger, weil der Richter den Testator natürlich auf Verstöße schon vorher aufmerksam machen wird. Nicht befugt zur Annahme gericht-

licher Testamente sind Dorfschulzen und Gemeindevorsteher, weil sie keine Gerichtsbarkeit noch Registratur haben; es müßte denn Gefahr im Verzuge sein. Der Richter kann zwar sein eigenes Testament bei dem unter ihm stehenden Gerichte niederlegen, nicht aber ein wechselseitiges, weil außer ihm noch der andere Erblasser interessirt ist. Der Richter, zwei Beisitzer und der Actuarius machen in der Regel ein vollständig besetztes Gericht aus; Einer allein ist nur in Ausnahmefällen berechtigt, ein Testament aufzunehmen. Die Testamente müssen durch den Testator selbst übergeben werden, ein Bevollmächtigter ist dabei nicht zuläßig, wenn derselbe nicht ebenfalls eine Gerichtsperson, ein Justizcommissarius oder Notarius ist, welcher es im Namen und mit einer Bevollmächtigungsacte des Testators dem Gerichte überreicht, doch auch gegen diese Art von Vertretung erklären sich viele Obergerichte und lassen ein so überreichtes Testament nicht als gültig passiren. Wenn das Testament Geltung haben soll, muß sich der Erblasser, wenn er selbst vor Gericht erscheint und dem Richter von Person unbekannt ist, sich von einem glaubwürdigen, bekannten Manne recognosciren lassen; dann wird zu Protokoll erklärt: daß der überreichte schriftliche Aufsatz sein Testament sei, und wenn es offen ist, muß es vorgelesen werden.

Nach Allgemeinem Preußischen Landrechte gelten für ungültige Testamente folgende Verordnungen:

Die Fähigkeit oder Unfähigkeit eines Erblassers muß nach dem Zeitpunkte, wo er seinen letzten Willen errichtet hat, beurtheilt werden; denn war zu dieser Zeit der Erblasser wegen eines natürlichen Mangels, seinen letzten Willen zu erklären, unfähig, so bleibt die Verordnung ungültig, wenn auch dieser Mangel in der Folge gehoben worden; wenn ihm aber nur das Verbot eines positiven Gesetzes, welches sich nicht auf den Mangel der natürlichen Fähigkeit

zur Willenserklärung bezieht, dabei entgegensteht, so wird die Verordnung gültig, wenn das Hinderniß in der Folge hinweggefallen ist. Wenn die Unfähigkeit, zu testiren, als die Strafe einer gesetzwidrigen Handlung anzusehen ist, so erstreckt sie sich auch auf vorher errichtete letztwillige Verordnungen. Ein Verbrecher ist von der Befugniß Testamente und Codicille zu errichten, nur in soweit ausgeschlossen, als er sein Vermögen verwirkt hat. Minderjährige, welche das 14te Jahr zurückgelegt haben, können ohne Unterschied des Geschlechts, letztwillige Verordnungen gültig errichten, ohne daß sie dazu die väterliche oder vormundschaftliche Einwilligung nöthig haben, jedoch sind Personen, welche das 18te Jahr noch nicht zurückgelegt haben, ihre letztwillige Verordnungen nicht anders als mündlich zum gerichtlichen Protocolle zu errichten befugt. Auch bedürfen Kinder, denen der Mangel des gesetzmäßigen Alters nicht entgegensteht, in Ansehung des nicht freien Vermögens, keiner Einwilligung des Vaters. Auch ist bei Frauenzimmern an den Orten, wo sie keine Verträge ohne Geschlechtsvormund schließen können, die Zuziehung eines solchen Curators bei ihren letzten Willensverordnungen nicht nothwendig. — Personen, die wegen Wahn- und Blödsinnes unter Vormundschaft gekommen sind, dürfen, so lange die Vormundschaft dauert, keine letzwillige Verordnungen errichten; haben indessen dergleichen Personen innerhalb eines Jahres von der angeordneten Vormundschaft eine außergerichtliche oder privilegirte Verordnung über ihren Nachlaß gemacht, so muß derjenige, welcher daraus einen nach den Gesetzen ihm nicht zukommenden Vortheil fordert, nachweisen, daß der Verfügende damals, als er seinen letzten Willen aufsetzte, seines Verstandes mächtig gewesen sei. Der Einwand, daß Jemand zur Errichtung seines Testaments durch Gewalt und Drohungen gezwungen oder

durch Irrthum, Betrug, in der Trunkenheit oder heftigen Leidenschaften verleitet worden, findet gegen gerichtlich aufgenommene Verordnungen nicht statt. Wenn aber ausgemittelt werden kann, daß der Richter um einen solchen Mangel bei der Willenserklärung des Testators gewußt, und solche dennoch aufgenommen hat, so ist die ganze Handlung nichtig, der Richter aber, wegen der vorsätzlich verletzten Amtspflicht nach näherer Bestimmung der Criminalgesetze verantwortlich. Außergerichtliche oder privilegirte letztwillige Verordnungen, wenn sie wegen eines solchen Mangels angefochten werden sollten, sind nach den allgemeinen Grundsätzen von Willenserklärungen überhaupt zu beurtheilen.

Tauben und Stummen, welche sich schriftlich oder mündlich ausdrücken können, ist zu testiren gestattet, und Verschwender, die unter Vormundschaft gekommen, können während derselben zum Nachtheile ihrer gesetzlichen Erben nur über die Hälfte ihres Nachlasses gültig verordnen, und auch dann, wenn ein Verschwender bloß unter diesen gesetzlichen Erben testirt, kann er keinem derselben mehr als die Hälfte desjenigen, was ihm nach den Regeln der gesetzlichen Erbfolge zukommt, entziehen. Wenn ein Verschwender diesem zuwider über seinen ganzen Nachlaß, oder wegen des gesetzlichen Erbantheils eines solchen Verwandten verfügt, so gilt die Verordnung nur in soweit, als er nach vorstehenden Bestimmungen zu verfügen berechtigt war, und im Uebrigen treten die Regeln der Intestaterbfolge ein. Testamente und Codicille, die ein Verschwender während der Vormundschaft errichtet hat, erhalten ihre volle Gültigkeit, wenn die Vormundschaft vor dem Tode des Testators wieder aufgehaben worden, auch findet dasselbe statt, wenn der Verschwender zwar noch unter der Vormundschaft stirbt, aber wo der Ehegatte noch Ver-

wandte innerhalb des sechsten Grades, mit Inbegriff desselben, hinterläßt. Ein Testament, welches von der angeordneten Vormundschaft eines nachher gerichtlich erklärten Verschwenders gemacht worden, kann nur in sofern nach der gegenwärtigen Vorschrift beurtheilt werden, als es erst nach geschehenem Antrage auf die Prodigalitätserklärung errichtet worden; haben die Verwandten des Verschwenders noch vor der gerichtlich nachgesuchten Prodigalitäts-Erklärung ihn deshalb verwarnen und über die Warnung ein Notariats-Instrument aufnehmen lassen, so wird schon von diesem Zeitpunkte an, wenn in der Folge die Prodigalitäts-Erklärung wirklich erkannt worden, die Befugniß desselben zum Testiren schon nach den oben angeführten Bestimmungen eingeschränkt. Auch kann ein Verschwender die sowohl vor als während der Vormundschaft gemachten letztwilligen Verordnungen widerrufen. — Personen, die Ehebruch oder Blutschande mit einander getrieben haben, können einander durch letztwillige Verordnungen nichts hinterlassen, wenn nämlich um dieses verbotenen Umgangs willen eine Ehe getrennt, oder der Erblasser sonst des Ehebruchs oder der Blutschande mit der begünstigten Person gerichtlich überführt worden.

Ungültig können Testamente auch werden, wenn die innerliche Form, das Wesen des Testaments verletzt ist. Ueber die Bedingungen der Gültigkeit lese man das Ausführliche in dem Artikel Testament nach. Wir fassen nur kurz zusammen, in welchen Fällen Jemanden das Recht nicht zukam, Erbe zu werden. Bei den Römern waren davon ausgeschlossen alle Sclaven und Ausländer (nach deutschem allgemeinen Recht sind jedoch Beide erbfähig), die zur Deportation Verurtheilten, die Landesverwiesenen, ferner solche, die im Testamente ganz unbestimmt bezeichnet waren, so daß es nicht zu ermitteln war, wen der Testator gemeint

hatte, und solche, die der Erblasser, als er testirte, nicht mit eigenen Augen gesehen hatte, oder von denen man zur Zeit der Erbeseinsetzung nicht wußte, wen der Testator gemeint habe; solche Personen hießen incerti (Ungewisse). Man dehnte dies sogar so weit aus, daß weder Städte, noch Gemeinden zu Erben eingesetzt werden konnten, nicht sowohl wegen der Ungewißheit der Person, als deshalb, weil Städte und Gemeinden nicht selbst eine Erbschaft antreten konnten, und sie Keinen bevollmächtigen durften, ein Grundsatz, den man jedoch nicht lange festhalten konnte, woher es denn kam, daß später diese Bestimmung aufgehoben wurde. Das Erbrecht ist ferner allen Söhnen der Hochverräther entzogen, dies gilt auch in der neuern Gesetzgebung noch; nur pflegt man die Kinder gewöhnlich der Gnade der Monarchen zu empfehlen. Nach dem römischen Rechte der Kaiserzeit konnten die von der christlichen Religion Abgefallenen (Ketzer), die Juden und die unerlaubten Gesellschaften, die Eltern und Kinder, die durch Blutschande erzeugt sind, nicht Erbe werden. Uneheliche Kinder konnten, wenn rechtmäßige vorhanden sind, nur auf den zwölften Theil zu Erben eingesetzt werden. Um ein Testament unumstößlich zu machen, müssen vom Erblasser sowohl die Personen, welche erben sollen, als die Theile und Sachen, die ihnen zugedacht sind, so bestimmt als möglich bezeichnet werden. Die Verordnung darf nicht von einem Dritten gemacht oder dem Gutbefinden desselben überlassen werden. Der Erbe darf das Testament nicht selbst geschrieben haben; ein bloßes Legat sogar wird dadurch ungültig, der Testator müßte denn ausdrücklich in dem Testament erklären, daß dieses mit seinem Willen und Wissen geschehen sei, und es mit seiner Unterschrift bestätigen. Erfolgt die Erbeseinsetzung unter einer oder mehreren Bedingungen, so kommt es auf die Erklärung des Erblassers

an, wann die Bedingungen, und ob eine oder ob sie alle erfüllt werden müssen. Unerlaubte oder verbotene Handlungen können nicht zu Bedingungen gesetzt, eben so wenig unsinnige, die von einer Verwirrung des Verstandes zeugen; die Bedingung muß im Testamente selbst benannt sein, so daß sie nicht für bindend erachtet wird, wenn sie nur in einem Codicill hinzugefügt wird.

Schädliche Bedingungen brauchen nicht erfüllt zu werden, das Testament bleibt nichts desto weniger gültig und ist nicht umzustoßen. Solche sind: wenn Jemand eine unverheirathete Person unter der Bedingung zum Erben einsetzt, daß sie niemals heirathet (gestattet ist die Bedingung: eine bestimmte Person nicht zu heirathen, oder bei einer Wittwe, daß sie nicht wieder heirathen darf, oder wenn der Testator voraussieht, daß die Körperconstitution das Heirathen nicht vertragen kann). — Eine unangemessene Bedingung ist ferner: daß der Erbe sich zu einer bestimmten Religion bekennen oder übertreten müsse. Bei einer willkührlichen Erbeseinsetzung sind alle möglichen Bedingungen erlaubt; bei einer nothwendigen hat der Erblasser gewisse Vorschriften, die er erfüllen muß, wenn das Testament nicht umgestoßen werden soll. (Nothwendige Erben sind Kinder und Descendenten, die an Stelle der Kinder treten; wenn keine Descendenten vorhanden sind, die Ascendenten, und wenn auch diese nicht, die Geschwister.) Allen diesen gebührt wenigstens das Pflichttheil, wenn sie nicht mit Recht enterbt werden können und wenn sonst eine makellose Person zum Erben eingesetzt ist. Ein uneheliches Kind kann man zum Erben einsetzen, ohne den Geschwistern das Pflichttheil zu hinterlassen. Nach Justinian bestand das Pflichttheil aus einem Drittel des Vermögens, wenn

der Testator bis vier Notherben, und aus der Hälfte, wenn er fünf und mehr hinterließ. Ist den nothwendigen Erben nicht das volle Pflichttheil testirt, so erheben sie nach römischem Rechte die expletorische Klage wegen Ergänzung. Enterbt können nur die Notherben werden. Die Enterbung muß ausdrücklich geschehen. Eine Enterbung aus gutem Willen ist oft nichts, als eine Substitution, welche zwei verschiedene Personen voraussetzt.

Ueber die Befugniß, eine Erbschaft anzutreten und sie in Besitz zu nehmen, namentlich in Beziehung darauf, wenn das Testament angegriffen wird, enthält das Allgemeine Preuß. Landrecht folgende Bestimmungen Th. I., Bd. 2, S. 38: Jeder eingesetzte Erbe erwirbt sich aus einem gültigen Testamente das Recht, nach Publication desselben die Erbschaft anzutreten und in Besitz zu nehmen; so wie auch der Besitzer einer Erbschaft auf den Grund eines Erbrechts, es sei aus einem Testamente, oder vermöge der gesetzlichen Erbfolge, so lange dabei geschützt wird, bis die Unrichtigkeit seines Besitztitels und das bessere Recht des Erbschaftsprätendenten ausgemittelt sind. Ist noch Niemand im Besitze der Erbschaft, so muß der Richter denselben, den in einem förmlichen gerichtlichen Testamente eingesetzten Erben, wenn auch sein Erbrecht noch bestritten wird, bis zum Austrage des Streits einräumen. Wenn mehrere dergleichen Testamente zum Vorschein kommen, so kann der in dem spätern eingesetzte Erbe den Besitz der Erbschaft vorzüglich fordern, nur wenn der Richter den Ausspruch desjenigen, welcher das Recht des eingesetzten Erben bestreitet, einigermaßen bescheinigt findet, so kann er verfügen, daß vor der Uebergabe an den eingesetzten Erben, auf Kosten des verlierenden Theils, ein gerichtliches Inventarium über den Nachlaß aufgenommen werde. Auf anderweitige Sicherheitsmaaßregeln ist

der Erbschaftsprätendent nur unter den Umständen, unter welchen ein Arrestschlag nach Vorschrift der Prozeßordnung zulässig ist, anzutragen berechtigt. Die Namen der ungültigen Testamente sind folgende: das verfälschte (falsum), das nichtige (nullum), das gesetzwidrige (injustum), das gebrochene (ruptum), das ungültige im eigentlichen Verstande (irritum), das nichtangenommene (destitutum), das pflichtwidrige (inofficiosum).

Man unterscheidet solche ungültige Testamente, welche gleich anfangs nicht gelten, und solche, die zwar bei der Errichtung galten, bei denen aber später ein Umstand eintritt, welcher macht, daß sie ungültig werden. Ist ein Fehler in dem Wesen des Testaments vorgefallen, so wird es ein nichtiges (nullum), wurde einer bei der äußerlichen Feierlichkeit begangen, so nennt man es ein gesetzwidriges (injustum). Entstand er nach Verfertigung, so betrifft er entweder den Erblasser oder die Erben. Ersterer kann z. B. in seinem Stand eine Veränderung erlitten haben, dadurch wird sein Testament ungültig (irritum), oder er hat seinen Willen geändert, oder die Gesetze nehmen dies als geschehen an; dann ist es gebrochen (ruptum). Zeigt sich der Fehler bei den Erben, so ist entweder einer nicht zum Erben eingesetzt, dem dies zukommt; dann heißt das Testament pflichtwidrig (inofficiosum); oder der Erbe hat die Erbschaft nicht angetreten, dann ist das Testament destitutum.

Ein verfälschtes Testament nennt man ein solches, welches vom Testator entweder gar nicht gemacht ist, oder nicht so, wie es behauptet wird. Es ist natürlich null und nichtig und der Befälscher wird als Verbrecher bestraft. Das römische Recht sucht eine falsche Anklage wegen Verfälschung des Testaments da-

durch zu verhindern, daß es verordnet: wer ein Testament ohne Grund als falsch anklagt, und wenn es auch ein Minderjähriger ist, der soll Alles verlieren, was ihm in diesem Testamente ausgesetzt ist, und auch das, was ihm etwa nach dem Codicill, es mag dieses im Testament bestätigt sein oder nicht, zukommt. Greift Jemand blos das Codicill an und nicht das Testament, und erweist sich der Angriff als unbegründet, so verliert er nur das, was ihm nach dem Codicill zukommt. Der fälschlich angeklagte Erbe kann natürlich sein Vermächtniß nicht verlieren. Man kann ein Testament als ein verfälschtes umstoßen, wenn das Erbe schon angetreten ist. Verliert der Ankläger, so verliert er auch sein Vermächtniß. Er bleibt dagegen in Besitz desselben, wenn er den eingesetzten Erben beschuldigt, durch boshafte Ueberredung den Testator dahin gebracht zu haben, daß er das früher ihm Zugedachte entzogen hat, auch wenn er diese Beschuldigung nicht beweisen kann. Dasselbe gilt von einer Schenkung auf den Fall des Todes. Bei den Römern wurden sogar der Advokat und Procurator, so wie der Richter, der in erster Instanz die Anklage auf Fälschung für berechtigt gehalten hatte, wenn sein Urtheil in zweiter Instanz cassirt wurde, für Mitschuldige des falschen Anklägers angesehen.

Fehler, die ein Testament zu einem nichtigen im engern Sinne machen, sind: Wenn der Notherbe nicht gesetzmäßig enterbt und ausgeschlossen worden ist, wenn Jemand zum Erben eingesetzt ist, der nicht erben darf, wenn der Testator, als er das Testament machte, nicht dazu berechtigt war, und endlich, wenn der Erblasser zum Testament gezwungen worden ist. — Ein gesetzwidriges Testament entsteht durch äußere Formfehler, wenn z. B. der Testator das Testament weder selbst geschrieben, noch unterschrieben hat, oder wenn Zeugen dazu gezogen sind, welche nicht Testa-

mentszeugen sein dürfen, oder wenn die Einheit der Testamentshandlung unterbrochen worden ist. Der Erbe, der nun nicht aus dem Testament, sondern durch Vertrag mit den Intestat-Erben erbt, braucht die ausgesetzten Legate in diesen Fällen nicht auszuzahlen. Wenn ein Testament deshalb umgestoßen wird, weil die Kinder darin übergangen sind, so fällt nur der eingesetzte Erbe aus, die übrigen Verordnungen des Testaments müssen aber erfüllt werden. Während in der Zeit der römischen Gesetzgebung, wie wir oben gesehen haben, jeder Verbrecher unfähig war, zu testiren, ist in Deutschland mit dem Verluste der Freiheit nicht auch das Recht zu testiren verloren.

Wer nach Preußischem Landrechte nicht testiren kann, haben wir oben schon angeführt. In Fällen, wo das Testament ein destitum wird, weil der Erbe nicht Erbe wird, muß dieser entweder der Erbschaft entsagen oder er muß früher als der Erblasser, oder vor der wirklichen Erwerbung der Erbschaft gestorben, oder er muß nach der Zeit, in welcher zu seinen Gunsten testirt wurde, erbunfähig geworden sein, oder endlich, er muß die Bedingung, unter welcher er erben sollte, nicht erfüllt haben. Treten diese Fälle ein, so kommt die Erbschaft an die Intestaterben.

Gebrochene Testamente sind diejenigen, welche dadurch ungültig werden, daß der Testator einen Nachgebornen bekommt, oder daß er genöthigt ist, einen Erben einzusetzen oder eine Person zu enterben, wenn er jetzt sein Testament machen wollte. Durch Nachgeborne kann es ungültig werden, wenn der Erblasser diese nicht zu Erben eingesetzt hat, wenn er nach der Errichtung des Testaments Jemanden arrogirt oder seinen Descendenten an Kindesstatt annimmt und dieser nicht zum Erben eingesetzt oder enterbt ist. Hat er jedoch einen Fremden nicht völlig adoptirt und diesen auch nicht im Testamente bedacht, so wird es nicht

ungültig, weil dergleichen adoptirte Kinder nicht berechtigt sind, etwas von der Verlassenschaft des Adoptivvaters zu verlangen, wenn er schon ein Testament gemacht hat, und nur erben können, wenn er ohne Testament stirbt.

Auch wenn ein unehliches Kind durch die später vollzogene Ehe mit seiner Mutter, oder durch ein Rescript des Regenten legitimirt wird, läßt sich ein früher gemachtes Testament für ungültig erklären, auch dann, wenn Kinder nach Errichtung des Testaments sterben und wieder Kinder hinterlassen, welche nicht auf diesen Fall zu Erben eingesetzt waren.

Ein Testament wird natürlich auch durch die förmliche Erklärung des Testators, daß er es aufheben oder ändern wolle, ungültig, es tritt dann eine qualificirte oder einfache Widerrufung (revocatio testamenti qualificata s. simplex) ein. Der einfache Widerruf (simplex) kann wieder ein ausdrücklicher (expressa), wörtlicher (verbalis), oder ein stillschweigender (tacita), nur durch Handlungen bewiesener (realis) sein, oder ein wirklicher oder nur muthmaßlicher (praesumta). Soll diese Erklärung nicht angefochten werden dürfen, so muß sie ebenso feierlich geschehen wie die Errichtung des Testaments. Es sind in den ersten bis zum zehnten Jahre 7 Zeugen ꝛc. und nach zehn Jahren 3 Zeugen dazu erforderlich. War das Testament bei dem Gericht deponirt, so ist das bloße Zurückfordern nicht genügend, um es ungültig zu machen. Es muß entweder ein neues gemacht, oder das alte zerschnitten, zerrissen, die Unterschrift des Testators ausgestrichen, überhaupt vorsätzlich vernichtet werden. Geschieht dies nicht vorsätzlich, sondern etwa, weil der Testator wahnsinnig geworden ist, oder wird nur der Name eines Erben, wo mehrere stehen, ausgestrichen, oder sind mehrere Exemplare des Testaments vorhanden, so bleibt es gültig. Wenn die

Zurückgabe des Testaments vom Richter gefordert wird, so darf dieser es keinem andern als dem Testator selbst geben, und dieser muß entweder vor Gericht erscheinen, oder die Gerichtspersonen zu sich deshalb einladen, um vor ihnen seine ausdrückliche Erklärung darüber abzugeben. Fordert der Testator es bloß zurück, ohne Erklärung oder Vernichtung, so kann es dem Richter von den Erben nach dem Tode wieder zur Recognition und Publication vorgelegt werden. Bedingung seiner Gültigkeit ist jedoch, daß daran nichts verletzt worden ist. Während bei den Römern das Recht des Testators, sein Testament jederzeit zu ändern, selbst nicht durch die ausdrückliche Erklärung, dies solle nicht geschehen, aufrecht erhalten wurde, so ist eine solche Erklärung nach deutschem Rechte bindend, und es kann sich also der Fall ereignen, daß ein Testament, welches trotz dessen später geändert wurde, umgestoßen wird. Hat bei einem gegenseitigen Testamente ein Theil Erbschaft angetreten, so kann er das Testament nicht mehr ändern. Sind mehrere Testamente vorhanden, so gilt das, welches das späteste Datum trägt. Ausgenommen sind nur Soldaten-Testamente und solche, von denen der Erblasser erklärt hat, daß sie mit den nachfolgenden zugleich Geltung behalten sollen. Wo das Alter verschiedener Testamente nicht zu ermitteln ist, gilt keines und der Richter kann nur auf eine possessio bonorum secundum tabulas, d. h. auf Aneignung der Erbschaft erkennen.

Es bleibt nun noch übrig, von den privilegirten Testamenten etwas zu sagen und die Fälle aufzuzählen, wo solche ungültig oder angreifbar sind. Was privilegirte Testamente sind, haben wir schon oben kurz angedeutet. Das Nähere ist in dem Artikel Testament, Th. 182, S. 181 u. 272 f nachzulesen. — Sie zerfallen in solche, bei denen gar keine Feierlich-

keiten nöthig sind, wie das Soldatentestament. Zur Gültigkeit desselben wird erfordert, daß es bei einer kriegerischen Unternehmung, im Lager, auf dem Marsche oder auf dem Schlachtfelde gemacht werde. Berechtigt sind außer den wirklichen Soldaten die Feldärzte, Auditeure, Feldapotheker, Kriegscommissäre, Feldbäcker, Marketender, jedoch nicht in der Garnison, sondern nur im Felde. Bei den Römern heißt es im Gesetz der XII. Tafeln testamentum in procinctu. Justinian schrieb vor, daß ein Soldaten-Testament nur beim Angriffe oder bei der Belagerung ohne Formalitäten gültig sein sollte, wenn aber keine Gefahr vorhanden sei, müsse es wie jedes bürgerliche gemacht sein. Ein schriftliches Soldatentestament gilt, sobald es der Soldat selbst geschrieben hat, ein mündliches bedarf zweier, männlicher oder weiblicher Zeugen. Das Testament eines Soldaten, der aus Unwissenheit Fehler dabei begangen hat, wird deshalb nicht ungültig. Er kann zu Erben auch Erbunfähige einsetzen, Notherben übergehen, und sein letzter Wille bleibt in Kraft auch wenn ein Posthumus vorhanden ist, er kann über einen Theil des Vermögens, z. B. über die im Kriege erworbene Beute disponiren und das Uebrige den Intestaterben hinterlassen, die Pupillarsubstitution kann er bis über die Jahre der Mündigkeit ausdehnen, jedoch nur mit der Bedingung, daß nach erreichter Mannbarkeit der Substitut bloß das Vermögen des Testators aber nicht dasjenige des Sohnes erbt.

Wenn der Soldat demnach selbst noch unter väterlicher Gewalt steht, und seinem Kinde pupillarisch substituirt, dann geht das Testament für das Kind, so wie sein eignes nur auf das Soldatenvermögen, das eigene Vermögen des Kindes fällt aber nicht auf den Substituten. Ein Soldatenvermögen kann nicht mit der Klage der Unpflichtmäßigkeit (Querela in-

officiosi) angefochten werden. Wie der Krieger ohne Feierlichkeiten ein Testament macht, so kann er es auch ohne Feierlichkeit abändern. Es behält seine Gültigkeit, so lange er Soldat ist und noch ein Jahr nach seinem Abschiede; tritt er vor Ablauf desselben wieder ein, so behält auch das Testament volle Gültigkeit. Die zweite Art der privilegirten Testamente ist die zu frommen Stiftungen (Kirchen, Klöster, Schulen, Findel- und Krankenhäuser, Erziehungsanstalten, Stipendien) sie erfordern auch keine Förmlichkeiten, sondern nur die Gewißheit des Willens von Seiten des Testators, selbst dann, wenn Aberglaube, Frömmelei, Gewissensangst ꝛc. zu Grunde liegen. Namentlich ist dies in katholischen Ländern früher der Fall gewesen. Es bedurfte nur zweier Zeugen, und bei einem schriftlichen Testament nur die Anerkennung der Handschrift. Wird die Gewißheit des Willens in Zweifel gezogen, so kann es angegriffen werden. Von den Formalitäten und Feierlichkeiten ist auch das Testament zwischen Eltern und Kindern befreit, was aber von dem Vermögen an Fremde kommen soll, muß in aller Form festgesetzt werden. Ein Testament, worin die Kinder enterbt werden, bedarf auch der Feierlichkeit. Einfacher Widerruf genügt nicht, es zurückzunehmen. Ein Testament auf dem Lande erfordert zwar nur fünf Zeugen, wenn es aber bewiesen wird, daß sieben gestellt werden konnten, so kann seine Gültigkeit angegriffen werden. Priviligirte Testamente zu Zeiten der Pest oder ansteckenden Krankheit brauchen nicht die Einheit der Zeit und des Ortes, in Sachsen genügen zwei Zeugen. Von den Testamenten auf Reisen gilt dasselbe, wie von Soldaten-Testamenten, nur muß die Dringlichkeit der Umstände und die Gewißheit des Willens constatirt sei.

Die Codicille als letzte Willenserklärungen, welche keine unmittelbare Erbenseinsetzung enthalten, son-

dern blos Fideicommisse, Verordnungen und Vermächtnisse, und die entweder schriftliche oder mündliche sind, oder solche, die sich auf ein Testament beziehen, und an die Intestat-Erben gerichtet sind, oder in öffentliche oder Privat-Codicille zerfallen, gehören hierher auch in sofern, als von ihnen dasselbe gilt, was von Testamenten gesagt ist. Wenn sie im Testamente bestätigt sind, so können sie auch später gemacht werden als das Testament, jedoch unter der Bedingung, daß im Testament ausdrücklich erklärt ist: Ich will, daß die Codicille, welche ich nach Errichtung dieses Testaments machen werde, gültig seien, und als ein Theil dieses Testaments gelten sollen. Auch ein früher errichtetes Codicill kann im später errichteten Testament bestätigt werden, und ist dann als ein Anhang des Testaments zu betrachten. Wird das Testament angegriffen und umgestoßen, so fällt auch das Codicill mit. Bedingungen der Gültigkeit des Codicills sind: ununterbrochene Einheit der Handlung und 5 Zeugen mit ihrer Unterschrift. Zur Zeugenschaft sind zulässig, alle diejenigen, welche Testamentszeugen sein können, und außerdem noch die Legatare. Durch die codicillarische Clausel, d. h. durch die dem Testamente beigefügte ausdrückliche Erklärung, ich will, daß dieses Testament, wenn es als Testament ungültig sein sollte, als Codicill in Kraft bleiben soll, wird das Testament in ein Codicill verwandelt. Die Wirkung der codicillarischen Clausel ist blos subsidiarisch und trifft erst dann ein, wenn das Testament als solches nicht gelten und bestehen kann, es muß bei einem solchen Testament Alles das beobachtet werden, was zur Gültigkeit eines Codicills erforderlich ist, nämlich die Einheit der Testamentshandlung und die Hinzuziehung von 5 zulässigen Zeugen, unter diesen Umständen wird es nun nach den Grundsätzen von Codicillen, welche entweder die Testamentserben oder die

Intestaterben verbinden, beurtheilt. — Was nun noch über die Möglichkeit ein Testament umzustoßen zu sagen wäre, das läßt sich aus der genauen Prüfung der obwaltenden Umstände, welche bei der Beobachtung der Pflichten und Rechte, bei der Errichtung eines Testaments obgewaltet haben, leicht erkennen. Wir verweisen in dieser Beziehung auf den Artikel Testament.

Umstricken, ein transitives Zeitwort, welches bedeutet einen Gegenstand rundum durch Stricken einschließen, oder bestricken, so kann man z. B. einen Ball, welcher aus Leder gefertigt ist, umstricken, damit derselbe wenn er heftig auf die Erde geworfen wird, nicht sogleich entzwei platzt; das Umstricken geschieht auf nehmliche Weise, wie man Netze strickt, so daß bei jeder einzelnen Masche ein Knoten gebildet wird, s. hierüber den Art. Stricken, Th. 175, S. 654 u. f. Im figürlichen Sinne braucht man auch das Wort umstricken, z. B. jemanden mit einem Netze umstricken, anstatt: ihn durch allerlei Mittel, es mögen diese nun gute oder schlechte sein, der freien Thätigkeit seines Willens und Denkens berauben, d. h. so viel als ins Netz ziehen, fesseln.

Umströmen, bedeutet beinahe eben so viel wie umfließen, nur mit dem Unterschiede, daß die Bewegung der Strömung heftiger und rascher ist, als die des Fließens. Ein Bach umfließt eine Gegend, ein großer Fluß umströmt sie.

Umstülpen, ein transitives Zeitwort, etwas so stülpen, daß das Unterste zu oberst kömmt; es wird in der Regel von Gefäßen gebraucht, welche hohle Flächen haben.

Umstürzen, Umsturz, umstürzen heißt eigentlich etwas so stürzen, daß es zu Grunde geht, oder wenigstens zu Boden fällt, namentlich braucht man dies Wort auch von einem Gefäß, wenn man dies so umkehrt,

daß die Höhlung nach unten kommt, man stürzt z. B. einen Topf um, in welchen man Kartoffeln in Wasser gekocht hat, und man dieses ablaufen lassen will. Umsturz der Dinge, Umsturz der Regierung, Umsturz der Verfassung, sind Ausdrücke für Verbrecher wider den Staat.

Wer auf dem Umsturz des Staats oder der Verfassung hinarbeitet, der ist ein Hochverräther oder ein Landesverräther. Das allgemeine Landrecht bestimmt in seinem ersten Abschnitte, von dem Capital-Verbrechen: wer eine gewaltsame Umwälzung der Verfassung des Staaten bezweckt, oder gegen die Freiheit und das Leben seines Oberhauptes etwas unternimmt, ist ein Hochverräther und soll nach den Graden der Bosheit seines Verbrechens und des angerichteten Schadens mit den härtesten und schreckhaftesten Leibes- und Lebensstrafen hingerichtet werden, welche Strafen nicht blos den Rädelsführer, sondern auch diejenigen treffen, welche an dem Verbrechen als Miturheber Theil genommen haben. Außer dem Verluste ihres Vermögen und aller bürgerlichen Ehren, soll die Schuld auch auf ihre Kinder in so weit übergehen, daß sie der Staat zur Abwendung künftiger Gefahren in beständiger Gefangenschaft erhalten und verbannen kann, wenn er es für nöthig findet.

Wenn sich der Hochverräther der körperlichen Strafe durch die Flucht entzogen hat, oder vor Vollstreckung des Urtheils gestorben ist, so soll die Exekution der verwirkten Leibesstrafe auch an seinem Bildnisse vollzogen werden; in Hinsicht des Vermögens, der Ehre ꝛc. bleibt es bei dem eben angeführten. Auch diejenigen, welche bei einem Hochverrathe auf entferntere Art, es sei durch Rath oder That behülflich gewesen sind, sollen mit dem Schwerdte hingerichtet werden, und wer als Wisser des Vorhabens eines Hochverraths es unterläßt, der Obrigkeit bald möglichst

eine Anzeige davon zu machen, soll zehnjährige bis lebenslängliche Festungsstrafe verwirkt haben, auch sollen Eltern, Kinder und Ehegatten, die eines solchen Verbrechens kundig sind, bei gleicher Strafe verpflichtet sein, es zeitig anzuzeigen.

Wer nach dem zweiten Abschnitte, ganze dem Staat gehörige Lande, Kriegsheer oder Hauptfestungen in feindliche Gewalt zu bringen unternimmt, ist ein Landesverräther der ersten Klasse, und soll zur Strafe seines Verbrechens zum Richtplatze geschleift, mit dem Rade von unten herauf getödtet, und der Körper auf das Rad geflochten werden. Mit seinem Vermögen mit seiner bürgerlichen Ehre und seinen Kindern soll es eben so wie oben angezeigt worden gehalten werden, so wie auch in Ansehung der Miturheber und Theilnehmer seines Verbrechens, und derjenigen, welche Wissenschaft davon hatten, es aber anzuzeigen unterließen.

Wenn eine Landesverrätherei der ersten Klasse vor dem Ausbruche derselben entdeckt oder doch gänzlich verhindert werden, so sollen die Urheber mit dem Schwerdte hingerichtet werden, die Theilnehmer aber mit lebenslänglicher und die Mitwisser mit acht und zehnjähriger Festungsstrafe belegt werden.

Wer dem Feinde zur Ausführung seiner Anschläge beförderlich ist, oder den Kriegsvölkern des Staats in ihren Unternehmungen gegen den Feind vorsetzlich Hindernisse in den Weg legt, begeht eine Landesverrätherei zweiter Klasse und wird mit dem Strange hingerichtet. — Wer zur Begünstigung des Feindes Aufruhr in Festungen erregt, oder Magazine oder Vorrathshäuser verdirbt, soll von oben herab gerädert werden. — Wer in gleicher Absicht, Städte, Dörfer, Vorrathshäuser oder offene Magazine in Brand steckt, soll verbrannt werden.

Wer die feindlichen Truppen durch freiwillig über-

nommene Lieferungen mit Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln in beträchtlicher Menge unterstützt, soll durchs Schwerdt hingerichtet werden. — Wer sich als Kundschafter von dem Feinde brauchen läßt, oder demselben Operationspläne, Festungsrisse oder andere dergleichen Nachrichten und Urkunden mittheilt, durch welche derselbe in den Stand gesetzt wird, dem Staate zu schaden, wird mit dem Galgen bestraft.

Wer ohne weitere Theilnehmung feindliche Kundschafter, oder einzelne zum Auskundschaften abgeordnete feindliche Truppen oder Soldaten bei sich verbirgt, soll mit vier- bis sechsjähriger Festungsstrafe belegt werden. — Fremde Kundschafter, die sich auf verdächtigen Wegen betreten lassen, sind nach den Regeln des Kriegsgerichts zu behandeln; und feindliche Kriegsgefangene, welche die ihnen gestattete Befreiung von einer engen Gefangenschaft gegen ihr gegebenes Wort mißbrauchen und Aufruhr anrichten, sollen mit dem Schwerdte oder nach Bewandniß der Umstände, der Größe der Gefahr oder des wirklich entstandenen Schadens mit dem Rade von oben hingerichtet werden.

In Fällen, wo die Landesverrätherei der zweiten Klasse noch nicht ausgeführt, oder dem Staate dadurch noch kein Schaden zugefügt worden, soll die Lebensstrafe nach Bewandniß der Umstände in sechs- bis zehnjährige Gefangenschaft verwandelt werden.

Eine gleiche Gefängniß oder Zuchthausstrafe trifft diejenigen, welche an einer solchen Landesverrätherei zwar nicht unmittelbar, aber doch durch Rathschläge oder entfernte Hülfeleistung Theil genommen haben. Gegen diejenigen, welche ihre Pflicht zur Entdeckung, der von einer solchen vorhandenen Landesverrätherei ihnen beiwohnenden Wissenschaft unterlassen haben, kann nicht nur auf Schadenersatz erkannt werden, sondern sie können auch nach Verhältniß ihrer Bosheit

und Fahrlässigkeit bestraft werden, und dieses nach der Wichtigkeit des Gegenstandes, der Gefahr oder des Schadens in geschärfterem Grade. Jeder Mitschuldige von einer Hoch- oder Landesverrätherei, welcher das böse Vorhaben aus eigener Bewegung noch in Zeiten entdeckt, und dadurch aller Beschuldigung des Staats vorbeugt, kann auf Milderung der Strafe, oder nach bewandten Umständen auf völlige Begnadigung Anspruch machen. Wer sich wissentlich in Verbindungen einläßt, wodurch der Staat auf irgend eine Art in äußern Unsicherheit oder gefährlicheren Verwickelungen gerathen könnte, soll, wenn er auch einer bösen Absicht nicht überführt, und dem Staate kein Schaden geschehen ist, mit Gefängniß- oder Festungsstrafe auf sechs Monate bis zwei Jahre belegt werden. Wer sich zu Kriegszeiten mit irgend Jemanden von feindlicher Seite in ein heimliches Vernehmen einläßt; wer ohne schriftliche Erlaubniß seiner Obrigkeit zu derselben in feindliche Lande reiset, wer einen Briefwechsel in feindliche Lande außer dem Wege der öffentlichen Post führt, oder in geheimen Zeichen und Zahlen schreibt, wer fremde Personen bei sich aufnimmt, oder deren heimlichen Aufenthalt begünstiget, ohne der Obrigkeit seines Orts davon Nachricht zu geben, verfällt, wenn er auch bei näherer Untersuchung einer Verrätherei oder der Theilnehmung und Mitwissenschaft daran nicht schuldig befunden wird, dennoch in eine angemessene empfindliche Leibes- oder verhältnißmäßige Geldstrafe.

Wer im Lande Befestigungen zum Vortheile des Feindes anlegt; wer schweres Geschütz, Waffen- oder Kriegsvorräthe heimlich aufsammelt; wer dem Feinde Lebensmittel oder Kriegsbedürfnisse zuführt; wer bewaffnete Leute zusammenbringt oder in Sold nimmt, der vom Staate dazu nicht ausdrücklich bevollmächtigt worden ist; wer Risse von Festungen, Operations-

pläne und andere geheime Nachrichten, welche in Kriegszeiten dem Staate gefährlich sein könnten, sammelt und besitzt, ohne von Amtswegen dazu berechtigt zu sein, oder wenn sie ihm zukommen, sie nicht sogleich an die Behörde abliefert, begeht ein Staatsvergehen, welches nach Verhältniß seiner Uebertretung und der für den Staat besorgenden Gefahr, und das seine Absichten dabei treffenden Verdachtes, mit nachdrücklicher Geld- oder Leibesstrafe nach Beschaffenheit der Person und des Vermögens geahndet werden soll. — Wer den Staat in Unternehmen und Zwietracht mit fremden nicht feindlichen Mächten zu verwickeln sucht, oder solche fremde Mächte zum Nachtheile der Gerechtsame und das Interesse des eigenen Staats begünstiget, verletzt die äußere Sicherheit desselben, und begeht eine Landesverrätherei 3. Klasse. Wer daher fremde Mächte gegen den Staat aufwiegelt, und zum Kriege wider denselben reizt, soll mit dem Schwerdte hingerichtet werden. Wer das Völkerrecht gegen fremde Staaten, deren Oberhaupt und Gesandten verletzt, oder sie sonst beleidigt, gegen den soll, die durch die That verwirkte Strafe jedesmal geschärft werden. Wer Beleidigungen fremder Unterthanen auch außerhalb des Landes begeht, welche die hiesige Unterthanen der Gefahr, daß von dem fremden Staate Repressalien wider sie gebraucht werden möchten, aussetzt, soll eben so, als wenn er das Verbrechen innerhalb des Landes begangen hätte, gestraft werden. Wer in der Absicht dem Staate zu schaden, oder ihn in Streitigkeiten mit seinen Nachbarn zu verwickeln, die Landesgrenzen verrückt, der soll vier- bis achtjährige Gefängniß- oder Zuchthausstrafe leiden. — Wer sich um den Beistand fremder Mächte zur Unterstützung seiner Ansprüche gegen den Staat oder einen Mitunterthanen bewirbt, und dadurch zu unangenehmen Verhandlungen zwischen bei-

derlei Staaten Anlaß giebt, der hat sechsmonatliche bis zweijährige Gefängniß- oder verhältnißmäßige Geldstrafe verwirkt, welche Strafe geschärft werden soll, wenn der Staat selbst die vermeintlichen Rechte untersucht, und für ungegründet erklärt hat. — Wer die Rechte des Staats gegen fremde Mächte durch Verachtung der darüber sprechenden Urkunden oder auf andere Art vorsetzlich verdunkelt, soll mit sechsjährigen bis lebenslänglichen Festungsstrafe belegt werden.

Wer fremden nicht feindlichen Mächten Staatsverhältnisse offenbart, oder ihnen Festungs- oder Operationspläne oder Urkunden und andere dergleichen Nachrichten an deren Geheimhaltung der Wohlfahrt des Staats gelegen ist, mittheilt, der soll zehnjährige bis lebenslängliche Festungsstrafe erleiden. — Wer die ihm anvertrauten Staatsgeheimnisse aus Unvorsichtigkeit, Nachlässigkeit oder Prahlerei bekannt werden läßt, und dadurch den Staat in Gefahr setzt, der soll zum fernern Diensten desselben auf immer für unfähig erklärt, und überdies nach Verhältniß des Grades Fahrlässigkeit der Wichtigkeit des Gegenstandes, und das dem Staate wirklich zugefügten Schadens mit zeitiger Gefängniß- oder Festungsstrafe belegt werden. — Wer für fremde nicht feindliche Mächte Werbungen anstellt, oder fremden Werbern aus hiesigen Landen Rekruten zubringt, der Fall wenn er sich auch gegen die selbst des Menschenraubes nicht schuldig gemacht hätte, dennoch zwei- bis vierjährige Festungsstrafe leiden.

Wer Personen, die einen besondern Schutz des Staats genießen, in die Gewalt fremder Mächte verräth, der soll bis zur Wiederbefreiung in Verhaft genommen werden, und verliert der Ausgelieferte vor seiner Befreiung das Leben, so hat der Verräther

zehnjährige bis lebenslängliche Festungsstrafe verwirkt. Ist der Verrath an fremde feindliche Mächte geschehen, so soll der Verräther mit der Strafe des Galgens belegt werden.

Wenn wir einen Blick in die Geschichte früherer Zeiten zurückthun wollten, so würden wir die Bemerkung vorausschicken, daß der Artikel Staatsverbrechen, Th. 165 dieses Werkes, bereits diejenigen Verbrechen, welche den Umsturz des Staates, der Regierung ꝛc. beabsichtigen oder veranlassen, mit abgehandelt sind, und daß wir auch in dem bald folgenden Artikel auf diese Materie zurückzukommen genöthigt sein werden. Bei der Wichtigkeit dieses Gegenstandes ist eine mehrfache Beleuchtung ohne Zweifel gerechtfertigte, zumal da hierüber so sehr verschiedene Ansichten geltend gemacht werden.

Eigentlich darf man Verbrechen gegen das Oberhaupt des Staates, die nicht gtrade den Umsturz der bestehenden Ordnung veranlassen oder bezwecken, nicht mit denen verwechseln, welche geradezu darauf hinausgehen, eine Umwälzung, eine Revolution zu bewirken. Diese gehören eigentlich nur hierher. Katilina war einer von denen, die den Umsturz der bestehenden Verfassung im Auge hatte. Später in der Kaiserzeit kamen die Revolutionen so häufig vor, daß beinahe jeder neue Kaiser einer solchen Revolution seine Erhebung verdankte. Diese gingen in den meisten Fällen vom Heere aus. Das Heer rief seinen Feldherrn zum Kaiser aus und begleitete ihn, wenn es möglich war, um mit Gewalt der Waffen ihn auf dem Throne zu schützen. In Rom waren es die Prätorianer, die wie später die Janitscharen Kaiser ab- und einsetzten, und wohl gar die Würde an den Meistbietenden verkauften.

Ein Staatsverbrechen, das die Sicherheit des Staats gefährdet, kann seiner Natur nach von jedem

Einwohner des Staats, der seinen Verstand und freien Willen hat, begangen werden. Aber nicht bloß von einem Einzelnen, sondern auch von ganzen Gemeinden, Städten, Gesellschaften, Collegien, die mit der eingeführten Ordnung nicht zufrieden, ihnen Gehorsam verweigern und sich offenen Widerstand, Empörung, zu Schulden kommen lassen. So waren es in Frankreich die schnell auf einander folgenden Versammlungen des Cour plenière, der Reichsstände und der Nationalversammlung, welche das Staatsgebäude über den Haufen stürzten und die Revolution hervorbrachten Andere Beispiele dieser Art sind der Abfall der Niederlande von Spanien und später auch von Oestreich 1789 und 1790. Die Vertreibung Karls des Zehnten aus Frankreich 1830. Die Vertreibung Don Miguels aus Portugal. Diese Verbrechen können nur beziehungsweise als solche gelten; sie werden Heldenthaten, wenn der Erfolg sie sanctionirt. Die Geschichte sitzt hierbei zu Gericht, sie theilt Helden- und Märtyrerkronen aus oder brandmarkt mit ihrem Fluche. Ein irdischer Richter ist zu schwach, Recht und Unrecht abzuwägen, es sei denn nach den Prinzipien der Freiheit und des Volkswohles.

Angriffe auf das Leben des Regenten sind immer als Verbrechen, welche den Umsturz der bestehenden Ordnung, eine Staatsumwälzung bezwecken, anzusehen. Manche Rechtslehrer dehnen diesen Begriff auch auf die Angriffe gegen das Leben des Kronprinzen aus. Es kommt natürlich darauf an, ob der Tod des Angegriffenen einen so großen Einfluß auf die gesammte Verfassung ausübt, daß ihr Bestehen dadurch in Frage gestellt ist, oder ob die Absicht vorliegt, den Umsturz dadurch eben zu veranlassen.

Wenn der 62te Artikel des Salischen Gesetzes

auf die Gemahlin des Regenten oder des Kronprinzen keine Anwendung findet und diese also regierungsfähig sind, so ist auch ein Attentat auf ihr Leben als zur Kathegorie derjenigen Verbrechen gehörend zu betrachten, welche den Umsturz der Dinge beabsichtigen, und auch dann, wenn sie berechtigt sind, zur Zeit der Minderjährigkeit des Thronfolgers die Regentschaft zu führen. Das römische Recht dehnte dieses sogar noch weiter aus, und rechnete auch das Attentat gegen einen Staatsminister zum Hochverrath, sobald darin die Absicht zu erkennen war, daß damit eine Staatsumwälzung bewirkt werden solle. In Demokratien kann ein solches Verbrechen nur gegen den Staat und nicht gegen eine einzelne Person begangen werden, weil eben der Staat durch keine einzelne Person repräsentirt wird. Als noch das ehemalige deutsche Reich bestand, kannte man, nach der goldenen Bulle, außer den Staatsverbrechen gegen den Kaiser selbst, auch solche gegen die Churfürsten und Reichsvicarien. Das Vorhandensein der bösen Absicht, auch wenn diese nicht ausgeführt ist, läßt sich auf verschiedene Weise darthun, durch aufgefangene Briefe, durch Anwerbung von Leuten zu feindlichen Absichten, durch Auffammlung von Waffen und Munition, wenn ein anderer Zweck nicht ersichtlich ist, durch heimliche Zusammenkünfte an verdächtigen Gegenden.

Die Strafen für solche Verbrechen sind von den ältesten Zeiten sehr hart fast grausam gewesen. Livius erzählt, daß schon unter den römischen Königen der Staatsverbrecher an einem Baume erhängt, und in und außer dem Gefängniß gegeißelt wurde. Das Gesetz der 12 Tafeln bestimmte die Todesstrafe wider denjenigen, welcher den Feind aufwiegelte und zum Kriege gegen Rom veranlaßte, oder ihm einen römischen Bürger zum Gefangenen auslieferte. Die lex Julia des Cäsar bestrafte den Hochverrath mit

der Acht und mit der Confiscation der Güter und des Vermögens, und ein späteres Gesetz unter Augustus verhängte die Todesstrafe noch außer der Confiscation. Unter den Kaisern Arcadius und Honorius verlor der Hochverräther nicht nur Leben und Vermögen, sondern seine Söhne wurden auch für ehrlos erklärt und erbunfähig, die Töchter konnten nicht einmal das Vermögen der Mutter erben. Tacitus erzählt, daß auch die alten Deutschen den Hochverrath mit dem Tode und der Ehrlosigkeit bestraften. Die Westgothischen, Allemanischen, Fränkischen und andere Gesetze fügten noch die Confiscation hinzu. Von den Verordnungen der goldenen Bulle haben wir schon gesprochen Nach der Carolinischen Halsgerichtsordnung wird bei Mannspersonen auf Viertheilen, und bei Frauenspersonen auf Ertränken erkannt, und diese Strafe auch durch Schleifen zur Gerichtsstätte und durch Zwicken mit glühenden Zangen geschärft. Die Confiscation des Vermögens wurde bestätigt, welche sich sogar auch auf das den Kindern gegebene Heirathsgut und gemachte Schenkungen erstreckt. Die Söhne wurden erbunfähig, ehrlos und aller gehabten Würden verlustig, sie behielten nur das vor der begangenen That des Vaters erworbene Vermögen, die Töchter bekamen von dem mütterlichen Nachlasse ein Pflichttheil, und konnte auch von ihren Großeltern und Verwandten ab intestato erben. Die Ehefrau des Hochverräthers bekam ihr Heirathsgut zurück, aber das, was nach Beendigung ihrer Nutznießung etwa übrig blieb, fiel nicht ihren Söhnen, sondern dem Fiscus anheim.

Diese Bestimmungen des römischen Rechts, welche durch die goldene Bulle bestätigt waren, galten in Deutschland bis 1806, wo das deutsche Reich aufhörte dem Namen nach zu existiren. Was hierüber noch zu sagen ist, lese man in dem Artikel Staats-

verbrechen nach. Die Form des Rechtsverfahrens bei solchen Fällen, die Anklage, die Vertheidigung, die Zulässigkeit der Appellation ꝛc. sind ebendort weitläuftig behandelt. Viele Materialien zur Geschichte der Verbrechen, welche einen Umsturz des Throns oder der Verfassung beabsichtigten, liefert die Geschichte Englands unter der Regierung der Königin Maria und ihrer Schwester Elisabeth unter dem Protectorat Cromwells, Karls des Ersten und Karls des Zweiten. Doch sind in England die Anklagen nicht so leicht mehr zu führen, als dies früher der Fall war. Der Ankläger muß eidlich erhärten, daß das Verbrechen entweder schon ausgeführt ist, oder daß seine Ausführung wirklich bevorsteht; er muß auch einige wahrscheinliche Beweise des Verdachts anführen, eher kann der Verhaftsbefehl (a special Warren) nicht erlassen werden. Diese gelten entweder im ganzen Reiche, wenn sie von dem königlichen Gerichtshof (Kings-bench) ausgehen, oder nur für eine Grafschaft, wenn sie vom Friedensrichter vollzogen sind. Soll der Verbrecher in einer andern Grafschaft verhaftet werden, so muß der Befehl dazu wie ein Wechsel endossirt werden. Jeder Eingezogene muß in 6 Stunden eine Copie des Verhaftsbriefes bekommen. Wie schon der erste Act der strafenden Gerechtigkeit jede Willkür auszuschließen bedacht ist, so auch die späteren Proceduren des Gerichts, der Grand Jury, die erst darüber urtheilt, ob ein Grund zur Special-Inquisition vorliege. Ist dies geschehen, so spricht das Geschworen-Gericht, nach vorheriger Anfrage, ob der Angeklagte geständig sei oder nicht, das Urtheil.

In Frankreich wurde der Anklage-Proceß auf Hochverrath von dem Parlamente geführt, welches sich das Recht, das früher ein Hoheitsrecht war, während der Regierung Karls des Sechsten anmaßte. Der

Gerichtshof erhielt den Namen: „der Gerichtshof der Pairs.“ Erst unter Richelieus Verwaltung wurde die Macht des Parlaments ein wenig darnieder gehalten, und auch Mazarin beachtete es nur wenig. In der Folge unter Ludwig dem Funfzehnten, suchte es seine wohlerworbenen Rechte wieder zu behaupten, und trat mehrmals in offene Opposition gegen den Willen des Königs, bis endlich derselbe das ganze Parlament verbannte und sechs neue Obergerichte ins Leben rief. Ludwig der Sechzehnte stellte es zwar wieder her, doch fing es von neuem an, nur noch kräftiger sich allen Mißbräuchen entgegen zu setzen, es ward daher 1788 aufs neue aufgehoben, und an seiner Stelle der cour plenière gesetzt, diesem folgte 1789 die National-Versammlung, während welcher die Revolution ausbrach und der Umsturz der Dinge vollendet wurde. Alle diese Ereignisse gehören der Geschichte an, und müssen als bekannt vorausgesetzt werden. Die Vervollständigung dieses Artikels findet der Leser in dem mehrerwähnten frühern über Staatsverbrechen, Th. 165 dieses Werkes, auf den wir also hier nochmals verweisen. Der später folgende Artikel demagogische Umtriebe, wird namentlich in Bezug auf Deutschland und die Schweiz die nöthigen Facta und Daten anführen, welche früher übergangen wurden. Auch wird am Schluß desselben das Nöthige über die Literatur dieser wichtigen Materie nachgeholt werden. — Man vergleiche auch die Artikel Revolution im Theil 124, S. 187 u. f. und Regierungsform, Theil 121, S. 635 u. f.

Umtäfeln, ein transitives Zeitwort, welches in der Tuchmacherei gebräuchlich ist. Der Tuchmacher pflegt nehmlich das an jedem Tage gewebte Tuch von dem Unterbaume des Webestuhls auf die Leiter, eine Art Rahmen zu wickeln, damit der angefeuchtete Einschlag

trocknen kann und keine Stockflecke bekommen. S. hierüber den Artikel, Tuch, Th. 189. Umtäfeln kann man auch sagen, wenn man eine Fläche mit Tafelwerk umgab.

Umtanzen, ein transitives Zeitwort: sich tanzend um etwas bewegen; (s. den Artikel, Tanz und Tanzen, Th. 173 und 180). Die Hohenpriester bei den Juden umtanzen bei gewissen feierlichen Gelegenheiten die Bundeslade. Einige wilde Völkerschaften haben die Gewohnheit, ihre Opfer, bevor sie dieselben schlachten, zu umtanzen und dabei einen Gesang anzustimmen. Namentlich ist diese Ceremonie in den Kriegen, die sie unter einander führen gebräuchlich, wenn die Gefangenen zum Opfertode bestimmt sind. Auch in der hellenischen Geschichte wird des Umtanzens der Altäre der Trophäen ꝛc. Erwähnung gethan. In der Bibel erzählt uns Moses, wie die Israeliten um das goldene Kalb tanzten und in Aegypten gab es einen Tanz um den heiligen Stier.

Umtaufen, eigentlich noch einmal taufen, so daß man dem Täufling einen andern Namen giebt. Eine Umtaufe könnte daher auch so viel bedeuten, als: Wiedertaufe, (s. unter W.). Doch braucht man das Wort meistentheils nur im figürlichen Sinne, wobei von einer feierlichen Taufhandlung nicht die Rede ist. Es bedeutet alsdann nur einer Sache oder einer Person einen andern Namen geben.

Umtaumeln, ein intransitives Zeitwort für umfallen, indem man taumelt. Es wird nur von Betrunkenen oder Schwindelichen gebraucht, wie das Wort taumeln selbst. Im gemeinen Leben sagt man dafür auch umtorkeln oder umturkeln.

Umtausch, umtauschen. so viel wie tauschen. Man tauscht eine Waare gegen eine andere um, ein Kleid gegen ein anderes, einen Hut, der nicht paßt gegen einen andern. Es kann auch soviel als vertauschen bedeuten. Der Mensch ist wie umgetauscht,

sagt man von jemanden der plötzlich ganz veränderte Gesinnungen oder Sitten zeigt; der ganz umgewandelt erscheint, sei es nun zum Guten oder zum Schlechten.

Umthun, ein intransitives Zeitwort, gewöhnlich mit „sich:" sich umthun heißt, sich bemühen, etwas zu erlangen, zu finden, zu erfahren. Man sagt von Dienstboten, sie thun sich nach einem Dienste um. Umthun, bedeutet als transitives Zeitwort so viel als umnehmen, umschlagen, umhängen, z. B. ein Tuch umthun, eine Schürze umthun für umbinden, eine Kette umthun. In der Jägersprache wird das Wort umthun an manchen Orten gebraucht, wenn die Säue auf sind und in den Dickigen hier und da brechen.

Umthürmen, heißt eigentlich mit Thürmen umgeben, uneigentlich auch thurmhoch umgeben. Mein Leben umthürmt sich mit Sorgen, könnte jemand ausrufen, der so von Sorgen belagert ist, daß ihm jeder freie Blick, jede Bewegung versagt ist.

Umtoben, als transitives Zeitwort, so viel als: um etwas herumtoben; als intransitives Zeitwort, so viel als umhertoben.

Umtönen, s. tönen.

Umtorkeln, s. umtaumeln.

Umtosen, s. tosen.

Umtragen, ein transitives Zeitwort, kann für herumtragen gebraucht werden oder für: von einem zum andern tragen, z. B. Briefe. Die Tuchbereiter oder Tuchscheerer bedienen sich des Ausdrucks umtragen für: eine Tracht um die andere rauhen, wenn man nehmlich bei dem Rauhen aus dem zweiten Wasser bloß die rechte Seite rauhet und zwar wechselsweise, wenn eine Tracht von dem letzten Ende bis zum Mantelende und vom Mantelende bis zum letzten Ende gerauhet wird

Umtreiben, ein transitives Zeitwort, etwas um sich selbst drehen machen. Das Wasser treibt die Mühlenräder und der Wind die Windmühlenflügel um.

Umtrieb, bedeutet eine Bewegung im Kreise oder doch eine Bewegung in irgend einer beliebigen gebogenen oder gebrochenen Linie so daß das Ende der Bewegung immer wieder in den Anfang derselben zurückkehrt, vorausgesetzt dabei wird immer eine äußerliche treibende Kraft, man kann z. B. von dem Umtrieb eines Maschinenrades sprechen, von dem Umtrieb eines Mühlenrades und dergleichen, von der Schnelligkeit oder Kraft des Umtriebes. Auch braucht man das Wort Umtrieb für Umlauf, z. B. Umtrieb des Blutes. Umtrieb der Waaren heißt so viel wie Vertrieb der Waaren, und vom Gelde so viel wie Circulation. Bei den Bergleuten sagt man Umtrieb eines Berggebäudes, wenn man vom regelmäßigen Betriebe desselben spricht. In der Mehrzahl Umtriebe bekommt das Wort eine eigenthümliche Bedeutung, und bedeutet heimliche Handlungen, die darauf hinausgehen, irgend etwas Bestehendes zu untergraben und zum Falle zu bringen, es wird immer im schlimmen Sinne gemeint. Ein Intriguant untergräbt durch Umtriebe das Glück eines andern, hauptsächlich bedient man sich des Wortes Umtriebe in politischer Beziehung von demagogischen Umtrieben oder auch in kirchlicher Beziehung von jesuitischen Umtrieben, von welcher z. B. der französische Schriftsteller Eugen Sue, in seinem Romane: der ewige Jude, ein sehr interessantes und lebensfrisches Bild entworfen hat, und worüber eine große Menge von Broschüren und Werke aller Gattung erschienen sind. In dem folgenden Artikel werden wir eine besondere Abhandlung über die demagogischen Umtriebe zu liefern versuchen und am Schlusse desselben das Hauptsächlichste was sich über

jesuitische Umtriebe sagen läßt, in der Kürze zusammenfassen.

Umtriebe, politische, demagogische, sind wie wir schon so eben erklärt haben, geheime, versteckte Handlungen, die darauf hinausgehen, Aenderungen der Verfassung, der Regierung, überhaupt der socialen und politischen Zustände hervorzurufen und vorzubereiten. Ehe wir den Artikel hierüber beginnen, müssen wir einige allgemeine Bemerkungen zu unsrer Rechtfertigung und zur Feststellung des Standpunktes, von dem aus wir die hier ausgesprochenen Ansichten beurtheilt zu sehen wünschen, vorausschicken. Es mag Anfangs nicht in dem Plan dieser Encyclopädie gelegen haben, Gegenstände wie vorliegenden abzuhandeln. Die ersten Herausgeber fühlten jedoch nach dem Erscheinen des ersten Viertels des Werkes, daß eine Beschränkung auf den bloß ökonomisch, technologischen und kunstgeschichtlichen Theil des Wissens und Könnens sich nicht durchführen ließ, daß auch die Geschichte in ihren allgemeinen Umrissen, die Zustände des Rechts, die Bewegungen der Gesetzgebungen, die verschiedenen Formen des gesellschaftlichen und des Staatslebens mit in den Kreis derjenigen Gegenstände zu ziehen seien, die hier zu betrachten und abzuhandeln seien. Manche noch so materiellen Dinge lassen sich weder begreifen, noch auf's Leben anwenden, wenn man nicht die geschichtliche Entwicklung ihres Wesens kennt, und keine Geschichte, selbst nicht die der kleinsten Entdeckung auf dem Felde der Mechanik, der Naturwissenschaft ꝛc. läßt sich von der allgemeinen Geschichte der Menschheit trennen und abgerissen für sich allein verstehen; denn der Fäden und Beziehungen sind zu unendlich viele, das Netz, welches alle Erscheinungen zu einem universellen Ganzen verwebt, zu dicht, als daß man es wagen dürfte, den Zusammenhang zu verneinen oder zerreißen zu wollen. Dem Organis-

mus des Staatslebens in allen Zweigen, in Gesetzgebung, Verfassung, Oekonomie ꝛc. sind schon eine Reihe ausführlicher Artikel gewidmet worden. In das Bereich derselben gehört offenbar auch die Besprechung der politischen und demagogischen Umtriebe. Ihrer Natur nach und ohne Beziehung auf die Thatsachen und Verhältnisse hat nur die Lehre von der Gesetzgebung, die Rechtswissenschaft mit ihnen zu thun. Sie classifizirt die hierher gehörenden Vergehungen und Verbrechen, sie dictirt jedem seine gebührende Strafe; es genügt also nur eine rein theoretische Untersuchung dazu. Allein wir wollen uns hier auf den Boden der geschichtlichen Praxis stellen. Auch hier werden wir uns möglichst objectiv halten. Nur Thatsachen sollen herangezogen und Raisonnements oder gar Partheiansichten möglichst vermieden werden, und wo wir sie anführen, sollen sie nur als Beispiele, nicht als Resultate eigner Meinungen erscheinen.

Der Begriff der politischen Umtriebe ist eigentlich eine Erfindung der neuern Zeit, der modernen Politik, wie sie sich nach der Napoleonischen Zeit, nach der Befreiung der dem französischen Scepter so lange unterworfenen Länder, nach der Rückkehr der Bourbons und mit dem Beginn der reactionären Bewegungen, gestaltete. Der Begriff hat eine positive und eine negative Bedeutung. Positiv, in sofern er sich in Thatsachen constatirt, negativ, in sofern er bloß in der Einbildung gewisser Staatsmänner existirte.

Ein sehr belehrendes Werk über diesen Gegenstand, das ein Pseudonymus 1831 in Altenburg herausgab, äußert sich in Betreff der Frage: ob denn überhaupt von demagogischen Umtrieben in wahrem Sinne des Wortes die Rede sein könnte? in der Vorrede seiner historischen Skizzen folgendermaßen:

Wie es mit allen solchen unsichtbaren Dingen geht, der eine Theil glaubt zu viel, der andere zu wenig

davon. Mancherlei Andeutungen ließen zwar die Vermuthung von mehreren Seiten durchblicken, daß man die ganzen demagogischen Umtriebe blos für ein Blendwerk Behufs der Verdächtigung halte. Andere, wie z. B. der treffliche Tzschirner (die Gefahr einer deutschen Revolution 1823) suchten ferner die Nichtigkeit der Besorgnisse vor dem Streben des Zeitgeistes und der dadurch aufgeregten Verdächtigungen zu erweisen. Indeß während dagegen von vielen Seiten her immer wieder von Neuem die Gefahr als drohend geschildert wurde, suchte Niemand die demagogischen Umtriebe selbst zu entlarven, und die einseitige, zweckwidrige Verfahrungsweise bei deren Untersuchung aufzudecken. Ihre eigentliche Quelle und Tendenz blieben vielleicht gerade deshalb noch unenthüllt. Dieser fortdauernder Mangel an Aufklärung wird übrigens dadurch noch auffallender, daß die wirklich eingefangenen Gespenster-Gehülfen nach allen darüber verbreiteten Nachrichten reuig und offen Alles bekannt haben sollen, was sie selbst begangen und was mit ihnen aufgestellt ward, dessenungeachtet aber dadurch kein Licht über die eigentliche Natur und Urheber jener Umtriebe gelangt ist. Das Resultat aller Untersuchungen, welches bis jetzt bekannt gemacht wurde, bestehet nämlich nur darin, daß kein eigentliches Resultat zu liefern sey! Denn es ergiebt sich nur daraus, daß die bethörten Leutchen aus der Studentenwelt (was Jeder schon vorher wußte) keine Männer wären; ferner daß sie — woran eben so wenig Jemand, der die jugendliche Spiele mit Orden, Verbindungen ꝛc. kennt, vorher zweifeln konnte — eigentlich von gar keiner, am allerwenigsten aber von solcher Bedeutung waren, daß der Staat vor ihnen zu zittern Ursach gehabt hätte; daß sie vielmehr endlich höchstens nur bethörte, bejammerswürdige Werkzeuge der eigentlichen Umtriebler waren, die — — bis dato

eben so unbekannt, als ihre Zwecke blieben! — Denn daß die bloße und noch dazu höchst schwankende, nichtssagende Verdächtigung einiger wenigen unbedeutenden Männer, wie Follenius ꝛc., von denen eigentlich weiter nichts bekannt wurde, als daß sie auf Grund früherer Studenten-Verbindungen verdächtigt wurden, ohne daß deshalb bis jetzt ermittelt worden ist, wie weit dem, der sie verdächtigte, selbst zu trauen sei, wohl für keine Ermittlung der eigentlichen Hebel jener Umtriebe gelten kann, versteht sich von selbst, und wird sich weiter unten noch mehr zeigen. Dagegen sehen sich aber die Umtriebe in Frankreich, Piemont und Deutschland so ähnlich, als daß man nicht ihrer, sogar in den bisherigen Untersuchungen als feststehend angenommen, gemeinschaftlichen Verbindungen einigen Glauben beimessen sollte. Dann aber würde es um so nothwendiger sein, das Wesen und die Quelle alle dieser Umtriebe näher kennen zu lernen, wovon man indeß bis jetzt dem Publikum noch keine Probe lieferte! Welches sind daher die wahren Urheber jener Umtriebe? Welches ist ihre eigentliche Tendenz? — Dies sind die Fragen, welche jeden deutschen Wahrheits- und Vaterlandsfreund nothwendig beschäftigen müssen, und die für Jeden, dem das Staatswohl nicht schon ganz gleichgültig geworden ist, um so größere Aufmerksamkeit verdienen, als gerade das unbefriedigende Ergebniß der bisherigen Untersuchungen nicht zum Aufgeben, sondern zum ernstlichen, gründlichen Verfolgen derselben auffordern. Denn dazu ist dieser Gegenstand zu ernst geworden, und zu eng mit dem ganzen Volkswohl verkettet. Auch hat er Uebelwollenden schon zu lange Veranlassung und Vorwand zu verhaßten, nachtheiligen Maaßregeln gegeben, und dient ihnen noch immer zu sehr zur Basis ihrer Verdächtigungen, als daß nun auf einmal der Vorhang niederfallen sollte, um den

Fürsten und Völkern, nachdem man ihnen einmal gezeigt hat, es sei etwas dahinter, nun auf einmal glauben machen zu wollen, daß es Nichts sei!!

Die Gerechtigkeit fordert es, zu wissen, wer jene Menschen sind, welche dem Vaterlande mittel- oder unmittelbar so viel Unheil zufügten, und die man gerade zu einer Zeit mit einem Schleier bedecken zu wollen scheint, wo die erlangten Spuren dem Ziele näher zu führen verhießen! — Der Vortheil des Staats erheischt es, daß das pro et contra zur möglichsten Ermittelung der Wahrheit vorgetragen, und auf alle Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten aufmerksam gemacht werde, welche vielleicht zur Aufklärung führen können. Hier selbst eine Muthmaßung zu unterdrücken, wäre Verbrechen, und würde nur der Theilnahme an den Umtrieben verdächtig machen können. Daher möge eine freimüthige Erörterung, welche auch auf solche Seiten aufmerksam macht, die man bis jetzt auffallender Weise — nicht mit unter die Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten zählte, hier ungehindert Platz greifen. Auch fordert ja der Umstand, daß man die in dieser Untersuchung ergangenen Urtheile öffentlich bekannt machte, selbst zum öffentlichen Urtheile über diese Vorgänge auf!

Zur Erlangung eines festen Standpunkts für eine solche Prüfung, dürfte es übrigens gut sein, hier folgende allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken.

Zunächst, in welche Art und wodurch stehet denn der objective Thatbestand fest?

Dies führt vor allen Dingen zu dem Begriff der sogenannten demagogischen Umtriebe. — Warum heißen denn überhaupt jene Umtriebe demagogische? wodurch steht denn fest, daß Demagogen dieselben eingeleitet haben? Sind doch die Urheber und ihre Zwecke noch nicht ermittelt, wodurch will man a priori wissen, daß es sogenannte Demagogen sein müssen?

Wer hat ihnen zuerst den Namen gegeben? Woher rührt es endlich, daß schon von demagogischen Umtrieben gesprochen wurde, ehe auch selbst eine Untersuchung eingeleitet war? Wodurch suchten diejenigen, welche solches thaten, gleich im Voraus ihre Beschuldigungen zu rechtfertigen? Alle diese und noch mehrere andere Fragen drängen sich jedem Unbefangenen auf, und würden dieselben daher unabhängigen, nicht durch einseitiges Interesse, oder durch einseitige Instructionen, oder eigene befangene Gesichtspunkte beschränkten Untersuchungsrichtern (die sich eben deshalb nicht Einzelnes Behufs speciellen Auftrags zu einem bestimmten Ziele ihrer Untersuchung zureichen lassen durften!) auf ein weiteres Feld der Untersuchung geführt haben. Der Umstand, daß späterhin einzelne junge unbesonnene Leute verführt waren, eine dem Namen nach politische Verbindung an die Stelle ihrer burschikosen Traum-Verbindungen zu creiren, ohne sich aber eines bestimmten Zwecks bewußt zu sein, hätte ein unabhängiges Gericht kaum bestimmen können, deshalb die Umtriebe demagogisch zu nennen, selbst wenn auch die Benennung nicht dem Ergebniß vorgeeilt wäre? — Denn die Umtriebe deren bloße Werkzeuge jene Jünglinge waren, konnten ja eben so gut hierarchisch-aristokratischer Natur sein. Wer verbürgt es, daß sie es nicht sind? So gut als aber der Verdacht eines noch unenthüllten hochverrätherischen Bundes, auf so manche Männer, die bisher als Vaterlands- und Wahrheitsfreunde als Muster galten, ja auf das Volk selbst fallen kann, eben so gut und mit demselben Rechte kann derselbe auch auf Andere gerichtet werden, die durch ihre hierarch-aristokratische Gesinnung bekannt sind.

Benennungen sollten überhaupt Niemanden leiten, da es ein aus Criminal-Untersuchungen sattsam bekannter Kunstkniff ist, den Verdacht von sich auf

Andere zu lenken, durch Benennungen zu täuschen, die Namen dritter, unschuldiger Personen bei Ausübung seines Verbrechens laut zu rufen. Nicht zu gedenken; daß wenn darin Factionen im Spiele sind, stets die Benennungen einen ganz entgegengesetzten Sinn zu haben pflegen. Jeder kennt z. B. was er unter der heiligen Vehme zu verstehen hatte, in welchem Sinne die Inquisition, die Jesuiten ꝛc. sich heilig nannten, die wahrhaften Christen aber Ketzer schalten. Die bescheidene Benennung: Knecht der Knechte bezeichnet eben so gerade das Gegentheil, Nicht minder nennt sich der allerschlechteste Ton „der gute Ton", selbst der sonst offenere Bursch nennt im Uebermuthe seine Faulheit, Rohheit und Wildheit, den solidern Burschen einen Wilden. Sollte es nicht etwa mit dem Ausdrucke, demagogische Umtriebe eben so sein? sollte durch diese Benennung gerade das Gegentheil bemäntelt werden, und sie die aristokratisch-hierarchischen Umtriebe bezeichnen?! -- Kurz, ein erfahrener Inquirent würde sich nur durch diese Benennung veranlaßt fühlen können, die Urheber nicht unter den sogenannten liberalen Demagogen zu suchen.

Indeß ganz abgesehen von dem Zweifel über die richtige Benennung der Sache, steht denn die letztere selbst fest, und wodurch? — Die Antwort hierauf ist man uns bisher schuldig geblieben. Denn auch nicht ein einziges Verbrechen in obigem Sinne hat man ermitteln können. Die angeblichen Verbrecher haben theils frei gesprochen und entlassen werden müssen, theils lieferte das Einzige, was man vorfand, eine unbedeutende Studentenverbindung, wie wir weiter unten zeigen, durchaus keinen derartigen Thatbestand. Aber auch selbst die Wahrscheinlichkeit ist nicht einmal dafür, sondern dagegen, wie nachfolgende Erörterungen beweisen werden. Wofür sollte

denn auch wohl die Wahrscheinlichkeit sprechen? für eine Verschwörung, welche einen wirklichen Umsturz des Staats, im sogenannten liberal-demagogischen Sinne bezweckte, oder für eine solche, welche nur Mißtrauen zwischen Fürsten und Völkern säen wollte? Wäre das Erstere der ursprüngliche Zweck gewesen: so begrift man in der That nicht, wie jemand in jener herrlichen Zeit, wo die Nationen ihre höchsten Güter mit so unendlicher Aufopferung freudig ihren Fürsten dargebracht hatten, wo der allgemeine Jubel und die schönsten Hoffnungen Alles beseelten, was die Nationen vertrauend den trefflichen Gesinnungen, welche vaterländische Regierungen ausgesprochan, selbst erst die Freiheiten und guten Einrichtungen der Fremdherrschaft verdrängt hatten, wo sie ferner mit vollem Vertrauen der Art, wie die Fürsten ihr Wort lösen würden, entgegen sahen, und wo des Volkes und der Fürsten Wohl aufs Engste verschmolzen, nur eine segensreiche Aussicht überall darboten — mit einem Worte, wie in jener hochherzigen Zeit des vollen gegenseitigen Vertrauens, irgend jemand hätte auf die Idee kommen können, das Volk gegen seine Regierung aufzuwiegeln. Der stumpfsinnigste Mensch hätte damals eine solche Idee für eben so toll, als unausführbar halten müssen. Dazu kommt nun noch, daß die Geschichte unter allen den vielen Revolutionen, welche sie aufzählt, kaum zwei bis drei kennt, welche vom Volke, oder den sich für Volksrechte interessirenden sogenannten Liberalen ausgingen, und daß insonderheit alle Verschwörungen nur reactionaire oder hierarchisch-aristokratischer Natur waren! Auch erfordern dieselben gleichartige Interessen, Geld, Einfluß, Macht, wenn sie nicht als die größte Thorheit in sich selbst zerfallen sollen.

Anders ist es dagegen aber mit dem bloßen Mißtrauen. Dies ist gar leicht aufzuregen. Es bedarf

hier nur eines Vorwandes, um selbst die unschuldigsten Handlungen verdächtig zu machen. Ein solcher Vorwand ist dann nur zu leicht gefunden. Irgend eine unbedachtsame Aeußerung, irgend eine Handlung, aus dem Zusammenhange ihrer geistigen Verbindung gerissen, wie leicht können sie nicht Stoff zu einer Mißdeutung geben? Wie leicht bietet nicht die schwärmerische Jugend, die so leicht Alles übertreibt, Blößen dar? Wie leicht endlich, wenn einzelne unbedachtsame Aeußerungen, oder einzelne Verirrungen eines Schwärmers nicht mehr als Vorwand genügen; wenn man zu dem Worte auch noch die That haben will, um nicht blos immer auf geistige, angebliche Verschwörungen, als ein Luftgebilde hinzuzeigen; wie leicht ist es da ein in und für sich lebenden Haufen junger Leute zu Verbindungen unter sich zu verleiten, die sie schwärmend zu Verbrechern stempeln, ohne daß sie es ahnen, welchem Teufel sie dienen, und daß man sie nur mißbrauche, um sie selbst zum Opfer eines Planes zu machen, dem sie entgegen zu arbeiten wähnten! Wenn nun aber die Ausführbarkeit eines solchen Planes viel leichter, gefahrloser und sicherer erscheint, wenn Mißtrauen viel leichter als die Kraftthätigkeit einer starren unbeweglichen Volksmasse aufzuregen ist, wenn ferner die Geschichte uns lehrt, daß durchgängig die Reaction der Hierarchie, Feudalaristokratie und der Beamtenwelt stets gegen alle Aufklärung, so wie gegen jede Rüge von Mißbräuchen ꝛc. Mißtrauen zu erregen suchte, und es ihr unwandelbarer Operations-Plan war, durch das Schreckbild geheimer Verbindungen die Regierungen wie die Völker zu täuschen, um sich dadurch wichtiger und unentbehrlicher zu machen, auch die Fortschritte des Lichts und der Wahrheit durch politische Ketzermacherei und Factions-Geschrei zu hemmen, alle diejenigen aber,

welche in politischen und religiösen Dingen ihrer Ueberzeugung folgen, zu verdächtigen, und die Rache der Machthaber wie der Gesetze auf sie zu lenken; so dürfte — wenn man überhaupt gleich den Verdächtigungsmännern die Wahrscheinlichkeit mit zu Hülfe rufen will — diese für die letzte Art einer Verschwörung viel größer, oder vielmehr nur allein vorhanden sein! —

Will man übrigens auch von dieser objectiven Wahrscheinlichkeit abstrahiren, und mit der merkwürdigen Operationsweise der Verdächtiger, in Ermangelung eines objectiven Thatbestandes, blos von der muthmaßlichen Denkungsart einzelner Personen auf die subjektive Wahrscheinlichkeit ihrer Handlungsweise und von dieser auf ein Verbrechen gegen den Staat schließen, so muß dies wenigstens unter Abwägung des pro et contra geschehen. Es mag daher zwar auch hier ganz im Allgemeinen (abgesehen zunächst von den vorliegenden Thatsachen) jene Wahrscheinlichkeit eines subjektiven Thatbestandes erörtert werden, jedoch in jener doppelten Beziehung, nämlich ob die subjektive Wahrscheinlichkeit mehr für die erste oder letzte Art eines Verbrechens gegen den Staat, und damit zugleich, ob sie mehr für demagogisch-revolutionaire, oder mehr für aristokratisch-reactionaire Umtriebe spreche?! —

Sobald wir nun aber hiernach die erstgedachte Seite zunächst beleuchten, so drängt sich uns vor allen Dingen die Frage auf, in welchen Klassen des deutschen Volkes sich denn die revolutionairen Hebel und vor allen Dingen, das dazu durchaus nöthige Band, eines gemeinsamen Interesses finden sollen? — Denn daß Einzelne den Pöbel nur durch Geld, das eigentliche Volk aber nur dann aufregen können, wenn dasselbe von gleich allgemeiner Unzufriedenheit durchdrungen ist, und der dadurch gesammelte Zündstoff nur als-

dann eines Funkens bedarf, um eine Explosion zu bewirken, leuchtet jedem von selbst ein. Wo wäre nun aber damals, als die sogenannten demagogischen Umtriebe begannen, ein solcher Zündstoff aufgehäuft gewesen? Blieb doch auch selbst dann das Volk im Ganzen genommen ruhig, als die Reaction inzwischen so vielen Stoff zur Unzufriedenheit muthwillig gehäuft hatte! Offenbar die beste Widerlegung jener Vermuthungen. Doch betrachten wir die einzelnen Volksklassen etwas näher.

Der Bauer- und Bürgerstand leben nur für ihr Gewerbe. Sie sind die natürlichen Gegner jeder gewaltsamen Umänderung der Dinge. Das Ziel ihres Strebens bleibt nur ungestörter Wohlstand; die Grundlage desselben aber eine gesetzliche Ordnung. Ja, ihre Fehler sind nicht Ehrgeiz, sondern eher Geldgeiz, der vor jeder Umwälzung zittert.

Gehen wir daher zu Andern über, die man deshalb zu verdächtigen suchte. Daß zunächst halbe Kinder in Tertia ꝛc. wie anfangs vorgegeben wurde, Revolution sollten machen können, ist längst als eine alberne Idee belächelt. Auch verdienen dergleichen unreife Aufsätze, wie die von ihnen ausgegangenen nur allerhöchstens die Geißel der Satyre und der Grammatik. Daß ferner junge Leute auch an Universitäten sich leicht für hochherzige Ideen enthusiasmiren und sich gern zu Verbindungen hinneigen, ist bekannt und daß letztere auch leicht einen politischen Anstrich gewinnen können, wenn man ihrem natürlichen Freiheitssinn und ihrer Neigung nach Wichtigthun schmeichelt, ist sehr leicht begreiflich. Undenkbar ist es aber daß Jemand, der eine Verbindung geheim gehalten wissen will, sich hierzu der Studenten bedienen wird, da von ihnen nur zu bekannt ist, daß jeder Stiefelputzer Nachmittags schon in der Stadt die Berathungen herumträgt, welche Vormittags unter Ehrenwort

und Schwüren der Verschwiegenheit zwischen ihnen statt fanden. Undenkbar ist es ferner, daß Professoren, Männer, die den Studengeist so genau kennen, auf einen solchen mehr als thörigten Einfall gerathen sollten. Noch undenkbarer ist es aber, daß Studenten ein wirkliche Verschwörung gegen den Staat bilden. Die Jugend ist auflodernd, leicht verführt und ergreift in ihrer Unbekanntschaft mit der Welt und ihren Verhältnissen sehr leicht den Irrthum für Wahrheit, das Böse für das Gute. Dies ist aber auch Alles. Sich als Werkzeug für den Mißbrauch leicht hingebend, ist sie untauglich für das Anspinnen und Verfolgen besonnener Pläne. Leicht aufgeregt, erkaltet sie eben so schnell an der ruhigen Besonnenheit des Mannes und überhaupt bei jedem Anstoße, ohne je den Muth zu fassen, Männer aufzuregen, von deren Ruhe und Verflechtung in bürgerliche Verhältnisse sie eine natürliche Antipathie hat und sie daher mit Ekelnamen belegend, meidet. Auch ist es offenbar, daß sie nur blindes Werkzeug im Dunkeln brütender Pläne wird. Wo möglich noch undenkbarer ist es, daß irgend Jemand auf den wahnsinnigen Gedanken gerathen sollte, sich der Studenten als Werkzeuge zu bedienen um einen Staaten-Umsturz vorzubereiten, da diese Menschen außer aller Verbindung mit dem Volke stehen, ihre Aufwärter und Gastwirthe, mit denen sie fast nur allein in ausschließliche Berührung kommen, trotz aller ihrer Schuhputzer-Unterwürfigkeit, es aber nur als einen Spaß belachen würden, sie in Revolutionen verwickeln zu wollen. Auch würde eine gehörig vorbereitete Revolution von der jungen aufbrausenden Studentenwelt, wenn sie ihr überhaupt zusagte, noch immer beim Ausbruch zeitig genug, als wie von leicht auflodernden Stroh, den einzig denkbaren Nutzen ziehen können. Abgesehen aber von allen diesen Unwahrschein-

lichkeiten, und angenommen, man könne dessenungeachtet eine wirklich vorgängig vorbereitete oder wenigstens eingeleitete Revolution als wahrscheinlich voraus setzen; wer hätten denn die Rädelsführer derselben sein sollen?

Der Beamtenstand etwa? Dieser, und Alles, was ihm anhängt, zittert ja aber für sein Amt und laborirt in seiner Beziehung gegen Höhere wohl eher an zu wenig, als an zu viel Energie. Auch wedelt er in der Regel gern der Reaction und jedem herrschenden Winde nach. — Der Gelehrten-Lehrer-Stand etwa? Dieser kennt das eigentliche Volk gewöhnlich nur aus seinen Büchern. Theoretisch mag er ihm wohl befreundet sein, aber practisch nicht verbunden, ja auch nicht einmal bekannt. Für den bessern Theil desselben ist ohnehin die Wahrheit sein Thron, seine Meinung, sein Triumph, und wie die Kunst des Künstlers Göttin, so dem Gelehrten seine Wissenschaft sein Ideal. Der Hauptcharacterzug des größern Theils jenes Standes ist dagegen Pedanterie, also gerade das Gegentheil von Revolution. Auch sorgen sie nur mit Aengstlichkeit und in schüchterner Demuth für das tägliche liebe Brod, und zittern vor aller und jeder Störung desselben. Die Schriftsteller? O! Wunder über Wunder anzunehmen, daß sie durch ihre isolirten Studierstuben und Bücher unmittelbaren Einfluß auf das Volk ausüben und sich gar unter einander verschwören sollten, sie, von denen kaum zwei über ein Wort, über einen Buchstaben, sich einigen können! Auch deutet man ja auf Männer, welche eine freie Rede führen. Wie? sollte jetzt der laute Sprecher, oder gar der Schreier die Psychologie Lügen strafen und die Triebfeder geheimer, dunkler, sich unsichtbar erhaltender Umtriebe werden? Offene Rede und Streben nach Oeffentlichkeit vertragen sich wohl nicht mit heimlicher Meuterei. Der letztern entspricht

viel eher das Streben nach Verdunkelung. Wo hätten denn auch alle jene Menschen das durchaus zu Verschwörungen nöthige Geld hernehmen sollen?!

Einen jener Stände zu verdächtigen, verriethe daher gänzlichen Mangel an aller Menschenkenntniß! Sollten es aber einzelne Männer unter ihnen nur sein; so scheitert diese Idee nicht allein an eben denselben vorerwähnten Unwahrscheinlichkeiten, sondern letztere werden in dem Maße größer, als die Einzelnen stets isolirter bleiben. — — — — Den höchsten Grad von Unwahrscheinlichkeit erhält endlich jene Supposition dadurch, daß jede Verschwörung einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt gleicher Interessen bedarf, dieser aber im Volke sowohl, als in der Gelehrten-Welt schwer, oder gar nicht aufzufinden ist, vielmehr die verschiedenartigsten, einander entgegenlaufenden Interessen eine solche Vereinigung durchaus unmöglich und undenkbar machen!

Dieser letztere Gesichtspunkt führt dagegen zu der bei weitem größern Wahrscheinlichkeit, daß die fraglichen Umtriebe revolutionärer Natur sind. Denn die hierarchisch-aristokratischen Interessen haben nach dieser einen gemeinsamen Vereinigungspunkt." —

Unser Autor fährt nun, wenn auch oft in Ausdrücken, denen wir des großen Ernstes wegen, welcher diesem Gegenstande gebührt, unsere Beistimmung nicht versagen können, den Beweis für seine Behauptung. Er stellt das Factum als ausgemacht hin, daß diese Parthei immer bemüht gewesen sei, Mißtrauen zwischen Fürst und Volk zu erregen. Sie schüchterten die erstern durch übertriebene und unwahre Schilderungen des Liberalismus und seiner Tendenzen ein. Er erinnert an mehrere Beispiele aus der Geschichte, an die Protestanten-Verfolgungen in Frankreich unter Carl IX., dem man eine Verschwörung gegen ihn vorlog und so die Bartholomäus Nacht herbeiführte.

Er behauptet, daß sie es waren, die auch das schöne Band zwischen Fürsten und Völkern, welches die Jahre 1813 bis 1815 knüpften, lockerten, um sich ihre Herrschaft, der diese Einigkeit als größter Feind im Wege stand, auf's Neue zu sichern. Sie lenkten gerade auf diejenigen Männer zuerst den Verdacht, welche sich in jenen Jahren durch treue Anhänglichkeit an Fürst und Volk am meisten ausgezeichnet hatten.

Da wir gerade unsern Gewährsmann sprechen ließen, so möge hier gleich, um jeden Irrthum zu vermeiden, seine Ansicht über Studentenverbindungen eine Stelle finden.

Im Allgemeinen mag hier bevorwortet werden, daß wir von jeher ein abgesagter Feind aller geheimen Verbindungen waren, theils weil wir nie unter keinen Umständen Verletzung der bestehenden Gesetze billigen können, theils aber auch, weil es unter der Würde jedes Mannes ist, sich an Andere anzulehnen, und überhaupt, weil Niemand seiner Vernunft ein schlechteres Compliment machen kann, als wenn er durch sie nicht sowohl überzeugen, als durch eine Verbindung zur Anerkennung derselben zwingen will! Je kräftiger der Mann, und je triftiger der Grund, desto mehr vertrauet er auch der eigenen Kraft! — Nur, was sich nichts Gutes bewußt ist, sucht die Dunkelheit und das Band der Schwächlinge! — Von diesem allgemeinen Gesichtspuncte aus bleiben eben so auch alle heimlichen Studenten-Verbindungen höchst verwerflich. Die Sucht nach denselben, die schon seit so langer Zeit so viele Kranke auf den Universitäten befiel, kann und wird indeß nur allein auf eine homöopathische Art geheilt werden können, nämlich nur allein durch eine öffentliche Constitution der academischen Bürger unter sich. Alles in der Welt strebt nach einer Organisation! Alle Stände und Einwohner eines Staats bil-

den ja auch unter einander einzelne gesellige Vereine! Nur gänzliche Unkunde der Menschen kann daher wähnen, dieses Streben auf Universitäten anders zu heilen, als dadurch, daß man, anstatt es thörichter Weise zu unterdrücken, dasselbe auf die richtige Bahn führt, um aus dem chaotischen Zusammenströmen einer Menge junger Leute ein organisches Ganze zu bilden. Eine öffentliche Constitution derselben wird schon von selbst jede heimliche Verbindung durch die bessern Studenten (welche sich dagegen bei heimlichen Verbindungen zurückziehen!) verdrängen. Der Staat hat aber alsdann zugleich eine Controle, und Leute, an die er sich vorkommenden Falls wegen etwaiger Auswüchse halten kann. Auch ist ja eben eine solche offenkundige Organisation der academischen Gesellschaften das beste Mittel, wie die jungen Leute sich die Hörner etwas abstoßen und sich im Kleinen für die größere bürgerliche Gesellschaft vorbereiten können, um nicht ganz verschroben oder unbeholfen in dieselbe einzutreten, oder leere Träumereien auf dieselbe zu übertragen! — Mit der öffentlichen Theilnahme fliehet dann aber auch die kleinliche Selbstsucht mit ihren Gesetzwidrigkeiten, Unsittlichkeiten und Erbärmlichkeiten von selbst!

Wir hatten es daher nur erwartet, daß mit dem kräftigern, sich mehr aus der Selbstsucht zu einer Theilnahme für das allgemeine Wohl hervorarbeitenden Aufschwunge der jungen Leute auf den Universitäten, sich auch immer lauter und lauter die Stimme gegen die engherzigen, selbstsüchtiger Eitelkeit fröhnenden, Orden, Landsmannschaften und Klopffechtereien auf den Universitäten erheben und zu einer öffentlichen allgemeinen Constitution dieser kleinen Gesellschaft hinneigen würde. Wirklich begann auch schon auf einigen Universitäten vom Jahre 1810 an, ein solches Streben, das seit jener Zeit nicht wieder

verschwunden ist und auch nie wieder verschwinden wird! —

Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet, konnte es daher nur eben so erfreulich, als natürlich erscheinen, daß die mittel- oder unmittelbar durch den Freiheitskampf erstarkte Jugend nach den Jahren 1814 und 1815 immer mehr diese Richtung verfolgte und an die Stelle des Particularismus der Landsmannschaften nur Deutsche erkennen wollte! — Wäre man ihr hier von Seiten der Regierungen freundlich entgegen gekommen, unendlich viel Gutes hätte dadurch gefördert und vieles Böse verhindert werden können! Die Jünglinge hatten die eben so unsinnige als erbärmliche Deutung erkannt, welche man dem Worte und der Sache „sich pro patria schlagen," früher beigelegt hatte! Die engen Herzen hatten angefangen, sich zu erweitern. Man erkannte es immer allgemeiner, daß die academische Laufbahn eine höhere Bestimmung habe, als blos einem elenden Fantome nachzujagen, das sich das allerelendeste Ziel gesteckt hatte, welches nur möglich war, nämlich das, von der übrigen Welt, die Studentenwelt, von dieser wieder die Verbindungen einzelner Wenigen und von diesen Wenigen wieder sich selbst so sehr zu isoliren, als wenn jeder Einzelne gleichsam die ganze Welt in sich trage und jede Miene, ja jeden Hauch mit Blut und Leben rächen müsse. Die schiefe Richtung, welche das edlere Selbst- und Ehr-Gefühl und mit ihm der Muth früher gewonnen hatten, um sich in der erbärmlichsten Selbstsucht zu stählen und für diese ausschließlich zu leben, eben deshalb aber im natürlichen Gefolge derselben die Faullenzerei, Rauferei, Sauferei und Hurerei zu cultiviren, ja wohl gar noch mit allem diesem als besonders flotter Bursch auf das aschgraueste zu renomiren — diese scheußliche, leider aber früher nur zu allgemeine Richtung trat allerdings immer mehr

in den Hintergrund, je mehr das bessere Ich auf das allgemeine Wohl des Vaterlandes und auf die höhern Bestimmungen eines jeden Staatsbürgers geleitet wurde. Jene frühere bejammernswerthe Richtung war man allerdings auf dem Wege gegen eine bessere zu vertauschen, es immer mehr und mehr einsehend, „daß das academische Leben eine höhere Bedeutung habe, als bisher anerkannt sei."

Diese beiden Mittheilungen aus der Schrift eines Partheimannes veranlassen den Verfasser des gegenwärtigen Artikels sogleich zu erklären, daß er weit davon entfernt ist, Alles zu unterschreiben, was hier, und in der Form, in welcher es gesagt ist. Es trägt zu deutlich die Mängel der Parthei und der Leidenschaftlichkeit, was wohl damit zu entschuldigen ist, daß die Schrift mitten in den Ereignissen selbst geschrieben und ihre Darstellungsweise von den Einflüssen und Eindrücken jener Tage bedingt ist. Ein Geschichtschreiber darf sich ihrer wohl als Quelle bedienen, aber nicht behaupten, daß sie durchaus rein und jeder Läuterung unbedürftig sei.

Wir wollen uns einmal in der ältern Geschichte umsehen, und diejenigen Fälle heraussuchen, welche uns Beispiele von politischen Umtrieben in der heutigen Bedeutung des Wortes liefern. Hierher kann man in Griechenland die Zeiten des Perikles rechnen und die, welche dem Sturz der hellenischen Macht durch Philipp von Macedonien vorausgingen, auch die Zeiten nach Alexanders des Großen Tode als sein Reich in eine Menge kleiner Staaten zerfiel, bot eine Menge Intriguen, durch welche Reiche gestürzt und neue errichtet wurden. In Rom gehörten z. B. die Vertreibung der Könige im Jahre 510, die Kämpfe der Volkstribunen gegen die übermächtigen römischen Großen, die Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla, die der Ermordung Julius Cäsars vorange-

hende und nachfolgende Zeit, wo die Demokratie die Erhaltung der Republik möglich zu machen hoffte und schon früher die Catilarischen Verschwörungen, zu den politischen Bewegungen dieser Gattung. Fast immer fallen sie in Zeiten, wo die Bildung des Volksbewußtseins schon zu den Begriffen des Rechts, das es zu vertheidigen und zu erobern hat, gelangt ist; denn nicht blos offene Gewalt, zu welcher nicht mehr als physische Kraft erforderlich ist, sondern Klugheit, Besonnenheit, feine Intrigue, wohl ausgesonnene Pläne, sind die Mittel deren sich die zu politischen Umtrieben Verbundenen bedienen müssen. Dem Sturz der Frankenherrschaft gingen auch politische Umtriebe freilich nicht so subtiler Art voraus. Der Mißbrauch des Lehnwesens wurde von den Franken so weit getrieben, daß beinah das sämmtliche Eigenthum feudal war, und daß nicht blos liegende Gründe und Stücke von Domainen, sondern auch die Stadthalterschaften, die Herzogthümer und Grafschaften als Lehne übertragen wurden. Dies hatte zur Folge, daß sich die Großen von solchen Lehnen und Benefizien angelockt, den Königen gänzlich ergaben, und sich die Masse der Nation wiederum an die Großen verkaufte. Die Macht der Könige wuchs dadurch um kein Haar breit, die alte Freiheit aber litt darunter, denn die Großen wurden durch die Freigebigkeit der Könige und durch die Menge von Vasallen, welche sie sich durch mancherlei Mittel zu verschaffen wußten, bald so mächtig, daß sie es endlich wagten, dem Souverain selbst Gesetze vorzuschreiben. Man vergaß, daß man dem Staate Pflichten schuldig war, und hielt sich nur an diejenigen Pflichten, welche der Lehnscontract auferlegte; so wurde denn das Band zwischen Souverain und Unterthan immer lockerer und veranlaßte endlich die Zersplitterung des großen fränkischen Reiches. In Deutschland hatte die Feudalherrschaft nicht minder traurige

Folgen, wozu noch kam, daß die deutschen Kaiser gewählt wurden und also nach dem Tode eines jeden Kaisers Veranlassung zu neuen Wahlumtrieben, bei denen nicht blos die Churfürsten, sondern auch die Geistlichkeit und sämmtliche Großen und fast immer auch der Pabst Antheil nahm, gegeben wurde.

Ein großes Reich bedarf, wenn es sich behaupten soll, Einheit der Gewalt, stehende Heere, gesicherte Grenzen und Einkünfte, die mit den Begriffen des Staats in Verhältniß stehen; Alles das aber fehlte dem deutschen Reiche, das außerdem noch, in immerwährende Kriege mit Italien verwickelt war, und dort die Erhaltung der mühsam errrungenen Herrschaft immer von neuem durch Empörung der Städte bedroht sah, und mit immer neuen Strömen theuern Blutes erkaufen mußte; unter solchen Umständen konnte die kaiserliche Macht nicht in demselben Verhältnisse wachsen, wie die der einzelnen Fürsten und Großen, welche nach und nach ganz unabhängig wurden.

Die erste innere Revolution der Staaten erhielt durch die Bürgergemeinden, die sich von dem Adel unabhängig machten, eine bestimmte Richtnng. Die Kaiser fanden als Vergeltung für die Privilegien und Freiheiten, die sie den Städten gewährten, Schutz bei denselben gegen den Adel, aber doch nur gegen den niederen, denn der höhere war nach und nach aus Beamten zu eigenen Herren geworden und ahmte den Kaisern in Dotirung der Städte mit Rechten und Freiheiten nach. Das Band des Abhängigkeitsverhältnisses ward immermehr gelockert und Rom gab endlich den Ausschlag zur Vernichtung der kaiserlichen Gewalt, indem Gregor der Siebente die päpstliche Gewalt über die weltliche setzte und es wagte Heinrich den Vierten in den Bann zu thun und vor seinen Richterstuhl zu laden. Was Gregor begann, des ver-

folgten unabläſſig und mit einer Conſequenz, die eines beſſern Zweckes werth geweſen wäre, alle Stellvertreter Chriſti auf Erden nach ihm. Was half die Oppoſition der Hohenſtaufen? So wenig, daß deren letzter Sproß Conradin ſein Haupt auf das Schafot einer Creatur des Papſtes legen mußte, denn nichts anderes war ſein Mörder Carl von Anjou. Aus den Dienern der Kirche, den Biſchöfen wurden in ganz natürlicher Folge, weltliche Herren, die mit den andern Fürſten auf gleicher Stufe ſtanden, ja vermöge der geiſtlichen Gewalt, die in ihre Hände gegeben war, noch weit über den Fürſten ſtanden und ihren Einfluß bis tief in den Schooß der Familien durch das ihnen zu Gebote ſtehende Heer der Geiſtlichkeit, ausdehnen konnten. Ein Grund mehr die Glorie, die ſonſt den kaiſerlichen Namen umgab, erbleichen zu machen.

Die Spannung und die Unruhen zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht und die heilloſe Verwirrung, welche in Deutſchland durch die Interregna und durch die zu gleicher Zeit regierenden Gegenkaiſer entſtanden, waren die Veranlaſſung zum Aufſtande und zur Selbſtbefreiung der italieniſchen Städte im Anfange des zwölften Jahrhunderts. Von Italien ging dieſe Revolution nach Frankreich, Deutſchland, die Niederlande und England über. Ludwig den Dicken reizte der Geldgewinn, nicht die erhabene Abſicht, ſeinen Unterthanen zum Genuſſe der Selbſtſtändigkeit zu verhelfen, daß er den Städten in ſeinen Domainen das Recht der Communen gegen Bezahlung zugeſtand, wofür ſie ihm unmittelbar Kriegsdienſte leiſten mußten, während ſie dieſe Gefolgſchaft ſonſt ihren Lehnsherren ſchuldig waren. Heinrich der Fünfte in Deutſchland erklärte alle Bürger der Städte für freie Leute und errichtete Zünfte und Gilden. So fand er in ihnen eine Gegenmacht gegen

die Geistlichkeit und begründete für sie zuerst eine politische Existenz. So geschah es auch in England. Wie in Deutschland auf die Reichstage, so dort in's Parlament wurden den Abgeordnete der Städte geschickt. Den Stadtgemeinden folgten auch bald die Landgemeinden. Ludwig der Zehnte in Frankreich gab 1315 ein Edikt über die Befreiung aller Kronleibeigenen, worin er sagte: die Knechtschaft widerstreite der Natur, deren Wille es sei, daß alle Menschen frei und glücklich geboren werden. Und da sein Königreich das Reich der Franken, (Freien) heiße, so scheine es ihm recht, daß es auch sei, was es heiße. Leider war auch bei ihm Geldsucht die Quelle seiner Großherzigkeit. In Holland wurde allen Landbauern 1248 durch das Testament Heinrichs des Zweiten, Freiheit geschenkt, und in Deutschland waren es wenigstens einige Districte, welche sich gleicher Zugeständnisse zu erfreuen hatten.

Die große Gewalt, welche die Päpste sich angemaßt hatten, erbitterte nicht nur die Fürsten, sondern auch den Clerus, welcher nach und nach anfing, mit den Fürsten gemeinschaftliche Sache zu machen. Zuerst trat Philipp der Schöne gegen Bonifacius den Achten auf, der so weit ging zu behaupten, daß der König ohne seine Erlaubniß keine Subsidien von der Geistlichkeit fordern könne, und daß das Recht der Krone die Einkünfte von den erledigten Pfründen einzuziehen, nur ein Mißbrauch sei, ja daß es unsinnig wäre, zu glauben, der König habe auf Erden niemand über sich. Philipp ließ die Bulle des Papstes verbrennen und verabredete mit seinen allgemeinen Ständen, bei denen auch der dritte Stand vertreten war, die Mittel, den Uebermuth des Bischofs von Rom zu demüthigen. Gleiche Opposition fand Clemens der Sechste in Deutschland, als er den Kaiser Ludwig den Baier in den Bann gethan hatte. Der

Reichstag zu Frankfurt im Jahre 1338 erließ das Decret: die Kaiserliche Würde hange nur von Gott ab. Wen die Churfürsten durch Mehrheit der Stimmen zum Kaiser erwählt, der sei Kraft dieser Wahl der wahre König und Kaiser, auch ohne Bestätigung des Papstes, und jeder der das Gegentheil zu behaupten, wage, soll als Majestätsverbrecher bestraft werden. In Italien sank das Ansehen der päpstlichen Würde durch die Verlegung der Residenz von Rom nach Avignon, und in der ganzen Christenheit, durch den Scandal, welche in Folge der Doppelwahl entstand. Die im sechzehnten Jahrhundert vollendete Reformation bereitete sich schon im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert vor. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, das Aufblühen der Künste und Wissenschaften erhellten nach und nach das Dunkel, welches über das Mittelalter gelagert war. Handel, Industrie, Schifffahrt, Entdeckungen fremder Welttheile, trugen das Ihrige auch dazu bei, die neue Zeit vorzubereiten.

Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts riß sich die Schweiz von dem Druck Oestreich los, dagegen wurden die zahlreichen Republiken in Italien durch Faktionen zerrissen und nach und nach wieder in Staaten mit monarchischen Verfassungen verwandelt, nur Florenz, Genua und Venedig erhielten sich noch. In Frankreich waren die verderblichen Kriege mit England ausgebrochen, und erst um 1435, wurde der Friede geschlossen, und 1453, die Engländer ganz aus Frankreich verdrängt. Der König Carl der Siebente führte zuerst ein stehendes Kriegsheer ein, und befestigte dadurch die königliche Macht Bekannt sind die Kämpfe, Revolutionen und Umtriebe der beiden rivalisirenden Geschlechter von York und Lancaster in England. Während dieser Zeit erlitt das

deutsche Reich fortdauernd alle die Noth, welcher jede Regierung ausgesetzt ist, deren Mechanismus seine Kraft und Stärke verloren hat. Die Religionsstreitigkeiten, die im Schmalkaldischen und im dreißigjährigen Kriege zum vollen Ausbruch kamen, vermehrten die allgemeine Verwirrung und das Elend des Reiches. Die Niederlande befreieten sich von dem Joche Spaniens 1581. Erst in dieser Zeit, wo die religiösen Interessen mit ins Spiel kommen, und die Machinationen der Geistlichkeit nach der Errichtung des Jesuiten-Ordens in volle Blüthe traten, beginnen diejenigen heimlichen Verbindungen, welche sich mit dem abgaben, was wir mit dem Begriff Umtriebe bezeichnen. In Spanien wurde nach der Vertreibung der Mauren, die Feudalherrschaft gestürzt, und mit Carl dem Fünften, begann ein ganz neues politisches System, welches weniger auf die äußere materielle Macht, als auf die Klugheit der Diplomaten sich gründete. Frankreichs Geschichte unter Ludwig dem Dreizehnten und Vierzehnten giebt vielfältige Beispiele hiervon.

Zur Zeit Heinrich's des Vierten in Frankreich lebte Sully, welcher einen ebenso großartigen als kühnen Plan zu einer neuen Organisation der europäischen Staaten entwarf, der aber leider durch die Umtriebe der Jesuiten im Innern und durch die Unreife der Bildung überhaupt vereitelt wurde. Wir finden eine ausführliche Darstellung dieses Gegenstandes in dem Werke: Rom und London, oder über die Beschaffenheit der nächsten Universal-Monarchie. Von dem Verfasser des neuen Leviatan. Tübingen, 1807.

„Trotz den ungeheuren Fortschritten, welche durch den Protestantismus zur Kosmokratie gemacht waren, befand sich Europa zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in einem beklagenswerthen Zustand. Zerrissen war das Band, wodurch die einzelnen Staaten

ein Ganzes bildeten, welches die Europäische Republik genannt werden konnte. An die Wiederherstellung desselben war nicht zu denken, wie viele Mühe sich auch die Jesuiten zu diesem Endzweck geben mochten. Gleichwohl bedurfte es eines ähnlichen, wofern der Zusammenhang, in welchem alle Staaten durch die theokratische Universalmonarchie gestanden hatten, nicht verschwinden sollte. Wie es aber finden? —

In Frankreich walteten zwei Geister, die, wie verschieden sie auch von einander waren, sich so vollkommen ergänzten, daß sie von der Natur selbst für einander bestimmt zu sein schienen. Der eine war Heinrich der Vierte, König von Frankreich, der andere Maximilian der Erste, Herzog von Sully. In jenem wirkte die Kraft eines schönen Gemüths, in diesem die eines durchdringenden Verstandes. Ideen zu erzeugen, war des Ersteren Sache; den erzeugten Ideen Form und unwandelbare Gestalt zu geben, die Sache des Letztern. Ist bei Geistern an ein Geschlecht zu denken, so bildeten die ihrigen eine Ehe, worin alles Harmonie war; und weil sie so harmonisch wirkten, so ging aus ihnen die Idee einer christlichen Republik hervor, welche an die Stelle der theokratischen Universalmonarchie treten sollte."

„Ein so großer Zweck erklärt Sully's Tugend, welche Tag und Nacht geschäftigt war, die Mittel zur Erreichung desselben herbei zu schaffen. Während seiner Verwaltung wurden Frankreichs Finanzen geordnet — ein ungeheures Werk! — Ackerbau und Industrie in Aufnahme gebracht, und die ersten Anstalten zu einem vortheilhaften Antheil an dem Weltverkehr getroffen. Hatte Frankreich gleich während der Bürgerkriege an seinem Kapital gezehrt, so zeigte sich doch, nach Beendigung derselben, daß es dabei, im Ganzen genommen, nicht wesentlich verloren hatte. Wenig-

stens hatten sich die repräsentativen Zeichen der National-Industrie durch Spaniens Theilnahme an den bürgerlichen Unruhen mehr vermehrt, als vermindert. Sully's Verstand offenbarte sich besonders darin, daß er sich des Geldumlaufs bemächtigte, um den Strom gerade dahin zu leiten, wo sich seine befruchtende Kraft am meisten äußern konnte. Er schien nur moralische Zwecke zu verfolgen, indem er den königlichen Schatz anfüllte; aber er verfolgte einen großen politischen Zweck, durch dessen Erreichung die Gestalt des ganzen Europa verändert werden sollte."

„Da in die Europäische Welt, so wie sie zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts da lag, nicht eher Einheit und Uebereinstimmung zu bringen war, als bis man den Antagonismus zwischen Spanien und den protestantischen Staaten (Frankreich, vermöge seiner eigenthümlichen Kirche und der großen Anzahl seiner Calvinistischen Bewohner, dazu gerechnet) ausgeglichen hatte, diese Ausgleichung aber nur durch den Verlust alles dessen erfolgen konnte, was Spanien in den Niederlanden und Italien besaß: so sollte Spanien durch die Kraft der Waffen in seine ursprünglichen Gränzen, Portugal mit einbegriffen, zurückgedrängt, und als politische Macht auf den Besitz seiner außereuropäischen Colonieen beschränkt werden. Wenn dies geschehen wäre, wollte man alle nichtchristliche Völker aus Europa nach Asien verjagen, so daß von Türken und Russen in dem großen Europäischen Bundesstaate gar nicht mehr die Rede wäre. Alle christliche Staaten von Europa sollten zu dieser großen Unternehmung beitragen. Sobald sie vollendet wäre, sollte die Zahl der Europäischen Mächte auf funfzehn zurückgeführt werden, die, von Seiten der Gleichheit, eine der andern nichts zu beneiden haben sollten. Um aber der Uniformität entgegen zu wirken, sollten diese funfzehn Mächte, ihrer inneren Beschaffenheit nach,

in dreierlei Arten zerfallen, nämlich: in sechs erbliche Monarchieen (Frankreich, Spanien, Großbritannien, Dänemark, Schweden und die Lombardei); in fünf Wahlreiche (das Deutsche Reich, das Pontifikat, Ungarn, Böhmen); und in vier Republiken (Venedig, Italien, sonst auch die Herzogliche Republik genannt, die Schweiz und Belgien). Die Kaiserwürde sollte dem Hause Oestreich genommen werden, weil seine Ansprüche auf dieselbe nicht besser und nicht schlechter gegründet wären, als die der Deutschen, ja selbst der übrigen Europäischen Fürsten; übrigens aber sollte die Kaiserwahl, so wie die Ernennung eines Römischen Königs, den Kurfürsten unter der Bedingung verbleiben, daß sie den Kaiser nicht zwei Mal hinter einander in derselben Familie wählten. Der Papst sollte unter den Europäischen Monarchen einen bestimmten Rang einnehmen, und mit der königlichen Würde den Besitz von Neapel, Apulien und Calabrien vereinigen. Sicilien sollte an die Republik Venedig abgetreten werden, und diese dafür keine andere Verbindlichkeit übernehmen, als jedem neuen Papste, als unmittelbarem Chef der Italienischen Republick, zu huldigen, und, vereinigt mit den übrigen Bestandtheilen dieser Republik (Genua, Florenz, Mantua, Parma, Lucca, Bologna und Ferrara), alle zwanzig Jahre ein Crucifix von zehntausend Thalern an Werth zu übereichen. Das Herzogthum Savoyen, mit dem Herzogthume Mailand vereinigt, sollte die Benennung des Lombardischen Königreiches erhalten, und die Regierung in demselben sowohl in der weiblichen, als in der männlichen Linie erblich sein. Frankreich wollte sich mit der Ehre begnügen, diese neue Organisation des Europäischen Bundes zu Stande gebracht zu haben; nur die Gebiete von Artois, Hainault, Cambrai, Cambresis, Tournesis, Namur und Luxemburg sollten an Frankreich abgetreten werden, um daraus eben so

viele souveraine Lehne für Französische Prinzen und Herren zu machen. Ebenso sollte England in Flandern acht souveraine Lehne für Englische Prinzen und Lords erhalten. Alles Uebrige von den Spanischen Niedenlanden sollte der Belgischen Republik zu Theil werden, bis auf ein Lehn für den Fürsten von Oranien. Die Clevische Succession sollte unter die Fürsten getheilt werden, welche der Kaiser zu berauben gedachte, weil dies das einzige Mittel war, sie auf Kosten des Hauses Oesterreich zu begünstigen. Dänemark und Schweden sollten sich nicht vergrößern."

„Bei dieser Organisation der Europäischen Republik war die Kirche als ein, nicht politischen, sondern nur moralischen Zwecken dienendes Institut berechnet. Die Benennung katholisch wurde antiquirt, weil die Sache selbst es seit beinahe einem Jahrhundert war. Es sollte also fortan eine Römische, eine reformirte und eine protestantische Kirche geben. Alle zusammen waren als Häresieen gegen die ewige Religion gedacht, die, so oft sie sich in einer Kirche offenbaren will, ihren Zweck durchaus verfehlen muß. Wenn man ihnen den Namen Religion ließ, so geschah es aus Nachgiebigkeit gegen allgemein verbreitete Vorurtheile, vielleicht auch, um denjenigen Theil der coercitiven Macht, den die Kirche bisher ausgeübt hatte, ferner zu beschützen. Uebrigens sollten alle Kirchen gleiches Recht genießen. Italien und Spanien, welche bisher nur die Römische gekannt und geduldet hatten, sollten auch künftig berechtigt sein, jede andere von ihren Gränzen auszuschließen. In Frankreich sollte die reformirte neben der Römischen bestehen, Kraft königlicher Verordnungen, welchen die Bestimmung des gegenseitigen Verhältnisses beider überlassen blieb. Ebenso in England, Dänemark und Schweden. In Deutschland und Polen sollte die protestantische neben der Römischen und reformirten gleiche

Rechte genießen. Neue Sekten sollten nicht geduldet werden. Von den Juden war gar nicht die Rede, ob man gleich die Türken und Moskowiter aus Europa vertreiben wollte. Die Europäische Republik erhielt die Benennung einer christlichen, im Gegensatz der katholischen, die sie in früheren Zeiten gewesen war; und diese Benennung war begründet in dem Untergange der theokratischen Universal-Monarchie, deren coercitive Macht nicht zurückgerufen werden konnte."

„Um aber das alte Band durch ein neues zu ersetzen, wollte Heinrich an die Stelle der theokratischen Universal-Monarchie und ihrer Vollziehungs-Behörden einen General-Congreß aller Europäischen Staaten bringen, der nach dem Muster der Amphiktionen Griechenlands gedacht war. Bestehen sollte dieser General-Congreß aus einer gewissen Anzahl von Bevollmächtigten, welche fortdauernd in Staats-Form versammelt wären, um über hervorgehende Angelegenheiten zu berathschlagen, widerstrebende Interessen auszugleichen, Streitigkeiten beizulegen, und alle Staats- und Kirchen-Sachen Europa's zu erledigen. Da dieser Senat die Europäische Vernunft repräsentirte, so waren Form und Procedur ihm selbst überlassen; nur wollte Heinrich, daß er, in Ansehung des Kaisers, des Papstes, der Könige von Frankreich, Spanien, England, Dänemark, Schweden, der Lombardei und Polen, und der Republik Venedig, aus vier Bevollmächtigten für einen Jeden, in Ansehung der übrigen Republiken und kleineren Mächte hingegen, nur aus zwei Bevollmächtigten für eine jede zusammengesetzt würde. Dieser aus sechs und sechzig Individuen bestehende Senat sollte alle drei Jahre erneuert werden, die sämmtlichen Mächte der christlichen Republik sich aber darüber vereinigen, ob es besser sei, daß der Senat den Ort seiner Versammlungen verändere, oder nicht, und ob er mehr und

kräftiger wirken werde, wenn er in drei gleiche Theile gesondert würde, oder wenn er vereint bliebe. In drei Theile gesondert, sollte er die Städte Paris (oder Bourges), Trient und Krakau, als eben so viele bequeme Mittelpunkte, zu seinen Aufenthaltsörtern wählen. Würde er aber nicht getrennt, so sollte sein Versammlungsort, dieser möchte nun fixirt werden oder nicht, immer in dem Herzen von Europa sein, und folglich in einer von nachstehenden Städten angetroffen werden, namentlich Metz, Luxemburg, Nancy, Cöln, Mainz, Trier, Frankfurt, Würzburg, Heidelberg, Speier, Worms, Straßburg, Basel, Besançon. Nach Sully's Idee sollte mit diesem General-Conseil, den er den großen General-Conseil nennen wollte, eine gewisse Anzahl kleinerer Conseils in Verbindung gesetzt werden, um den verschiedenen Cantons der christlichen Republik mehr Bequemlichkeit zu verschaffen. Welches aber auch die Zahl und Gestalt dieser Conseils sein möchte, nie sollte irgend eine Entscheidung von ihnen ausgehen; sie sollten die Sachen nur vorbereiten. Dagegen sollten die Beschlüsse des großen General-Conseils unwiderrufliche und unumstößliche Dekrete sein und als solche betrachtet werden, welche der Gesammt-Autorität aller Souverais ihre Existenz verdankten."

Im ganzen achtzehnten Jahrhunderrt, in welchem Frankreich eine in der Politik Hauptrolle spielte, war die Intrigue in ihrer vollen Blüthe. Allein für unsern speciellen Zweck, dem Wesen der Umtriebe nachzuspüren giebt uns Holland und die Niederlande ein weiteres Feld. Die Streitigkeiten zwischen den Holländern und dem General-Gouvernement der östreichschen Niederlande hatten wegen der Grenzen Hollands und Flanderns schon seit dem ersten Drittel des Jahrhunderts begonnen. Oestreich wollte nur unter der Bedingung Subsidien zahlen und die Grenzen regu-

liren, daß England und Holland mit ihm eine Uebereinkunft über die Wiederherstellung der Barriereplatze treffe, deren Festungswerke, während des östreichschen Erbfolgekrieges zerstört worden waren. Als nun im Jahre 1781 der Krieg zwischen England und Holland ausgebrochen war, wollte der Kaiser Joseph der Zweite, diese Gelegenheit benutzen, um das östreichsche Belgien gänzlich von den Fesseln zu befreien, welche der Barriere-Vertrag von 1718 ihm aufgelegt hatte. Er befahl deshalb die Schleifung aller belgischen Festungen und der Barriereplätze und forderte die Zurückziehung der holländischen Truppen. Dies mußte geschehen, da Holland in England keinen Schutz fand.

Die Nachgiebigkeit der Holländer machte dem Kaiser Muth, seine Forderungen noch weiter auszudehnen, und die Wiederherstellung der Grenzen von Flandern in der Art zu verlangen wie sie 1664 zwischen Spanien und den Generalstaaten festgestellt waren; er blieb aber nicht blos beim Verlangen stehen, sondern nahm sogleich Besitz von diesem Landestheil. Auf die deshalb in Wien geführte Beschwerde, wurden die Conferenzen zu Brüssel eröffnet, in welcher der Kaiser sich bereit erklärte, seinen Ansprüchen zu entsagen, wenn die Holländer den belgischen Provinzen die Schelde zur freien Schifffahrt öffne, er werde indeß diesen Strom von diesem Augenblicke an als frei betrachten, und jeden Widerstand als Kriegserklärung ansehen. Diesen Forderungen konnten die Holländer nicht nachgeben, und widersetzten sich der Durchfahrt Kaiserlicher und Flanderischer Schiffe. Joseph der Zweite war aber zu einem Kriege gar nicht gerüstet, er hoffte auf den Beistand Frankreichs, hatte sich aber dabei sehr verrechnet; denn dieses stand grade mit der Republik in Unterhandlung wegen eines Alianz-Traktats; hätte es diese abgebrochen, so

würde sich Holland ohne Zweifel England in die Arme geworfen haben; was aber der französischen Politik geradezu widersprach, so daß man sogar vorzog einen französischen Feldherrn an die Spitze der republicanischen Armee zu stellen, und zwei Observations-Armeen in Flandern und am Rhein aufzustellen. Diese den östreichischen Erwartungen gradezu widersprechenden Vorgänge, bestimmten den Kaiser zu Versaille Unterhandlungen anzuknüpfen, bei denen Frankreich den Vermittler spielen sollte, sie wurden durch den Frieden zu Fontainebleau, welche den Traktat von Münster, vom Jahre 1648 erneuerte, beschlossen. Hiernach blieb die Schelde bis zum Meere geschlossen, die Generalstaaten verpflichteten sich dagegen zur Zahlung von zehntehalb Millionen holländischer Gulden als Ersatz für Mastrich und die Maas-Lande. In dieser Zeit äußerer Kämpfe fallen die für unsern Gegenstand wichtigen innern Unruhen in der Republik der vereinigten Niederlande. Die Republikaner waren gegen den Statthalter und seine Anhänger bei dem Ausbruch des amerikanischen Krieges erbitterter als je, sie warfen dem Statthalter Ergebenheit an das englische Interesse, Vernachlässigung der Marine und Schutzlosigkeit des Handels vor; sie ermunterten, die Magistrate verschiedener Municipal-Städte und die Tagesschriftsteller auf die Person, auf die Verwaltung Wilhelm des Fünften zu schmähen, namentlich aber auf den Herzog Ludwig von Braunschweig, den Erzieher des Statthalters und während seiner Minderzährigkeit sein Stellvertreter. Koch entwirft in seinem Gemälde der Revolution Europas folgender Schilderung von den damaligen Umtrieben (3. Bd. S. 148).

„Die Stadt Amsterdam, immer durch ihre Opposition gegen das Statthalterthum ausgezeichnet, forderte zuerst die Entfernung des Herzog, dem sie den Ver-

fall der holländischen Seemacht zuschrieb. Der Herzog ward in der That 1784 gezwungen, seine Stellen niederzulegen, und selbst das Gebiet der Republik zu verlassen. Seine Entfernung machte die Anti-Oranische Partei nur noch kühner, so daß sie bald alle Schranken durchbrach. Diese, in ihrem Ursprung bloß aristokratische Partei ward nachher durch eine Menge Demokraten verstärkt, denen es nicht genügte, dem Einfluß des Statthalters entgegen zu wirken, sondern die selbst die Macht der Magisträte in den Städten angriffen, und eine Veränderung beabsichtigten, wodurch die Regierung demokratischer und dem Sinne des Volks gemäßer würde."

„In den vornehmsten Städten entstanden Verbindungen, unter dem Namen Freicorps, welche die Bürger in der Waffenführung übten. Alle Anti-Oranische nannten sich Patrioten, nnd wurden heimlich von Frankreich unterstützt, welches sich ihrer zu bedienen dachte, um den Einfluß der Engländer zu zerstören, und die Republik an sein Interesse zu knüpfen."

„Ein Volkstumult im Haag, im September 1783, diente den Staaten von Holland zum Vorwand, dem Statthalter das Commando dieser Residenz zu nehmen, und es einem Conseil anzuvertrauen. Diese Verletzung eines Vorrechts, das man mit der Statthalterwürde innig verbunden ansah, bewog den Prinzen von Oranien den Haag zu verlassen, und seine Residenz nach der Provinz Geldern zu verlegen, deren Staaten eine größere Ergebenheit für ihn hatten. Der Angriff, den er auf die Städte Elburg und Hattem richtete, weil sie den Befehlen nicht gehorchten, welche er ihnen im Namen der Geldernschen Staaten hatte zukommen lassen, erbitterte alle Gemüther, er verschaffte der Patriotischen Partei einen Zuwachs an Kräften; die holländischen Staaten faßten nun den

Muth das Statthalterthum geradezu anzugreifen, und gingen so weit, daß sie den Prinzen von seiner Würde als General-Kapitain der Provinz suspendiren."

„Noch bei Lebzeiten Friedrichs des Großen, that der Hof von Berlin Schritte, sowohl bei den General-Staaten, als bei den Staaten der Provinz Holland, um eine Vereinigung zwischen den beiden Parteien zu befördern. Friedrich Wilhelm der Zweite, welcher 1786 seinem Oheim folgte, schickte in derselben Absicht seinen Staatsminister den Grafen von Görtz nach dem Haag; wohin sich von französischer Seite Herr von Rayneval begab. Die Unterhandlung, welche zwischen diesen beiden Ministern und den vornehmsten Häuptern der patriotischen Partei angefangen ward, blieb ohne Erfolg; die Erbitterung nahm immer zu, und die patriotische Partei überließ sich den heftigsten Ausbrüchen. Sie entsetzte, gewaltthätig, die Magistratspersonen der vornehmsten Städte, und gab diese Stellen an ihre Anhänger. Dies nöthigte die Aristokraten sich mit der Partei des Statthalters zu verbinden, um die zügellosen Demokraten zu bändigen; ein Bürgerkrieg schien unvermeidlich."

„Unter diesen Umständen entschloß sich die Prinzessin von Oranien, Gemahlin des Statthalters, sich in Person nach dem Haag zu begeben, um dort, wie sie versicherte, an der Wiederherstellung des Friedens zu arbeiten. Auf dem Wege dahin ward sie, den 28. Juni 1787, durch ein Detaschement des Goudaschen Freikorps arretirt, und nach Schönhoven gebracht, von wo sie sich gezwungen sah nach Nymwegen zurückzukehren, ohne den Zweck ihrer Reise erreicht zu haben."

„Der König von Preußen glaubte, wegen der seiner Schwester zugefügten Beleidigung Genugthuung fordern zu müssen; und da die Staaten von

Holland wenig Bereitwilligkeit zeigten, sie in der Form wie er es verlangte zu geben, so ließ er im September 1787 zwanzig tausend Mann in Holland einrücken. Der Herzog von Braunschweig, welcher dieses Corps anführte, war in einem Monat Herr des ganzen Landes, und zwang auch die Stadt Amsterdam sich zu unterwerfen. Alle frühere Beschlüsse zur Einschränkung der Macht des Statthalters wurden nun umgestoßen, und der Statthalter ward in der ganzen Fülle seiner Rechte wieder eingesetzt."

Obgleich der französische Hof wohl wußte, daß die Dauer seiner Allianz mit der Republik in Verbindung mit der Sache der Patrioten stand, so that er doch keinen Schritt um diese Partei zu unterstützen, und sich dem Einrücken der preußischen Truppen zu widersetzen. Er war sogar schwach genug, mit dem Englischen Hofe eine gegenseitige Entwaffnung zu verabreden, indem er erklärte, das er wegen des in Holland Vorgefallenen durchaus keine feindliche Absichten hege. Die General-Staaten entsagten hierauf ihrem Bündnisse mit Frankreich, und schlossen eine Allianz mit Preußen und Großbritannien. Durch Traktaten, welche den 15. April 1788 unterzeichnet wurden, übernahmen diese beiden Mächte die Garantie der erblichen Statthalterschaft zu Gunsten des Hauses Oranien, gemäß den Beschlüssen von 1747 und 1748. So verlor Frankreich die Frucht der langwierigen Maaßregeln, wodurch es gesucht hatte Holland mit seinem, gegen England aufgestellten, Föderativ-Systeme zu verbinden.

Nach den holländischen Unruhen entstanden andere in den östreichischen Niederlande über Neuerungen, die Kaiser Joseph der Zweite sowohl in Civil- als Kriegsverfassung in den belgischen Provinzen vorhatte. Den 1. Januar 1787 hatte der Kaiser wegen Aenderung des Verwaltungs-Systems Edikte ergehen

lassen. Die Stände sahen diese Verordnungen als der die bestehende Constitution zuwider laufend an, dies bewog den Kaiser wegen der deshalb entstandenen Gährung diese Edikte im November desselben Jahres wieder aufzuheben.

Die Stände von Brabant und Hennegau weigerten sich Subsidien zu bezahlen, weshalb der Kaiser seinen 1789 gegebene Amnestie widerrief, die Stände und den souverainen Rath von Brabant cassirte. Mehrere Mitglieder wurden verhaftet, der Erzbischof von Mecheln und der Bischof von Antwerpen, in Verdacht als Unruhestifter retteten sich durch die Flucht.

Zwei Parteien unterhielte das Feuer der Zwietracht, die eine leitete Advokat Vonk, von den Herzögen von Ursel und Aremberg unterstützt. Er hielt es mit Oestreich, und forderte nur Abstellung der Mißbräuche ꝛc. Die andere der Advokat van der Noot und der Pönitentiarius van Eupen, trachteten dahin die alten Formen aufrecht zu erhalten. Die Vonksche Partei beabsichtigte ihre Reform durch eigene Mittel, und die van der Nootschen Anhänger gründete ihre Hoffnungen auf fremde Mächte, besonders durch die Hülfe Preußens. Zuerst handelten beide Parteien übereinstimmend, ein ehemaliger östreichischer Oberster van der Mersch aus Flandern gebürtig wurde auf Vonks Vorschlag zum General gewählt. Die Insurgenten rückten am 24. October 178ä gegen Turnhout vor, schlugen den östreichischen General Schröder, und veranlaßten den Aufstand aller belgischen Provinzen, welcher die Oestreicher aus den vornehmsten Städten verdrängte. Van der Noot hielt den 18. December 1789 einen triumphirenden Einzug in Brüssel, die Stände ließen den 26. desselben Monats, ihre Unabhängigkeit erklären, mit der Proclamation, daß der Kaiser Joseph seine Souverainitäts-Rechte verloren hatte.

Die Stände der niedern Provinzen folgten dem Beispiele der Brabantischen. Die belgischen Provinzen unterzeichneten den 11. Januar 1790 eine Urkunde, wodurch die Provinzen unter dem Namen Belgische Vereinte Staaten zusammentraten und es entstand aus den Deputirten der verschiedenen Provinzen ein Congreß, der sich souverrainer Congreß der belgischen Staaten nannte. Jede einzelne Provinz behielt ihre Unabhängigkeit und die gesetzgebende Gewalt. Ihre Union ward für immerwährend und unwiderruflich erklärt. An der Religion und Constitution wurde nichts geändert, auch behielt man dieselben Repräsentanten wie früher bei. Die daraus sich bildende Oligarchie der Stände fanden in van der Mersch und Vonk heftige Gegner; doch behauptete van der Noot die Oberhand und wurde darin von den Priestern und Mönchen unterstützt; so gelang es van der Mersch und alle, die auf eine Reform drangen, von der Geschäftsführung zu entfernen. Schönfeld trat an Mersch's Stelle. Die aristokratische Partei triumphirte, aber die Folge dieses Triumphes waren Angebereien, Verhaftungen und Plünderungen. Joseph der Zweite starb während dessen und die innern Zwistigkeiten waren für den östreichischen Hof günstig, da Leopold der Zweite sich nachgiebiger als Joseph zeigte und den Streitigkeiten ein Ende zu machen suchten.

Der belgische Congreß wünschte einen Vergleich und da der Berliner und Londoner Hof im Verein mit den Niederlanden vermittelnd auftraten, versprach Leopold unter Garantie der drei genannten Mächte: Belgien fortan nach den Constitutionen, Freiheitsbriefen und Privilegien zu regieren, welche unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia bestanden hatten, nie im geringsten sie zu verletzen und Alles zu widerrufen, was unter Josephs des

Zweiten Regierung derselben zuwider vorgenommen war. Diejenigen, welche freiwillig die Waffen niederlegen und den Eid der Treue nach der Erklärung vom November 1790 leisten würden, wurden vollständiger Amnestie versichert. So ward die Unterwerfung vollendet. Van Eupen und van der Noot flohen nach Holland und Brüssel öffnete den östreichischen Truppen am 2. December 1790 die Thore. Vollständige Nachrichten über diese Unruhen findet man in: Recueil des représentations, protestations et reclamations faites à S. M. Joseph, par les représentans des états des provinces des Pays. Bas. Autrichiens-Memoire historique et pièces justificatives pour Mr. van der Mersch par E. J. Dinne. Lille 1791. 8. 3 Vol.

Die Umtriebe, welche der gänzlichen Zerstücklung Polens vorangingen, wobei die russische Politik am thätigsten war, sind die letzten, die wir vor denen der Geschichte der französischen Revolution einige Worte widmen. Die polnische Republik hoffte durch eine neue Constitution die Gebrechen der alten zu verbessern, während der russisch-türkische Krieg ihre gefährlichen Nachbarn beschäftigt. Es ward daher ein außerordentlicher Reichstag in Warschau ausgeschrieben. Preußen trug Polen eine Allianz an schloß einen solchen auch wirklich 1790 und dies ermuthigte den Reichstag die Aenderungen der Verfassung zu unternehmen. Auch König Stanislaus August trat den Patrioten bei und so ward die neue Constitution vom 3. Mai 1791 durch Acclamation angenommen. Der Thron wurde für erblich und Churſächsischen Hause erklärt, das Gesetz der Stimmeneinheit und das liberum veto abgeschafft, der Reichstag für pramanent erklärt und das gesetzgebende Corps in zwei Kammern getheilt.

Das Conseil bestand aus sieben verantwortlichen Ministern. Die Städte sollten ihre Deputirte und Richter selbst wählen (Histoire de la revolution de l'ologne en 1794 par un témoin oculaire). Die Kaiserin von Rußland bewog ihre Anhänger in Polen eine Conföderation gegen den Reichstag zu schließen, trat derselben bei und sendete eine Armee nach Polen. Preußen entzog ihm seinen Schutz, da es sich geweigert hatte ein Handelsproject anzunehmen, welches ihm Danzig und Thorn Preis gab und trat auf Rußlands Seite, welches eine neue Theilung in Vorschlag brachte. So war Polens Schicksal entschieden. Die russischen Heere schlugen die der Patrioten, die Preußen rückten ebenfalls ein und obschon Stanislaus August schwach genug gewesen, die Constitution für aufgehoben zu erklären und die Bedingungen des Kaisers zu unterschreiben, erschienen dennoch im März und April 1793 die Proclamationen der Höfe von Berlin und Petersburg, die die Einverleibung der besetzten Provinzen an die preußische und russische Krone aussprachen. Die Traktate zu Grodno am 13. November und am 25. September 1793 vollendeten das Werk der zweiten Theilung Polens.

Die Folge dieser Maaßregel war ein Aufstand, der im nächsten Jahre ausbrach. In Warschau hatte sich eine geheime Verbindung gebildet, die unter der Armee viele Anhänger hatte. Kosciusko wurde zum Anführer gewählt; man rechnete auf die Hülfe Oestreichs und glaubte auch die Türkei und Schweden würden nicht ruhige Zuschauer bleiben. Madalinski gab gegen Kosciuko's Willen das Signal zur Insurrection, indem er geradezu auf Krakau marschirte, dessen Einwohner die Russen vertrieben und Kosciusko zum General ausriefen, dem die Insurrections-Urkunde vom 24sten März 1794 eine Dictatur er-

theilte. Warschau's Empörung folgte bald der Krakauer nach, auch von hier wurden die Russen vertrieben, nicht besser gings in Wilna. Dennoch fehlte zu einem glücklichen Gelingen der Geist der Einheit. — Der Bürgerstand war dabei wenig oder gar nicht vertreten, der Bauer lebte in Sclaverei, ohne Bewußtsein von der Lage der Dinge, der Adel hatte verschiedene Ansichten und der König Stanislaus August begünstigte heimlich das Interesse Rußlands. So konnte denn Kosciusko nicht die nöthige Macht ins Feld stellen, um zwei so mächtigen Feinden die Spitze zu bieten. Er wurde geschlagen. Warschau belagert, doch nach zwei Monaten wieder frei, da der Aufstand in Großpolen sich auch über Westpreußen verbreitete und den König zwang in seinem eigenen Lande zuerst die Ordnung herzustellen. Den Ausschlag gab die Aufhebung der östreichischen Neutralität. Kosciusko fiel in der Schlacht von Mazejonize 4ten October 1794 in russische Hände und Warschau wurde nach der Erstürmung von Praga erobert. So war die Insurrection vernichtet und Polen unter die drei alliirten Mächte getheilt.

Wenn wir näher untersuchen wollen, wo die Quelle der demagogischen Umtriebe zu suchen sind, oder wo sie wenigstens Viele suchen wollten, so müssen wir auf die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begonnene politische Umwälzung zurückgehen, deren Heerd Frankreich war. Zwei Elemente standen sich damals feindlich und schroff gegenüber: Die Feudalaristokratie und der sogenannte dritte Stand, das Volk. Die einzelnen revolutionairen Eruptionen von 1789 an waren nichts als einzelne Schlachten beider Partheien. Die Vorrechte der guten alten Zeit, die der Aristokratie nur Genuß aber fast gar keine Pflichten auflegte und das unveräußerliche Recht des Volkes, welches außer den Pflichten, die ihm aufgebürdet wa-

ren, auch die natürlichen Menschenrechte zurück verlangte, geriethen mit einander in Kampf. Es handelte sich um die große Frage: ist die Gründung einer socialen Verfassung möglich oder nicht.

Die Bildung der Feudal-Verfassung fällt in die Zeit, wo man noch kein Staatsbürgerthum kannte, wo sich nur wie Inselgruppen im großen Weltmeere kleine Social-Vereine, Innungen, Korporationen, Zünfte zusammengethan hatten, die in ihrer Abgeschlossenheit und Einseitigkeit keinen allgemeinen Blick auf ein gemeinsames Volksleben, auf ein einziges menschliches Ziel haben konnten. Mit der Herausbildung des Begriffs einer Landeshoheit und eines Staatsbürgerthums wuchsen die neuen Lasten und Pflichten, welche den Mitgliedern der Staatsverbindung, den Bürgern auferlegt wurden, in dem Maaße, als die unvermeidlichen und künstlichen Bedürfnisse des Staates zunehmen. Von diesem Zeitpunkte an hatte re vera ihr Verhältniß zu ihren früheren kleinen Obrigkeiten, den Feudalherren aufgehört, sie hatten zu ihren frühern noch neue Oberherren, nehmlich neue Lasten erhalten.

Das letztere wurden sie in dem Grade wahr, als sie von jenen kleinen Vereinen, welche ihre Vorfahren früher vorstanden, materiell schon längst getrennt, nun ein von denselben durchaus verschiedenes und entgegen gesetztes Interesse verfolgten, welches nach und nach immer mehr jene Nachkommen der frühern Vorsteher und Beamten unter sich verband, und hierdurch einen Stand im Staate bildete, welcher allen übrigen feindlich entgegenstand. Stark durch diese Verbindung eines gleichen Interesses, durch Reichthum und Einfluß aller Art, wurde aber dieses heterogene Element in dem Grade lästiger, als es sich vom Volke selbst absonderte, sich den Obliegenheiten als Staatsbürger

entzog, die Lasten blos auf das Volk wälzte, deren unmittelbare und mittelbare Leistung forderte, und diese dadurch noch vergrößerte, daß es auf Kosten desselben schwelgte, sich bereicherte, und die Vortheile einer solchen Löwengesellschaft, welche es nur allein forderte, täglich steigerte, dabei aber noch Hohn zum Unrecht gesellend, unter den Formen des Rechts, der Religion ꝛc. überall sich zur Entscheidung in propria causa vordrängte, und das was ihm Vortheil brachte, unter dem bezuckerten Namen von Gesetzen, Bullen, Rechtsentscheidungen ꝛc. durch seine Stellung als Rathgeber des Landesoberhaupts, oder als Staats-Pfründner, als neue Obrigkeiten ꝛc. einzuschwärzen wußte. Sittenverderbniß, Schuldenlast, Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung waren ein unvermeidliches Ergebniß solcher Mißverhältnisse, und Lug und Trug steigerten die Erbitterung gegen solche widersinnige Anmaßungen, welche als wohlerworbene Rechte geltend machen zu können, das übrige Volk noch obendrein für dumm genug gehalten wurde. Daß ein solches mit dem, einem jedem Volke von der Natur eingepflanzte Streben nach Recht und Social-Verband, unerträgliches Element bei einer jeden politischen Gährung endlich ausgestoßen werden mußte, konnte wohl Niemanden befremden, der mit der menschlichen Natur und der Geschichte nur einigermaßen bekannt war.

Der Adel und die Geistlichkeit waren zwar der Meinung, das Volk könne das unnatürliche und ungerechte Verhältniß nicht durchschauen. Aber es hatte dasselbe mit seinem gesunden praktischen Sinne nur zu gut durchschaut, und seine Gegner waren die am meisten Verblendeten; denn sie gaben den ersten Anstoß zu dem späten aber nur desto erfolgreicheren Ausbruch der schon lange vorbereiteten Bewegung. Frankreich war dazu ausersehen, der Heerd der Revolution zu werden, und kein Land war dazu geschickter. Das

Volk unter Ludwig dem Vierzehnten ausgeartet, ermattet, durch die öffentliche, schamlose Unsittlichkeit des Regenten, des Herzogs von Orleans, bis in die letzten Schichten der Gesellschaft zerrüttet, unter dem schwachen Ludwig dem Funfzehnten der empörendsten Willkühr des Adels und der Beamtenwelt Preis gegeben, mußte endlich durch die allgemeine Calamität, durch die unerhörte Frechheit der Bedrükkung aus seiner Lethargie aufgeschreckt und zum Bewußtsein des heillosen Zustandes gebracht werden. Es fühlte auf einmal, daß in ihm, dem dritten Stande, mehr Macht, geistige Energie, Bildung, Industrie und Humanität lebe, als in dem Adel und Clerus, der außer der sittlichen Verderbniß noch den frechsten Atheismus zur Schau trug.

Die Umwälzung war in Frankreich keine Folge einer Verschwörung, sie trat ein ohne die geringste Vorbereitung als Resultat längst gegebener Prämissen, planlos, stürmisch, ohne Bewußtsein des Rechts, das ihnen erst mitten unter den sich überstürzenden Ereignissen aufging. Daher kam es, daß so viel Irrthümer, Mißgriffe, Verbrechen sich unter die Großthaten der Revolution mischten. Das begangene Unrecht sollte durch neues Unrecht abgewehrt werden und so wurde neues Unrecht erzeugt. Wir sind hier nicht im Stande, auch gar nicht befugt auf nähere Erörterungen dieser Zeit einzugehen. Wir mußten sie aber in ihren Hauptzügen wenigstens darstellen, weil sie die Quelle der nachfolgenden Geschichte, namentlich aber in ihrer Rückwirkung die Veranlassung zu dem Treiben, Denken, Sinnen und Reden wurde, das man nachher mit dem Namen demagogischer Umtriebe beehrte. Noch aber müssen wir einen Blick in die zunächst an die Revolution sich anlehnenden Begebenheiten thun.

Die Macht aber, welche der französischen Revolu-

tion erlegen war, die der Aristokratie und Hierarchie fand aber noch zu viele Unterstützung nicht bloß in den Sympathien anderer Regierungen für den Absolutismus, sondern auch in der Nebenbuhlerschaft Englands, welches den vertriebenen Bourbonen Schutz gewährt hatte. Napoleon verstand es nicht den Geist, der ihn gehoben, und an die Spitze des Volkes gestellt hatte, zu entfalten und zu benutzen und konnte keinen dauernden Sieg über die ihm entgegenstehenden aristokratisch-hierarchischen Umtriebe erringen. Er verkannte den Geist der Zeit und seine eigene Aufgabe, indem er dem Ehrgeize, dem Ruhme des unbesiegten Feldherrn, des Beherrschers von Europa, das Wohl der Menschheit, die Sache der Freiheit zum Opfer brachte. Er ward, ein Kind der Freiheit, ihr furchtbarster Gegner und deshalb mußte er fallen. Die Nemesis verlangte seinen Untergang. Er hatte nicht darnach gestrebt das volksthümliche Element gegen das aristokratische sicher zu stellen, sondern er versuchte in unverzeihlicher Verblendung seine persönliche Stellung dadurch noch mehr zu befestigen, daß er sich auch das letztere theils vollständig zu unterwerfen, theils zu befreunden und mit dem Volkselemente zu verschmelzen trachtete. Letzteres war eine Unmöglichkeit und ersteres Ursache seines Sturzes. Die gewaltsamen Mittel, deren er sich dazu bediente, schlugen auf ihn selber zurück. Sie erbitterte nicht bloß das ihm feindlich gegenüberstehende Ausland, sondern auch sein eigenes Volk gegen ihn, so daß er sich am Ende auch von ihm verlassen und aufgegeben sah.

Die Unterordnung des Interesses, welches er als Mann und Held der erste in Europa an der Pflege der Freiheit, welche durch das Gesetz geheiligt ist, hätte nehmen sollen, unter seine weitaussehenden Eroberungsplane, in denen man nicht einmal überall das Streben erkennt, seinem Vaterlande Frankreich Größe,

Ruhm, Wohlstand, Reichthum, Intelligenz zu ersiegen, sondern weit öfter nur den eignen Ehrgeiz; diese Unterordnung des Materiellen, Zufälligen unter das Nothwendige und Rechte war die große Kluft, die sich zwischen dem Gelingen und seinem Willen aufthat. Am Abgrund derselben bot ihm die Geschichte ihr donnerndes Halt und seine Rechnung war für immer geschlossen.

Mit den Jahren 1808 und 1809 beginnt sein Fall, der Niemen im Osten und die Pyrenäen im Südwesten waren die Markscheiden seines Ruhmes und seiner Schuld. Er beging vielleicht den größten Irrthum seines Lebens, als er sich mit einer Tochter des österreichischen Kaiserhauses vermählte. Er suchte eine Allianz mit der Legitimität und gab dadurch ein Zeichen der Schwäche und des Mißtrauens gegen die Macht des Genius, der in ihm selbst lebte, und der ihn bis dahin geführt hatte, des Mißtrauens gegen die Idee, deren Träger er gewesen war. Es war der erste Beweis, daß er den Frieden durch eigene Kraft nicht mehr zu erhalten und seinen Thron zu sichern wußte, sondern daß er Schutz und Hinterhalt in der kaiserlichen Verwandtschaft suchte, den ihm sonst die Liebe und Begeisterung des französischen Volkes allein in reichem Maaße gewährt hatte. Aber wenige Jahre hatten hingereicht, Liebe und Begeisterung gegen ihn erkalten zu lassen. Was er von Außen zur Vergrößerung der Macht des fränkischen Weltreichs gewonnen hatte, das raubte er zwiefach im Innern wieder. Er legte die frevelnde Hand an die Freiheit des Volkes, die ihn zu ihrem Vorkämpfer geweiht hatte, und gegen die er nun selbst sein Schwert wandte. Er wurde ein Verräther an der großen Sache, der er sonst gedient und so rechtfertigt sich sein Fall als Sühne für seine Schuld.

Eben jener große Irrthum zog die andern Irrthü-

mer von selbst nach sich. Denn eben weil er durch jenes Streben sich mehr einer (auf Anhang durch Bevorzugungen beruhenden) Feudal- als einer reinen (durch gleichmäßige Gerechtigkeit sich das ganze Volk befreundenden) Volks-Monarchie anschloß, verlor er die Kraft, welche in der letztern ruhet, und gewann auch nicht einmal die der erstern. Denn so wie es für ihn ein vergebliches Bemühen war, das aristocratisch-hierarchische Element sich bloß allein durch Gewalt unterzuordnen; so war es noch vergeblicher, dasselbe sich zu befreunden, oder aber, nach Art der Feudalherrschaft, sich einen neuen Anhang durch Begünstigungen und Vorzüge verschaffen zu wollen. Gerade dieser letztere Doppelversuch ward um so verderblicher für ihn, als er seine dem Volke gethane Verheißungen brach, zugleich aber die Nachtheile, die eine bloß auf den Anhang Einiger im Volke beruhenden Feudalherrschaft an und für sich hat, noch dadurch vermehrte, daß die durch jede Bevorzung gleichzeitig erweckte Unzufriedenheit hier bei ihnen verdoppelt ward. Ja die Altprivelegirten, welchen der als sogenannter Illegitimer und als solcher, der die Revolution consolidirte, die Hoffnung nahm, dieselbe doch noch zu ihrem Vortheile zu lenken, konnte er sich nie ernstlich befreunden, wohl aber durch dieses Verfahren nur noch mehr erbittern. Das Halbwerk, welches er in dieser Hinsicht begann, seine halbe Restauration eines Erbadels, der den alten Adel nur noch mehr empörte, erzeugte nur noch größeres Mißvergnügen, anstatt die Quelle des Uebels zu verstopfen. Vielmehr ward diese falsche Richtung, welche er nahm, nur mit der größten Geschicklichkeit zu seinem Sturze benutzt, und der Feudaladel, welcher sich an seinen Hof und in sein Vertrauen schlich, ward sein Verräther! Nebenbei wußte die aristocratisch-hierarchische Partei das, was ihr zunächst nur nachtheilig war, auch dem Volke selbst als gehäs-

sig darzustellen, so wie schon der Geistesdruck, den er nebenbei übte, und seine Handlungsweise gegen Spanien ihn um die Liebe und Achtung der Bessern im Volke ohnehin schon brachte! —

Kurz der Mangel an voller Würdigung des Geistes, der ihn gehoben, ward sein Unglück. Durch Restauration eines Thrones, nach Art des verfallenen Feudalwesens, beförderte er selbst die Restaurations-Versuche des letztern und trat in Opposition mit dem Zeitgeiste. Hätte er die Monarchie als einen kräftigen Vereinigungspunkt der gesammten Volkskraft und für diese das ewige Streben nach Wahrheit und Recht als das von Gott selbst jedem Menschen gewordene Geschenk und eben deshalb das sicherste Bindungsmittel für Alle begriffen, hätte er es genugsam gewürdiget, daß hierdurch nur allein die entgegengesetzten Interessen fest verschmolzen und eben deshalb regiert werden können; so würde er durch die Unerschütterlichkeit einer solchen Monarchie selbst den sprechendsten Beweis geliefert haben, daß der sogenannte Revolutionsgeist, dessen Kind er war, sich sehr wohl mit der Monarchie vertrug. Nur ein Aftermonarchenthum, welches statt sich auf das ewige Recht zu gründen, sich auf Unrecht, das heißt, auf Vorrecht oder Begünstigung stützen zu können wähnte, hatte die Revolution mit seinen elenden Stützen des Unrechts, welche die Verworfenheit der Hölle, aber nicht jener in jeder Menschenbrust sich laut aussprechende göttliche Wille schuf — nur dieses hatte der sich durch ein größeres, ernsteres, kräftigeres Streben nach Wahrheit und Recht aussprechende Zeitgeist gestürzt. Eine Monarchie im edelern reinern Sinne, welche nur in der strengsten unparteiischen Rechtspflege ihre göttliche Bestimmung sucht und findet, die eben deshalb nach gleichem Maaße, Rechte und Pflichten vertheilt, die kein Unrecht unmittelbar oder mittelbar durch den

Mangel an Verantwortlichkeit, oder Oeffentlichkeit in Schutz nimmt, die keine Entwickelung des Guten im Volke erschwert, sondern dasselbe, so wie die harmonische Ausbildung aller in der Menschheit liegenden Kräfte auf jede Weise gleichmäßig fördert und eben deshalb die Stimme aller Bessern im Volke, die unbeschränkteste Publicität (beste Repräsentation!) gestattet, und ihm die eben so öffentliche Beachtung und Prüfung der Würdigsten und Unparteiischsten im Volke verschafft, und nur Demjenigen, was vor ihr nach solcher Läuterung als recht und gut bestehet, den kräftigen Nachdruck der in ihr vereinigten Volksgegewalt ertheilt; eine solche Monarchie würde selbst von den eifrigsten Beförderern der französischen Revolution als das willkommenste Geschenk aus Napoleon's Händen angenommen seyn! Ja die am meisten begeisterten Republicaner würden ihren schönen Traum darin verwirklicht gesehen und ihre Verirrung in der Wahl der Mittel erkannt haben! — Hätte Napoleon das Hauptziel und das wesentliche Resultat der Revolution unverrückt und offen festgehalten, nämlich: die Freiheit (von den Fesseln des Geistes und Körpers durch Druck aller Art, Vorrechte, Knechtschaft, Zwang- und Bannrechte ꝛc.) und die Gleichheit (vor dem Gesetze); hätte er beide mit unparteiischer Gerechtigkeit geübt; so wäre er siegreicher und mächtiger gewesen, als er es sich je nur wünschen konnte und als je ein Monarch gewesen ist! Bei den vielen trefflichen Regenten-Tugenden, die er besaß, konnte er der Schöpfer von unendlich mehr Gutem werden, als er so schon geworden ist, und seine Dynastie wäre fest gegründet gewesen! —

Es war eine arge Täuschung, ein unverzeihliches Verkennen des Wesens der hierarchisch-aristokratischen Parthei, wenn er hoffte, sie werde den Frieden mit ihm und die Verbindung mit ihm ohne eine reser-

vatio mentalis eingehen. Sie reichte ihm die Hand und that im Herzen den Schwur ihn vernichten zu wollen, sobald sich nur eine Gelegenheit fand die Blöße der Achillesferse zu entdecken. Er lieferte sich seinem Schicksal selbst in die Hände. Die Ansprüche, welche die durch die Revolution vertriebene und gedemüthigte Parthei auf Entschädigung machte, hätte er mit strenger Gerechtigkeit prüfen und nur so weit ihnen genügen sollen, als diese Ansprüche sich auf privatrechtlichen Besitz und Erwerb nicht auf früher besessene Vorrechte gründeten. Er hätte dann das Volk auf seiner Seite gehabt, er hätte sich auf dasselbe stützen können, denn er hätte dadurch gezeigt, daß mit den gesetzlichen Formen keine heillose Spiegelfechterei getrieben werde, und es hätte darin eine Garantie für einen festen Rechtszustand gefunden. Jede ungesetzliche Anmaßung mußte zurückgewiesen und nur diejenigen wieder zugelassen werden, die nichts mehr forderten, als was ihnen nach den unveräußerlichen und unverlornen Rechte als Mensch und Bürger des Staates gebührte.

Napoleon wandte aber, anstatt sich auf den Rechtsboden zu stellen, auf der einen Seite offene Gewalt und auf der andern Schmeichelei, und ein gewisses Bestechungs-System durch Ertheilung von Aemtern und Würden an die zurückkehrenden Emigrirten an. Wie Karl der Fünfte, wenn er seine Zeit verstanden, und den Protestantismus auf den Kaiserthron erhoben hätte, sich ganz Deutschland seinem Scepter unterworfen haben würde, und nicht als ein Büßender Kutte und Strick zu nehmen brauchte, so hätte auch Napoleon seinen Thron befestigt, wenn er dem Volkselemente und dem Geiste der Zeit, welcher Gleichheit vor dem Gesetze und Befreiung von Geistesprivilegien und Kastendruck verlangte, treu geblieben wäre. Er konnte sich von manchen alten Vorurtheilen nicht

losmachen. Er hatte die Geschichte großer Monarchen studirt, und war in dem Wahn befangen, sich dieselben zum Muster nehmen zu dürfen, aber die großen Monarchen von ehemals, wo die Feudalherrschaft noch blühte, paßten nicht mehr in die Zeit, er mußte aus sich selbst heraus den ihr entsprechenden Charakter schaffen. Sein Ehrgeiz und die Nothwendigkeit in den fortdauernden Gährungen sich als durchgreifenden Dictator zu zeigen, drängten ihn nach der andern falschen Richtung hin. Er fürchtete die durch die Revolution gestürzten Elemente mehr als er Ursache hatte, und schlug die Volksmeinung, welche ihn hätte schützen können, zu niedrig an, ja er kam auf die ganz verkehrte Idee, durch Nachgeben die erstere beschwichtigen zu wollen. Anstatt die allgemeine Volksstimme für gleiches Recht und Freiheit von Ausnahme-Gesetzen gehörig zu benutzen, griff er zu dem Unmöglichen ihr entgegen zu handeln.

Die Erbfeinde Napoleons in Frankreich selbst, die in ihm nach seinem eigenen Ausdruck nur das Schwert der Revolution verfolgten, hatten die falsche Stellung, in welche er sich selber gebracht hatte, sehr wohl durchschaut und gewürdigt. Mit geistigen Waffen, durch Schriften, suchten sie ihn um die Sympathieen des Volks zu bringen; es kam ihnen dabei nicht auf Verläumdungen und Entstellungen an, um ihm das Vertrauen der Nation zu rauben. Er selber wurde durch manche Versuche, ihn zu stürzen, mißtrauisch gemacht und zu Handlungen verleitet, die seine Gesinnungen und seine Gerechtigkeitsliebe in ein zweifelhaftes Licht setzten. Verblendet durch den kaiserlichen Glanz, mit welchem er sich umgab, verfiel er in den Mißbrauch seiner Leidenschaft, und dadurch in die Netze der Kabale des Hofadels, die sich heimlich mit den Feinden im Auslande verbanden oder doch gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten. Er beschränkte die Frei-

heit der Presse und beförderte dadurch gerade das, was er verhindern wohte, die heimliche Verbreitung lügnerischer Gerüchte, die, wie Alles, was im Dunkeln schleichen muß, weil es nicht offen hervortreten darf, desto mehr Glauben und Eingang fanden. Die ihm entgegenarbeitende Parthei suchte das Volk zu überreden, sie könne ihm Besseres und eine größere Freiheit bieten, als Napoleon. Er hatte früher gesiegt, weil die Institutionen, welche er den Besiegten zum Geschenk brachte, besser schienen, als die, welche sie selbst schon hatten. Sobald sie überzeugt vom Gegentheil wurden, oder sobald in ihnen die Hoffnung auf eine weit glücklichere Zukunft erweckt wurde, da erwachte auch der Volksgeist, der in Aussicht auf eine selbständige Entwickelung Kraft genug hatte, der nun bloß noch materiellen Gewalt der Waffen zu widerstehen.

Wer möchte daran zweifeln, daß in Spanien z. B. die hierarchisch-aristokratische Parthei nur die Larve der freisinnigeren Richtung annahm, um mit Hülfe Englands und des erweckten Fanatismus Napoleon's siegreichen Erfolgen Halt zu gebieten. Murat war hier gegen Napoleon's Willen zu weit gegangen, indem er die Religion und Nationalität angriff. Ebenso erging es in Tyrol und später sogar in Rußland. — Der deutsche Patriotismus nach Außen war bisher noch gar nicht zur Geltung gekommen, Napoleon hatte aber auch versäumt, auf die Volksstimmung zu wirken, die er damals vielleicht noch in seiner Gewalt gehabt hätte. „Plötzlich aber war es der Geist für Wahrheit und Recht, für Gleichheit vor dem Gesetze, kurz das Gefühl des von seinen Feinden aufgeregten Staatsbürgerthums, welcher die Brust der Völker gegen ihn schwellte, welcher ihm kräftig entgegentrat, wie er ihm früher zur Seite gestanden hatte."

Napoleon fiel, als die Völker von einer andern

patriotischen Seite aus in ihm anstatt eines Verfechters und Trägers des neuen Geistes als dessen Freund zu erblicken wähnten, denn es war nicht Napoleon, gegen welchen die Völker den Kampf unternahmen, und auch nicht einzelne Individuen, für welche sie Blut und Leben opferten, sondern sie bekämpften nur den vermeintlichen Feind jenes Geistes, dessen Schildträger sie waren. Die natürlichen Feinde desselben, die sich von jeher aus den Reihen der Aristocratie und Hierarchie rekrutirt hatten, wußten das nur zu wohl, und benutzten den Wahn, den sie selbst in die Herzen der Völker gesäet hatten, bloß zu ihrem eigenen Vortheil.

In Preußen hat die Gesetzgebung von 1808 bis 1811 sehr wichtige Schritte zur Entwickelung eines dem Zeitgeiste entsprechenden Staatslebens gethan. Das Volk hatte dies mit begeisterter Freude anerkannt, und ward nicht blos durch den Haß gegen Napoleon, sondern auch durch das Bewußtsein in eine neue Epoche der weltgeschichtlichen Entwickelung unter Vorgang seines geliebten Herrschers und Gesetzgebers getreten zu sein, auf die Höhe des allgemeinen geistigen und materiellen Aufschwunges gehoben. Die Aristokratie machte gemeinsame Sache mit dem Volke. Die Wissenschaft sprach frei von beengten Fesseln, die im übrigen Deutschland noch immer jedes kühne Wort darnieder hielten, gleichsam den Seegen über den neuen Geist, welcher zum thatkräftigen Leben erwacht war. Preußen war damals der einzige Staat, der nicht in kleinlicher Verzagtheit das Licht auslöschen wollte, weil hin und wieder mit ihm Mißbrauch getrieben worden war, sondern es leuchten und wärmen ließ. Selbst Männer im Auslande, namentlich im angrenzenden Westphalen, wurden von diesem Geiste ergriffen, sie fühlten wieder den Werth als Deutsche, und schenkten Dem, was Deutsche darboten, größeres Vertrauen,

als den Früchten der Fremdlinge. Bei diesen, sagt unser Gewährsmann, fühlten sie nur noch die Dornen, wogegen die von Preußen ausgehende Zukunft Deutschlands ihnen im schönsten Rosenschimmer erschien! — Mit einem Worte: jener Geist war es, der die Brust der gebildeten Jugend zur höchsten Selbstverleugnung anschwellte, und durch dieses begeisternde Beispiel den höchsten Patriotismus, gleich wie durch einen elektrischen Schlag im Volke zur Flamme zauberte. Das Volk stand auf, der Sturm brach los, das kleine, unbedeutende Preußen lieferte plötzlich den sprechendsten Beweis, wie wenig die Schieß- und Stechmaschinen gegen ermannte Volkskraft bedeuten. Die letztere von Preußen ausgehend, gab allen deutschen Brüdern das ermuthigende Beispiel, und diesen riß endlich auch selbst die übrigen deutschen Völker zum Siege, der ohne jenen in Preußen erwachten Geist der lebhaftesten Theilnahme für den Staat durch die verheißenen vollen Staatsbürgerrechte, nie denkbar gewesen wäre! — denn ohne diesen riesenhaft geistigen Aufschwung würde das oft gewarnte Oesterreich nicht die Bande der Verwandtschaft zerrissen haben. Hinterher wurde es freilich dem dort vorherrschenden aristokratischen Elemente ein Leichtes (so wie es früher Napoleon vor seinem Angriffe auf England durch die Schlacht von Austerlitz, und von der Verfolgung des Krieges in Spanien durch die Schlacht bei Wagram zurück gehalten hatte) ihn zunächst durch seine Negationen und Drohungen von der Verfolgung der Preußen nach der Schlacht von Bautzen und Wurzen zurück zu bringen, hiernächst aber nicht nur zu den vorbereiteten größten Gefahren, plötzlich die, noch bis auf den letzten Augenblick unerschütterliche Treue zusichernde Allianz zu zerreißen, und zu seinen Feinden überzugehen, sondern auch alle Rheinbundfürsten zu gleichem Abfalle zu verleiten."

Aber selbst der Abfall Oesterreichs hätte den Sturz Napoleon's nicht herbeigeführt, wenn jener von Preußen ausgehende Geist nicht ganz Deutschland durchweht hätte. — Nach Napoleon's Exilirung lag die Frage sehr nahe, wird Deutschland auf der betretenen Bahn nach den Grundsätzen, welche die preußische Erhebung zur Geltung gebracht hatte, fortschreiten, oder wird es gerathener sein, einen Schritt zurück zu thun? Wird der allgemein erweckte Volksgeist vorwärts oder rückwärts geleitet werden? Werden die letzten blutigen Jahrzehnte endlich ein Staatssystem gründen, worin Jeder nach ewigen Gesetzen des Rechts zum Glücke Aller, so wie der Staaten sich frei bewegen kann.

Aufmerksam auf jedes Zeichen der Zeit und wohl wissend, in welchem engen Zusammenhange das überall von der gestürzten französischen Revolution vorherrschend gewesene aristokratisch-hierarchische Element in allen Theilen Europa's durch gleiches Interesse verkettet war, konnte es dem Vaterlandsfreunde nur Besorgnisse einflößen, als er zunächst die Restauration (England's mächtiger Aristokratie ergebenen und verschuldeten) Bourbonen und ihres alten Titels der Feudal-Monarchie mit ihrem Emigranten-Gefolge in Frankreich wahrnahmen. War doch selbst Kaiser Alexander überrascht von Talleyrand's Munde den Vorschlag zu hören, die Bourboniden durch die constituirten Autoritäten zu retabliren, obwohl man auf dem ganzen Wege bis nach Paris nirgends Stimmen für, wohl aber gegen dieselben wahrgenommen hatte. Die Erklärung Alexander's, daß er nicht gegen Frankreich Krieg führe, und mit seinen Alliirten nur zwei Feinde kenne, den Kaiser Napoleon und jeden Feind der Freiheit der Franzosen, ließ es nicht minder ahnen, welches Prinzip man bekriege. Als die weiße Fahne und die Lilien durch das Andenken an

ihre Schlaffheit und Erbärmlichkeit, die dreifarbige Cocarde und die Adler, an welche sich so große Erinnerungen einer neuen, umgestalteten Zeit knüpften, verdrängten; als das Kreuz des heiligen Ludwig das der Ehrenlegion ersetzen sollte, da durchzuckte schon eine bange Ahnung das ganze Volk! — Der Unbefangene konnte hierin nur die Embleme einer scheinheiligen Lethargie im Siege über das Verdienst der wahren Thatkraft erblicken! — Ihn täuschten dergleichen Zeichen so wenig, als die vielgerühmte gaieté générale, welche schlagfertige Truppen der Alliirten hatten aufrecht erhalten müssen, oder als der große Grundsatz von der Legitimität der Könige, wodurch Thoren und Böswichter, gleichwie mit einer Wünschelruthe die gute alte Zeit von 1788 wieder zurückzuzaubern wähnten.

Was Frankreich von den „lange ersehnten" Bourbonen zu erwarten hatte, das zeigten gleich die ersten Schritte des wiederkehrenden Herren, z. B. die Abschaffung der Conscription, wodurch die Gleichstellung der Staatsbürger vor dem Gesetz gefährdet erschien, und die in den ehrwürdigen Denkmälern der vergangenen Jahrhunderte aufgesuchte neue Constitution, wodurch die Pairs des Reichs als ein National-Institut ausgegeben wurde, die Restitution der katholischen als Staats-Religion, die Beschränkung der Preßfreiheit und Vorbehalte von Abänderungen in der Verfassung, welche die Erfahrung zu machen für nöthig erachten möchte. Dahin gehören die geheimen Berathungen der Pairs, die in Aussicht gestellten neuen Gesetze wegen Organisation der Wahlcollegien, deren Geist schon im Voraus in dem Grundsatze zu erkennen war: es kommt vorzüglich darauf an, in den Kammern nur solche Männer sitzen zu sehen, deren Geburt die Liebe für den Souverain und

für die Gesetze des Staates garantire; der Eintritt aller altadeligen ehemaligen Pairs und der Herzöge von altem Adel, so wie auch der neuen altadeligen Pairs in die Kammer, die Bildung des Ministeriums aus altadeligen ehemaligen Abbés und Bischöfen, geistlichen und weltlichen Räthen, welche zu den Emigranten gehört hatten; die Wiedererstattung der Emigranten-Güter, worüber eine eigene Schutzschrift frei ausgegeben wurde und zugleich mit ihr eine andere: über die Wiederherstellung der Grundrenten und des Feudalwesens, die Restauration des heiligen Geist- und Ludwigordens und dessen Vertheilung an die Aristokratie, die Besetzung der Diplomaten-Posten durch Männer aus diesem Stande. Konnte bei so vielen sprechenden Beweisen das französische Volk zweifeln, was es von der Restauration zu erwarten habe?

In Spanien, Italien und andern Ländern ging man an das Zerstörungswerk der napoleonischen Erinnerungen mit noch größerem Eifer und mit noch geringerer Vorsicht als in Frankreich. In Spanien ward ganz offenkundig, daß man sich des Fanatismus und Patriotismus nur als Mittel für die Zwecke des hierarchischen und aristokratischen Prinzips bedient hatte. Die Constitution des Volkes ward trotz der Warnung des Cardinal Bourbon abgeschafft, die Inquisiton wieder eingeführt, die Vorrechte des Clerus bestätigt, die Freiheit der Presse unterdrückt, die Gegner der Cortez mit Belohnungen überhäuft und die vollkommene Abgabenfreiheit für Adel und Geistlichkeit eingeführt.

Der Papst Pius der Siebente stellte in Rom durch das Decret vom 30 Juli 1814 die Feudalgerichtsbarkeit und das Lehnswesen mit allen seinen Auswüchsen und den Anmaßungen der Baronie wieder her, und was Allem die Krone aufsetzte, den Jesuitenorden am 7. August 1814. Die Orden der Carbonari und Freimaurer, welche früher wie der

Tugendbund in Deutschland benutzt und selbst durch ein päpstliches Breve als Mittel für die Restauration ermuthigt worden waren, wurden aufgelöst, weil man ihrer nicht mehr bedurfte. Turin folgte dem Beispiele des Papstes in der Restitution des Alten mit Eifer und Energie nach, und der Hof begann sein Werk da von Neuem, wo er es bei seiner erzwungenen Flucht hatte aufgeben müssen.

Der Wiener Congreß erfüllte sehr sparsam die Hoffnungen Deutschlands. Die erste Aeußerung seiner Lebensthätigkeit war die Erhebung Hannovers zu einem Königreiche, desselben Hannovers, welches darauf angetragen hatte, das alte deutsche Reich, in dessen Auflösung es niemals gewilligt habe, wieder herzustellen. Die Anträge der kleinen deutschen Höfe und freien Reichsstädte auf Errichtung von Landständen, mit berathender und legislatorischer Stimme ward abgewiesen, und die Darstellung des traurigen Zustandes der entgüterten und verwaisten katholischen Kirche Deutschlands, welcher von dem Nuntius della Gagna ausging fand so viel Theilnahme, daß es schien, als ob die vor der Revolution in ihre Schranken gewiesenen hierarchischen Elemente einer bessern goldenen Zukunft wieder entgegen gingen, denn es war von nichts Geringerm die Rede, als von der Unabhängigkeit der Kirche in der Verwaltung ihres Hirtenamtes, ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit, der freien Wahl ihrer Obrigkeiten, ohne Rücksicht auf alle zum Nachtheil derselben statt gehabten Neuerungen, ja sogar von der Restitution ihrer Kirchen-Besitzungen. Die französisch-westphälischen Einrichtungen, selbst die, welche sich auf Verträge gründeten, wurden in Hannover, Hessen und Braunschweig annullirt, z. B. die Gleichheit vor dem Gesetze, die Oeffentlichkeit, die Jury und Institutionen mehr, die gewiß als eine Wohlthat gelten konnten.

Alle neu auferlegten Lasten dagegen blieben bestehen. Was Wunder, wenn man in Deutschland auf solche Lebensäußerungen des Wiener Congresses nicht ohne Besorgniß hinblickte. Der allgemeine Wunsch nach einem deutschen Recht ward für unzeitgemäß und das Volk für unbedürftig eines solchen erklärt; jedoch war nur den tiefer Eingeweihten ein Blick in solche Reactions-Versuche gestattet, noch immer lebte das alte Vertrauen und die Liebe des deutschen Volkes zu seinen Fürsten in den Herzen Aller, und namentlich in Preußen war die Verehrung des tugendhaften, ritterlichen Königs zu tief in allen Herzen eingewurzelt, als daß nur der leiseste Zweifel an der Erfüllung gerechter Hoffnungen hätte aufkommen können. Man glaubte niemals daran, daß die Aristokratie und die Hierarchie in Preußen einen größern als den Rechtsboden gewinnen könne, auf welchem ja auch das Volk stand, denn seit 1498 hatte der vom Churfürsten Johann Cicero ausgesprochene höchste Regierungs-Satz Geltung behalten: die Armen nehmet in euren Schutz, ihr werdet euren Fürsten-Thron nicht besser befestigen können, als wenn ihr den Unterdrückten helfet, wenn ihr den Reichen nicht nachsehet, daß sie die Geringern überwältigen, und wenn ihr Recht und Gleich einem Jeglichen wiederfahren lasset; vergesset nicht den Adel im Zaum zu halten, denn dessen Uebermuth verübet viel Böses, strafet sie, wenn sie die Gesetze und Landesordnungen übertreten, lasset ihnen nicht zu, daß sie Jemanden über Gebühr beschweren können. —

Dies waren die Worte, welche das Testament des genannten Fürsten enthielt, das in seinen Hauptzügen, bisher allen Nachfolgern auf dem Throne Preußens als ein heiliges Vermächtniß gegolten hatten. Wie wenig hold Friedrich Wilhelm der Dritte den hierarchischen Bestrebungen, die sich unter seinem Vor-

gänger bemerkbar gemacht hatten, sich zeigte, bewies die Zurechtweisung, des Ministers Wöllner gleich nach dem Antritte seiner Regierung. Noch Niemand hatte gezweifelt, daß die schönen Worte Friedrichs des Großen in Preußen wahr werden müssen: unsere schönen Tage werden auch kommen. Diese glückliche Zeiten werden durch die Anzahl großer Männer aller Art angekündigt. Glücklich sind die Fürsten, welche in so glücklichen Zeiten herrschen, Genie, Tugend und Industrie reißen sie vereint mit sich zu erhabenen Thaten. — Als nun Napoleon plötzlich von Elba zurückkehrte war Deutschland trotz mancher bedenklichen Vorgänge in Wien noch mitten in dem begeisterten Aufschwunge, welcher seit dem Jahre 1813 das Volk zu Großthaten geführt hatte. Die Rückkehr Napoleons war nicht die Folge eines Complotts, wie man heraus zu klügeln bemüht gewesen war, es hat niemals ein solches existirt, wohl aber lebte in seinen Anhängern die Liebe zu ihm fort und er wußte, daß er auf sie vertrauen durfte. Der über alle Erwartung der Kurzsichtigen eintretende günstige Erfolg seiner ersten Unternehmungen bewahrheitete seine Prophezeihung, die er in Fontainebleau ausgesprochen hatte: Regieren die Bourbonen als Gründer einer fünften Dynastie, so mag es ihnen gelingen, wollen sie aber die dritte fortsetzen, dann werden sie es nicht lange machen.

Napoleon und Bertrand haben wiederholt versichert, es habe kein solches Complott bestanden. Ersterer erklärte oft, er habe bei seiner Rückkehr von Elba keine andern Helfer gehabt, als den Grafen Artois, seine beiden Söhne und seine Schwiegertochter; die Maaßregeln, wozu sie den Hof der Tuilerien verleitet, hätten ihn überzeugt, daß derselbe mit seinen Emigranten in Frankreich isolirt stehe. Mag auch Napoleon von einzelnen Reisenden vertrauliche Mit-

theilungen angenommen haben, oder wohl gar einzelne Offerten ihm hin und wieder gemacht sein, erklärt hat er sich über keine. Sein Entschluß wurde von ihm selbst gefaßt, ohne fremden Rath. Seiner geistigen Kraft vertraute er mehr, als einem Complotte, das unter seiner Würde stand, ihm sehr leicht schaden, aber wenig oder nichts nützen konnte. Ja der Vorschlag, erst sich der Gesinnungen Massenas, dessen Kommando sich über die Küsten erstreckte, zu versichern, und den Befehlshaber von Grenoble erst ausforschen zu lassen, verwarf er sehr richtig mit den Worten: „habe ich die Meinung des Volkes und der Armee für mich, dann werden diese die Stimmung der Einzeln schon ihrem souverainen Willen unterwerfen; habe ich sie nicht, dann giebt mir auch der Einfluß einzelner Individuen keine Hoffnung!" — Nur allein weil das Erstere der Fall war, gelang ihm der Riesenschritt seines hellen Geistes. Seine Worte: „Die Bourbons und Emigranten haben nichts vergessen und nichts gelernt," waren das einzige Losungswort zu seiner ganzen Eroberung Frankreichs ohne Schwertstreich! —

Napoleon verfehlte dennoch auch bei seiner Wiederkehr den rechten Weg, die Meinung des Volkes dauernd für sich zu gewinnen. Er schaffte zwar den Feudal-Adel wieder ab, und wollte auch von einer herrschenden Kirche nichts wissen; er versprach seine Eroberungspläne aufzugeben, eine constitutionelle Regierung zu gründen, er gab den Schriften und periodischen Blättern Preßfreiheit und gestattete die Stiftung einer freien Gesellschaft der Vaterlandsfreunde und der Humanität, und wollte überhaupt manches wieder gut machen, was er früher versäumt hatte, aber es war zu spät, er konnte das Volk nicht wieder für sich electrisiren wie früher. Der Aufruf der deutschen Fürsten, namentlich Preußens an sein Volk, entzün-

dete nochmals den Enthusiasmus von 1813 und noch hatten die Besorgnisse, welche der Wiener Congreß erregen mußte, nicht überall Wurzel gefaßt. Das begeisternde Beispiel der Vaterlandsliebe wirkte noch einmal Wunder, der hierdurch gestärkte Heldenmuth, der noch zu jener Zeit vereinten Völker und insonderheit des durch hohen Geistesschwung aufgeregten Preußens; das übereilte Benehmen Murats, dessen schneller Sturz Frankreichs Hoffnung minderte, wie die Zahl und den Muth seiner Feinde vermehrte: der zwar anfangs gelungene aber von ihm selbst wieder theilweise durch Zurücknahme seiner früheren Verheißungen und durch dargereichte Verwilligung eines Verbesserungs-Gesetzes vereitelte Versuch Napoleons, die Stimmung des französischen Volkes für sich vollständig zu gewinnen; vorzüglich aber die gegen die Reinheiten seiner Absichten aufgeregte und hierdurch so wie überhaupt durch diesen lauen Zustand und die ihn nur zu gut für ihre Zwecke benutzende, inzwischen wieder stärker gewordene aristokratisch-hierarchische Reactions-Parthei erweckten und genährten Zweifel, der aber hierdurch ausgebrütete Verrath und das Mißtrauen der Armee gegen die Führer — insonderheit aber, (wie fast überall, man denke nur an Junots Fehler bei Smolensk! — solche Napoleons Berechnungen in den Weg traten), die Fehler derselben z. B. Neys Zögern bei Frasnes und Grouchys Verweilen bei Wawres, sowie der von Blücher gehörig benutzte Enthusiasmus der Preußen stürzten nochmals die gefürchtete Allgewalt. Napoleon seine Mißgriffe fühlend, gab auf Fouchés treulosen Rath und im Gefühle des nochmals durch Mangel an Achtung für die Freiheit der Nation verscherzten Vertrauens derselben, jeden fernerweiten Versuch, seine noch immer reichen Hülfsquellen zu benutzen, auf. — Einen Bürgerkrieg aus dem Wege gehend, über-

ließ er sich einer übereilten Flucht. Zu spät, nochmals in der beispiellosen Niederlage, welche wenige Stunden zu bewirken vermochten, den wichtigen Unterschied zwischen der Ausdauer eines volksthümlichen Enthusiasmus und dem durch einzigen Zufall so leicht zu zerstörenden Vertrauen auf das Schlachtenglück erkennend, mochte er freilich wohl einsehen, daß er beide Hebel, sowohl für das Volk als für die Armee abermals verscherzt hatte.

Mit Napoleon fiel sein ganzes System zusammen, eben weil er es zu seinem persönlichen gemacht hatte, und vermessen genug war, seine Person zum Träger desselben zu erheben! Was ihm wahrscheinlich gelungen sein würde, wenn er noch so lange auf Elba verharrt hätte, bis der Congreß zu Wien aufgelöst und das System der Reaction allgemein erkennbarer, zugleich aber auch die Völker durch Entlarvung der gegen ihn gesponnenen Lügen gegen ihn gerechter geworden wären; das konnte ihm zu der von ihm in seiner Hast und Besorgniß gewählten Zeit offenbar nur mißglücken.

Man hatte Napoleon für grausam und tyrannisch ausgeschrieen, aber doch nur so schwache Beweise für die Behauptung aufgestellt, daß sie vor den vielen Thatsachen, die im Gegentheil seinen versöhnlichen Charakter bekundeten, in Nichts zerfielen. Er hatte z. B. bei seiner Rückkehr 1815 aus freien Stücken eine allgemeine Amnestie gewährt, er ließ seinen erbittersten Feind, den Herzog von Angoulême, bloß auf die Bedingung, die Waffen nicht gegen ihn zu tragen, frei, und gab Befehl, die Personen der Königlichen Familie zu achten. Dagegen war noch kurz vorher um den Thron der als so milde gepriesenen Bourbons Blut geflossen, und die Amnestie gebrochen worden. Selbst dasjenige, was am lautesten gegen Napoleon sprach, nehmlich die Einschränkung der

Presse, war Wohlthat zu nennen, gegen die aufgehobene Gedanken- und Glaubens-Freiheit unter den Bourbons.

Es ist offenbar, daß wenn Napoleon noch länger mit seiner Rückkehr nach Frankreich gewartet hätte, er schwerlich in so kurzer Zeit untergegangen wäre, aber aber auch hier wieder verkannte er seine Aufgabe und steckte sich selbst sein Ziel. Er mußte sein politisches Leben selbst für beendigt erklären, und er that dies auch gewissermaßen in seinem Abschiede an das französische Volk, welchen wir im Morning Cronickel abgedruckt finden, und worin er sagt: „hätte ich nur zu regieren gesucht, ohne Rücksicht auf die Interessen meines Volkes, und hätte ich nicht durch meine Einrichtungen, die Talente und die Thätigkeit des gemeinen Wesens belebt und genährt, so würde ich in den Augen Europas die Rechtmäßigkeit meiner Krone begründet, und mir die Freundschaft der eifersüchtigen Mächte gesichert haben. Die Feinde einer Revolution, die über die Mißbräuche triumphirt, welche dieselbe veranlaßt hatten, und feile Verräther, die unempfindlich sind bei den Leiden eines eroberten Landes, vereinigten ihre Anstrengungen, um die Volkskraft zu lähmen, und Euch zu überreden, daß Krieg meine Politik und Friede das Pfand gewesen, welches die Regierungen Europas von Frankreich erbeten haben.“ Seine Stellung zu den stets von Neuem ihm bereitetn Kriegen, und zu dem noch immer mächtige Reactions-Parthei, aufgelegten Frankreich, zwangen ihn allerdings zu einer Dictator-Würde und dictatorischen Verfahrungsweise, die er vielleicht bei ruhiger, friedlicher Haltung nicht versucht hätte. — Ein Washinton befand sich in einer von Napoleon ganz verschiedenen Lage! — Napoleon stand auf einem Vulkan, der noch keine ruhige Berathung in seiner repräsentativen Volksversammlung, und keine unbedingte Def-

fentlichkeit zu verstatten schien. Mag er auch hierin geirrt haben, so würde ihm doch dieser Irrthum weniger geschadet haben, so lange das Volk nur noch gesehen hätte, daß er auch selbst als Dictator nur das allgemeine Volkswohl zu fördern strebte. Sein größter Irrthum, sein Sturz, war seine unglückliche Idee, das Interesse des Volkes mit dem der Aristokratie auf eine andere Art, als durch eine strenge allgemein gleich gesetzliche Ordnung zu verschmelzen. — Er wähnte die Aristokratie des alten Adels und der alten Geistlichkeit zu beschwichtigen, und ahnete nicht, daß er sich dadurch nur unversöhnbare, unersättliche Nattern in seinem Busen näherte, und das Vertrauen, und somit auch die Stärke des Volkes verlor! — Dieser Irrthum schuf auch 1815 die Additional-Acte, die ihn abermals stürzte, während ihn die bis dahin wieder von Neuem erweckte Volksbegeisterung, wäre sie gehörig von ihm gehoben, und nicht getäuscht worden, unfehlbar gerettet hätte!! —

Nach Napoleons zweitem Sturze und seiner Verbannung nach Elba ging man in Frankreich schon mit größerer Sicherheit bei der Reaction zu Werke, obschon die Dynastie der Bourbonen aus der Geschichte der 100 Tage wohl hätte lernen können, welche Aufnahme beim Volk ihr erstes Auftreten gefunden hatte; denn wie wäre es denn sonst Napoleon möglich gewesen, den lang ersehnten Ludwig den Achtzehnten so schnell aus dem Lande zu treiben? Das alte Ministerium wurde durch ein neues ersetzt, und in die Deputirtenkammer noch mehr ultraaristokratische Elemente gewählt, die sogenannten Bonapartisten entfernt und die Armee neu organisirt. Wer bei den Wahlen die Hand im Spiele gehabt hatte, das zeigten die greulichen Auftritte in Toulouse, Nismes, Avignon, Montpellier und der Umgegend, wo die protestantischen Bewohner zu Hunderten ermordet, und ein

Protestant sogar öffentlich auf dem Markt verbrannt wurde. Das Ministerium Fouché und Talleyrand fiel und das neue war aus Herzögen, Grafen, Vicomtes zusammengesetzt. Es sah den erwähnten Greueln ruhig zu, die im südlichen Frankreich in eine wahre Menschenschlächterei ausarteten. Dabei gingen die Befehle nicht eigentlich vom Könige aus, sondern von Herzog von Angoulême, einem fanatischer Anhänger des Katholicismus. Mit systematischer Grausamkeit arbeitete man an der Vernichtung des Protestantismus, und es fielen Scenen vor, welche nur zu sehr an die Zeit der Bartholomäus-Nacht erinnerten. Die Regierung that, als ob sie blind wäre, sie bestrafte keinen Mörder, höchstens ließ sie sich zu zweideutigen Ermahnungen herab. Als die englische Gesellschaft „zum Schutz der Religionsfreiheit energischen Einspruch that, meinte der Herzog von Wellington, sie sei von den Vorgängen schlecht unterrichtet, während Jedermann wußte, daß das Prevotalgericht zu Nismes nur ein Scheinverfahren übte, die Protestanten verurtheilte und ihre Mörder und Räuber verschonte. Alle Vorstellungen halfen gegen die Macht des Adels und die Umtriebe der Jesuiten so viel als nichts. Ja man mußte sich die Gasconade des Herzogs von Otranto ruhig gefallen lassen, als es in dem Bericht vom 20. Juli 1815 hieß: „Wir (die Bourboniden) haben Europa zweimal von der Herrschaft Bonapartes befreit.“ Die armen Bourboniden, wo wären sie ohne Preußen, England, Rußland und Oesterreich geblieben?

Nicht zufrieden mit den erwähnten Schritten, ging die Reactions-Parthei noch weiter. Man schlug vor, daß nur die sogenannten Bonapartisten die Kosten und Contribution des Krieges von 1815 tragen sollten, ja man möge den Prozeß gegen die Votanten und Königsmörder (nämlich diejenigen, welche im Jahre

1793 für den Tod Ludwig des Sechzehnten gestimmt hatten) wieder aufnehmen, obschon Ludwig der Achtzehnte sie ausdrücklich in der Amnestie von 1814 eingeschlossen hatte. Man verlangte die Deportation derjenigen, welche während der 100 Tage Aemter angenommen, oder auf dem Maifelde geschworen hatten, obschon das Factum der Wiederanerkennung Napoleon's lediglich von der so auffallend überwiegenden Stimmung des Volkes und der Armee ausgegangen war, und die Reactionshelden nichts weiter gewußt hatten, als davon zu laufen, als Napoleon kaum noch den Fuß auf den französischen Strand gesetzt hatte.

Der Reactions-Geist war aber nicht blos gegen das Volk und die in ihm lebenden antiaristokratischen Elemente gerichtet, sondern auch gegen die Regierung selbst. Er bekämpfte mit größter Heftigkeit das Ministerium, welches ihm zu milde und vorsichtig war. Die Reactionaire nahmen keine Lehre von der Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart an, und doch zeigte sich überall in Irland, in Schweden, in Italien, in Spanien, selbst in Rußland das Streben nach einer gesetzlichen constitutionellen Freiheit, es äußerte sich in den auf ihre Constitution eifersüchtigen Normannen, in dem antiaristokratischen Schweden, in dem Kampfe der Irländer um gleiche Vorrechte aller Religionspartheien, und in der spanischen Parthei der Liberalen. Obgleich nun alle diese Ereignisse zusammentrafen, so zogen sie doch daraus keine Ermahnung zum Nachgeben oder zur Vorsicht, und man brachte ein Ministerium nach dem andern zum Fall, wenn es nur irgend Nachgiebigkeit und besonnene Klugheit zeigte. Erst der Minister Villèle vermochte sich zu halten, weil er sich als willfähriges Werkzeug der Aristokratie und des Clerus gebrauchen ließ. Mit

ihm erreichte das Treiben dieser Parthei den höchsten Punkt.

Es ist ganz natürlich, daß der Druck einen Gegendruck erzeugte, und eine Opposition der liberalen Parthei hervorgerufen wurde, welche, soviel es ihr gestattet war, die Machinationen der Reactionaire unschädlich zu machen oder zu bekämpfen suchte. Dies geschah nicht blos in Frankreich, sondern auch in allen übrigen Ländern zu gleicher Zeit und in einer gewissen Verbindung, wenigstens in einer stillschweigenden. Das Streben der Liberalen taufte man mit dem Namen Umtriebe, die in der angedeuteten Weise freilich überall im Zusammenhange standen.

Es möchte fast seltsam erscheinen, daß in Frankreich, wo die aristokratisch-hierarische Parthei so ungenirt verfuhr, doch von keiner eigentlichen Verschwörung gegen dieselbe, von keinen organisirten Umtrieben die Rede war, während man in Deutschland, in dem Lande der Bedächtigkeit, schon bald nach Napoleon's Sturz davon hörte. Fast möchte man auf die Vermuthung gerathen, daß die ganze Geschichte damals nur eine Erfindung war, ein Gespenst, das man heraufbeschwor, um die Furchtsamen damit zu schrecken. Wo hätte die Unzufriedenheit irgend einen triftigern Anhaltspunkt finden sollen? In Preußen etwa, dessen König noch am 22. Mai 1815 die Stellvertretung des Volkes im Allgemeinen zugesichert hatte? Das war ja eher ein Grund mehr, die Freude und Begeisterung, die Treue und Liebe des Volkes zu erhöhen; denn mit jener Zusicherung war ja die Erfüllung der innigsten Wünsche in Aussicht gestellt. Es muß bei den Verdächtigungen also entweder ein heilloses Mißverständniß obgewaltet haben, oder die Absichtlichkeit, in denselben ein Mittel zu finden, die Regierung zum Zögern oder zur Zurücknahme des freiwilligen Geschenks zu bewegen. Diese letztere Annahme

gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man sich erinnert, daß schon im Juli-Stück des politischen Journals von 1815, S. 671 sich eine Stimme vernehmen ließ, welche behauptete: „es werde und müsse eine Zeit kommen, wo die Begeisterung, welche jetzt die Preußen ihrem Könige, wie die meisten deutschen Unterthanen ihren Fürsten *näher gestellt*, in die gewöhnlichen Schranken bürgerlichen Denkens und Handelns *zurücktreibe*." Klingt nicht diese Prophezeihung wie ein Wunsch, wie eine zuversichtliche Hoffnung, deren Erfüllung das Glück der Fürsten bedinge? Als ob Fürst und Volk einander je zu nahe stehen könnten! — als ob es nicht das beseligendste Gefühl wärr, für den Fürsten, dem Herzen des Volkes, und für das Volk, dem Herzen des Fürsten nahe zu stehen! Wer ist es, der sich zwischen beide drängt und sie von einander reißt, daß eines den andern nicht erkennen, nicht verstehen, nicht lieben soll? Kein anderer als der, welcher fürchtet, selbst verdrängt zu werden, an Macht und Ansehen, an Vortheilen und Vorrechten zu verlieren, kein Anderer als der, welcher sich schämt, sich in die Reihen des Volkes zu stellen, und darnach trachtet, selbst den unumschränkten Herrn zu spielen! — der Aristokrat im richtigen Wortsinne und der herrschsüchtige Priester! Wie konnten Klagen über unerfüllte Versprechungen schon im Jahre 1815 laut werden, wo diese Versprechungen eben erst gegeben waren? Es wäre eine Böswilligkeit und Unverschämtheit gewesen, ja es hätte als Hochverrath gelten müssen, wenn Einer damals an dem Worte eines hochherzigen Königs hätte zweifeln wollen. Nein, es herrschte vielmehr in Preußen das vollste Vertrauen zu der Regierung, und zu Mißvergnügen war noch nicht der geringste Anlaß gegeben.

In Deutschland erschienen eine Menge Flugschriften und Journalaufsätze, die eine gewisse Partei, de-

ren Organ Schmalz ward, zu verdächtigen bemüht war, obschon sich darin keine staatsgefährliche Tendenz aussprach. Denn was heißt staatsgefährlich, revolutionär? Doch das, was auf den gewaltsamen Umsturz der Dinge hinarbeitet! Wünsche, Rügen, selbst Tadel können doch nicht für revolutionär gelten? Die Partei, welcher die Organe der öffentlichen Meinung denuncirten, verbanden einen ganz andern Begriff damit; die Reactionärs, denn solche waren es, nannten revolutionär, was ihnen nicht das Wort redete, was Grundsätzen huldigte, welche besonders in Folge der französischen Revolution als richtig und nothwendig selbst von den Regierungen anerkannt war. Die ganze neuere Gesetzgebung erschien ihnen also auch revolutionär. Gegen Regierungen durften sie freilich nicht aufzutreten wagen, sie wendeten daher ihren Haß auf die Schriftsteller, welche gleichen Grundsätzen huldigten und die nächsten Consequenzen und Forderungen daraus zogen, welche hinter den Reactionsversuchen, hinter der Larve heuchlerischer Liebe für das Königthum und den Absolutismus das drohende Gespenst des Feudalwesens und der Hierarchie witterten. So waren sie natürlich dem Banne verfallen. Wir wollen einige Fälle aufzählen, wo von ihnen auf revolutionäre Gesinnung denuncirt wurde: Es klagte z. B. jemand darüber, daß der Adel und die Geistlichkeit in Frankreich besonders die Revolution herbeigeführt habe; oder es weigerte sich ein anderer in diesen beiden Elementen die Stützen des Thrones anzuerkennen, oder es äußerte ein Dritter den Wunsch nach Verwirklichung der von den Regierungen gesetzlich verheißenen Volksvertretung, oder nach Gleichheit vor dem Gesetz und in der Besteuerung, oder den Wunsch, die Patrimonialgerichte abgeschafft zu sehen; oder ein anderer, z. B. ein Rheinländer lobte das Gute der aus der Napoleonischen Zeit herstammen-

den Justizverfassung und forderte Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, wohl gar eine Jury.

In dem Augenblicke, in welchem der Verfasser diese Zeilen schreibt, kann er sich eines Lächelns aber auch des tiefen Bedauerns nicht erwehren. Nur wenige Jahre, und die Geschichte hat uns auf einen weit freieren, erhabenen Standpunkt gestellt, von dem herab kaum nur der Schein eines verderblichens Treibens auf jene Wünsche und Ansichten fällt, ja wo durch die Gesetzgebung vieles revalisirt ist, was damals angeklagt wurde.

Zu demagogischen Umtrieben schien hiernach der Reactionspartei jeder geneigt, und theilhaftig, welcher Ideen hegte, die in ihrem Sinne revolutionär sind, auch wenn sie sich ganz auf gesetzlichen Boden bewegten. Daher verfolgten sie Zeitschriften wie die Nemesis, die Isis und Andere, deren Inhalt in heutiger Zeit gewiß niemand anstößig sein würde, und die vor dem strengsten Richter ihres Inhalts wegen nicht zu zittern haben würden. Die meisten jener Schriften enthielten weiter nichts als die Opposition gegen Reactionsversuche, wenn sie auch zuweilen etwas heftig geschrieben waren, so muß man es der Aufregung der Gemüther zu gute halten. Aufruhr und Empörung hat wohl keine Einzige gepredigt, auch war ja namentlich in Beziehung auf Preußen nicht der entfernste Grund dazu da. Von den in Frankreich erschienenen Flugschriften rechnete man zu den revolutionären unter andern folgende:

Gregoire de la Constitution française de l'an 1814, worin der Beamten-Jubel und das Frohlocken des Adels über die Rückkehr des legitimen Herrn scharf getadelt, und ein Feldzug gegen die Regeneration der Kastenanmaßungen begonnen wird. Gregoire verlangt Verantwortlichkeit der Minister und Abschaffung der Privilegien des Adels

welcher heimlich den Ausspruch Ludwig des Vierzehnten, l'état c'est moi auch auf sich anwandte, und für sich geschaffen wähnte. Das eigentliche Ziel seiner Schrift concentrirt sich in seiner Frage: „Ob wohl ein Mann, welcher der Errichtung des Adels, der Kaiserwürde, der Usurpation des Kirchenstaats, der Ehescheidung, den Proscriptionen unter dem Namen von Conscriptionen ꝛc., sich widersetzte, seine Rechte überschritten habe, wenn er seine Bemerkungen über verschiedene Artikel der neuen Constitution darlegt, und fragt: „ob Decorationen, Pergamente und erbliche Titel wichtiger sind, als das Glück des Volks." Seine Achtung vor der gesetzlichen Ordnung charakterisirte er aber zugleich dadurch, daß er die von ihm so hart angegriffene Constitution nichts desto weniger unterzeichnete, weil der Einzelne sich der Majorität unterwerfen müsse! — Ueberdieß war ja auch die ganze Schrift nur gegen einen bloßen Entwurf (gegen die, wie er sie nannte, improvisirte Constitution) gerichtet, der noch nicht einmal die gesetzliche Sanction erhalten hatte, und wirklich hinterher das Schicksal erfuhr, welches ihr von Gregoire mit großer Klarheit und Kenntniß der vielfach nachgewiesenen Mängeln und Gebrechen vorher gesagt ward. Es war mithin um so weniger ein vernünftiger Grund vorhanden, dieselbe als revolutionair zu verschreien; dessenungeachtet sollte insonderheit sie für ein Zeichen der revolutionären Gesinnung gelten. —

Eben so konnte es nur Verachtung verdienen, wenn Fouché öffentlich warnte, die Vergangenheit nicht aufzuzählen! Erstaunen mußte ferner ein Jeder, wie Durbachs Schriften „sur les veritables interêts des Bourbons" und „Encore un mot sur la constitution" verboten werden konnten, während die Reactionspartei frei sich der Presse bediente,

und bei aller verheißenen Preßfreiheit dennoch die Censur ihre Geißel, über alles schwang was der Reaction nicht anstand. Ferner wenn man das bekannte Memoire adressé au Roi en Juillet 1814 par Mr. Carnot ruhig prüft, so findet man darin eigentlich nur heftige Klagen, über die Anmaßungen des zurückgekehrten alten Adels, und die heimliche und öffentliche Verfolgung der ehemaligen Republikaner.

Wer es versteht, mit vorurtheillosen Blick die Geschichte zu betrachten, der wird nur Wahrheit und keine demagogische Gesinnung in Durbachs Behauptung finden, daß nicht die Revolutions-Männer, nicht die Votanten für den Tod Ludwig des Sechzehnten Verräther an ihrem Vaterlande waren, sondern die Emigranten, deren beflecktes Gewissen sie zu feiger Flucht getrieben hatte, die den König verleiteten, mit den Feinden Frankreichs in Verbindung zu treten. Nicht die Emigranten, sondern die frühern Revolutionärs hatten Ludwig dem Achtzehnten, die Krone wieder gegeben, und der Ersteren träge Ruhe und Wohlleben auf Kosten fremder Großmuth könnten auf keinem Fall die Thaten und die in so hohem Grade entwickelten Talente der Ersteren aufwiegen. Wie kommt man nun dazu, frägt der Autor auf die nachträgliche Bestrafung der Regicides anzutragen? Es sei um so ungerechter und unheilbringender, wenn man trotz der zugesicherten Amnestie noch immer von den Greuelnder Revolution sprechen wolle, von denen schwer zu entscheiden sei, wer die größte Schuld davon trage. Carnot characterisirte die demokratisch-hierarchische Partei sehr richtig und prophezeihete mit scharfer Durchdringung der bestehenden Verhältnisse das Schicksal der Restauration. Seine eigenen Worte sind folgende:

„Suivant la tactique usitée de tous tems en pareil cas, on n'attaque d'abord que ceux,

qui ont été, les plus marquans, pour en venir successivement aux autres et finir par envelopper dans la même proscription tout ce qui, de près ou de loin a pris une part quelconque à la révolution, rétrograder, s'il est possible, jusqu'au régime feodal, jusqu'au retablissement des serfs jusqu'à ces beaux jours de la Sainte-Inquisition, dont l'aurore commence à luire de nouveau sur les provinces d'Espagne."

Chateaubriand, der eifrige Anhänger der Legitimität versuchte durch eine phrasenreihe, mit poetischem Schmuck verbrämte, im Grunde aber doch wenig oder gar nicht prinzipielle Gegenschrift, die vom Könige ausdrücklich genehmigt wurde: „Reflexions politiques sur quelques écrets du jour et sur sur les intérêts de tous les Français, (Paris 1814) Carnot zu widerlegen. Wir alle, die wir jene Zeit überlebt haben, wissen aber nur zu gut, daß Carnot Recht behalten hat. Chateaubriand war, das wollen wir zu seiner Ehre gelten lassen, ein Verführter, er war zu sehr Dichter, zu tief in romantischen Illusionen befangen, als daß er einen klaren Blick in der Geschichte hätte werfen können. Er wurde dadurch ein Werkzeug in der Hand der Reactionäre und ein um so willkommneres, je berühmter sein Name war und seine Ansichten vom Volk, das ebenfalls nicht urtheilsfähig ist, mit einer gewissen Pietät aufgenommen wurde. Wie wenig er selbst klar in den Verhältnissen sah, erhellt schon daraus, daß er die Verfassungsurkunde bald für heilig erklärte, bald die Verordnung schmäht, welche sie in Kraft setzt; bald will er den König und seinen Willen unbedingt geehrt wissen, bald schimpft er auf seine Verordnungen und läßt seine Schrift heimlich drucken, und dergleichen

Dinge mehr. Die Augen über das Streben der genannten Partei öffneten aber vor allen anderen die Briefe des Marquis de Chabannes an den Grafen von Blacas vom 26. April 1815, und noch ein unerfreulicheres Licht verbreitete die Schrift: „Geschichte der geheimen Gesellschaften des Heeres und der soldatischen Verschwörungen." Paris 1815, aus welcher hervorgeht, daß die Aristokratie und der Clerus selbst während der kurzen Zeit, als Napoleons starke Hand wieder die Zügel ergriffen hatte, ihre heimlichen Umtriebe nicht aufgegeben hatten und daher erklärlicher Weise dies noch weniger nach der Rückkehr Ludwigs zu thun im Sinne hatten.

Betrachten wir im Allgemeinen den Charerac der Flugschriften, die bald nach 1814 in Deutschland erschienen, so finden wir in ihnen entweder allgemeine Raisonnements, Theorien über Freiheit, Volksrechte, Haß gegen Frankreich, Wünsche für Herstellung von Repräsentativ-Verfassungen, Ausgleichung der Stände, Herstellung gesetzmäßiger Ordnung, Beschränkung der Adels-Privilegien ꝛc. Wir nennen zuerst eine der früheſten und bedeutendſten. Dies war Feuerbachs Schrift: „Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europas." Mit der Besonnenheit und Ruhe, die einen so tief gebildeten Manne der Wissenschaft gebührt, ging Feuerbach darin zu Werke und hielt die Lehren der Geschichte den Anhängern der sogenannten alten guten Zeit als Spiegel entgegen. Er sagte zu den Fürsten: Betrachtet nicht einen bevorrechteten und eben hierdurch des Verdienſtes entwöhnten Stand, sondern die begeisterte Brust eurer Unterthanen als das Bollwerk eures Thrones. Hebt die Scheidewand hinweg, welche die Geburt dem Verdienſt entgegenstellt und öffnet diesem eine freie Bahn! und: was die Throne befeſtigt und aus großen Gefahren rettet, iſt nicht in diesem oder jenem Stande,

sondern bei der Gesammtheit der Unterthanen, in dem Gemeinsinne der Bürger, in der Liebe und Begeisterung für Fürsten und Vaterland. — Die Gegenwart mit all ihren Erscheinungen verkündigt nicht jene Rückkehr zur alten Zeit, sondern nur die Fortsetzung und Entwickelung einer schon lange begonnenen neuen Zeit.

Hat es sich nicht gerade in derselben Zeit bewährt, daß nur von dieser Ansicht ausgehend das deutsche Volk sich von fremder Herrschaft frei machen konnte? Und doch beschuldigte man Feuerbach demagogischer Gesinnung! Wer anders durfte dies wagen als der Stand, der sich in seinen ererbten Vorzügen gefährdet glaubte, oder nur der Clerus, der sonst eine erste Rolle im Staate gespielt hatte und nun nichts weiter gelten sollte, als was er der Natur der Sache nach ist, als Beamter der Kirche, die dem Staatswillen untergeordnet sein muß. — Wie Feuerbach, so glaubte auch die gesammte Schriftsteller- und Gelehrtenwelt, daß sie mit solchen Theorien nur dem lebendig gewordenen allgemeinen patriotischen Gefühl Worte liehen, daß sie nur die Verkünder der in jedem Herzen ruhenden Gedanken, Gefühle und Hoffnungen seien, die die Fürsten mit dem Volke theilten. Und sie hatten sich nicht geirrt; nur jene Wenigen sahen mit geheimen Ingrimm, daß es so sei und daß ihre Zeit dem Ende sich zuneige. Wenn andere Schriftsteller weiter gingen, so verirrten sie sich größtentheils in nebelhafte Phantasien, voller überschwenglicher Phrasen und unklarer Gedanken. Man konnte sie getrost ignoriren. Der gesunde Sinn des Volkes weiß sehr wohl zu unterscheiden, was über den Horizont der Möglichkeit und Wahrheit und über die Grenze des Rechtes hinausgeht. — Fassen wir die minder bedeutenden Schriften: z. B. „Bildet der Rhein die natürliche und schützende Grenze Deutsch-

lands?" (1813); „Welches ist die echte und natürliche Grenze Deutschlands und Frankreichs (1813)?" der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze von M. Arndt" 1814; — „Ueber den heiligen Frieden von Dr. Faust" zusammen, so geht schon aus den angeführten Titeln der Inhalt derselben hervor. Dasselbe Thema ist auch 1840 seit dem Becker'schen Rheinliede ohne Schaden für Deutschlands Ruhe wieder abgehandelt worden.

Eine andere Richtung der damaligen Schriftsteller war die, die deutsche Sprache von allen Fremdwörtern zu reinigen und namentlich gegen das Französiren zu eifern. Man zog natürlich auch französische Sitten und französische Einrichtungen mit in den Kreis dessen, was man bekämpfte, und sprach negativ damit den Wunsch rationaler selbstständiger Erstarkung aus. Auf einem andern Wege war dies natürlich nicht zu bewerkstelligen, als wenn Deutschland selbst durch ein inneres festes Band der einzelnen Völker zusammengehalten würde und die Zerstückelung endlich in so viele Parcellen, die sich oft feindlich und wenn auch nicht feindlich, so doch hindernd in den Weg traten. Die Vorschläge und Mittel, wie man eine solche Vereinigung zu Stande bringen könne, waren natürlich sehr verschieden. Manche wollten die alte Reichsverfassung aufs Neue herausputzen und redeten damit eigentlich der Reaction das Wort, wie z. B. die Schrift: „Erinnerung an die Vorzüge und Gebrechen der ehemaligen Verfassung des deutschen Reichs" (1813); oder: „Was war Deutschland? Was ist es jetzt? Was darf es von der Zukunft hoffen?" (1813) oder: „Auch einige Worte über Deutschlands gegenwärtiges Interesse" (1814). Die Welker'sche Schrift: „Deutschlands Freiheit," welche noch vor dem Wiener-Congresse erschien, beschränkte sich auf Vorschläge zu einer von sämmtlichen Fürsten durch

gemeinschaftliche Anordnung herbeizuführende kriegerische Einheit und zu einer der schweizerischen Eidgenossenschaft ähnliche enge Verbindung zu ständischen Verfassungen, zu der Wahl eines kräftigen Oberhaupts für den Bund und zu einem Bundesgericht. Kohlrausch („deutsche Zukunft" 1814), will durch eine kraftvollere Erziehung, durch gymnastische Uebungen und Volksfeste für allgemeines Volkswohl wirken; doch alles dieses mehr im Sinne des mitteralterlichen Lebens als einer neu zu gestaltende Zukunft. Hierher gehören auch Butte's „unerläßliche Bedingungen des Friedens mit Frankreich" (1815). Er stellt sich auf die Basis rechtshistorischer Forschung und beurtheilt von diesem Standpunkte aus in ruhiger wissenschaftlicher Weise, die sich fühlbar machenden Mängel. Was ihm am meisten übelgenommen wurde und allerdings außer dem Zusammenhange betrachtet, in damaliger Zeit gerechtes Bedenken erregen konnte, war sein Ausspruch: das Beste in der ganzen Bundesacte ist die Unmöglichkeit sie zu realisiren.

Die fremden Mächte mußten ihrem Interesse gemäß freilich lieber einen schwachen deutschen Bund wünschen, als ein kräftiges deutsches Reich. Die kleinen deutschen Fürsten und freien Städte stimmten eben so natürlich mehr für das Letztere. Nur die größten unter den deutschen Fürsten schwiegen und so entstand der deutsche Bund auf der Grundlage vieler Versprechungen und Verheißungen, anfänglich doch ohne einen bestimmten Maaßstab gleicher Berechtigung, dessen Glieder zwar gleiche Rechte haben sollten aber doch dabei die verschiedensten Stimmen. Sein Grundgesetz gab wegen der in vielen Punkten vieldeutigen Fassung gleich beim Beginn seiner Organisation zu manchen Zwistigkeiten Anlaß und entsprach, in dieser Beziehung wenigstens, nicht den Erwartungen der

Völker, auf deren verschiedenartige Individualität doch nur wenige Rücksicht genommen worden war. Wenn man, wie jetzt in Preußen, schon damals von dem Grundsatz ausgegangen wäre, daß ehrerbietiger Tadel und Nachweis der einzelnen bemerkbaren Gebrechen, so wie Rathschläge und Wünsche, in den gehörigen Formen gehalten, nicht strafbar seien, geschweige denn gar als revolutionär gelten könnten, so würden die Reihen der Verdächtigeu gewiß schon am Anfang sehr gelichtet worden sein. Eine solche Nachsicht lag aber nicht im Interesse der Partei, die bei den Denunciationen die Hauptrolle spielte.

Die Würdigung der Schriften Jahn's kann nur von dem Standpunkte, auf welchen dieser Mann sich selbst gestellt hatte, geschehen. Jahn war ein Deutschthümler, der mit eben so großer Verehrung von dem alten Geschlechtsadel, der den alten tausendjährigen Eichen gleiche, spricht, als von einem nach seiner Idee zu errichtenden Amphyctionen-Gericht aus Männern vom Verdienstadel. Er liebäugelte mit dem Mittelalter und schien die neue Zeit in ihrem wahren Wesen nicht zu verstehen. Schon als Mitglied des Tugendbundes zeigte es sich, daß er mit seiner phatastischen Liebe zum Alten, Ehrwürdigen, für die Gestaltung der Zukunft kein sehr brauchbares Werkzeug abgebe. Seine Schriften enthalten, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gar nichts Staatsgefährliches. Desto ehrenhafter aber steht er als ein Charakter, als ein durchaus rechtlicher Mann da, welchem auch nur die entfernteste Theilnahme an irgend einer Meuterei ein Greuel sein mußte. Er war offen in That und Rede und nicht geschaffen Umtriebe zu leiten. So lange die Aristokratie der Fahne der Vaterlandsbefreiung gefolgt war, achtete sie ihn als ihr eifrigstes, thätigstes Werkzeug, später aber ward er ihr wegen seines geraden, freimüthigen Wesens gefährlich, und sie

desavouirte und verdächtigte ihn bei der Regierung, deren treuster und wärmster Anhänger er war. Er war geschickt, durch seine Feuerrede das Volk zur Thatkraft und Energie zu wecken; er hatte dies hinlänglich bewiesen; den Rückschrittsmännern lag aber später an der Energie wenig; ja sie versuchten Alles, es in Lethargie zu versenken, die ihnen freie Hand und freies Spiel gewährte.

In diesem Sinne konnte selbst Jahn's Turnkunst seinen jetzigen Gegnern nicht willkommen sein. Man fürchtete bald in den Turngemeinden und Turnübungen den Heerd für politische Umtriebe. Jahn dachte nicht im Entferntesten an eine solche Verirrung der Jugend, die er nur, wie schon Gutsmuths, Johannes v. Müller, Meierotto und Pestalozzi zu einem starken, muthigen, seiner Kraft bewußten Geschlecht erziehen wollte. Vor dieser Erkräftigung aber schien man sich zu scheuen, und die Formen der Turnweise, die freilich oft wunderlich genug waren, gaben bald Anlaß, dem Turnen eine gefährliche Seite abzusehen und es in Mißkredit zu bringen. Diese Formen erinnerten übrigens mehr an das Mittelalter, als an die Revolution, und hätten ja den ritterlichen Kämpen für den Adel gefallen müssen; es war dabei nur der eine bedenkliche Umstand, daß das Volk und nicht die Junker es waren, welche sich in gymnastischen Spielen übten und erkräftigten, während das Junkerthum viel zu bequem dazu geworden war.

Diese Richtung denuncirte man als staatsgefährlich, man lähmte Jahn's Thätigkeit und schloß ihm den Mund. „Der Schein, als habe er sich sein Schicksal selbst beizumessen," sagt unser Werk, „war ja auch den Regierungen, dem verblendeten Volke und dem Heere von Bücklingsmachern, Mantelträgern ꝛc. um so leichter vorzuspiegeln, ein je schrofferer Gegensatz Jahn zu den letztern war, und je mehr von dem Ueber-

maaße seines, durch die Verdächtigung empörten Gefühls nichts anderes zu erwarten war, als daß er, jenem geblendeten Riesen gleich, die Granitblöcke seiner Kernsprache tobend herumschleudern und das rechte Ziel verfehlen würde!" — Was der Verfasser im Jahre 1832 wünscht: „der Geschichte mag es überlassen bleiben, zu entscheiden, wie er dem Staate nützte und welcher Lohn ihm dafür ward," — ist jetzt 1847 längst erfüllt. Der Staat selbst errichtet Turnanstalten und fördert die Kräftigung der Jugend; der alte Jahn aber sitzt ruhig in seinem Hause, das er der Dankbarkeit der Nation verdankt, hoch über den Ufern der Saale, zu Freiburg und alle seine Leiden um sein Volk mögen nur noch wie Traumbilder an seiner Seele vorüber ziehen.

Fast dasselbe, was sich von Jahn sagen ließ, läßt sich auf Moritz Arndt anwenden. Man kann dreist behaupten, daß auch er eher für die Reaction war, als für den Fortschritt, man lese nur seine Schrift „über künftige ständische Verfassungen in Deutschland," worin er von einer Repräsentation des Volkes spricht, welche auf Majorate des Adels und des Landbauernstandes zu begründen sei. Dieselbe Tendenz finden wir auch in seinem „Blick auf die Zeit 1814." Er klagt darin über unzeitige Milde gegen Frankreich, und tadelt die von Napoleon geschaffene Souverainität, und räth zur Wiederherstellung des deutschen Reichs, zur Annahme der deutschen Kaiserwürde von Seiten Oestreichs, zur Restauration der Landstände, der freien Reichsstädte, der Oberreichsgerichte, und nebenbei noch zu manchen anderen Verbesserungen, die jedoch nur wenig in's Gewicht fallen, und keinen Anlaß geben konnten, ihn der Zahl der Neuerer beizurechnen, da er ja Oesterreich als Beschirmer der alten Kirche und der alten Staatsordnung, und als den natürlichen Feind als Neuen und Unruhigen an-

erkannte, und darin nichts Tadelswerthes fand. Oder sollte es vielleicht hinreichend gewesen sein, ihn für einen unruhigen Kopf zu halten, weil er fest daran glaubte, Oesterreich würde dem Lichte und dem Geiste der Zeit folgen? Er huldigte allem Alten und deshalb auch der ehrwürdigen deutschen Reichsverfassung; nichts desto weniger war er für Preußen so begeistert, daß er diesem Staate die erhabene Mission zuerkannte, den Reigen des deutschen Geisterreichs anzuführen; im hingebenden Vertrauen sagte er: Preußens König werden Germaniens Herkules Musagetes sein. Die geistige Freiheit und Herrlichkeit des germanischen Volks vor allen andern Königen und Fürsten vertreten, die Majestät seiner Krone mit jenem überirdischem Glanze schmücken, der aus gewaltigen Ideen strahlend und unvergänglicher blühe, als alle Blätter der blutigen Lorbeerkranzes, der auf Schlachtfeldern gewonnen werde. Seit 75 Jahren sei Preußen Deutschlands Lichtträger und Lichtführer gewesen, und dieses Fürstenthum des Lichts, das herrlichste und mächtigste aller Fürstenthümer, werde es auch künftig behaupten. Bei den freien ständischen Verfassungen sollen nach seiner Ansicht die alten Gebräuche und Gesetze, die Eigenthümlichkeiten eines jeden Landes und Standes nach Möglichkeit geschont werden.

Hatte doch damals noch jeder Wunsch seine Berechtigung, jede Hoffnung freien Flug, jede Befürchtung keinen bestimmten Character. Es war ja noch nichts consolidirt, es hatte noch kein Zustand ein festes Gepräge angenommen, oder war durch die Gesetzgebung sanctionirt worden. Es war Alles im Gähren und Entstehen. Aber auch bei Arndt drehte sich Alles um das monarchische Princip, und man begreift nach jetzigen Ansichten kaum, wie man seine Ansichten revolutionär nennen konnte. Und doch geschah es, doch wurde er als einer der ersten bezeichnet, die gegen die

bestehende Ordnung der Dinge seien; weil er in den Augen der Reactionairs und im Vergleich mit ihnen ein viel zu großer Freund des Lichtes war. Dennoch wagte man nicht, offen gegen ihn aufzutreten, man wagte es nicht gegen einen Mann, der zu einer Zeit, wo die Zungen der spätern Verdächtiger noch den Gewaltigen sklavisch schmeichelten, oder wenigstens zu reden sich nicht getrauten, im schönen Freisinne sein Vaterland verließ, um demselben desto treuer zu bleiben und mit der größten Kühnheit zu dienen. Indeß merkte man recht gut, daß es auf ihn abgesehen war, und die Zeit bestätigte diese Wahrnehmung. Kurz, Männer, welche durch ihr Vertrauen auf den bessern Sinn der Fürsten und der verschiedenen Stände wie auf eine hierdurch zu bewirkende bessere Zukunft Deutschlands so unendlich viel zur allgemeinen Erhebung des Volks in einer Zeit beigetragen hatten, wo selbst redliche Männer durch lange Erfahrung und die frühere Geschichte belehrt, wegen des Erfolges mißtrauisch waren, wurden blos deshalb verdächtig, weil sie auch dieses Vertrauen zur bessern Menschheit noch nicht aufgeben wollten, als der äußere Feind verjagt war, und sie nun wähnten, daß auch die innern Feinde, welche sich scheinbar zurückgezogen hatten, nicht wiederkehren würden. Nur durch das Einschreiten und durch die Erweckung des Mißtrauens gegen sie, gelang es der oft bezeichneten Parthei, die Fürsten zur Aenderung der vielverheißenden Pläne für die Zukunft zu vermögen. Und so wurden denn gerade die Besten, die beim Volke Beliebtesten und die Kühnsten zum Opfer ausersehen und zum Weichen von der geheimen Macht des Antifreiheitsbundes gezwungen.

In der Reihe hierhergehöriger Schriften dürfen wir eine unter dem Titel: Was bleibt dem deutschen Vaterlande noch zu wünschen übrig? 1814" nicht vergessen. Sie ging den Adelsanmaßungen gleichsam

in Vorahnung der Zukunft etwas hart zu Leibe, wo diese eigentlich noch wenige Lebenszeichen zu geben sich getraut hatte und nur auf Umwegen dem Ziele näher rückte. Diese Schrift führte namentlich den Satz aus: daß Geburtsvorzüge nicht besondre Vorrechte sondern nur gewisse Vortheile, sonst aber nur höhere Pflichten gebe, weil sie deren Erfüllung erleichtere, und daß Rechtsansprüche ohne verhältnißmäßige Pflichterfüllung Anmaßungen seien.— Gewiß dies sind Grundsätze, in denen gegenwärtig niemand etwas Gefährliches findet, sie erregten aber durch die Beziehungen, die sich anfingen geltend zu machen, Anstoß. Schon 1814 fing man an, in der Armee den Adel hauptsächlich hervorzuziehen und manches hervorzusuchen, was eigentlich die Erfahrungen von 1806 für ewige Zeiten hätten begraben und der möglichen Vergessenheit übergeben sollen. Darauf bezieht sich denn auch der Ausruf des Verfassers: Sind dies die Früchte dieses blutigen Krieges, haben wir darum unsre Väter, Söhne und Brüder geopfert, damit durch ihren Tod die alten Vorurtheile in Hinsicht auf Geburt noch fester wie jemals begründet würden?

Man wird es kaum glauben, das auch die „patriotischen Wünsche das Postwesen in Deutschland betreffend, das Schicksal der vorerwähnten Schriften traf, weil sie die Post zu den Institutionen rechnete, die für die physische nicht weniger als intellectuelle Cultur so gut wie die Schreib- und Buchdruckerkunst unentbehrlich sei; „Okens neue Bewaffnung. Neues Frankreich. Neues Deutschland" (1814) weil dieser Mann keiner besondern Soldatenkaste hold, sondern der Meinung war: „Das fürstliche Haus stehe ohne Sorge, das von den Freiheitsfreunden umgeben und bewacht ist. Das aber zehre ab, das nur stumme

Knechte im Dienst habe, die ihm Gift in jede Schüssel hauchen."

Es sei kein Beispiel in Deutschland vorhanden, wo Unterthanen einem Fürsten gefährlich gewesen wären — nur knechtische Denkart könne es dahin bringen, daß die Herrn, wie in der alten Sclavenzeit vor ihren Hausclaven nicht sicher waren. — Eine der wichtigsten und klarsten Schriften, die von dem Prinzip der legitimen monarchischen Ordnung ausgeht, ist: „Ueber deutsche Freiheit und Vertretung deutscher Völker durch Landstände" (1814). Unter Freiheit versteht sie der Natur der Sache nach die, welche mit dem Wesen monarchischer Staaten unzertrennlich verbunden ist, indem sie auf die festen Säulen eines erblichen Thrones sich stützt. Die Demokratie bringt nach ihrer Ansicht, den Staat in ein unsicheres Schwanken und sobald das Gleichgewicht einmal verloren gehe, lasse sie denselben ebenso leicht in den Abgrund wilder Gesetzlosigkeit als in das Grab des Despotismus versinken. Preußen bereite sich durch Gründung einer liberalen Verfassung, welche der Nation einen thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten sichere, seine Rettung aus tiefem Elende. Die Wirksamkeit dieser Verfassung werde die begonnene Rettung vollenden und der Staat werde durch seine Nation zu dauernder Größe erhoben. „Wenn der Geist des Mißtrauens, heißt es darin wörtlich, gebannt, wenn das gegenseitige Vertrauen zwischen Staat und Volk wieder hergestellt ist, und ein für allemal befestigt, wenn das Interesse der Gesammtheit nicht mehe von dem Interesse der Regierung getrennt, sondern mit diesem durch eine liberale Regierungsverfassung wieder eng verbunden ist, wenn in Schuld- und Steuersachen nicht bloß über das Volk, sondern mit dem Volke (durch seine Stellvertreter und Stände) beschlossen wird, so daß Gewähr, Bürgschaft und Ver-

sicherung auf der Nation selbst ruht; dann, aber auch nur alsdann werden die Regierungen den öffentlichen Credit und mit diesem das Mittel einer gründlichen Rettung wiederfinden."

Wer wollte jetzt es wagen, solche Grundsätze als demagogisch anzuklagen? jetzt, nachdem durch das Gesetz vom 3ten Februar 1847 und durch die Berufung des allgemeinen Landtages vom Staatsoberhaupte selbst, das Prinzip anerkannt und durch die Berathungen des Landtages wirklich ins Leben getreten ist. —

„Wie eine Nation" — fährt die angeführte Schrift fort — „von der Regierung behandelt wird, so giebt sie sich diesen von der Regierung zurückgestoßen, zieht auch sie sich von der Regierung ab; die Leiber dienen ihr, aber die lebendigen Kräfte, Geist und Gemüth, entgegenkommendes Vertrauen, vorauseilende, aufopfernde Liebe sind von ihr abgewandt. Fremd und gleichgültig gegen alles Oeffentliche, stumpf und kaltsinnig, ohne Theilnahme und Freude, thut das Volk, was es eben muß und leidet, was es kann. — Allein der Selbstbetrug wird mit Schrecken offenbar, wenn ungewöhnliche Zeiten kommen, auf welchen die Maschine im voraus nicht berechnet werden konnte, wenn, worauf jeder Staat sich gefaßt halten sollte, eine außerordentliche Noth hervorbricht, gegen welche die gewöhnlichen Maschinen-Kräfte nichts vermögen." — Auch sie spricht als vorzügliches Mittel, um eine solche verderbliche Lauigkeit und Unzufriedenheit im Volke zu verhindern, den Grundsatz aus: Alle Stände im Staate, der Adel wie der Bürger, der Besitzer des freien Grundeigenthums wie der Bauer müssen nach gleichem Rechte vor dem Souverain vertreten sein, wenn die Nation als vertreten betrachtet werden soll. Wo der grundbegüterte Adel entweder ausschließend, oder überwiegend die ständischen Versammlungen bildet, da ist nicht das Volk, sondern nur ein einzelner

Stand im Volke vertreten, und zwar ein Stand, dessen Interesse von dem der übrigen Staatsbürger größtentheils verschieden, diesem nicht selten im schneidenden Widerspruche entgegen gesetzt ist. — Kein Stand im Staate darf dem andern aufgeopfert, keiner zum Nachtheile des andern begünstigt werden. — Es ist heller Tag, zu solchem Spiel ist die Zeit nicht mehr!" —

Wir wollen nun auch die hierher gehörenden deutschen Zeitschriften eine kurze Revue passiren lassen. Diese sind der rheinische Merkur, die Germania, die Nemesis, der Wächter u. a. Görres, der Herausgeber der erstgenannten, hat sich durch den Weg, den er später einschlug, selbst gerichtet und sich einer näheren Besprechung unwerth gemacht. Auch die Germania war zu schwankenden und unbedeutenden Inhalts, als daß sie weitere Aufmerksamkeit verdiente. Die Nemesis litt auch an einer gewissen Unbestimmtheit und nur zuweilen entfuhr ihr ein entscheidendes, ernsteres Wort, z. B.: Unsere Zeit wird die jammervollste sein, weil sie die heuchlerischste und betrügerischste wäre, wenn auf ihre ungeheuren Wehen nicht die Geburt einer neuen und festen Ordnung folgte. Von Frankreich sagte sie: neben dem neuen König erhebe sich der alte Adel, der früher die heiligsten Grundsätze der Religion und Tugend, die Ehre und Sitte gemißbraucht, verdrehet, entstellt und verhöhnt habe, und jetzt nun wieder laut das Verzeichniß absinge, der neue Adel dagegen dem Stolze Trotz, den Ahnen Thaten, den Ansprüchen Reichthum entgegensetzen werde, welches Letztere indeß nur zum Theil durch die Armuth des ältern Adels möglich gewesen sei. Die Pointe, der Schluß, den diese Zeitschrift daraus zieht, ist eigentlich die: es sei gerecht und billig, daß Frankreich die Eroberungen abtrete, die es gemacht habe, weil nie ein Volk dadurch zur Ruhe gebracht ist, daß

man ihm mehr einräumte, als es selbst andern Völkern zugestand, sondern gerade dadurch Völker übermüthig geworden wären, daß man sie anders behandelte, als sie behandelt zu werden gewohnt wären. — Die eigentliche Quelle der Gefahren war aber dem Herausgeber und den Mitarbeitern der Nemesis unbekannt, weil sie sich nicht entblödeten Edmund Burke, Brandes, Rehberg und Garz anzugreifen.

Man kann auch mit dem mißtrauischsten Blicke nichts Demagogisches in dem aufrichtigen Wunsche der Herstellung und Erhaltung der Bourbons auf dem Throne Frankreichs erkennen und eben so wenig in dem Rath, daß sie nicht auf die dummen und treulosen Rathgeber hören möchten, durch welche sie gedrängt werden, lieber die Seele der Parthei als die Väter der Nation zu sein, das vorgefundene Werk zu zerstören, die geltenden Ideen anzugreifen, Leidenschaften zu entzünden und allgemeines Mißtrauen zu verbreiten, dessen Folgen keiner berechnen könne. „Ist es etwa revolutionair, dergleichen Menschen zu beschuldigen, daß sie die Buchdruckereien und Straßen der Hauptstadt mit ihren Verfinsterungslehren und Schmähschriften anfüllen, und die öffentliche Meinung mit mit mehr Bitterkeit und Dummheit bearbeiten, als es zu keiner Zeit der Revolution geschehen sei, indem sie Kapuziner und Bettelmönche wieder haben und an die Spitze der Geschäfte der Geschäfte stellen wollen, indem sie durch des Königs Thronbesteigung, die Parlamente, das Chatelet, die Zehnten, die Klöster, die Verordnung Karls des Neunten und Ludwig des Elften als wieder hergestellt betrachten ꝛc.!? — Oder sollen etwa die Zeichen der Zeit „in der Nemesis (Bd. 3, S. 2 ff.) den Stempel revolutionairer Gesinnungen an sich tragen? Diese erinnerten frei-

lich daran, daß nach vorüber gegangener Gefahr so Viele es gern wieder der Vergessenheit überliefern möchten, daß Deutschland nur dadurch allein siegreich war, weil die schöne Sprache des Vertrauens die Unterthanen in den Tod trieb. Sie schrieben es freilich nachmals in das Buch der Geschichte, daß selbst ein Graf Wittgenstein zu diesem Behuf den Deutschen öffentlich zurief: „daß die Ahnenlisten mit dem Jahre 1812 geschlossen seien, und es jetzt darauf ankomme, durch Tugend und Verdienst für Volk und Vaterland neuen Ruhm zu gründen und neue Ehre zu erwerben." Sie machen freilich darauf aufmerksam, daß zwar damals der Sohn des Grafen neben dem Sohn des Pflügers für eine Sache auszog, und zwischen Geistlichen und Laien, wie zwischen Gelehrten und Ungelehrten jede Scheidewand niederfiel." Nach vorübergegangener Gefahr aber die alten Leidenschaften, Besorgnisse und Vorurtheile, welche durch die allgemeine Begeisterung zum Schweigen gebracht waren, wieder hervortaten! Oder sind es die Worte? „Zu der Zeit, als die Throne der Fürsten schwankten und der Adel in Gefahr war, war der Geist, des Volks aufgerufen und beschworen worden, die Völker waren aufgestanden für Fürst und Vaterland und nie sind die Fürsten Europas größer gewesen als zu dieser Zeit durch die Freiheit und Liebe der Völker; Ordnung und Zucht hätten überall geherrscht, und freies Gehorchen sei die Ehre des Mannes gewesen. — Wo wäre nun einiger Grund gegeben zu Mißtrauen, oder Argwohn? — — Gesetzt auch, es gelänge den Strom aufzuhalten, was würde aus der köstlichen, hellen, befruchtenden Fluth? Ein stehender Sumpf voller Moder und Ungeziefer, das weithin die Luft verpeste! Aber wie, wenn es nicht gelänge? wenn der Strom im freien Laufe gestauet, seine Ufer durchbräche, die Quelle im Verborgenen sprudele, oder

nicht verstopft, alles überwachse. Einige Regierungen schienen zwar in dem Glauben zu handeln, die Zeit könne zurückgedrehet werden, daher die Herstellung von Gesellschaften und Anstalten, welche durch den Geist früherer Jahrunderte erzeugt waren, daher das Haschen nach alten (nun auf nicht mehr existirende Verhältnisse passenden) Benennungen? Indeß jedes Rückschreiten zum Alten widerstreite der Natur des Geistes! Auch sollte doch das System die Geschichte zu betrügen nunmehr aufgehoben werden." Wo findet sich indeß in diesen von Niemanden zu widerlegenden Wahrheiten eine Spur revolutionärer Bestrebungen? Uebrigens bezieht sich auch das meiste auf Frankreich. So heißt es z. B. von dessen Könige: er sei als König von Frankreich und Navarra aufgetreten und habe damit an die alten sclavischen Zeiten erinnert und es klar ausgesprochen, daß sein Bemühen sein werde, die Kette der Zeit zusammen zu knüpfen, welche durch die Revolution gesprengt sei und dadurch die Besorgniß erregt, daß er durch seine Regierung den Zustand herzustellen suchen werde, der vor der Revolution statt gefunden habe. Ihn umgebe ein Schwarm von altem ergrimmten Adel, der unterstützt von der Geistlichkeit, die Güter wieder zu erhalten strebe, die für Nationalgüter erklärt und als solche in fremde Hände gekommen sind. Der Gesetzentwurf, welchen der König vor Kurzem in Beziehung auf diese Güter vorgelegt habe, beweise hinlänglich, wie sehr es den Emigranten gelungen sei, ihn geneigt zu machen zu der Zurückgabe derselben an ihre vormaligen Besitzer, sei es unmittelbar oder mittelbar." Uebrigens gehe das Verfinsterungs- und Gänglungssystem so weit, daß man in Versuchung gerathe, zu glauben, nicht von wahren Anhängern der Bourbonen, sondern von geheimen Feinden derselben würden solche Lehren ver-

breitet." Wer kann es ferner mißbilligen, wenn es an dem Könige von Spanien getadelt wird, daß er seine Ankunft dadurch verkündete, daß er die Männer, welche zur Zeit der höchsten Noth nicht am Vaterlande verzweifelt und Alles gewagt, Alles geopfert hatten, theils vertrieb, theils einkerkerte und mißhandelte und das ganze Resultat für Volksfreiheit und Volksrecht zu vernichten suchte? Wer zweifelt nicht ebenso gut wie jene Schriftsteller daran, daß jene Morgenröthe, die einen herrlichen Tag versprach, zurücktreten werde in die alte Nacht? Wer huldigte nicht dem Grundsatz: „Ideen sind nicht vernichtet, wenn man diejenigen umbringt, welche sie ausgesprochen haben?" Wen ferner mußte es nicht empören, „daß selbst in Deutschland Verkehrte oder Verruchte durch bittere Erinnerungen an alte Sünden und an alte Zwiste die Leidenschaften aufzupeitschen suchten, damit ja der Deutsche mißtrauisch, argwöhnisch, feindselig gegen den Deutschen bleibe und sich zu den Fremden wende, die uns gewiß alle höhnen, plagen, treten, schinden werden, wenn wir zurückkehren zur alten Verderbniß!?" — Oder war es etwa strafbar, wenn die Nemesis wieder die in den Zeiten der Noth von der Staats-Gewalt in's Leben gerufenen und als gut erprobten Einrichtungen z. B. den Landsturm (Bd. 5, S. 322 ff.) gegen die Einflüsterungen der Reactionsparthei durch die Beispiele der Geschichte, durch den treuen Gehorsam der bewaffneten Tyroler, russischer Völker ꝛc. in Schutz nahm?

Kurz, wenn wir auch in Obigem gerade geflissentlich die anscheinend schärfsten Stellen herausgehoben haben, so möchten dieselben zwar mancher Selbstsucht nicht anstehen, allein staatsgefährlich waren sie nicht, wohl aber war solches das Streben, sie wie überhaupt die Wahrheit zu unterdrücken! — (Entlarvung der sogenannten demagogischen Umtriebe, S. 96—98).

Da in Hannover wieder der alte Adel restaurirt wurde, und man bei dieser Gelegenheit wieder darauf aufmerksam gemacht wurde, daß der Bürger seinem Fürsten eine ebenso große Treue in den Zeiten der Bedrängniß gezeigt habe, und ein großer, vielleicht der größte Theil der Landesvertheidigung und Wiedereroberung der Freiheit dem eigentlichen Volk zu danken sei, welches nun offenbar im Recht sei, wenn es auf Abschaffung der Privilegien bestehe, wodurch es sich beschränkt fühlt, so wurde das von der Aristokratie sehr übel vermerkt; ebenso behagte ihr die öffentliche Rüge nicht, daß es als ein Staatsverbrechen erscheinen müsse, wenn zu einer Zeit, da alle Klassen zum Kriegesdienst verpflichtet sind, die gebildesten und brauchbarsten jungen Männer nicht ohne Unterschied aus allen Ständen zu Officieren gewählt würden, und daß es auffallen müsse, wenn in Hannover die Freiwilligen aus den Befreiungskriegen nicht als Offiziere bei der Landwehr angestellt würden, sondern Neulinge und vorzugsweise Adeliche. Ferner beklagte man sich, daß man in der Disciplin und in der Behandlung des Militärs zu dem alten System von 1806 zurückkehre, daß die Patrimonial-Gerichtsbarkeit wieder eingeführt, und auch bei der Besetzung der Beamten-Stellen der Adel besonders begünstigt sei. An diese Klagen schlossen sich noch manche andere, die namentlich in Bezug auf Hannover begründet waren. Die Gegner der neuen werdenden Zeit stellten unter andern den Grundsatz auf: die Politik hat mit dem Recht nichts zu schaffen. Wenn die Nemesis beim Wiederausbruche des Krieges von 1815 sagt: wahr ist zwar, dem deutschen Volke ist der Muth gefallen; das was es mit freudigem Vertrauen von der ewigen Gerechtigkeit erwartet hat, ist nicht in Erfüllung gegangen.

Aber wie gerecht auch unser Schmerz sein mag über

diesen Gang der Dinge: jetzt darf sich kein edler Mann von ihm beherrschen und von Entschluß und That zurückhalten lassen. Der Verfasser jenes Aufsatzes in der Nemesis fordert nun auf zur Vereinigung aller Deutschen in ein festes, für Vertheidung, Rechtspflege und freiern innern Verkehr gleich wohl geordnetes Reich, er verlangt für die einzeln Staaten Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, gleiche Vertheilung der Staatslasten, und gleiche Rechte aller Bürger auf die Staatsrechte jeglicher Art, nach Geist, Tugend und Verdienst, alles gesichert durch ständische Verfassungen unter einem starken Kaiser. Unter Voraussetzung solcher Versprechungen, wer wollte sich alsdann nicht gern treu unter seinem Fürsten stellen, wer nicht auch gern das Letzte freudig wagen?

Der „Wächter" von Arndt opponirte sich offen gegen die verkappte Reactions-Parthei, welche sich der Revolution in Frankreich anschloß, und sich dadurch deutlich genug zeigte, daß das Schönthun mit französischen Sitten wieder auf's Neue sich bemerkbar machte. Den Haß gegen Alles, was Franzose hieß, rechnete man geradezu mit unter die Merkmale revolutionairer Gesinnungen. Die Angriffe, welche Arndt gegen die sich breit machende Adels-Aristokratie versuchte, erregte den ganzen Unwillen dieses Standes. Wem werden sie einbilden wollen, hatte er gefragt, daß das nicht ein adelicher und aristokratischer Staat sei, wo die Mehrzahl der Volksvertreter Edelleute sind, und die andern nichts als der demüthigst und unterthänigst glückwünschende und glücksuchende Wiederhall desselben. Er sprach sein Urtheil dahin aus, daß eine solche Verfassung eine dieser Zeit unangemessene sei, weil diese sich mit Allem eher verträgt, als mit der Aristokratie, denn die Zeit sei gottlob vorbei, wo die Reichen und Vornehmen wie Lichtenberg sagt, darauf speculiren dürften, ob nicht einmal ein Generalpächter

eine Salbe erfinde, die Bauern damit zu schmieren, daß sie Wolle gäben und im Junius geschoren werden könnten.

Die Kriegsübungen meinte er, und was sich an sie von politischer und sittlicher Erziehung knüpfen läßt, und die Turnübungen, die unser wackerer Jahn wieder in's Leben erweckt hat, und die hoffentlich in wenigen Jahren bei keiner Schule und bei keinem Gymnasium in Deutschland mehr fehlen werden, müssen uns eine viel festere und ernstere Jugend schaffen, die durch eine höhere Ansicht des Lebens und durch die innig gefühlten Pflichten, die jeder Deutsche gegen sein Volk und sein Vaterland hat, vor vielem Leichtsinn befreit und vor vielen Thorheiten und Ausschweifungen behütet ist, worüber jetzt nicht mit Unrecht oft auf Universitäten geklagt wird. In Arndt erkennt man einen warmen, wahrhaften Vertheidiger des monarchischen Systems, z. B. in dem Aufsatz gegen Börne's Werk über die europäische Revolution, und dennoch erhielt dieser Mann anonyme Drohbriefe, z. B. von einem Grafen P. R., worin geradezu gesagt wird, daß der große deutsche Bund in Frankfurt eine ordentliche Schriftsteller-Polizei ausgehen lassen, und dem gefährlichen Unwesen ein Ende machen werde; ja er drohte sogar mit Zusammentreten der rechtlichen Leute, und daß sich wohl eine Vehme finden lassen müsse, die alle übrige Schriftsteller in die Fugen eintreiben könne. Gefahr war bei allen jenen schriftsterischen Untersuchungen gar nicht vorhanden, nur allein die Anmaßungen des Adels erschraken vor der freimüthigen Sprache, und bildeten einen stillschweigenden Verein, um mit den Schriftstellern auch ihre Aeußerungen in Fesseln zu legen, es konnte sonst wahrlich niemand etwas Verdächtiges und Staatsgefährliches in folgenden Worten finden, mit denen wir dieses Kapitel schließen: Unglücklich, ja heillos nennen wir also das

Wahlreich, weil es die Geschichte der Völker durch Gesetzlosigkeit und Tyrannei schändet, und sie durch unaufhörliche Greuel und Erschütterungen und Umwälzungen dem frühern Untergange entgegenführt. Für große Staaten ist die gesetzliche erbliche Einherrschaft die zweckmäßigste und beste, in ihr kann das Freie und das Gebundene, der Befehl und der Rath, die Majestät und der Gehorsam so glücklich vereinigt werden, daß die geistigen und leiblichen Kräfte im schönen Gleichgewicht sich bewegen und tragen können. Darum muß auch jede Veränderung der Herrscherfamilien als ein Unglück der Völker betrachtet werden."

Man könnte hiernach behaupten, daß selbst die freisinnigere Schriften, sich weit lieber mit dem Alten beschäftigten als mit der Organisation der Zukunft, und daß ein bedeutendes literarisches Uebergewicht dahin strebte, die Restauration einer vergangenen Zeit und mit ihr die einseitige Hervorhebung des aristokratisch-politischen Elements zu befördern. Im allgemeinen war man überhaupt noch nicht so weit gediehen, das wesentliche Gute von den verderblichen Auswüchsen gehörig zu unterscheiden und unparteiisch zu würdigen. Es fehlte auf der andern Seite nicht an Bemühungen die begeisterte Flamme zu gehöriger Zeit zu dämpfen. Dies geschahe z. B. durch die freimüthigen Blätter einiger östreichischen Patrioten bereits im Jahre 1813. Diese deducirten nehmlich: es gäbe keinen wahren Patriotismus, ohne erkennbare religiöse Gesinnung und die Erhebung über seinen Stand bezeichne keinen wahren Patrioten. Jacobs gehört mit seiner Schrift: „Deutschlands Gefahren und Hoffnungen" (1813), zu denjenigen, welche verlangten, daß alles zum Alten zurückkehren müsse und erwog weder die hohe Aufgabe der Zeit, dem Feudalismus und in seinem Geiste entstandener Einrichtun-

gen, Sitten und Grundsätzen ein Ende zu machen, noch die Ursache der Revolution, welche darin liegt, daß die Vernunft der Vernunft nicht nachgab, bis zuletzt die Gewalt, durch Gewalt zerstörend, das Unvermeidliche zum Ausbruch brachte. Wenn derselbe Schriftsteller klagt, daß für Deutschland noch kein Curtius geboren sei, welcher den Schlund des Verderbens schließe, so bedachte er eben so wenig wie andere Schriftsteller, daß es keinen andern Curtius in jener Beziehung geben könne, als den, wodurch das schöne Vorgefühl Preußens, sein Volk zum Heldenkampfe rief, nehmlich die freiwillige Anerkennung dessen, was die Vernunft gebot; noch weniger aber bedachten die Eiferer gegen die französische Revolution, daß alles zum Alten zurückkehrende Alte, gerade eben wieder etwas Revolutionäres gebären müsse, und daß dieses nur dadurch allein zu vermeiden sei, wenn man das Neue sich ungehindert aus dem Alten entwickeln lasse, wenn man ferner, wiedies in Preußen von 1807 bis 1813 geschah, den Geist frei gebe, und hierdurch Wunder wirke, indem die Obrigkeit, welche mit dem Geist der Freiheit ist, und nicht wider ihn, sich eben dadurch die treuesten und gehorsamsten Unterthanen schafft.

Eben durch Vernachlässigung dieses Gesichtspunktes kam es denn auch, daß so viele Gesetzgebungen mit Hast zum Alten zurückschritten, indeß andere nur langsam und methodisch denselben Weg einschlugen, weil auch auf sie die reactionären Ideen eine nicht minder starke Einwirkung übten. Wir müssen hier einige Verordnungen anführen, welche den Gang der Dinge näher charakterisiren. Am 1. März 1815 erschien das Gesetz wegen Erhaltung der Grundeigenthümer. Die Gutsbesitzer sollten nehmlich, wie sie schon seit dem 19. Mai 1807 durch verschiedene Nachsichtsgesetze in Schutz genommen waren, auch selbst

nach beendigtem Kriege, noch der Pflichten gegen ihre Gläubiger theilweise auf unbestimmte Zeit entbunden bleiben. Sie wurden dadurch fortdauernd von andern begünstigt, ohne daß sie vorzugsweise die Kriegslasten hätten tragen müssen, während doch der Bürger eben so sehr darunter gelitten hatte. Die Folge dieser Verordnung ließ sich voraussehen. Schlechte Zahler benutzen sie nur dazu ihr wüstes Leben fortzusetzen, und viele redliche Creditoren gingen dabei zu Grunde, dadurch aber wurden, auch die Bessern unter den Gutsbesitzern mit den andern creditlos. In den frühern Edicten vom 7. October 1807 und vom 14. September 1811, war der Grundsatz ausgesprochen, daß das Staatswohl befördert werde, wenn ein Grundstück aus der Hand eines Unbemittelten in die eines Bemittelten oder Begüterten komme; 1815 aber hatte sich die Ansicht dahin geändert, daß es auf die Eigenthümlichkeit des Volks verderblich einwirke, wenn das Landeigenthum in fremde Hände komme. Unter fremden Händen konnte man hier nichts anderes verstehen, als bürgerliche Hände. Man suchte die Behauptung geltend zu machen, daß es vorzüglich die Kräfte des Grundeigenthums gewesen seien, welche die Unabhängigkeit des Staats wieder erstritten hätten. Eine Behauptung, deren Gegentheil leicht zu erweisen ist. Mit dem Begriff Grundeigenthümer, wollte man nichts anderes bezeichnen, als den alten Grund-Adel. Ihnen sollte auf Kosten ihrer Gläubiger, ihrer Bauern und der Staatsforsten aufgeholfen werden, so wie sich die großen Landbesitzer in England durch das berüchtigte Korngesetz gegen das übrige Volk in Vortheil zu setzen trachteten, wie in Spanien dieselben wieder die alte Steuer-Verfassung erzielten, und auf die eingezogenen Güter der Liberalen die Staatseinahmen verwiesen, wie in Frankreich und Neapel die verschenkten Güter der Bonapartisten das nächste Ziel war, kurz,

wie nach kaum beendigten Kriege alle die, welche sich Einfluß auf die Verwaltung versprachen, diese zu ihren Gunsten zu lenken suchten, so erhoben sich auch in Deutschland von vielen Seiten her Stimmen für die Grundeigenthümer und deren nothwendige Unterstützung, wobei indeß eben so wenig der Pächter als der Bauern gedacht ward, obschon jene viel dringendere Ansprüche auf Hülfe gehabt haben würden.

Man wußte sogar Besorgnisse zu erregen, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft wieder zurückgenommen würde, so daß deshalb am 31. December 1815 eine besondere Cabinetsordre erscheinen mußte. Für die Bestrebungen der Reactionäre erschien vorbereitend schon 1814 eine Schrift Hagens: „über das Agrar-Gesetz und die Anwendbarkeit desselben," worin dieses den römischen agrarischen Gesetzen an die Seite gestellt und gegen die Zerstückelung der Güter geeifert wurde. — So vortheilhaft auf einer Seite sich die Schrift Schmids: „Deutschlands Wiedergeburt" durch praktischen Blick und Gründlichkeit auszeichnete, so war doch auch in ihr ein Hinneigen zum Alten erkennbar. Der leitende Grundsatz dieses Autors war: man müsse den Augenblick zur festen Begründung der deutschen Freiheit durch unerschütterliche Grundsätze nicht unbenutzt vorübergehen lassen, damit die Kräfte sich nicht wieder zersplitterten, und innere Entzweiung Platz greifen könne. Er bekämpfte die Furcht, daß sich auf manchen Universitäten ein schlimmer Geist rege und schob die etwa vorkommenden Extravaganzen auf die leicht erregbare Jugend, die ihren Fehler mit jedem Tage selbst verbessere. Auf der andern Seite gefiel er sich in dem Plane, die Reichshoheit und Lehnsherrlichkeit, und den alten erblichen Reichsadel und den deutschen Orden wieder aufleben zu lassen. Er dachte nicht daran, daß eben durch den Einfluß dieser Institute der freie königliche

Wille beschränkt werden müsse zum Nachtheil der übrigen Staatsbürger. Gleicher Gesinnung mit ihm waren noch mehrere Andere. Wir begegnen ihr in den „Blicken eines deutschen Publicisten auf die künftige Abfassung des germanischen Staatenbundes," 1814. Auch sie wollten die alten Feudalstände restaurirt wissen. Wenigstens versuchte ein großer Theil natürlich vergebens: das Bildungsprinzip mit dem Hemmungsprinzip in Einklang zu bringen.

Die Tendenzen der Rückschrittspartei traten schon offenbarer hervor in einer Schrift unter dem Titel: „Geburt, Thaten und Ende des Rheinbundes;" in einer andern: „Auflösung des Rheinbundes mit ihren natürlichen Folgen," und in der Leidensgeschichte, der durch die Rheinische Bundesacte mediadisirten vormaligen Reichsstände; noch weiter trieb es eine vierte: „Deutschlands Adel an die verbündeten Mächte," sie verlangte, daß die Verdienste der Vorfahren die angeerbten Vorzüge und Rechte nicht als Waffen gegen den Adel gebraucht werden möchten, und geht in ihrer Naivität so weit, den Adel die wichtigste Mauer zwischen den Thron und Volk zu nennen, dabei stellt sie sie sich an, als wisse sie es nicht, daß der Drang der Umstände, Noth, List, Gewalt und Zügellosigkeit aller Art jene Mauer erst aufrichtete, wie sie in neuern Zeiten durch die ganz geänderten Verhältnisse untergraben wurde.

Wer möchte in solchen Behauptungen den Geist verkennen, der die Aristokratie beseelt! Sie hält es für nothwendig, daß Fürst und Volk getrennt werde, während es doch in der Natur der Sache liegt, daß zum Wohl des Staates die Verbindung beider nicht eng genug sein kann. Man verbreitete in jener Schrift die Lüge, daß sich eine große Verschwörung gegen den Adel gebildet habe, um ihn zunächst durch die Greuel der französischen Revolution, hinterher aber durch die

allmälige Untergrabung seiner Basis auf das planmäßigste zu vernichten. Die Geschichte seit 1789 hatte ihre großen, blutigen Lehren in Beziehung auf den Adel tauben Ohren gepredigt, und dieser glaubte, daß sie auch für die Fürsten verloren sein müßten. Durch diesen Wahn ermuthigt, traten die Aristokraten offen gegen alle Diejenigen auf, welche dem Geburtsadel nicht hold und dienstfertig sein wollten. Welche Vorzüge und Exemptionen dieser für sich in Anspruch nahm, erfahren wir aus der Schrift: „Ansicht über die künftigen staatsrechtlichen Verhältnisse des unmittelbaren Reichsadels in Deutschland. Es sind deren so viele, daß beinahe so viel als gar nichts an Regierungs- und Oberhoheitsgewalt dem Staate übrig gelassen ist, und doch wird dies Alles nur vorläufig gefordert, bis glücklichere Zeiten es gestatten würden, die alte Steuerfreiheit wieder in Anspruch zu nehmen. Um die Guts-, Gerichts- und lehnsherrlichen Gefälle, die natürlich nicht vergessen sind, besser beitreiben zu können, wird die eigene Justiz- und Polizei-Pflege für den Adel in Anspruch genommen. In ähnlicher Weise und mit gleichen Kunstgriffen behandelt die Schrift Ideen zu einer magna charta für die innern Verhältnisse der deutschen Staaten denselben Gegenstand, und erhält noch eine eigenthümliche Färbung durch die hierarchischen Principien, die überall hindurchschimmern. Eine Probe von Letztern ist folgende Exclamation: „Daß, nachdem ein großer Theil des Vaterlandes den Mittelpunkt der überlieferten Lehre verloren habe, tyrannische Herrschaft der Meinungen hätten entstehen müssen.“ Der Verfasser wünscht, das Volk in einen Wehr-, Lehr- und Nährstand abzugränzen, und den letztern zu einer milchenden Kuh für die beiden Erstern herabzuwürdigen.

Ancillon stellte die väterliche Gewalt des Fürsten für das Urbild der Souverainität hin. So wie die

Kinder der Zweck in der Familie sind, eben so ist es das Volk im Staate, und wie die Familie verpflichtet ist, dem Vater zu gehorchen, so auch kann der Souverain seinen Willen zur Norm für den Willen aller erheben, und selbst wenn dieser Wille nicht der Ausdruck der Vernunft ist oder scheint, so muß doch wie in jenem Falle die Familie dem Vater, der Staat dem Souverain gehorchen. — Eigentlich im Gegensatz zu dieser Theorie stellt er ferner den Grundsatz auf: der Staat ist die Verbindung einer Menge von Individuen unter Erschaffung eines allgemeinen Willens; er stellt also hier den allgemeinen Willen, das Gesetz, als eine Schöpfungsthat des Staates nicht als die eines einzelnen väterlichen Willens hin.

Die „freimüthigen Blätter" setzten bei Napoleon's Erwachen der kräftigen deutschen männlichen Jugend das Ziel: dem deutschen Vaterlande die Wohlthat einer Verfassung zu erkämpfen, welche durch Mittelmächte zwischen Regenten und Volk mit Getrenntheit vermischt sei. Dieser Passus ist entweder undeutlich oder vieldeutig. Die Organisation freiwilliger Jägerabtheilungen wird als unzweckmäßig dargestellt, der Landsturm aber als ein sehr gutes Miltel, das lose Band zwischen Gutsherrn und Hintersassen wieder straffer anzuziehen. Es ist nicht zweifelhaft, was damit gemeint war und worauf es hinausging. —

Adam Müller, das Werkzeug des hierarchischen Clerus und der Aristokratie verlangt in seinen deutschen Staatsanzeigen 1816: Einheit des deutschen Reichs ohne allen Souverainitäts- und Verfassungsschwindel; aber auch Souverainität der Religion, den Lehnscharacter aller Herrschaft (wie im Mittelalter der Papst alle Fürsten als seine Lehnsträger ansah), bloßen Nießbrauch des Grundbesitzes, Heiligkeit der Familien-Bande, Unverletzlichkeit der moralischen Personen (Stiftungen, Klöster, Ritterschaft).

Was aus diesen Forderungen für ein Geist hervorschaut ist nicht schwer zu errathen.

Die freigegebene Bewegung der Presse wurde von den bevorrechteten Ständen hauptsächlich zur Erkämpfung alter Rechte benutzt, wogegen man Alles hervorsuchte um der sogenannten Opposition jede Thätigkeit zu erschweren und zu verleiden, und die kraftvolle Gegenbemerkung der Letztern: es kann nicht oft genug erwogen werden, daß die beiden Verderber des bürgerlichen Gemeingeistes, der Irrthum und die Leidenschaft im Bunde mit der Lüge und Gewalt, nie so im Dunkeln Alles umspinnen, noch öffentlich und kühn ihr Haupt erheben können, wenn die Wahrheit laut gesagt werden darf. Der Scharfblick der Weiseren entlarft sie, die Scheu vor dem Bessern drückt sie in ihr Nichts zurück. — Diese Gegenbemerkung, sagen wir, half ihnen wenig, sie wurde eben so gut ignorirt, wie ihre Bitte, um die Gewährung dieser Bürgschaft der öffentlichen Gerechtigkeit.

Daß die Adelsaristokratie mit der Hierarchie einen Bund geschlossen hatte, und sich unter frommer Mummerei verbarg, haben wir schon früher erwähnt. Die Hierarchie wußte die Stimmung des Volks, und das in den Zeiten der Erhebung wiedergewonnene Gottesvertrauen der Fürsten und der Nation trefflich für ihre herrschsüchtigen Zwecke zu benutzen. Wir sehen in den erzkatholischen Ländern den Jesuitismus, die Inquisition gleich einer Satyre der finstersten Jahrhunderte auf die europäische Cultur und in ihrem Gefolge den Haß gegen Denk- und Religionsfreiheit, Philosophie, Preßfreiheit, Freimaurerei und aufgeklärte Universitäts-Lehren, die Erneuerung des Mönchthums, die Zurückforderung der Kirchengüter und endlich die Demoralisirung des ganzen Volks, wie in Spanien und Italien. In protestantischen Ländern ging man vorsichtiger zu Werke, doch suchte man nicht

minder durch Klagen über die Verdorbenheit der Zeit, über den Verfall der Religion und des Ansehns ihrer Diener Einfluß zu gewinnen, und einen auf die Sinne wirkenden Nimbus über Alles zu verbreiten, was zum Gebiete der Religion und Kirchlichkeit gehörte. Die Behauptung, daß es auch unter den protestantischen Geistlichen verkappte Jesuiten gab, ist vielleicht nicht zu kühn, und gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man die Richtungen in der Poesie und Naturphilosophie, welche von den Jesuiten als ein sehr brauchbares Mittel, auf die Gemüther zu wirken, empfohlen wurde, genauer verfolgt. Man scheute sich nicht, in öffentlichen Schriften zu behaupten, daß durch die Abschaffung des Jesuiten-Ordens vorzüglich die Revolution erzeugt sei.

Schriften wie: „Die Beantwortung der in den jetzigen Zeiten für jeden Deutschen besonders wichtigen Frage: „Was haben wir zu erwarten," leiten das Unglück der Revolution, das Elend in Deutschland vom Unglauben und von der Verwerfung des Christenthums ab, und schlagen als ein Mittel, welches vielleicht noch übrig wäre, eine Vereinigung mit der katholischen Kirche vor, und deuten zuletzt sogar auf die Unentbehrlichkeit des Papstes hin. Beckedorf meint in seiner Brochure: zur Kirchenvereinigung: da es überhaupt keine allgemeine christliche Kirche mehr gäbe, so sei eine Vereinigung aller kirchlichen Partheien, und zwar durch Wiederherstellung der alten Kirche nothwendig. Alles dieses waren offenbare Versuche der Hierarchie zur Wiedererlangung ihrer Herrschaft, und alle Gegenschriften wurden verächtlich als Organe der Zionswächterei und Jesuitenwächterei verhöhnt. Z. B. die im Jahr 1814 erschienene Schrift: „Unterthänigste pro memoria an die hohen geistlichen Behörden des Königreichs Sachsen."

Die hierarchisch und jesuitisch Gesinnten nahmen die

Maaßregeln und Verordnungen der Regierungen über die äußere Form des Gottesdienstes als willkommenes Mittel ihre Gegner auch als Gegner der Regierung zu bezeichnen. Marezol beschäftigte sich schon 1844 mit der Beantwortung der Frage: wie ist es möglich, daß Protestanten und unter ihnen Männer von Kenntniß und Bildung die Reformation laut und öffentlich anfeinden? und erklärte dies aus der Stimmung gewisser Köpfe und aus dem Gange beliebter Wissenschaften, weshalb einige das herrliche Mittelalter preisen, über dessen Rückkehr, wenn sie möglich wäre, sie selbst alsdann seufzen und es anerkennen würden, daß nichts in der Geisteswelt abgeschlossen und unabänderlich festgesetzt sei. In der Schrift: „die neue Kirche" 1815, wird zwar der unglückseligen Freidenkerei das Unglück der Zeit zugeschrieben, zugleich aber der Protestantismus in seinem tiefsten Wesen gewürdigt: indem der Verfasser ausruft: Ihr habt es gesehen, Fürsten des protestantischen Deutschlands, und vor allen Du, edler, gerechter König der Preußen, wie der Protestantismus zu begeistern vermag für eine gerechte Sache, wie er eine edle Jugend zum heiligen Kampfe um den Thron versammelte. Wo hat sich im katholischen Deutschland solcher Gemeinsinn gezeigt? Wollt ihr gerecht und deutsch regieren, Fürsten Deutschlands, so habt ihr vom Protestantismus Alles zu hoffen nichts zu fürchten!

Es war ziemlich gewiß, daß durch die Wiederbestätigung des Jesuitenordens das hierarchische Ungethüm auf's Neue über die Welt losgelossen war. Seine erste inhaltsschwere, unselige Lebensäußerung war der 1814 in Luzern ausgebrochene Aufstand. Dr. Dereser bezeichnete ihn als die Folge eines durch ultramontanen Fanatismus erzeugten jakobinischen Terrorismus und wurde deshalb seiner Stelle entsetzt.

Die verschiedenen Schriften, welche schon seit 1814 gegen die Jesuiten und deren Wiederaufleben erschienen, beweisen es nur zu sehr, wie richtig schon damals Einige, im Allgemeinen die von dieser Seite her, zu befürchtenden Gefahren, ja wohl gar dieselben als eine Hauptquelle der Reactions-Umtriebe gegen den bessern Aufschwung jener kräftigen Zeit ahneten, wenn sie sich auch dieselbe nicht als solche klar genug machten, und die tiefe Verzweigung der Jesuiten und ihres Einflusses auf die Restauration des Katholicismus zunächst unter dem sich einschleichenden Vorwande liturgischer Formen noch nicht deutlich genug erkannten! Man lese: „Ueber den Jesuiten-Orden 1813." „Werden die Jesuiten auch in Deutschland wieder aufkommen? 1815" und insonderheit die Schrift: „Ueber die Wiederherstellung der Jesuiten ꝛc." 1815, in welchen auch die Auszüge aus den Schriften der Jesuiten, und ein neuer Abdruck der saubern Instruction für dieselben — monita pivata — zu finden. Die Schlußworte dieser trefflichen Schrift lauten:

„Fürsten und Völker! es ist nur Eines was Euch schützen kann, vor traulichen Wandlungen, nur Eines, wodurch Regierungen und Nationen bestehen, und ohne sie unvermeidlich untergehen müssen — Gerechtigkeit!" Dessen ungeachtet schien auch selbst die Entlarvung der Jesuiten, und ihres gesellschaftlichen Hauptgrundsetzes: „qui non pro nobis, contra nos" noch immer nicht überall die Ueberzeugung zu verschaffen, daß nur im offenen Kampfe und durch eine gänzliche Niederlage die hierarchische Reaction unschädlich zu machen, und eine Ausführung und Verschmelzung derselben mit der Vernunft — und wahren Christus-Religion, und eben deshalb mit dem Protestantismus rein und unmöglich sei — die Fürsten aber schienen neben dieser unumstößlichen Wahrheit, auch noch immer nicht durch des Jesuiten Ma-

riana (in Spanien und anderwärts mit Censur gedruckten und auf den Kanzeln gepriesenen, auch einen Ravaillac zum Entschuldigungsgrunde dienenden) Lobrede auf den Mörder Heinrichs des Vierten, und überhaupt durch die Schandthaten und schauderhaften Grundsätze jenes Ordens hinreichend belehrt zu sein. Sie schienen es noch immer nicht zu beachten, daß derselbe unter allen Formen und Farben, das Gift seines verderblichen Einflusses anzubringen strebe, und daß derselbe noch immer des Wahlspruches gedenke: „Wir haben uns wie Lämmer eingeschlichen, wir sind wie Hunde verjagt, und werden gleich Adlern wieder erscheinen, um desto mächtiger zu werden." Vor allen Dingen aber beherzigten sie nicht den überaus wichtigen Grundsatz: principiis obsta! —

Wenn daher Neumann in seiner Schrift: „Aus welchem Gesichtspunkte muß die in Anregung gebrachte Verbesserung der protestantischen Kirchenverfassung betrachtet werden? 1815," das Publikum dadurch beruhigen zu wollen, erklärt, daß er vermeint, die bevorstehende Reform des Kirchenwesens müsse mehr das Resultat „des begeisterten Gemüths" sein, und wenn er dabei insonderheit auf die gelehrten Theologen sich heftige Ausfälle erlaubt, weil sie nicht mehr den blinden Glauben der rohen hierarchischen Vorwelt huldigen wollen; so läßt es sich doch in der That nicht absehen, wie er hierdurch wähnen könnte, die Besorgnisse wegen Wiederherstellung eines neuen Pfaffenregiments zu zerstreuen, und nicht vielmehr gerade umgekehrt, zu vermehren. Noch mehr aber hatten nur dieselben durch Jungs: „Beitrag zu Ideen über Kirche oder Kirchengebräuche, 1814," gesteigert werden können. Nach ihm hat der Staat für alle Unterthanen das Recht und die Pflicht, eine christliche Staatsreligion und allgemeine Kirche des Staats

aufzustellen, welcher sich Jeder fügen müsse. Er will Bischöfe und Erzbischöfe und eine ganz priesterliche Amtstracht zum Heil der neuen Kirche. Nicht Belehrung sondern Andacht, soll nach ihm der Zweck des Gottesdienstes sein, und er will sogar noch mehr Festtage geschaffen wissen. Ja um, — wie er selbst sagt — den Protestantismus noch mehr mit der katholischen Kirche zu verschmelzen (oder vielmehr den ersten einzuschmelzen) will er sogar das Umhertragen der Monstranz durch Geistliche im höchsten priesterlichen Pomp, festlich gekleidete Knaben mit Räucherwerk, das Niederstürzen auf die Knie vor dem erschallenden Glöckchen im feierlichen Zuge ꝛc. Wessen Nase wäre auch hier wohl noch so abgestumpft, daß er nicht jesuitisch-katholische Grundsätze riechen wollte.

Die anonyme Schrift: „die deutsche Kirche" 1815, konnte kaum offener den Katholicismus zur Schau tragen, und das Streben der Kirchenherrschaft nach reichem Grundvermögen, nach bedeutendem Einfluß als Landstände und nach einer engen Verbindung mit dem alten Adel (!!) klarer aussprechen, und die Verschmelzung des Protestantismus mit der päpstlichen Hierarchie durch (letztere stillschweigend anerkennende!!) Concordate, konnten kaum auf offenem Wege stärker dem Katholicismus in die Hände arbeiten, als mittelbar und versteckt jene frömmelnden Grundsätze mit dem die Sinne gefangen nehmenden liturgischen Formen-Wesen! —

Die aus dem Französischen „coup d'oeil politique et religieux sur cette Société fameuse, qui se nommoit Compagnie de Jésus" wieder aufgewärmte Schrift: „die Jesuiten 1815" wagte sogar, wieder den Leuten weiß machen zu wollen, daß die Jesuiten alles nur mögliche und mehr als mögliche Gute in sich vereinigten. Zur bessern Beförderung dieser Behauptungen, den Ton der Un-

partheilichkeit und den Schein des Skepticismus annehmend, um das dennoch Behauptete desto mehr außer Zweifel zu setzen, scheuet sie sich nicht, die Behauptung aufzustellen; daß „jeder aufrichtige Mensch und Christ, diesem auf Frömmigkeit (?) gegründeten, durch Weisheit (?) geleiteten und durch Gehorsam verpflanzten Orden, die Wiederherstellung für Kirche und Staat (?) wünschen müsse." — Die Repristinations-Bulle spräche daher nur einen allgemeinen Wunsch aus, und wären deshalb auch „von sämmtlichen katholischen Höfen dringende Anregungen zur Wiederherstellung der Jesuiten geschehen." — Es sei daher mit vieler Weisheit die (für ewige Zeiten!) erfolgte „Aufhebung jenes Ordens für ewige Zeiten wieder aufgehoben." Hielt man doch das Volk für so dumm, daß es selbst auch nach solchem handgreiflichen Unsinn noch an die Unfehlbarkeit des Papstes glauben werde! — Kurz, anstatt die unstreitbare Wahrheit anzuerkennen, daß die Grundsätze eines Marat, P. Duchesne ꝛc. zunächst von Jesuiten früher ausgegangen waren, und der geistliche Jacobinismus der letztern sich vor dem jacobinischen Sansculottismus nur dadurch auszeichne, daß er den letztern unendlich an Gräueln und Schändlichkeiten übertroffen habe, ward auf einmal wieder von vielen Seiten her mit der größten Frechheit die Behauptung aufgewärmt, daß nur die neuere Philosophie und die Aufhebung der Jesuiten an der Revolution Schuld sei, und nichts derselben besser entgegen wirken könne, als eben wieder Mysticismus, Jesuitismus! Schon „die Zeichen der gegenwärtigen Zeit 1815" rechneten hierzu insonderheit den Mysticismus und den Unfug, den namentlich die Felder'sche Literatur-Zeitung treibe, „indem sie die Partei der Mystiker mit einer Art von Wahnsinn über alles lobpreise," und deshalb besonders einem Haid, Günter, Sai-

ler ꝛc. Weihrauch streue, und für die Kirchenliturgie sehr fleißig arbeitend, überhaupt die Meinung zu verbreiten suche, man könne der gesunkenen Tugend und Religion nicht kräftiger aufhelfen, als wenn man den Pietismus und Mysticismus befördere. — Davon, daß nur Gerechtigkeit und nicht willkürliche Gewalt das einzige Mittel sei, wodurch nur das Wandelbare in allen menschlichen Anstalten eine feste Grundlage erhalten könne, davon wollten dergleichen Leute nichts wissen. Gerechtigkeit sollte nur das sein, was die Restauration verlangte. In diesem Sinne erhob sich daher auch nur das Geschrei über Legitimität und über die Modereligion, welche die Vernunft und Klarheit der Idee zu verdrängen suchte und welcher zufolge es, „zu allem einer höheren Erleuchtung bedürfe," welche dann natürlich Hierarchie und Aristokratie in vollem Maaße besitzen sollten! —

Um aber zur vollen Wirksamkeit zu gelangen, durfte die Reactionspartei nicht bei der Politik und Religion stehen bleiben, sie mußte sich auch anderer Wissenschaften, namentlich aber der Rechtswsssenschaft als Mittel für ihre Zwecke bedienen. Jede philosophische Behandlung des Rechts war ihr ein Greuel, sie verlangte das historische Recht in ihrem Sinne, d. h. das längst antiquirte, dem Geist unserer Zeit nicht mehr entsprechende. Diese Bestrebungen concentrirten sich in der historischen Rechtsschule. Geschichte nannte man aber nicht die klare vernunftgemäße Darstellung des Geschehenen, sondern ein Nebelgebilde der feudal-aristokratischen Dichtung, d. h. ein mystisches Bild der Vorzeit, das mit sich machen läßt, was man will. Der Baron v. Fouqué, Schlegel, Tieck ꝛc. kurz die Romantiker halfen wacker dazu, die Gemüther der guten Deutschen durch zauberische Schilderungen mittelalterlicher Begebenheiten aufzuregen und für die Einflüsse der frommen aristokratischen Wünsche

empfänglich zu machen. Das war namentlich dem Clerus, dem schon seit Joseph dem Zweiten etwas unheimlich geworden sein möchte, sehr willkommen. Die Zeiten eines Hildebrand, wo die geistliche Macht die Weltherrschaft erkämpfte, mußten den Menschen wieder genießbar, wünschenswerth scheinen. Die historische Schule in Beziehung auf die Rechtswissenschaft vertiefte sich auch in jene Zeit, sie huldigte der Unveränderlichkeit und Unbeweglichkeit des früher Bestandenen und widersetzte sich der Fortbildung und dem auf Abänderung anerkannter Gebrechen dringenden Volksgeiste. Die eigentlich Rechtsgeschichte und deren Studium blieb ihr deshalb fern und fremd. Sie riß frühere Zeitverhältnisse einseitig aus ihrem Zusammenhange und hielt sie fest ohne sie vorgängig jemals existant zu erweisen.

Mit Vorsatz übersah sie es, daß ja nicht alles Geschichtliche, z. B. die ganze Zeit des Faustrechts mit allen seinen Auswüchsen und Folgen rechtlich war und dachte nicht im Entferntesten daran, daß wenn etwas vor hundert Jahren recht war, daraus nicht folge, daß es auch ferner recht bleiben müsse und daß so viele, ja die meisten Verhältnisse sich schon früher nicht aus sich selbst herausgebildet hatten, sondern durch äußere Willkühr umgestaltet und die römischen Gesetze sogar nur hierdurch den Deutschen aufgedrungen worden waren. Der eifrigste Gegner dieser Schule war Thibaut. Er strebte nach einer volksthümlichen zeitgemäßen Gesetzgebung. „Das Volk, sagte er, hat lange genug für die Probestücke der Professoren und Advokaten gelebt und Niemand wird ihm die Ueberzeugung geben, daß seine historischen Freunde zu irgend einer Zeit dem Vaterlande eine weise und einfache Rechtsverfassung erringen werden.“ Soll denn Deutschland für die Mißgeburt des tiefsten Verfalls der Römer, (denn die Gesetzgebung fällt in die

Zeiten Justinians) ewig bestimmt sein, gleich wie ein lebender Körper für anatomische Versuche? Thibaut schlug vor, ein allgemeines deutsches Rechtsbuch zu entwerfen, wie es dem Rechtsgefühl der Nation und den Bedürfnissen des deutschen Lebens entspreche. Aber dabei hätte ja die Unhaltbarkeit so vieler Vorrechte der Aristokratie wieder zur Sprache kommen müssen auf deren Befestigung und Wiedergewinnung es eben abgesehen war. Aufklärung und Läuterung der Begriffe sind aber die natürlichen Feinde aller unzeitgemäßen Institutionen, die noch im Mittelalter ihre Basis haben. Die historische Schule widersprach also den Bestrebungen Thibauts und schützte als Grund vor, daß die Völker dazu noch nicht reif seien. Durch die Partiknlar Gesetzgebungen, welche von der öffenlichen Stimme wenig zu fürchten haben, konnte man an den Bürgern auch ferner leichtsinnig im Dunkeln Versuche anstellen. Daher häufte und verwirrte man noch mehr das Chaos sich jagender, aufhebender Partikulargesetzte Kabinetsordres, Ministerialrescripte, Declarationen ꝛc. Der Kampf gegen Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, Geschworen-Gerichte, wurde und mit Eifer fortgeführt und die Unabhängigkeit des Advokaten- und Richterstandes von den Verfechtern der Exemptionen, der Heimlichkeit, der Patrimonial-Justiz oder Despotie der Richterwillkühr aufs hettigste angegriffen.

So verdichtete sich der Kreis immer mehr, der eine freie geistige Bewegung auf allen Seiten einzuengen drohte. Damit aber begnügte man sich noch nicht einmal. Man griff zu dem Mittel der Verdächtigungen und Denunciationen um die Liberalen für die Reaction unschädlich zu machen. Wir haben oben schon des Geheimen-Raths Schmalz Erwähnung gethan. Er und seine Gehülfen gingen so weit, daß man sie mit Hans Cade vergleichen kann, welcher

es für Hochverrath erklärte, daß das Drucken aufgebracht und zum Nachtheil der Krone und ihrer Würde eine Papiermühle erbaut sei. Man würde, sagt der Verfasser der „Entlarvung der demagogischen Umtriebe," den Unsinn bemitleiden müssen, wenn man nicht die böse Absicht und die traurigen Folgen seines Gelingens betrauern müßte.

Wenn wir die Schmalz'schen Denunciationen genauer würdigen, so werden wir finden, daß sie im Grunde weiter nichts waren, als höchst gefährliche falsche Anklagen. Er verfuhr auf folgende Weise. Er will im Jahr 1808 zum Mitgliede und zugleich sofort zum Director des Tugendbundes für die Mark gewählt worden sein, auch von einem ähnlichen gleichem Zwecke verfolgenden Gesellschaft meistentheils aus Offizieren bestehend, Kenntniß gehabt haben. Er behauptet, jene Wahl abgelehnt zu haben, weil das Statuten-Buch jenes Bundes keine bestimmte Andeutung des Zweckes und seiner Grenzen, wohl aber eine geheime Vehm-Polizei enthalten sollte. Er habe von derselben Seite aus den Auftrag erhalten und angenommen über die neuern gesetzlichen Einrichtungen populäre Schriften zu fertigen deren Zweck gewesen sei, zu beweisen, daß die aufgehobene Leibeigenschaft nicht für eine Aufhebung der Frohndienste und Patrimonial-Gerichte gehalten werden dürfe, und Ideen entgegenzuarbeiten, welche zum Theil selbst durch Uebelwollende unter angesehenen Staatsbeamten, genährt wurden, er erklärt durch Subscriptionen in den Stand gesetzt worden zu sein davon viele tausend Exemplare allenthalben in die Hände des Volkes zu bringen.

Was ist dies anders als ein offenes Bekenniniß, daß Schmalz ein gedungener Partei-Schriftsteller gewesen ist, welcher, nach seinen eigenen Worten, dem unseligen Unsinne, nehmlich der Abschaffung der Pri-

vilegia ꝛc. schon seit dem Beginn der Revolution entgegen zu arbeiten gesucht habe. Von wem er gedungen war, läßt sich aus Obigem leicht ermitteln, und der Verdacht scheint mehr als gerechtfertigt, daß er auch 1815 noch im Solde jener Partei stand, deren Aufgabe es war, den patriotischen Enthusiasmus abzuleugnen, als gefährlich zu verschreien und die Frohnden, die Patrimonial-Gerichte, die Exemptionen zu ihrem Vortheile wieder ins Leben zu rufen, zwischen dem Könige aber und seinem Volk eine Scheidewand aufzurichten, was am sichersten zu bewerkstelligen war, wenn man dem Könige Mißtrauen gegen das Volk, und diesem gegen den König ins Herz säete. Schmalz behauptet, „daß nach gesetzlicher Aufhebung des Tugendbundes sich andere Verbindungen in der Stille gebildet haben vielleicht aus den Trümmern jener und anderer; löblich, wenn für Befreiung von auswärtigen Unterdrückern, fluchwürdig, wenn dadurch Zwecke im Innern ohne des Königs Willen durchgesetzt werden sollen.“ — Aus diesen letzten beiden Positionen ergiebt sich, daß er selbst nicht einmal wußte, was jene Vereine für Zwecke hatten. Er denuncirte also ins Blaue hinein, denn hätte er Facta gehabt, so würde er gewiß nicht verfehlt haben, sie nach den vielen an ihn ergangenen Aufforderungen, öffentlich vorzulegen.

Nach seiner Ansicht sind die Kennzeichen demagogischer Umtriebe: Leidenschaftliches Predigen unbedingten Todhasses gegen Frankreich, der Wunsch nach einem Repräsentativ-System, das Verlangen nach einer Vereinigung des ganzen Deutschlands unter einem Reichsoberhaupte, wie in der guten alten Zeit und endlich deutscher Sinn überhaupt. Was also zum Sturze des Feindes beigetragen hatte wurde nun für gefährlich erklärt, als sei es nur das Napoleonische System, gegen das man gekämpft und Blut und Leben

geopfert hätte; als ob die Regierungen, welche die Repräsentation des Volkes versprochen hatten, dann in den Beschuldigungen des Denunziationssystems auch mit inbegriffen wären! Zu den Zeichen demagogischer Gesinnung soll auch der von einzelnen Schriftstellern ausgestoßene Tadel, ja sogar ihr stummes Achselzucken und Vornehmthun gehören. Dies sind Merkmale einer heimlichen Verbindung. Ferner der Drang nach Oeffentlichkeit und freien Rede, die Feindschaft gegen alle halb angedeuteten Insinuationen. Vor alle dem, meint Herr Schmalz hat Deutschland indeß nicht Ursache zu zittern, und mit dieser beruhigenden Phrase leitet er eine zweite ein, die ihn nun noch mehr charakterisirt. Wiewohl es nehmlich weltbekannt ist, welchen wichtigen Einfluß die patriotischen damals sehr viel Muth erfordernden Schriften eines Jahn, Arndt u. A. auf die Begeisterung des Volkes in den Jahren 1813—1815 hatten, und daß sie die Ursach waren, wenn selbst schon vor dem Aufruf des Königs Schaaren junger Krieger von den Hochschulen Deutschlands nach Schlesien wallfahrteten, um durch ihr muthiges, Alles aufopferndes Beispiel auf das übrige Volk zu wirken, und es zu gleichem Schwunge in die Höhe zu reißen und obschon es nach dem kaum im Jahre 1815 mit beispielloser Volksbegeisterung geendigten großen Kampfe doppelt frevelhaft und unverschämt war, dasselbe zu bestreiten, ja obschon das Wort Begeisterung gänzlich müßte aus der deutschen Sprache ausgestoßen werden, wenn die treffliche Stimmung jener Zeit nicht dafür gelten soll, so schämt sich doch Schmalz nicht, jede Spur von Begeistrung nur deshalb zu bestreiten, weil er mit seiner egoistisch-kalten, nur den Vortheil berechnenden Parthei sich zu seiner eignen Schande damals davon frei erhalten haben mag! So lassen wir ihm denn gern den zweifelhaften Heroismus „des ruhigen aber desto kräftigeren

Pflichtgefühls," womit er prunkt und sich zu sagen erdreistet: Alles eilte zu den Waffen und zu jeder Thätigkeit, wie man aus gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eilt. — Sind solche Worte nicht ein Frevel am Heiligsten, an einer echten, Alles hingebenden Vaterlandsliebe? legen sie ihre verwerfliche Absicht nicht deutlich an den Tag? War es der König nicht selbst, der seinem Volke in der Begeisterung voran leuchtete? — Mit diesem Sturzbade der aristokratischen Lüge leitete er eine andere Behauptung ein, nehmlich die: die Verheißungen und Gesetze, wodurch man auf die Begeisterung des Volkes in den Jahren 1807 bis 1813 wirkte, wären sehr zwecklos, schädlich und mithin auch unverbindlich gewesen, da nicht Begeistrung das Land rettete, sondern diese Befreiung zu bewirken, die Pflicht der Unterthanen und die schuldige Wirksamkeit der regulären Truppen gewesen wäre. Gerade der durch jene Neuerung entstehende größere Mangel an Disciplin habe nur mehr geschadet und es wäre viel besser gewesen, wenn gar keine Freiwilligen und Landwehr dagewesen wäre, sondern man alles, was dazu taugte, unter die Linientruppen und die gehörige Subordination gesteckt hätte. Regiere sich doch der Stock viel besser als der Geist. Die gewählten Maaßregeln hätten der guten Sache nur geschadet und würden für die Folge noch mehr schaden, weil man dem Volke Verheißungen gemacht habe, die man nicht erfüllen könne, die nur Anmaßungen und Unzufrienheit begründeten und sogar, so wie sie wohlerworbene Rechte gefährden, zuletzt selbst dem Staate das größte Verderben bringen würden, daß sie alle frühere Ordnung zerstören und umkehren.

Niebuhr, Koppe, Wieland u. a. führten zwar Schmalz ad absurdum und zeigten ihm, wie auch selbst die wenigen speciellen Andeutungen höchst fre-

velhafte absichtliche Verdrehungen wären. Schmalz wußte darauf nur in allgemeinen ausweichenden Redensarten zu antworten. Als man ihn aufforderte den Beweis für seine Denunciationen zu führen, erklärte er, das sei gar nicht nöthig, es genüge, wenn er nur für seine Person von der Wahrheit seiner Angaben überzeugt sei. Er berief sich auf ein allgemeines Gerücht und auf die Notorietät der im Augustheft 1814 des politischen Journals abgedruckte Statuten des Tugendbundes. Als Beweismittel führt Schmalz einen aufgefangenen Brief und Abschriften von andern Briefen, welche in Berlin cirkulirt haben sollen, an, und giebt das, was ein hochzuverehrender Reisender ihm erzählt und ein hoher Fremder ihm bestätigt habe, für notorisch aus, obschon er weder sagt, was in jenen Briefen gestanden, was ihm der Reisende mitgetheilt, und der Fremde bestätigt habe, noch wer diese letztern Beiden seien. Man wird bei solchen mystischen Andeutungen ohne allen Halt und positiven Angaben, unwillkührlich an das Lied des Basilio von den Verläumdungen erinnert. Wenn Schmalz behauptet, und es auch anderweitig bestätigt ist, daß der Tugendbund ursprünglich aus aristokratischen Elementen bestand, und die daraus entstandenen Vereine ebenfalls diese Natur hatten; wie konnte es Schmalz wagen, sie als demagogisch zu bezeichnen; der Tugendbund hatte sich ja zur Bekämpfung der Franzosenherrschaft gebildet, er konnte also nicht revolutionär sein, da er sich als Feind der revolutionären Ideen, deren Träger die Franzosen waren, erklärte. Die veröffentlichten Statuten der niedern Grade dieses Bundes lassen vermuthen, daß die höhern Grade desselben fortbestanden, und man es deshalb vermied, auch die Statuten dieser mitzutheilen, man wollte nur die nichtbeliebten Glieder los werden, und die Aufmersamkeit von den höhern Graden ablenken. Etwas ähnliches

erfahren wir aus der Geschichte der geheimen Gesellschaften, welche die Zerstörung der Bonapartischen Herrschaft zum Zweck hatten. Es bestand nehmlich in Frankreich eine geheime Gesellschaft der Philadelphen, die eine mächtige Wirsamkeit und Beziehung auf die europäischen Mächte ausübte. Wir erfahren darin, daß Pichegrü und seine Gefährten Moreau, Oudet, Mallet wirkliche Theilnehmer jener Verschwörung waren, und dieselbe sogar mit dem Aufstande in Tyrol 1809 einen Vereinigunspunkt gestiftet haben will, um nach sehr nahe zusammenlaufenden Ansichten zu handeln. Dieser Verein, erklärt der Verfasser, in welchem der erste Keim zum europäischen Aufstande zu suchen sei, bestehe noch fort, indem das Geheimniß, das ihn umgab, nur erst halb zerstört sei. Der Verfasser hatte sich nur verpflichtet die Wahrheit zu sagen, so weit er kann, ohne Eide zu brechen und ehrwürdige persönliche Verhältnisse zu verletzen. Er gesteht aber selbst zu, daß der Verein sich eines europäischen Zusammenhangrs und insonderheit auch vieler Verbindungen in Deutschland und Italien erfreue.

Aus allen Schriften vermochte Schmalz nur ein Paar Stellen als wirklich demagogisch zu denunciren, auf weitere Anfragen Niebuhrs antwortete er ihm, er überlasse es diesem, sich selbst diejenigen aufzusuchen, in welchen Wuth gepredigt ist.

Schmalz hatte natürlich einige Genossen und Helfer bei seinem saubern Handwerk. Man rühmte seine Schrift zuerst in der Allgemeinen Literatur = Zeitung Nr. 214 als eine Gemüth und Verstand in gleichem befriedigende, „weil sie die geheimen politischen Vereine, (die übrigens nirgends existirten) deren Herolde unter der Maske der sogenannten Deutschheit seit einiger Zeit jeden rechtlichen Deutschen beunruhigen, unter dem Vorwande, für Deutschland eine Einheit, die es nie hatte und haben kann, zurück zu fordern,

die ihnen verhaßte Einigkeit zu verhindern und Unruhen und Revolutionen vorzubereiten suchen." Es sind hierin fast so viele Widersprüche als Worte. — Die Einheit soll z. B. der Einigkeit feindlich entgegen sein. Ebenso fand Niebuhr in jenem Recensenten einen Gegner, der von ihm forderte, seine Widerlegungen zu beweisen, anstatt von Schmalz die Beweise für seine Denunciationen zu verlangen. Er spricht von offenkundigen, ja von aktenmäßigen Thatsachen und kann doch nicht eine einzige anführen. — Man forderte nun die deutschen Fürsten geradezu auf, daß sie und ihre treuen Anhänger sich einigen sollten, um dem revolutionären wahrhaft jakobinischen Streben jener Parthei entgegen zu treten, damit nicht in Mirabeaus Sinne die französische Revolution die Reise um die Welt mache.

Wie durfte man dasselbe Volk, ja dieselben Männer, welche erst offen gegen das Werk der französischen Revolution Gut und Leben einsetzen, als heimliche Kämpfer für dieselbe denunciren? Im December-Heft 1815 finden wir einen eingesandten Artikel, worin es heißt: „Nach Ueberzeugung kann die Existenz eines geheimen politischen Bundes in Deutschland nicht geläugnet werden." Als wenn die Ueberzeugung eines Einzelnen schon als Beweis gelten könnte. Am Schlusse jenes Artikels heißt es: „Es giebt eine Parthei von gleichen liberalen Gesinnungen; dieses illectuelle Band macht zwar die bloße Form für die Sache selbst ganz gleichgültig. Indeß ein Gerücht von der Existenz eines solchen Bundes, das so allgemein ist, daß ein achtungswürdiger Religions-Lehrer, der doch gewiß weder zu einer politischen Parthei, noch weit weniger zu einem geheimen Bunde gehören kann, an einem der feierlichen Tage von der Kanzel beruhigende Worte sprach, pflegte selten ein ungegründetes Gerücht zu sein. Auch existirte ja früher ein geheimer deutscher Bund, und

es braucht nicht jeder von der sich ihm anschließenden Parthei, dessen Mitglied zu sein. Also es existirt eine geheime politische Parthei, allein nicht diese ganze Parthei ist im geheimen Bunde, sondern in ihr existirt ein geheimer Bund, der oft selbst für die Bessern der Parthei ein Geheimniß sein kann." Diese ganze Deduction ist so lächerlich unlogisch und abgeschmackt, daß man sich ganz mit Recht wundert, wie man überhaupt derselben nur einigen Glauben schenken konnte.

Die Denunciation kehrte sich beinahe wörtlich gegen die Denuncianten selbst. Von der Existenz einer politischen Parthei bis zu einer Verschwörung ist ein himmelweiter Unterschied. Und auch die Existenz der liberalen Parthei, im wahren Sinne des Wortes, läßt sich weit schwerer beweisen, als die der Reactionsparthei, und einer Verschwörung derselben gegen die Neugestaltung der Zukunft und die Vernichtung der feudal-aristokratischen Privilegien. Im September 1817 waren gräfliche Diplomaten zu Prag zusammengetreten, die Stände des Thüringischen Kreises, und die Stifter Naumburg und Zeitz forderten hartnäckig das Alte zurück, man suchte sogenannte sachkundige Männer unter den alten Ständen auf und zog sie zu Rathe. Am schlagendsten ist aber der Beweis durch die Statuten der Adelskette, die im Jahre 1815 in Wien wirklich vollzogen wurden und in Klüber's Acten des Wiener Congresses B. 18 abgedruckt sind. Durch sie erhielt die Verbindung der Feudal-Aristokratie den Character einer wirklichen Verschwörung. Man gab zwar vor, die Kette sei bald darauf wieder zersprengt, allein nur zu deutlich zeigte sich ihr Fortbestehen durch unleugbare Thatsachen. Die Einleitung der Statuten zählt die Verbindung der Edelleute, welche der Wiener Congreß zusammengeführt, zu den ersprießlichsten Folgen desselben. Diese gaben sich in der Urkunde als die les plus purs zu erkennen. Hauptzweck ihres

Bundes ist, sich auf der Stufe, welche ihnen Verfassung und Gesetze im deutschen Vaterlande einräumen, zu befestigen. Sie reden darin wieder von ihren Unterthanen, von zwei Bürgen, welche neu aufzunehmende Mitglieder zu stellen haben. Die Kette soll sich durch ganz Deutschland erstrecken, von einem Mittelpunkte Leitung und Anweisung erhalten, Deutschland solle in 14 adliche Kreise des Bundes getheilt werden, jeder Kreis in Gaue zerfallen, mit Vorstehern (wie die jesuitischen Rectoren) und der Verein einen General bekommen.

Versammlungen im Gau, im Kreise, im Verein, sollten stattfinden (§. 16). Zum bessern (heimlichen) Verkehr solle die altväterliche Gastfreiheit wieder eingeführt werden, (§. 5) und freundschaftliche Zusammenkünfte sollen (§. 6) den altväterlichen, ritterlichen, alterthümlichen Sinn zu beleben, und den Adel wieder zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückzuführen (das Mittelalter also zu restauriren) suchen. Dies Alles aber unter der Firma einer moralisch-wissenschaftlichen Ausbildung bewerkstelligt werden! — Dem Alten (das nichts taugt) gelobten sie treu zu bleiben! — Als Stand wollen sie sich — dies geht aus dem Zusammenhange deutlich hervor — vom übrigen Volke absondern, sich unter einander verstärken, und so auch den Fürsten gegenüberstellen! — Kurz, wer diese Kette nur mit einiger Aufmerksamkeit beleuchtet, der kann nicht einen Augenblick zweifeln, daß sie eine förmliche Adels- und Reactions-Verschwörung sei! Noch weniger kann Jemand, der nicht vom blinden Köhlerglauben befallen ist, es sich aufbinden lassen, daß diese so trefflich organisirte, mit so vielen Erwartungen vollzogene, und dem ganzen so offen sich aussprechenden Reactionswesen sich anschließende Verbindung nicht von Fortdauer geblieben sei und keine Früchte getragen

habe! — Man kann vielmehr nur darauf hingeführt werden, daß eben jene Verdächtigung aller Bessern im Volke, welche kurz darauf begann, und alle jene Umtriebe, welche die Reaction schlau zur Abwendung jeden Verdachts von sich auf Andere — demagogische taufte; die ersten saubern Früchte, jener nach der alten goldenen Adelszeit zurückstrebenden Verschwörung waren: der allgemeine Unwille, den die Bekanntwerdung der Statuten der Adelskette erregte, mochte allerdings derselben die Vorsicht einflößen, ihre Fortdauer und Wirksamkeit weniger unvorsichtig zur öffentlichen Schau zu tragen. Indeß eben durch die größere Vorsicht ward auch die Gefährlichkeit jener im Geheim fortwirkenden, in ganz Deutschland verzweigten aristokratischen Verschwörung um desto größer! —

Die Interessen der Adelspartei sind deshalb congruirend, weil sie einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben, die der Liberalen aber divergirend; bei ihnen ist von keinem Kastenverbande die Rede. Die Hierarchie und Aristokratie bezieht alles Staatsrecht auf sich selbst. Das egoistische Interesse ist das Centrum ihrer Bestrebungen, und das Staatswohl größtentheils nur Vorwand. Der Liberalismus dagegen erstrebt Oeffentlichkeit, Gleichheit der Gesetze, allgemeine Concurrenz Aller, und Auswahl der Würdigsten zu allen Staatsämtern, er macht also eine engere Verbindung unmöglich. Hätte die Aristokratie und Hierarchie einen offenen Weg eingeschlagen und an das Urtheil der Vernunft appellirt, so würde Niemand gegen ihre Restaurationsplane etwas eingewendet, höchstens die Geißel der Satire geschwungen haben. Allein es muß als ein sträfliches Beginnen bezeichnet werden, daß sie zu den Mitteln der Lüge und zum Mißbrauch und zur Verleitung der Staatsgewalt griffen, daß sie das Vertrauen der Fürsten mißbrauch-

ten, um die Gegner zu verfolgen und zu verderben. Anfangs behielten diese beiden Gewalten noch die Maske der liberalen Gesinnungen, des Eifers für das Königthum, für Religion und Ordnung. Sie ließen sie erst nach und nach fallen. Ihnen standen aber die Gesetze von 1807 bis 1815 nicht an, sofern sie die Wegräumung ihrer Vorrechte zum Ziel hatten, ja sie erblickten darin revolutionaire Grundsätze. Von Gleichheit und Brüderlichkeit, die das Volk zu heldenmüthiger Erhebung begeistert hatte, wollten sie nach überstandener Noth nichts mehr wissen, und Blücher's Toast: Mögen die Früchte, welche durch die Schwerter der Armeen gesichert worden, durch die Federn der Minister nicht wieder vernichtet werden! suchten sie möglichst bald in Vergessenheit bringen. Männer wie Stein bezeichnete man als voreilige, excentrische, leidenschaftliche Köpfe. An dem Throne suchten sie die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß die gutgemeinte Absicht sich durch die Erfahrung als nicht füglich mit Gerechtigkeit zu realisiren darstelle.

Als einen ersten bedeutenden Rückschritt, den jene Parthei veranlaßte, könnte man die Wiedereinführung des Allg. L. R. und der Ger.-Ordn. in dem ehemaligen Westphalen in der ersten Franzosen-Wuth der Reaction bezeichnen. Man durfte nun nur noch einzelne Mängel, Lücken, Nachtheile hervorsuchen, welche das Neue hatte, einzelne Collisionen desselben mit dem Alten recht in's grelle Licht setzen, immer wieder darauf zurückkommen, Zeitereignisse und deren Wirkungen den neuen Einrichtungen Schuld geben, die Vortheile des Alten bei jeder schicklichen Gelegenheit wiederholt anpreisen, die schon inzwischen vergessenen Mängel desselben möglichst ausreden, Modificationen, Ergänzungen, Declarationen vorschlagen, wodurch den verhaßten sogenannten revolutionären Ideen ent-

gegen gearbeitet und fernerweite Declarationen und Abänderungen herbeigeführt wurden. Auf diesem Wege konnten nur zu leicht die Gesetze von 1807 bis 1815 wieder successive und methodisch auf die Seite geschoben und der Zustand von 1806 in einer für die Reaction wo möglich noch vermehrten Auflage wieder hergestellt werden. Eben so war auf gleichem Wege alsdann die verheißene Volks-Repräsentation sehr leicht in eine aufzuführende Feudal-Ständeversammlung zu verwandeln, durch welche hinterher die fernern Bestrebungen der Reaction nun noch obenein den gesetzlichen und einen sogar volksthümlichen Anstrich erhielt. Der vorstehend bezeichnete Weg war ja um so weniger zu verfehlen, als er ja der schon viel geübte war, und das Historische ja überall bei vorstehender Methode als Hauptsache anzugreifen war. Um denselben indeß um so sicherer und ungestörter zu verfolgen, war es vor allen Dingen nöthig, diejenigen zum Schweigen zu bringen, welche vielleicht dem Neuen das Wort reden wollten. Auch mußten nothwendig wieder die einflußreichsten Stellen mit Männern des aristokratisch-hierarchischen Systems besetzt werden, damit solche wieder auf Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtspflege ꝛc. möglichst einwirken und die Formen derselben zu Gunsten jenes Systems leiten konnten. Zu Letzterem bot der Adel das hinreichende Material, und alle übrigen Schwierigkeiten, unter denen die Redlichkeit des königlichen Willens die größte war, wußte die Parthei zu überwinden, indem sie den Enthusiasmus selbst in Einigen verdächtigte, die sich von ihm hatten zu weit, namentlich zu excentrischen Aeußerungen hatten fortreißen lassen.

Gegen Männer liberaler Ideen, gleich viel ob sie vielleicht so eben erst für König und Vaterland geblutet hatten oder nicht, durfte man nur zunächst auf gleiche Weise operiren, sie erst als überspannte, dann als

leidenschaftliche, hiernächst als unruhige und hinterher als gefährliche Köpfe insinuiren, zuletzt aber die Stimme einzelner Schreier für die Stimme des Ganzen erklären, und so endlich auf gleiche Weise den ganzen Zeitgeist als unruhig und gefährlich denunciren. Möchten auch einzelne Aeußerungen, welche dabei vornehmlich zum Stichblatt dienten, von Männern der Reaction sogar selbst anonym, unter der Maske eines Ultra-Liberalismus, oder von Creaturen der Reaction ausgegangen sein, was kümmerte dies, wenn sich nur irgend Jemand erst fand, der als anscheinend unpartheiischer Schriftsteller, oder gerade seiner äußern Stellung nach scheinbar zur Aristokratie oder Hierarchie gehörend, den Zeitgeist öffentlich als gefährlich und mit verbotenen Verbindungen schwanger, denuncire! — Dann war das Spiel für die, welche ruhig blieben, gegen die, welche die Denunciation entrüstete, so gut, wie gewonnen. Das erstere war ja der Reactions-Parthei ganz vorzüglich eigen, die nach Napoleons richtiger Bemerkung nicht aus der kalten berechnenden Ruhe zu bringen ist. Daß dagegen eine solche Verdächtigung gerade zu einer Zeit, wo Alles noch voll des größesten Vertrauens und der größten Anhänglichkeit für die Regierung war, die kräftigsten Geister im höchsten Grade aufregen mußte, und das empörte Gefühl nicht selten, besonders bei jugendlichen Gemüthern in Heftigkeit überwallen würde, konnte nicht fehlen. Eben so war zu erwarten, daß alsdann dergleichen Aeußerungen hin und wieder wohl zu weit gehen und wohl gar die Monarchie insofern, wenn auch nur scheinbar antasten würden, als Niemand, selbst wenn er noch so sehr rein monarchisch gesinnt wäre, einen Pfaffen- und Adels-Monarchen haben mochte. Jedenfalls konnte auch hier noch nöthigenfalls durch Journale, anonyme Flugschriften ꝛc. unter der angenommenen Farbe des Ultra-Liberalis-

mus nachgeholfen werden. Die solchergestalt eingeschwärzten jakobinischen Aeußerungen kamen alsdann auf Rechnung der Liberalen, selbst derer, welche noch so sehr vom Ultra-Liberalismus entfernt waren. Denn dergleichen extravagirende Aeußerungen dienten zum Beweise, wie hoch sich die eigentlichen so gefährlichen Ideen versteigen könnten und würden!

Ja die Aehnlichkeit, welche natürlich anti-aristokratisch-hierarchische Gesinnungen unter sich haben mußten, lieh alsdann nur zu leicht einen Vorwand, dieselben einer Verbindung zu bezüchtigen. Das Gleichgesinnte mußte sich ohnehin nothwendig, gleichviel ob in Caffeehäusern, Turnplätzen, Studenten-Versammlungen, oder sonst zusammen finden, und ward hier wohl das rasche Wort in dem lebhaften, sich überbietenden Gespräche noch weniger auf die Goldwage gelegt. Polizei-Spürer konnten aber solches noch mehr uterirt hinterbringen! — Studenten-Verbindungen endlich hatten ja immer existirt, es war daher auch anzunehmen, daß sie ferner existiren und die Farbe der Zeit annehmen würden; wo nicht, so konnte man ihnen ja leicht nachhelfen und dann galt dies nöthigenfalls für Beweise. — Kurz, man hatte ja im vorstehend Erwähnten das wirksamste Material, um sich jenen ersehnten Weg wieder dadurch zu eröffnen, daß man den kräftigen Zeitgeist verdächtigte, der Regierung Besorgnisse gegen denselben erregte und sie dadurch von der Verfolgung des von ihr begonnenen Weges abschreckte. Das Uebrige fand sich dann von selbst, und den verhaßten Schreiern der Wahrheit und des Rechts war ja leicht ein Maulkorb anzulegen, oder sie als unruhige gefährliche Köpfe mit in den Strom der allgemeinen Verdächtigung zu stürzen, gegen dessen heftig aufgeregte Wogen selbst der beste Schwimmer vergeblich seine Kräfte versuchen würde. Erkaufte oder gewonnene Federn fanden sich ja auch nur zu

leicht, wenn die eigenen nicht ausreichten und selbst literarische Blätter halfen ja durch ihre Anonymität unter dem äußern Gewande der Unpartheilichkeit die mächtige Parteisache fördern. Ein Troß von Selbstlingen, Mantelträgern und Wetterfahnen, so wie auch die gutmüthige Lethargie und Leichtgläubigkeit des Volks, blieben ja ohnehin gewiß genug, und hatte man erst die Regierung auf seiner Seite oder durch Besetzung der einflußreichsten Stellen in Händen; so gewann jede andere Ansicht den Anstrich der Widersetzlichkeit und ward gefährlich. Jedenfalls half ja die Lockspeise der Auszeichnungen und Beförderungen immer weiter und die vielvermögende Presse bot ja der Reaction überall die ungehindertsten Dienste an, verschloß und verkümmerte aber ihre Hülfe den Gegnern derselben. Zeit und Zufall lieferten überdies für die solchergestalt ex re verbundenen Hände leicht Veranlassung durch Vorwände aller Art. Selbst die neuesten Zeitbegebenheiten, die riesenhafte Erscheinung der französischen Revolution wußte man ja als Schreckbild zu benutzen, nicht um daran zu zeigen, wohin das Streben gegen den Zeitgeist führe, sondern nur, wohin der letztere geführt habe. Die Folgen der Reaction durfte man nur für die Folgen der Revolution erklären, und es konnte nicht an Creaturen fehlen, welche mit zierlichen, gelehrten, selbst geistreichen Scheingründen aller Art der von der Reaction so sehr verhaßten fortschreitenden Aufklärung der neuen Philosophie alles Unheil in die Schuhe schieben und die letztere wieder auf todte Silben-Stecherei, Antiquitäten- und Gedächtnißkram verweisen, der Wissenschaft aber alle Ansprüche auf Theilnahme am practischen Leben absprechen würden. Mysticismus und Jesuitismus waren ja thätig! — Das Fortschreiten in einer liberalen, d. h. anti-antiaristokratisch-hierarchischen Richtung erschien aber alsdann der Reaction nur als ein schwacher

Gegner. Indem sie der Philosophie und überhaupt der Vernunft den Krieg machte, setzte sie Ränke, Pfaffen und Cabalen — diese mächtigen Heerschaaren am Hofe und in der Provinz — über die ewige Wahrheit. Ungefähr so wie ein Cartouche und ein Rinaldo-Rinaldini den gelehrten Herren und der Gerechtigkeit eine Nase dreheten und in diesem Sinne die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit verspotteten; eben so wähnte sie auch die Reaction mit ihrer Operationsweise über beide unendlich erhaben, und bedachte nicht, daß ein einziger kräftiger Mann, wie die verblendete Hierarchie z. B. an Luther erfuhr, das feine Gewebe zerreißen und ein einziger voller Lichtstrahl das Höllengespinnst in seiner Blöße zeigen könne. Sie bedachte nicht, daß das Rad der Zeit sich nicht ungerächt in die Speichen greifen läßt, und daß doch zuletzt das Unrecht dem Rechte, die Lüge der Wahrheit unterliegen muß. In ihrem Sinne berechnete die Reaction blos ihren Einfluß und ihre hierdurch sowohl, als durch die Verbindung gleichartiger Intressen, wo nicht gar durch eine noch stärkere Verkettung ihr erwachsende Macht.

Die Gegenparthei hatte dagegen weder Macht noch Einfluß und nur das Uebergewicht des Rechts und der Wahrheit, was jene sehr niedrig anschlug. Sie wußte durch Spott und Verläumdungen dasselbe zu untergraben, und es gelang nur zu gut! Auch ohne die wirkliche Existenz und Fortdauer der Adelskette hielt die Aristokratie und Hierarchie ein gemeinschaftliches Band fest. Jeder Priester dünkt sich ein kleiner Papst zu sein, und der Feudal-Adel hört das süße Lied von Vorrechten und Exemtionen schon an der Wiege singen; er vergißt es seine Lebtage nie wieder.

In dem Vorhergehenden haben wir eigentlich nur eine Vorgeschichte der Umtriebe gleichsam nur die Vorrede dazu geschrieben. Die Reactions-Partei sahen wir, war nur beschäftigt Umtriebe zu erfinden und

hervorzurufen. Nach dem Jahre 1816 beginnen erst die Ereignisse, welche eigentlich hierher gehören, und nehmen ihren Ausgangspunkt in dem Wartburgfeste am 18. und 19. October 1817. Vorher wollen wir aber noch einen Blick auf Frankreich werfen.

Fast in allen Hauptstädten der Departements bildeten sich sogenannte royalistische Clubbs gegen die Anhänger constitutionellen Regierung. Man wußte von der Hofparthei und durch dieselbe Gesetze zu veranlassen, durch welche der Willkühr freier Spielraum gegeben wurde, so z. B. das loi des suspects. Der Prävotal-Gerichte haben wir schon Erwähnung gethan. Heftige Adressen des Departements-Conseils forderten Zurückgabe der Nationalgüter, der Kirchengüter ꝛc. Kein Mittel wurde gescheut, die Wahlen auf ultraroyalistische Deputirte zu lenken, wo Ueberredung nicht half, brauchte man Gewalt, und wo die salbungsvollen zeitliche und ewige Strafen androhenden Reden der Pfaffen nichts fruchteten, da hing man rothe Mützen an die Thüren der gemäßigten Perfecten, oder streuete Bülletins mit dem Namen Napoleons in die Wahlcollegen, oder man stahl, wie im Departement der Nieder-Alpen, die Büchse der Wahlstimmen durch Einbruch, um die günstigen Wahlen zu vereiteln, oder die Ultras begaben sich hinweg, wie zu Painboeuf um die Wahlen durch den Mangel der gehörigen Anzahl von Wähler zu verhindern.

In Toulouse ging man sogar so weit, das Bild des von der Regierung ernannten Präsidenten der Wahl-Collegen zu verbrennen. Und alles dieses wurde von der Regierung entweder übersehen oder mit allzuglühendem Eifer entschuldigt, ja wohl gar gut geheißen. An der Spitze der Reactions-Partei stand nicht der König, sondern der Herzog von Angoulème, der eine größere Macht übte als Ludwig der Achtzehnte selbst. Das vorzüglichste Streben der-

selben ging dahin, die Karte möglichst unwirksam zu machen, die Religionsfreiheit zu beschränken, und jeder freien Bewegnng des Volksgeistes Schranken zu setzen, dazu waren nun natürlich die Priester die natürlichsten Helfershelfer.

Neben der Aristokratie setzte sich der Clerus den Fortschritten einer freien Entwickelung des Volkslebens entgegen. Die Ehescheidungen wurden abgeschafft um durch dieses die heiligen Sacramente und dadurch auch die Heiligkeit des Clerus wieder einzuführen. Durch Beichte und Ablaß spekulirte man auf die Gewalt im Innern der Familien, auf Erbschaften und fromme Schenkungen. Vom Staate erhielt die Kirche eine reiche Dotation, Zurückgabe der geistlichen Güter uud eine jährliche Rente von zwei und vierzig Millionen Franken zur Verwaltung und Nutznießung des Clerus. Die Erz- und Bisthümer vermehrten sich. Bußprediger mit Stricken um den Hals durchzogen das heitere Frankreich und schüchterten das Volk ein, verdummten Alt und Jung. Klöster und fromme Vereine wurden gestiftet, Congregationen der Jesuiten wuchsen überall dort aus der Erde wo die Missionaire ein Kreuz gepflanzt hatten, die zu Tours nannte sich: „Gesellschaft zum heiligen Jesusherzen." In der Kirche zu St. Roch verfluchte einer ihrer Hauptredner geradezu Erziehung, Talente, Wissenschaften und Künste, weil sie nichts weiter hervorbrächten als die Guilloline. Sterbenden Domainen-Käufern verweigerten sie die Absolution, wenn sie nicht zuvor ihre unrechtmäßig erworbenen Güter der Geistlichkeit verschrieben, und nicht immer fühlten sich solche Sterbende stark genug, ihren Drohungen mit Hölle und Teufel Trotz zu bieten, auch fand sich nur selten einmal einer, welcher den Teufelsspuk auf die Probe stellte, und dem Geistlichen der ihn trieb, drei Finger der rechten Hand abhieb. Die

im Volke lebenden liberalen Elemente z. B. die Anhänglichkeit an die dreifarbige Kokarde, an Napoleon und seinen Sohn, die um so lebhafter waren, jemehr die Anhänger der Bonapartischen Dynastie sich zurückgesetzt sahen, und die sich hin und wieder in lauten Demonstrationen Luft machten, waren den Reactionären sehr willkommen und man that alles Mögliche um den Mißmuth bis zu irgend einer ungesetzlichen Demonstration zu treiben. Kurz, faßt man den Character der liberalen Partei ins Auge und vergleicht man ihm mit dem Geiste des Ultra-Royalisten, so zeigt sich klar der wesentliche Unterschied, daß jene nach gesetzlicher Ordnung strebend, sich blos in deren Formen bewegten, indeß diese sie zu ihrem Vortheil zu untergraben strebten. Es läßt sich daher auch schon deshalb nicht füglich annehmen, daß der unruhige Gährungsstoff von einer andern, als der unruhigen, unzufriedenen Reactions-Partei aufgeregt und benutzt sei, um daraus ein Mittel zur Erreichung ihrer Reactionszwecke zu machen. Denn die Liberalen strebten damals nur nach Sicherheit und Ruhe und einem festen unwandelbarem Systeme namentlich nur nach genauer Befolgung der Charte, und wirklicher Einführung und Würdigung der durch dieselben eingeführten Freiheiten. Nur gegen das, was dieser constitutionellen Ordnung entgegen war, gegen die Exceptions-Gesetze, gegen die Verschwendung der Pensionen, gegen die Anmaßungen der Priester, Beschränkung der Presse ꝛc. erklärten sie sich, obwohl nur immer in den gesetzlichen Schranken. Nur diese und Spott waren ihre einzigen Waffen gegen die Umtriebe der Reaction. Aeußerungen, wie die z. B. im Journal de Paris: „Die Sitzung der Kammer von 1816, verdiene den Dank und die Huldigung der Enkel; Alles sei darin ehrwürdig, selbst der Irrthum und auch die Besiegten verdienten Lob," mochte man freilich sehr

revolutionär finden, wenn die liberale Partei fragte, ob etwa die gerühmte Ehrwürdigkeit jener Sitzung in den ungeheuren Verschwendungen des Kriegsministers, in den Exceptions-Gesetzen in Beschränkung der Presse ꝛc, welche darin gut geheißen worden, bestanden haben solle?! —

Ludwig des Achtzehnten größter Fehler war der, daß er nicht über den Parteien stand, sondern eine unmögliche Stellung zwischen denselben angenommen hatte. Er glaubte seine Besorgniß wegen eines möglichen Wiederverlustes der Krone nur durch ein vermittelndes Prinzip verscheuchen zu können. So wurde er ein Spielball der Reactions-Partei, für welche die Prinzen des Hauses desto thätiger waren. Vorzüglich ergeben war Monsieur den Ultras oder den purs par excellence und da der König dieses mißbilligte, soll er zu den Emigranten gesagt haben: il faut convenir que nous sommes des illustres ingrats. Die Prinzen bildeten gewissermaßen eine geheime Regierung, von welcher Befehle ausgingen, die oft den Willen des Königs kreuzten und ihm entgegen arbeiteten, so daß im Juli 1815 eine förmliche Anarchie in Frankreich herrschte. Auf diese geheimen Befehle gestützt beriefen sogar Quästoren der zweiten Kammer ohne Wissen des Königs die Deputirten auf den 15. September nach Paris, wie es hieß, um die einstweilige Suspension der constitutionellen Charte zu begehren; und in der hierauf vom König aufgelösten Kammer predigten die „weißen Jakobiner" den Ultraroyalisten die Reinigung der öffentlichen Beamten, erlaubten sich eigenmächtige Eingriffe in die vom König gegebene Amnestie, proscribirten ganze Classen, forderten Rückgabe der Emigrantengüter, kurz sie beredeten eine vollständige Gegenrevolution. — Wie im Volke, so fand auch im Ministerium ein Kampf auf Leben und Tod zwischen

der Reactions- und liberalen Partei statt, weshalb denn eine Aenderung nach der andern statt fand. In den Kammern und im ganzen Wahlsystem begegnen wir gleichen Umtrieben und Gährungen. Man verlangte auf Seiten der Ultras ein neues Wahlgesetz, welches ihnen vortheilhaft war, konnte aber doch damit nicht durchdringen, so daß sie sich mit dem Troste begnügen mußten, „ein so infames Gesetz könne unmöglich lange bestehen."

Trotz der Amnestie waren bis 7ten März 1816 bereits 73,942 Individuen eingezogen, und doch klagte man die Regierung noch der Mäßigung an, so daß das Amnestie-Gesetz nur der Gegenstand allgemeinen Schreckens war; Männer wie der General Chartran und der Marschall Gruyere mußten ihren unerschrockenen Muth mit dem Tode büßen. Rigault, Drouet, Bertrand, Lefebvre Desnouet wurden abwesend verurtheilt, kurz alle Männer von Energie konnten auf die Gnade der Reaction nicht rechnen. Wo man Schuldige finden wollte, da fand man auch Kriegsgerichte, welche ihr „Schuldig" aussprachen. Ein solches verurtheilte z. B. den Herzog von Rovigo zum Tode. Am beklagenswerthesten sind die an Ney und Labedoyère verübten Justizmorde. Ersterer war mit unter dem Amnestrie begriffen, welche der 12te Artikel der Capitulation von Paris feierlich zugesichert hatte. Obschon durch jene Capitulation die Bourbons wieder die Herrschaft über Paris und Frankreich erhielten, scheute man sich doch nicht, sie für eine bloße Fastnachtsposse zu erklären; sogar Wellington meinte, sie sei weiter nichts als eine Zusicherung eines augenblicklichen Schutzes gewesen, und die Belagerten hätten dieselbe nur abgeschlossen, um sich dadurch einen Aufschub der Rache von 24 Stunden zu verschaffen. Bei der Verurtheilung Ney's bemühte man sich nicht einmal den Schein einer unpartheiischer

Rechtspflege zu beobachten, man gestattete ihm nicht einmal eine ordentliche Vertheidigung, und auch die Execution geschah nicht öffentlich und durch die gesetzlichen Vollstrecker des Urtheils, sondern man hatte Soldaten vom Regimente Laroche Jaqueline nach Paris gebracht, welche ihre Rache an dem alten Feinde in dem Blute des Marschalls löschten. Die Reaction wagte sich auch an die Grundgesetze des Staates. Die Charte gebot, daß nur französische Staatsbürger Staatsgüter erhalten sollten, und nur solche zu Staatsämtern zugelassen werden dürften; nichts desto weniger wurde der Herzog von Richelieu, welcher sein Bürgerrecht längst verloren hatte, Minister. Eine inquisitorische Polizei machte die von der Charte zugesicherte Freiheit der Presse zu einem Gegenstande des Spottes, und die ebenfalls zugesicherte Religionsfreiheit wurde im südlichen Frankreich jeden Augenblick verletzt. Um Vorwände zu Gewaltsamkeiten zu finden, griff man zu allerlei verderblichen Mitteln, ja man scheute sich nicht, der Regierung selbst Hohn zu bieten, und Meutereien anzustiften, die man nachher den Liberalen schuld gab. Man erfand Conspirationen und Complotte, wo gar keine existirten. Man erdichtete Pulververschwörungen, die nachher wie durch ein Wunder kurz vor der Explosion vereitelt wurden, ja sogar eine militärische Verschwörung zu Melun, wo ein paar angeworbene Recruten den Thron Napoleons retabliren wollten, und eine Menge anderer Verbrechen, welche eher für das Tollhaus als für die Gallere hätten reif machen können.

Die Diplomatik half den Reactionairen den Sieg der Bezahlten über die Bezahlenden erkämpfen, und zwar durch wenig löbliche Mittel, z. B. durch ein förmlich organisirtes Spionen-Wesen, durch Bestechungen und Rechtsverletzungen, namentlich durch rasche Verurtheilungen derjenigen, welche zur Klasse des

schreibenden Publikums gehörten. Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle hierher gehörige Facta aufzählen wollten. Am meisten empört sich unser Gefühl dagegen, daß die Regierung ruhig zusah, wenn die Reactionairs und Pfaffen im südlichen Frankreich förmliche Blutbäder anzettelten, wie z. B. in Nismes, wo bei einer protestantischen Hochzeit der Bräutigam und 160 Personen auf die grausamste Weise ermordet wurden. In der Vendee hatte sich eine förmlich bewaffnete Contre-Revolution organisirt, welche namentlich die Vernichtung des Protestantismus zum Ziel hatte. Meuchelmörder, wie Tresteillon, welcher über 40 Protestanten mit eigener Hand getödtet hatte, ging frei umher, und hielt sogar mit einem Gefolge von 1200 Menschen einen feierlichen Einzug in Nismes als König der Vorstädte, wo ihm selbst in Gegenwart des Herzogs von Angoulême ein Ehrengerüste errichtet ward. Auf mehrere Beschwerden von Seiten der Protestanten, denen man Häuser angezündet hatte, sprach sich der Minister des Innern sehr nachtheilig über sie aus und nannte sie Gegner der rechtmäßigen Dynastie. Sie hatten also wenig oder gar keinen Schutz von der Regierung zu erwarten, während die Reactionäre die Frechheit hatten, ihre Metzeleien vor den Augen von ganz Europa abzuleugnen. Wer die Geschichte jener Zeit näher kennen lernen will, findet außer in den Journalen interessante Beiträge in den „nouvelles causes celèbres."

Daß es in Spanien, Portugal und Italien nicht besser ging, haben wir oben schon erwähnt. Auch in England trieb die Aristokraten-Parthei ihr Spiel, sie verfolgte diejenigen, welche gegen sie opponirte, mit systematischer Kaltblütigkeit. Um jedoch nicht zu weit von unserm Thema abzuweichen, können wir hier nur auf die Geschichte selbst verweisen, und was in Deutschland für die Rückschritts-Principien gethan

wurde, ist auch schon zum Theil erwähnt. Wir erinnern hier nochmals, daß die Priesterherrschaft schon beim Wiener Congresse die angeblich verirrten Schaafe der Kirche wieder in ihren Stall zurückzuführen suchte. Zwar wagte sich ihre Thätigkeit nicht so an's helle Tageslicht wie in Frankreich, doch begünstigte man im Geheim die Andächtelei, Kopfhängerei und den Mysticismus, und suchte den Jesuitismus zu vertheidigen, bekannt ist der Eindruck, welchen die Prophezeihungen Adam Müller's hervorbrachten. Sogar Männer, die eine protestantische Firma führten, ließen sich herbei, den Papst als vortrefflich zu preisen, weil er durch die Anerkennung der Inquisition und durch Wiedererweckung des Jesuitenordens die Quelle die Hussiten- und Reformations-Kriege, der Bartholomäus-Nacht und vor allen Dingen der wohlmeinenden Scheiterhaufen, welche die christliche Liebe errichtete, um die Ketzerei auszubrennen, zu restauriren begonnen hatte. Schlegel schämte sich nicht, die Geschichte zu verdrehen, um sie zu einer Schutzrede des Papstthums, der österreichischen Politik und des Adels, als der angeblichen Grundkraft des Staates, zu verweben. Ein Mittel mehr zur Verbreitung der Verdummung war das Sectirerwesen. Wir erinnern an Pöschlianer, eine Secte, deren Stifter ein Jesuit gewesen war. An Johannes Molitor, einen Franciscanerbruder, an die Mönche Johannes aus Aub und Pater Augustin, in deren Gesellschaft die Lustdirne Günther ihr freches Wesen trieb und an die Tractätchen-Gesellschaft, endlich auch an die berüchtigte Frau von Krüdener, welche in ihrer Jugend einen sittenlosen Lebenswandel geführt und zur Ehescheidung Veranlassung gegeben hatte, und hinterher unter der Firma einer bekehrten Sünderin ihr Spiel mit frömmelnder Christenliebe trieb.

Den ersten Anlaß zu einer öffentlichen Demonstra-

tion gab eine Schrift des Professor Dabelow in Göttingen über den 13ten Artikel der deutschen Bundesacte. Sie war eigentlich ganz im liberalen Sinne Sinne geschrieben, denn sie widersetzte sich der Einführung der alten Feudal-Stände und trat gegen das Auftreten der Feudal-Aristokratie überhaupt in die Schranken. Die hiervon auf's Aeußerste erbitterte Reactions-Parthei wußte durch geschickte Unterhändler die Studenten in Göttingen dadurch aufzuregen, daß man ihnen weiß machte, Dabelow widersetze sich der Einführung ständischer Verfassungen überhaupt und wolle die alten Privilegien vernichtet wissen. Denjenigen, bei welchen man mit solchen Verdrehungen der Wahrheit nicht durchdrang, sagte man: er ist ein Franzosen-Knecht, das zeige seine französische Jurisprudenz, oder er wolle die deutsche Freiheit mit Füßen treten, denn er behauptete, der Souverain könne mit seinem Volke machen, was er wolle, die Studenten rottirten sich hierauf zusammen, schlugen seine Schrift an den Schandpfahl und brachten ihm ein Pereat. So hatte man für den Anfang ein ganz hübsches Scandälchen, aus dem sich schon etwas machen ließ. Dabelow war in der ganzen Sache also unschuldig, und doch ward er seiner Stelle entsetzt, und die Regierung bekam einen scheinbaren Belag des gefährlichen Geistes, der in der Jugend lebte. Zugleich aber hatte man für die Jugend ein aufmunterndes Beispiel gegeben, um durch ähnliche Auftritte für die Verdächtigung noch mehr scheinbare Beweise zu liefern, oder wenn der eigene Muthwille nicht daran hätte Geschmack finden wollen, ein ähnliches Manoeuvre einzuflüstern.

Ein willkommenes Ereigniß für die Denuncianten-Machinationen war die Feier des Sieges- und Reformations-Festes auf der Wartburg am 18ten und 19ten October 1817. Ein anderes Maneuvre war ihnen

nämlich im August desselben Jahres mißglückt. Es war in allen deutschen Blättern ausgesprengt worden, die Gießener Studenten würden den Napoleon-Tag feiern. Bald darauf las man in der Mainzer Zeitung, daß dieses Gerücht die schändlichste Verläumdung enthalte, und daß die Anstifter dieser bübischen Lüge mit Relegation bestraft worden seien, und es ist nur zu offenbar, daß diese nichts als Werkzeuge des Denunciations-Systems waren. Man mußte nun auf ein anderes Ereigniß speculiren und dies war eben das Wartburgfest.

Obschon dieses Fest zur Feier des Herrlichsten und Würdigsten veranstaltet war, suchte man es doch schon im Voraus zu verdächtigen und es dem Großherzoge von Weimar, der es in seinem Lande zu feiern gestattet hatte, als demagogisch zu denunciren. Und — wir wollen es näher betrachten — was war es anders, als eine über die gewohnte Art der Studentenfestlichkeiten weit hinausgehende, ernste, würdige, erhebende Feier, wie sie in der Geschichte der Universitäten noch nicht vorgekommen war. Da wurde nicht commercirt, gesoffen, getobt, keine gesetzliche Ordnung gestört, und die Senate hatten dafür keine consilia abeundi oder Carcerstrafen zu ertheilen. Aber eben, weil jene Excesse nicht vorkamen, brach man den Stab darüber. „Hätten sie," sagt ein Zeitgenosse, „jene doppelt geweihte Burg, worin unter dem Landgraf Hermann von Thüringen, Tapferkeit mit dem Gesange wetteiferte, und unter des Churfürsten Friedrich des Weisen Schutz Luther das Buch der Bücher übersetzte, an jenem Doppelfeste der Freiheit und des Lichts, nach alter Burschensitte durch ein wildes Bachonal besudelt, hätten sie den feierlichen Gottesdienst gemieden, und statt sich hierdurch, so wie durch wackern Handschlag ein kräftiges Streben nach allem Guten und Edlen zuzusichern, die Straßen und Wirthshäu-

ser mit wildem Geschrei und Raufereien erfüllt — gewiß kein Lärmgeschrei wäre von allen Seiten erschallt, um die wichtigen Folgen einer solchen Vorbereitung zum künftigen Staatsdienste zu verdächtigen und tausendfache Besorgnisse anzublasen."

Ueber den wirklichen Hergang belehrt uns eine Schrift: Kurze und wahrhaftige Beschreibung des großen Burschenfestes auf der Wartburg bei Eisenach ꝛc. In derselben ist durchaus nichts enthalten, was als revolutionär oder nur gesetzwidrig anzuklagen wäre, es müßte denn eine Scene sein, die übrigens so fremdartig, so hineingezwängt erscheint, daß man nicht anders glauben kann, als sie sei eingeschmuggelt, und durch ein geschicktes Maneuvre improvisirt. Wir werden später darauf zurückkommen. Trotzdem wußte der Geist der Lüge, des Zweifels, Zwistes und der Zwietracht Mißtrauen anzuhetzen und Zwiespalt anzufachen. „Was müssen solche Gesellen," sagt jene Schrift, „hoffen vom Vaterlande, so sie also denken von seiner Jugend? Aber sie wollen leider kein Vaterland und keine hochherzige Jugend, sie ärgern sich und neiden's hämisch, daß nicht alle solche altweise, abgelebte, ja nie gelebt habende Altgreise und Altflicker sein und werden wollen wie sie! Doch das Fest und seine Begebnisse reden für sich selbst und für die dort versammelte Jugend." In Riemann's Rede wird der Zweck der Zusammenkunft folgenderweise angegeben: „Er ist nach meiner Ansicht dieser und kann kein anderer sein, daß wir gemeinschaftlich das Bild der Vergangenheit uns vor die Seele rufen, um aus ihr Kraft zu schöpfen für die lebendige That in der Gegenwart; daß wir gemeinschaftlich uns berathen über unser Thun und Treiben, unsere Ansichten austauschen, das Burschenleben in seiner Reinheit uns anschaulicher zu machen suchen, und endlich, daß wir unserem Volke zei-

gen wollen, was es von seiner Jugend zu hoffen hat, welcher Geist sie beseelt, wie Eintracht und Bruder-sinn von uns geehrt werden, wie wir ringen und stre-ben, den Geist der Zeit zu verstehen, der mit Flam-menzügen in den Thaten der jüngsten Vergangenheit sich uns kund that.

In dem Feste zeigte sich durchgehends als allgemeiner Character desselben: Offenheit, Redlichkeit und Ge-setzlichkeit, die moralische und religiöse Haltung war darin vorherrschend, und die Reinheit desselben konnte nur von finstern, mißtrauischen Gemüthern verkannt werden, die darin die Anfänge einer im Dunkeln schleichenden Verschwörung zu erblicken wähnten. Ver-gleichen wir hierbei was ein französischer Schriftsteller, der Baron von Camezon, über dies Fest spricht. Es heißt in seinem Werke, L'Allemagne féderative considerée dans ses rapports avec l'Europe: „Die moralische Kraft, welche sich in der patriotischen Gesinnung der deutschen Jugend entwickelte, wider-stand der Unterdrückung, und die Freiheitsliebe des Volks fand in dem Herkömmlichen der öffentlichen Bildungs-Anstalten fortwährend Nahrung. Aus die-sen ging auch der erste wahrhaft nationale Schritt zur Unabhängigkeit hervor. Während der ganzen Zeit des großen Kampfes blieben die Universitäten verwaiset, und zahlreiche Schaaren Freiwilliger, die sich unter dem Banner der Musen versammelt hatten, vergossen mit einem Enthusiasmus, würdig den Zeiten der Re-formation, ihr Blut für's Vaterland. Für's deutsche Vaterland, für Unabhängigkeit und National-Ehre flammte dieser Enthusiasmus, nicht einem Vaterlande von einigen Quadratmeilen brachte die Jugend frei-willig das Opfer ihrer Genüsse, ihres Unterrichts, ihres Glücks und ihres Lebens. So konnten die Re-gierungen sie unter ihre Fahnen versammeln, und ihre Lehrer, den feurigen Muth der Jünglinge billigend,

unterbrachen die Studien, um sie auf's Schlachtfeld zu führen."

„Das Wartburgsfest gehört mit zu den bedeutungsvollsten Zeichen der Zeit, wodurch sich der gegenwärtige, moralische Zustand Deutschlands beurkundet. Es hat durchaus nichts Beunruhigendes, denn der Geist, der da geherrscht hat, und selbst die bei dieser Gelegenheit begangenen Excesse, gegen die der gekränkte Parteigeist so bittere Klage erhebt, tragen doch in keiner Hinsicht einen aufrührerischen Character an sich. Dieses Fest kann nicht anders genannt werden, als der unzweideutige Ausdruck des Nationalgeistes und als ein Beweis von dem Dasein dieses Geistes im politischen System Europa's. Die Geschichte wird eines Tages bemerken, wenn sie das Lob der deutschen Nation niederschreibt, daß nach 25 Jahren der Unterdrückung und der Crisis, nachdem alle Interessen, alle Meinungen, alle Vorurtheile vernichtet, die Nation, die Völker und die Individuen unabläßig ihre Stellung verändert, nachdem sie ihre Rechte, und was sie am meisten liebte, unter die Füße getreten sah, daß, da dessen ungeachtet der öffentliche Geist sich wieder erhob, ohne im mindesten den, dem Gesetz und der Obrigkeit gebührenden Gehorsam zu verletzen, daß er in einem Zwischenraume von drei Jahren stets mit der nämlichen Gesetzlichkeit sich kräftigte, trotz jenes behutsamen Ganges der Regierungen, wodurch die Wiedergeburt Deutschlands aufgehalten wird. Man wird mit Bewunderung hinzufügen, daß während dieser Periode der Anarchie in den föderativen Verhältnissen des deutschen Staatenkörpers der Geist der Factionen keine Herrschaft über den öffentlichen Geist gewinnen konnte, und daß die Nationalfreiheit wiederum zum Gegenstande der allgemeinen Anhänglichkeit geworden, keine reelle Ausschreitungen veranlaßt

hat, trotz aller Hindernisse, die man ihr in den Weg zu stellen sich bemühte."

Eben so sehen wir uns auch nach andern revolutionären Aeußerungen vergebens um. Denn wenn auch jener Referent es nicht näher bezeichnet, was er darunter verstanden wissen wollte, daß „noch immer die trübe Winternacht der Knechtschaft auf den Bergen und Strömen des deutschen Landes laste," so ist doch in der That gar nicht abzusehen, warum nicht jeder sein Bedauern darüber öffentlich aussprechen soll, daß es noch nicht so sei, wie es sein sollte, und wie er es, gleichviel, ob bloß in geistiger, oder auch in anderer Hinsicht, wünsche. Es ist ferner nicht abzusehen, weshalb die, welche sich dazu berufen fühlten, Jünger der Wissenschaften zu werden, und „die Träger sein wollten, (nicht, sagte der Redner, wie ihm vielfach Schuld gegeben, „sind"!) der Wissenschaft" nicht dadurch selbst ihre spätere Bestimmung fördern solle, daß sie ihre Ansichten darüber entwickeln und austauschen, „wie die Gerechtigkeit nun walten müsse, in der Freiheit und im wieder gewonnenem Vaterlande." Eben so wenig fernerweit, weshalb sie nicht darüber jammern solle, daß „gewaltthätig das rohe Schwerdt, die Waage der Gerechtigkeit darnieder drücke, und die Priester der Wahrheit in ihre Finsterniß vergessen, die Wahrheit zu predigen," und warum sie nicht singen sollen: „Trotz Höllenmacht und List, siegt doch der ewige Geist!" Gerade, je früher sie sich üben, über die wichtigsten Gegenstände — die sie ja späterhin praktisch beurtheilen sollen — selbst nachzudenken, und je mehr Wärme sie dafür in der Jugend entwickeln, desto besser ist es! Denn da einmal ein jeder Mensch nur mühsam die Schlacken vom reinen und bleibenden Resultate des eigenen Nachdenkens sondern kann und jeder mehr oder weniger dabei Böcke schießt, so ist es besser, dieselben werden mit

akademischen Leben, zur bloßen Vorübung geschlossen, als späterhin wo das ganze Publicum und der Staat nicht bloß das Schußgeld bezahlen, sondern selbst der Bock sein sollen!!

Betrachten wir das Einzelne im Feste, so finden wir, daß insonderheit an den ausgesprochenen Wünschen für ein einiges Deutschland herumgedeutelt ward (und wohl gar dieses benutzt ist, von Außen späterhin eine, dem Jünglinge selbst gewiß fremde und mehr nach Feudal-Aristocratie riechende „Sehnsucht nach Kaiser und Reich" in den Mund zu legen). Indeß hierdurch sprach sich nur der besonders in jener, den Folgen trauriger Zerrissenheit so nahe liegenden Zeit, jedem redlichen Deutschen gewiß eben so dringende Wunsch aus, daß deutsche Völker und Fürsten sich nie wieder trennen, und der elende Haß einzelner Völkerstämme, ja Provinzen gegen einander immer mehr verschwinden möge. Daher heißt es so schön: „Haltet fromm bei Tapferkeit, Ehre und Gerechtigkeit! Lasset uns aus dem Freundschaftsbund Eurer Jugend den Geist kommen in das Lebens unsers Volkes, denn Jünglingsfrisch soll uns erwachsen, deutscher Gemeingeist für Vaterland, Freiheit und Gerechtigkeit! So bleibe Euch und uns der Wahlspruch: Ein Gott, ein deutsches Schwerdt, ein deutscher Geist für Ehre und Gerechtigkeit." — Nur in diesem Sinne ward der alte Geist der Spaltungen gerügt, dabei aber jedem Volksstamme seine Eigenthümlichkeit belassen und nur ihnen zugerufen: „Lasset uns einig sein, laßt uns Brüder bleiben!" (also nicht erst eine andere Einigkeit als die bestehende, herstellen!!) In diesem Sinne ward auch nur ein Bund der „Geistesverwandschaft" angegriesen, ein Bund den die Geister aller Bessern und Guten zur Förderung der Wahrheit schließen möchten. Seite 52 heißt es daher: Und so verbündet Euch, daß im Geiste Eins und Einig werde das

deutsche Vaterland, daß es im regen Gemeingeist gedeihe zum öffentlichen Leben. Hier ist Euer Dienst an den Geist der Wahrheit!" — Bei diesen Worten, die so vielfach begeifert wurden, hat gewiß — der geistige Redner nie an etwas Anderes, als an etwas Geistiges gedacht! — Auch ist gar nichts Anderes zu finden! Aber man deutete von der Seite der Reactionäre den Sinn der Worte ganz verkehrt. Man fand in ihnen einen Aufruf zu einer staatsgefährlichen Verbrüderung, woran jene Burschen nicht im Entferntesten dachten.

Man sollte bei der neuern Richtung der Studentenwelt die warme Theilnahme und das innere Streben nach Recht und Wahrheit mehr beherzigen als die Resultate, welche sie augenblicklich daraus gewinnen, in dem Bewußtsein, das Gute gewollt zu haben, glaubt die Jugend in der Regel die einmal gefaßte Ueberzeugung für das ganze Leben festhalten zu können, und bedenkt nicht, daß wenige Jahre hinreichen, um das ganze Wesen des Menschen vollkommen umzugestalten. Es kommt bei der Jugend ja überhaupt nur darauf an, die Kräfte zu wecken und zu üben, und sie zum Nachdenken anzuregen. Das Jugendliche Streben macht sich oft in wunderlicher Weise geltend, und so ereignete sich auch beim Wartburgsfest eine Episode, die für den Unbefangenen höchstens ein Gegenstand des Lächelns gewesen wäre, von den Uebelwollenden aber eine ganz andere Deutung erhielt. Man verbrannte nehmlich dort allerhand gedruckte Machtwerke, einen Zopf, einen Corporal-Stock und eine Schnürbrust.

Der ernste Wille für das Gute und gegen das Böse spricht sich lebhaft in folgenden Worten aus: Es ist wohl der rechte Augenblick gekommen, in dieser heiligen Stunde zu zeigen, weß Geistes Kinder wir sind, welchen Geist wir meinen, der blühen und ge-

deihen müsse im deutschen Vaterlande, welche hehr Gedanke, das Leben erhalten und gestalten sollen, und wie mit der mildheiligen Liebe wir paaren sollen, den tiefen grimmigen Haß wieder das Böse und Verkehrte, und darum wider alle Bösen und Buben im Vaterlande. Das soll unser Volk erfahren, das ist der träumende Gedanke zu diesem ernsten Schritte, der manchen ein Gericht sein wird, seinen Thaten, Gedanken und Schriften. Das ärgste, was die jungen Leute thaten, und was wie wir oben angedeutet haben, besonders Ursache war das Fest als ein demagogisches zu verdächtigen, war, das den schuftigen Schmalzgesellen ausgebrachte Pereat, vielleicht nur ein unwillkührlicher Ausdruck unvorsichtiger Entrüstung gegen jene Menschen, welche das Schriftenthum als Mittel, den Freigesinnten zu schaden, gebrauchen.

Wenn bei Gelegenheit jenes Pereat sich Stimmen vernehmen ließen: „Man hat angerufen den Gott der Wahrheit, Gerechtigkeit und der Ehre in allen Herzen, da er allein nur retten konnte, um nun mit ihm und dem Volke ein Narrenspiel zu spielen;" so sollte man dieselbe wohl durch das tiefe Gefühl erlittenen Unrechts entschuldigen. Die Gegner solcher Aeußerungen meinen zwar, wenn ein Unrecht geschehen sei, so habe sich nicht die unerfahrene Jugend, sondern höchstens derjenige zu beklagen gehabt, der die Kämpfe für die Freiheit des Vaterlandes mitgemacht und vielleicht meine, es sei ihm Abbruch oder Unrecht geschehen. Das Gefühl des Unrechts lebte aber gerade in den jugendlichen Herzen weit stärker, obschon sie nur Zuschauer, nicht Leidende selbst gewesen waren.

Verdienten die Jünglinge nicht viel mehr Lob als Hohn dafür, daß sie nicht deshalb entrüstet waren, weil *ihnen* ein Anderer den breiten Stein versperret oder einen Krug Bier umgestoßen habe, sondern weil sie sich für das allgemeine Wohl, für Wahrheit und

Recht erwärmt fühlten? Die Nationalzeitung versprach sich schon vor dem Feste in ermuthigender Erinnerung des durch Luthers Aufenthalt auf der Wartburg geförderten herrlichen Werkes nur Treffliches von diesem Feste und sagte dabei: „Mit Gott ist uns ein Funke im innersten Herzen erglommen, der unser Blut in den Adern erwärmt, der uns zu Hochgefühlen begeistert und zu Großthaten entflammt, das ist die Liebe zum Vaterlande!" Augenzeugen sprachen in derselben Weise: „Jeder, der dieser Feier beigewohnt hat, wird damit einverstanden sein, daß solche herzerhebend war, und daß schwerlich eine Feier des 18. Octobers mit so vieler Ruhe, Rührung und Andacht begangen worden, als es bei dieser der Fall war." — Ein Graf führte das Fest an und mehrere Professoren und andere Honorationen, ja auch einige Damen wohnten demselben bei und es ging mit einer solchen Ruhe vorüber, daß auch die Besorgnisse einer gewissen Regierung als ungegründet erschienen. Der Großherzog von Weimar sprach mehrfach seine Freude darüber aus, daß dies Fest ein Zeichen sei, wie der alte Unfluth des Studentenlebens vergessen scheine. Würdige Männer wünschten und hofften: „Möge sich diese Weihe edler hochherziger Entschlüsse im Verlauf eines Jahres in den Herzen und Gemüthern der uns werth gewordenen Jünglinge bestätigt und immer mehr befestigt haben und mögen sie diese schöne Begeisterung für's Leben festhalten, mit welcher sie sich gleichsam unter unsern Augen verbanden, für Gott, Freiheit und Vaterland zu leben, zu wirken und wenn das Höhere ruft, zu sterben!" Der General-Superintendent und Consistorial-Rath Dr. Rebe in Eisenach nahm das Fest gegen Verdächtigungen in Schutz und wies die Grundlosigkeit aller Anfeindungen nach; als er einen Brief aus Jena, mit welchem ihm ein Beitrag zu „Luthers lebendigem Denkmale" (aus ei-

ner Sammlung am 18. October) übersandt wurde, der Oeffentlichkeit übergab.

Einer ganz fremdartigen Anschein hat aber endlich das gerade am meisten angefeindete Hochgericht, welches man über einige Schriften und Insignien des Gamaschendienstes hielt. So sehr dasselbe auch einem Studenten-Pereat ähnelt, und wenigstens ganz die Farbe eines jugendlichen Muthwillens trägt, so scheint uns doch die Idee dazu nicht von Studenten ausgegangen zu sein, wenn auch die Ausführung burschikos war! Studenten lesen zu wenig als daß sie eine solche Zusammenstellung der ihnen nicht zusagenden Schriften vornehmen könnten. (Gesteht doch selbst Sand bei seiner Untersuchung, daß ihm von Kotzebue durch das Verbrennen seiner deutschen Geschichte auf der Wartburg als Schriftsteller zuerst bekannt geworden war!) Auch spricht alles, und selbst die allgemeine Meinung der Studenten dafür, daß diese ganze Scene der Feier von sehr wenigen Fremden, der Menge unbekannt, ausging. Dieser Umstand aber bestätigt gerade jene Vermuthung nur noch mehr. Denn wäre die Idee selbst von den Burschen ausgegangen, so hätten sie gewiß alle vorher um eine so hochwichtige Sache gewußt, und dieselbe förmlich vorher berathen. Hundert gegen eins wäre aber zu wetten gewesen, daß alsdann bei dem Zuschnitt und der Ordnung des Festes jener Auftritt als derselben nicht entsprechend, von der bei weitem größern Mehrzahl verworfen worden wäre; jedenfalls aber hätte man sich nach Burschenart längere Zeit vorher die Köpfe darüber zerbrochen, wie das Ding am besten anzufangen sei. Keinesweges aber würde diese Begebenheit wie ein Deus ex machina der Versammlung unerwartet, obschon von den Thätern offenbar lange verabredet und geheim gehalten (!!) plötzlich hinzugetreten sein. Auch ward sogleich nach dem Feste dies

ganze Intermezzo für eingeschwärzt erklärt, und eine große Residenz als der Ort bezeichnet, wo die Idee dazu ausgeheckt worden sei! — Wer soll nun aber wohl dies gethan haben? — Daß die liberalen Schriftsteller es gewesen wären, läßt sich aus mehrfachen Gründen nicht gut denken; denn theils haben die desfallsigen Beschwerden und Klagen nur die Ueberzeugung vom Gegentheil erwecken können, theils aber hätten sie so offenbar ihrem Interesse entgegen gehandelt, durch dergleichen Handlungen ihren Gegnern Waffen in die Hände zu geben, welches sich um so weniger denken läßt, da gerade die Männer Jena's welche man zu verdächtigen sucht, nach Ausweis der vorgängigen Anzeigen dahin strebten, daß durch strenge Ordnung die ihnen bekannten Verdächtigungen dieses Festes widerlegt würden, sie also solche Zweckwidrigkeiten gewiß nicht mit in ihrer Berechnung aufgenommen haben würden; theils endlich wird wohl überhaupt nicht leicht Jemand, der selbst Schriftsteller ist, die Idee zu einem solchen Fegefeuer herleiten, weil solches sonst leicht seinem eigenen Kindlein begegnen könnte, und überhaupt der Schriftsteller wohl einen solchen Kampf der Faust zu mißtrauen alle Ursachen hat. — Für die Nachkömmlinge der Faustritter lag dagegen ein solches Beispiel jener guten alten Zeit viel näher. Für sie sind überhaupt Schriftsteller nur Hetzhunde ihres Interesses oder des ihrer Gegner. Für die Sache der Reaction konnten überdies ihre Scribler nicht toller entflammt werden, als wenn man ihnen ein solches Schicksal bereitete, was sie nur noch mehr heben mußte. Ein treffliches Mittel zum Zweck! Vor allen Dingen aber ward hierdurch etwas Unkraut unter den Waizen gesäet und die Basis für eine Anklage dadurch gewonnen! Wir sehen daher auch hier wieder wie nur allein die Reaction ein Interesse hatte, das an sich so

herrliche, treffliche Fest durch ein solches fremdartiges Ingredenis anrüchig zu machen und zu vergiften, während dies dem Interesse ihrer Gegner schnurstracks entgegen lief. Handlungen, Begebenheiten, die sie doch einmal nicht hindern konnten, durch Extravaganz zu verunstalten, war ja ohnehin ein schon lange geübtes Kunststück der Reaction! Nichts war ja auch leichter, als einen kurzsichtigen, sanguinischen Bruder Studio zu finden, der nur einen Jocus darin sah, und sich freuete, ein Geniestückchen auszuüben, sobald ihm von dieser Seite die Idee dazu suppeditirt wurde, so daß es nicht einmal nöthig war, denselben von dem eigentlichen Zwecke der Operation in Kenntniß zu setzen. Was aber diese Ansicht noch mehr bestätigt, ist die Art, wie die Reactions-Partei sich nach jenem Auto-da-fé benahm. Das Burschenfest ward von ihr auf jede nur ersinnliche Art angefeindet, und die lügenhaftesten Gerüchte ersonnen, um den Geist der Jugend und ihrer Lehrer noch mehr zu verdächtigen, und zu diesem Behuf jedem nur erdenklichen Vorwand zu benutzen. Die Scribler der Reaction überboten sich in Schmähreden und in unwürdigen Ausdrücken ihrer Galle, dadurch das Reactionsgeschrei noch mehr unterstützend.

Gleich nach dem Wartburgfeste ward das Gerücht verbreitet man habe unter Okens Vorsitz Luthers toleranten Grundsätzen und der Denk- und Preßfreiheit zu Ehren, einige 30 Bücher, wie auch die Wiener-Congreß-Akte nebst Sammlungen deutscher Fürsten öffentlich verbrannt. Man wußte von einem solchen Vorfalle selbst in Eisenach nichts, und als man von dort aus Widerlegungen dieser Erdichtung in die Blätter, welche sie mitgetheilt hatten (der Brandenburger Erzähler und die Hamburger Zeitung) inseriren lassen wollte, nehmen sie dieselben nicht einmal gegen Bezahlung der Insertion auf. Dasselbe Manoeuvre beobachtete die Frankfurter Post-Amts-Zei-

tung in Beziehung auf die verläumderischen Gerüchte über das Wartburgfest, das man nach und nach als eine förmliche Demonstration einer demagogischen Verschwörung hinstellte. Der östreichische Beobachter erklärte sogar mit immer neuer Aufwärmung der Unwahrheiten: die Akten seien spruchreif und schob die Hauptschuld auf die Lehrer als Anführer der Bursche.

Fries, gegen welchen hauptsächlich denuncirt war, hätte einen Frevel an der Wahrheit durch seine angebliche „Selbstvertheidigung begangen, in dem darin unter der Larve eines Freundes und unter dem Deckmantel der Vertheidigung ein Beweis der Gefährlichkeit der leitenden Grundsätze geliefert würde; allein diese Vertheidigung war ein niederträchtiges Machwerk seiner Feinde, welches von Wien aus merkwürdiger Weise in Schutz genommen wurde. Fries war es, der seine Rede am 18. October 1817 begann: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist. Er ermahnte im Geiste eins zu sein. Wir rufen mit dem Verfasser der „Entlarvung" ꝛc.: Wahrlich, wahrlich das spätere Zeit wird streng Gericht über so unwürdige Handluugen halten! Sie wird erstaunen, wie ein so herrliches würdiges Streben der akademischen Jugend auf der Wartburg den Stoff zu so harten Anklagen geben konnte! Sie wird es kaum glauben, daß das dem jugendlichen Feste eingeschwärzte Verbrennen einiger Manuscripte jemals einen Grund abgeben konnte das ganze deutsche Universitätswesen zu verdächtigen!

Mit Flammenschrift wird einst die Geschichte bei dieser und den folgenden, sich daran anreihenden Begebenheiten, die Wahrheit anerkennen, welche in folgenden Worten liegt, die damals die Rheinblätter dem östreichischen Beobachter bei Gelegenheit seiner Verläumdung dieses Wartburgfestes entgegenraunten: „Mit rührender Ergebung haben die deutschen Völ-

ker ihre Treue bewährt in schweren Zeiten der Versuchung und Noth, verführerischer Lockungen und schreckenden Drohungen mit gleicher Festigkeit widerstanden, sich und das Ihrige geopfert der Erhaltung ihrer Fürsten, gekämpft und entbehrt für sie und die Sache ihres Vaterlandes; und doch, welche unselige Verblendung! sollen alle diese Opfer, Alles, was sie gethan und gelitten haben, nur Mißtrauen erzeugen und Verdacht. Nein, solche Gefühle erzeugen keine Fürstenseele, nur die kalte Herzlosigkeit stolzer Plebejer, die da glauben, darum sei das Volk geboren, von schlechterem Stoffe, daß es leide, entbehre und gebe." —

Von allen Seiten ward das Lied von der Verderblichkeit der Preßfreiheit gesungen und für die Sache der Reaction, Männer wie Gentz, Müller, Schlegel, Schütz, Schlosser und als Organ die Wiener Jahrbücher des Dr. Beckedorf gewonnen. Vom Rhein aus forderte man das Volk geradezu auf: die Geschenke des Despotismus (nehmlich der napoleonischen Zeit) aufzugeben, um sie aus der Hand legitimer Regierungen desto besser zurück zu empfangen. — Wenn wir den Inhalt aller freisinnigen Schriften in nuce angeben wollen, so concentrirt er sich: für alle deutsche Staaten: auf das Verlangen nach Gleichheit aller Standesgenossen vor dem Gesetze und gleiche Besteuerung, nach repräsentativer Verfassung unter erblicher Monarchie und Verantwortlichkeit der Minister, nach Freiheit der Presse bei gesetzlicher Verantwortlichkeit vor Geschworen-Gerichten, nach Auswanderungs- und freiem Abzugsrecht unter allen deutschen Bundesstaaten, nach Gleichheit der politischen und bürgerlichen Rechte aller Glaubensgenossen, welche die politischen und bürgerlichen Rechte erfüllen, nach Verminderung der stehenden Heere und allmälige Einführung nationaler Miliz,

Freiheit des Handels, oder wo diese nicht zu erlangen ist, Vergeltung und Beschränkung.

Alle diese Forderungen, sind sie revolutionär? — Sind sie nicht zum Theil schon durch die Zeit erfüllt und wenn sie nicht erfüllt sind, schweigen deshalb, weil man sie ehemals verdammte, diese Wünsche jetzt etwa? Wählt man nicht außer den Flugschriften und wissenschaftlichen Untersuchungen, die man den Fragen der Zeit widmet, die gesetzlichen Verfassungsorgane sie immer wieder von Neuem anzuregen?

In Grätz bildete sich im Jahre 1818 ein adeliches Casino. Andere Lebenszeichen konnte die Reactions-Partei nicht wohl geben, da das ganze Oestreich fast gar keinen Antheil an den Bewegungen der Zeit nahm, und die neuesten Begebenheiten mit ihren ungeheuren Eindrücken so spurlos vorübergegangen waren, daß kaum der mindeste Fortschritt der bürgerlichen Gesellschaft zu bemerken war. In Sachsen wurde den bürgerlichen Ritterguts-Besitzern ihr Gesuch um Sitz und Stimme auf dem Landtage abgeschlagen, der Adel sträubte sich überhaupt gegen alle Angriffe auf ihre Immunitäten und Privilegien und der Gutsbesitzer Merker auf Gören, welcher beim Meklenburgischen Landtag die Aufhebung des Erbadels und der Leibeigenschaft beantragt hatte, weil beide aus derselben Quelle der Unterdrückung entstanden seien, erhielt von seiner Regierung die härteste Zurechtweisung, daß er sich mit anmaßender Oberflächlichkeit zum Richter über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufwerfe. In Churhessen erschien sogar eine Verordnung, wonach nur Adels- und Rathssöhne und der älteste Sohn eines Predigers studieren sollten. und die westphälischen Verordnungen über Lehne, Grundzinsen, Bannrechte, Zünfte, wurden aufgehoben; ferner, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Freiheit des Handels, die Geschwornen-Gerichte und die Oeffent-

lichkeit. Und nicht anders ging es in Hannover, und im Osnabrück'schen, wo sogar das Niederschießen der Stohn auf 3 Jahr untersägt wurde. Die Nachricht von der Wiedereinführung der Folter erzeugte tumultarische Auftritte, und daß bei alle dem auch in Hannover, einem durchaus protestantischem Staate, die Hierarchie ihre Hände im Spiel hatte, geht daraus hervor, daß der Gesandte in Rom die Behauptung wagen durfte: die Erhaltung der Krone sei nur vom Bestande des Papstthums zu erwarten.

In Baiern war der Reichsritterschaft die vom Könige gegebene Constitution höchst mißfällig, sie behauptete gegen die Wahrheit, daß ihr dadurch die Patrimonial-Gerichtsbarkeit so gut wie genommen, der privilegirte Gerichtsstand, die Forstgerichtsbarkeit, die Aufnahme von Hintersassen, und die Aufsicht über die gutsherrlichen Gemeinden entzogen sei. Sie übergab deshalb eine Denkschrift, um Herstellung des Rechtszustandes und protestirte gegen jede Gleichstellung der Neuadelichen mit dem Erbadel. Die Pfaffen erhoben nicht minder ihr Haupt nur versteckter und mit mehr Vorsicht als der Adel.

In Würtemberg wo die Verfassung mehr den Forderungen der Zeit entsprach, bestand eine bessere Volksvertretung deren liberales Organ der Volksfreund war; es erging aber nichts desto weniger im Regierungsblatt eine Warnung an das Volk sich jenes Organs nicht zu Bekanntmachungen von Beschwerden über die Beamten zu bedienen und die Herausgeber desselben wurden vielfach in Untersuchung verwickelt, um dann von direct und indirect angegriffenen Beamten gerichtet zu werden.

Selbst im Holsteinischen wollten die wenigen vormals privilegirten Familien noch immer nicht aufhören, ihre Steuer-Exemtionen geltend zu machen und

das Publikum durch ihre Bitte um einen allgemeinen Landtag (d. h. der Feudalstände) dabei zu täuschen. Dasselbe Manoeuver beobachteten die alten Feudalstände des Fürstenthums Lippe. Sie, die Gutsbesitzer von Adel, welche nur ihr vom Volke getrenntes Interesse vertraten, sprachen von Volksvertretung und beschwerten sich sogar beim Bundestage darüber, daß man ihre „durch Vertrag und Herkommen erworbenen Rechte" nicht besser respectiren wolle.

Wie dagegen alle liberalen Institutionen und jede freisinnigere Richtung aufgeklärterer Regierungen z. B. in Weimar die Zielscheibe der Verläumdung und Verlästerung aller Reactions-Federn und Mäuler in ganz Deutschland waren, wird sich im Laufe der folgenden Darstellung mehr als hinreichend darthun.

Wer konnte z. B. die böse hinterlistige Verläumdung verkennen, wenn im deutschen Beobachter schon in einem Schreiben vom 27. Januar 1817 Mißhelligkeiten ꝛc. ꝛc. zusammengefabelt wurden, welche auf dem Weimarschen Landtage sich zugetragen haben sollten, der doch erst — am 2. Februar d. J. eröffnet wurde? —

Wie in Preußen die Zustände sich gestaltet hatten, wird man am besten aus dem nachfolgenden angeführten Thatsachen ersehen:

Kaum war die Wartburgsfeier vorüber, als auch ein Vorfall im Opernhause in Berlin am 31. October desselben Jahres durch die Hamburger Zeitung als die erste Explosion des großen geheimen Bundes (d. h. des kaum erst fingirten!) in einem Tone ausposaunt wurde, als habe man bereits die Jacobiner selbst mit den rothen Mützen beim Schopfe! Und was war's gewesen? — Weiter nichts, als daß einige Studenten des berüchtigten J. Werner's „Weihe der Kraft" ausgepocht hatten, weil sie den Luther durch

die Art, wie schon der nachmalige Katholik ihn entweiht, nicht von einem katholischen Schauspieler auf der Bühne noch mehr entweihen lassen wollten! Nicht einmal zu ihrer Verhaftung und Bestrafung hatte sich ein hinreichender Grund finden lassen wollen, sondern sie hatten den Soldaten und der Polizei, die freilich nie zu protestiren pflegen, geduldig Platz gemacht. Die Verdächtigung war daher auch hier lediglich vom Zaune gebrochen, oder man mußte es denn für revolutionär erklären, sobald Jemand überhaupt seinen Sinn für's Heilige und Hohe ausspricht, und die Beifalls- oder Tadelszeichen, nicht bloß auf einen hübschen Teller, oder einen Mißton beschränkt! Uebrigens hatte auch selbst die an sich höchst unbedeutende, einfache Begebenheit, die übrigens schon 3 Jahre vorher (also selbst zu den Zeiten des eifrigsten Patriotismus!!!) zu Berlin vorgespuckt hatte! — zwei Seiten.

Eifrige Protestanten mochten es allerdings, besonders bei der kränkelnden Richtung der Zeit zum Katholicismus mit Recht unpassend gefunden haben, die Feier des Reformationsfestes durch jenen Pseudo-Luther zu entweihen. Hiergegen läßt sich denn wahrlich wohl nichts sagen. Nur verkappter Jesuitismus hätte darin etwas Revolutionäres finden können, wenn ein Theil des Publikums in einer in allen Theatern gebräuchlichen Sprache seine Meinung geltend machte! Indeß, es kann auch eben so gut damals der kräftige Luther, selbst wie ihn ein Werner darstellte, mit seiner kräftigen Stimme der Wahrheit und Aufklärung für die aristokratisch-hierarchische Reactions-Parthei, welche schon seit einiger Zeit wieder Luther den Exrevolutionär nannte, kein erfreulicher Anblick gewesen sein. Selbst so entweiht mag die Aufführung dieses Stückes nicht in ihren Kram gepaßt haben. Wie leicht konnte sie daher durch ihre verkappten Emissäre die erstere

bessere Stimmung benutzen, um über das Stück einen Scandal zu verbreiten. Durch das Auspfeifen und Austrommeln jenes Stückes schlug sie dann wieder, wie das Sprichwort sagt, nach ihrer beliebten Manier, zwei Fliegen mit einer Klappe. Luther ward ausgepfiffen und zugleich ein Scandälchen in's Leben gerufen, welches ihr eine erwünschte Gelegenheit gab, von allen Seiten her ihr Lärmgeschrei zu wiederholen? — Die frömmelnd kränkliche Idee, welche bei jener Begebenheit mitspukte, daß nämlich ein Luther überhaupt nicht auf die Bühne gehöre (als wenn nicht gerade hier das Höchste dem gewöhnlichen Publikum klar gemacht und tief eingeprägt werden könnte, und als wenn nicht selbst der wissenschaftlich Gebildete sich über die gelungene Darstellung eines richtig historisch aufgefaßten Characters freuen müßte!) zeigt offenbar nur auf die letztere Seite hin. Diese scheint auch selbst das Publikum aufgefaßt zu haben, als es schrie: „hinaus mit den Studenten, wir sind nicht mehr so bigott wie ehedem!" —

In Göttingen fanden im Juni 1818 ebenfalls Unruhen statt und zwar in Folge der Unvorsichtigkeit eines Studenten, der ein Kind umrannte, es jedoch bald wieder aufhob, und dafür von einem Metzger ausgeschimpft wurde. Eine Ohrfeige des Studenten zog ihm Mißhandlungen von Seiten des Metzgers zu, worüber denn Klage geführt wurde, ohne daß durch den Prorector Genugthuung zu erhalten war. Die Bursche zogen nun förmlich aus, da das Militär unvorsichtiger Weise eingeschritten war. Die der Studentenehre von den Behörden der Universität und Polizei verweigerte Satisfaction verschafften sich die Musensöhne im aufbrausenden Uebermuth der Jugend selbst; sie demolirten das Fleischerhaus, machten sich also einer strafbaren Handlung schuldig. Wer aber möchte in diesem Factum revolutionäre Gesinnungen finden wol-

len? Gewiß Niemand! Und doch rückte ein Commissarius mit Militär an, verlangte die Auslieferung der Rädelsführer, und ließ endlich, ohne diese auch nur zu hören, einhauen. Da derselbe nicht einmal die Commission von vier Studenten aus Hannover zurückerwartete, sondern die Gewaltthätigkeiten fortsetzte, so setzten sich die Studirenden nothgedrugen zur Wehre. Sie protestirten dabei gegen die an ihnen begangenen Ungesetzlichkeiten, denn man hatte das den Studenten zunächst zustehende Recht, sich dem Senat allein zu fügen, nicht einmal zugeben wollen, sondern sich Maaßregeln erlaubt, welche ganz gegen jedes Herkommen, nur geeignet waren, zu gewaltsamer Abwehr des Unrechts zu veranlassen. Nichtsdestoweniger posaunte man sofort in Tagesblättern von Jacobinismus, Freiheitsschwindel, und schickte mehrere Individuen auf die Festung; man dehnte die Strenge, auf den Rath der Allg. Zeitung Nr. 23, auch auf einige „unruhige Köpfe" unter den Professoren und Docenten aus, und stellte sie unter die Aufsicht höherer, comittirter Staatsbeamten. Die „actenmäßige Darstellung" dieses Ereignisses und seine Folgen von Hannover aus, vermochte nur sehr dürftig die Mißgriffe zu beschönigen, und versuchte den ganzen Vorfall als Ausfluß eines gefährlichen, politischen Geistes zu schildern. Mußte man nicht auf die Vermuthung kommen, daß man absichtlich ein so geringfügiges Ereigniß in's Große trieb, und den leicht zu erstickenden Funken zur vollen Flamme anblies? Eine andere Deutung ist bei näherer Betrachtung kaum möglich, ja es scheint ziemlich gewiß, daß man die Gelegenheit als ein Mittel zu willkommenen Beschränkungen und Verdächtigungen freudig ergriff.

Bei der Wiederkehr des 18ten Octobers im Jahre 1818 benutzten Blätter wie der Correspondent, die Frankfurter Ober-Postamt-Zeitung und andere die

Gelegenheit, um Anfragen der Studenten in Jena, und Antworten des Großherzogs von Weimar über die Wiederholung des Festes, welche rein erdichtet waren, zu verbreiten. Sie wurden am besten durch das würdige Begehen dieses Tages, durch passende Reden, Gottesdienst, Turnspiel und Gesänge widerlegt, nichts desto weniger scheute man sich nicht zu sagen, daß die heimlichen Umtriebe nur desto lebhafter sein würden, je weniger sie wagen dürften, äußerlich zum Vorschein zu kommen. Es sei dies ein Geschwür, das, wenn es nicht mit heroischen Mitteln bei Zeiten ausgerottet wird, mit unaufhaltsamer Wuth unter sich fresse und den Leib der Staaten in kurzer Zeit aufgelöst haben werde. Andere Stimmen ließen sich dahin vernehmen: „Wir haben nicht vergebens gewacht. Wer kann denn zweifeln, daß der Sturm auf das Haus des Fleischers in Göttingen auf das Engste mit der Verschwörung des Wartburger Blocksbergs-Festes zusammenhing, und daß es das erste Glied einer langen Kette Unthaten war, die ganz unfehlbar(??) erfolgt sein würden, hätten wir nicht Sorge getragen, die rebellische Rotte durch die bewaffnete Macht zu zerstreuen und den Giftbaum ihrer ruchlosen Absichten durch das Schwert unserer Husaren bei der Wurzel abzuhauen?" — Dergleichen Aeußerungen richten sich ganz von selbst, es sind Folgerungen ohne Permissen, grundlose Verfolgungen ohne Thatsachen. Im October 1818 war zu Jena eine Anzeige gemacht, daß daselbst ein aufrührerisches Flugblatt: „der deutsche Jüngling an das deutsche Volk," erschienen sei; bei angestellter Untersuchung wollte sich aber keine Spur davon finden. Mittlerweile war der Congreß in Aachen zusammengetreten, dessen Repräsentanten Alles in Bewegung setzten, um die Fürsten von der Bahn freisinniger Volksgrundsätze abzuleiten, und Letztere als staatsgefährlich darzustellen. Das angeb-

liche Attentat auf das Leben des Kaiser Alexander auf seiner Reise von Aachen nach Brüssel, war wohl nichts als ein Gaukelspiel; denn die deshalb eingezogenen Individuen, welche Werkzeuge dieser Gaukelei waren, wurden von distinguirten Personen beschützt, ja man drang sogar auf ihre Befreiung mit dem Bemerken: „wenn diese Individuen wirklich nicht zu retten sind, so finden die Commissärs keine Personen mehr zu ihrem Dienste.

Der Vrai libéral erklärte späterhin die ganze Verschwörungsgeschichte ausdrücklich für eine Faxe, wodurch eine Menge Menschen verhört wären, die nie an eine Verschwörung gedacht hätten, und daß man mit ihnen zugleich fremde Agenten nur pro forma mit verhaftet. Das Ganze nannte er ein Manoeuvre, um das Vorgeben einer weit verzweigten Verschwörung der Liberalen wahrscheinlich zu machen.

Die Fürsten wurden auf diese Weise immer schüchterner und mißtrauischer gemacht. Die Krone dieser Bestrebungen war aber die Schrift eines Russen, v. Stourdza: l'état actuel de l'Allemagne, welche nur in 50 Exemplaren gedruckt und unter die hohen Häupter und Diplomaten in Aachen vertheilt wurde. Das Geheimniß, mit welchem man dieses Manoeuvre umgab, wurde jedoch bald erklärt. Der Inhalt desselben war folgender: Deutschland stehe an Schwelle einer Reaction, die höchst gefährlich werden könne, wenn man ihr nicht zuvorkomme. Es wolle, sagt das Memoire, nur wenige Thatsachen der letzten drei Jahre anführen: Die Raserei der Pöschlianer, den Auflauf in Breslau, das Geschrei auf der Wartburg, die blutige Empörung der Studenten in Göttingen, die letzten religiösen Unruhen in Sachsen, die Gährung der Geister und die Steuerverweigerung in Schwaben, und mehr als Alles, die Auswanderungen — diese Thatsachen kämen unglücklicherweise zu-

sammen und straften die Versicherung derer Lügen, welche anstatt dem Uebel, wie es sei, in's Gesicht zu sehen, sich damit begnügten, das Dasein derselben abzuleugnen. Die Burschenschaft wird als eine association séditieuse; ohne alle Beweismittel angeklagt. Es sucht eine entschiedene Unzufriedenheit der untern Volksklassen hervorzuheben, und meint, sie wären müde, den Herrn zu wechseln, und gebeugt unter der Last einer verwickelten Verwaltung, die drückender für die Völker als fruchtbar an wohlthätigen Folgen, auch der Kleinheit der Gebäude nicht angemessen sei. Damit konnte nichts anders verdeckt ausgesprochen werden, als der Wunsch, man möge dem Adel und den Gerichtsherren wieder die Verwaltung und Herrschaft zurückgeben, diese würden besser mit den Leuten fertig werden. Auf das Schwanken und die Auflösung des Protestantismus schimpft Herr v. Stourdza. Die heilige Schrift soll nur unter der Leitung und Autorität der hierarchischen Hoheit gelesen werden, und kein anderes Licht geduldet werden als, la lumière de la foi! Als Heilmittel wird es gerathen: le seul principe reparateur, qui semblait pouvoir remedier au bouleversement des idées sociales et religieuses et lui même le mal inventéré de tous.

Nicht mit Unrecht nannte man dieses Memoire das Lichtputzer Memoire; denn es ging auf nichts Anderes hinaus, als die Freiheit des Unterrichts zu beschränken und zu vernichten. Unter dem Scheine einer gewissen Liberalität meint es, die alten Privilegien der Hochschulen vertrügen sich nicht mehr mit den jetzigen Zeitverhältnissen. Es will daher das aus dem unruhigen Geiste der Deutschen hervorgegangene Eigenthümliche der Universitäten abgeschafft wissen. Nicht achtend die schon so vielfach nachgewiesenen Vortheile desselben für das Fortschreiten der Wissenschaften nnd der Bildung, verwirft es die erstern, weil es

eben das Letztere nicht will. Stourdza gehörte wahrscheinlich auch zu jenen „verständigen Männern, welche das Vaterland lieben," die von dem Aufrufe der Zöglinge des Collège Louis le Grand Veranlassung nahmen, die Nothwendigkeit zu demonstriren, daß der öffentliche Unterricht wieder der Leitung der Jesuiten übergeben werde. Der Student soll nur das hören, was ihm unwiderruflich vorgeschrieben ist. Das Memoire fordert sogar Beschränkung der Studenten auf bestimmte Lehrer, welche nur im Interesse des Staats gewählt werden dürften, und die gänzliche Verdrängung der Preßfreiheit. Seine eigentliche Haupttendenz war, die Aufklärung, und besonders die Universitäten Deutschlands von der sittlichen und religiösen Seite zu verdächtigen, und sie als Werkzeuge der Hölle darzustellen, um die deutsche Jugend zu verderben. Es fordert gebieterisch die Rückkehr einer bessern Ordnung der Dinge in diesem Deutschland, in welchem alle Calamitäten sich vereinigen. Unter der bessern Ordnung versteht sie aber nichts als vollständige Reaction. Man erinnert sich dabei der Worte Llorente's in seiner Geschichte der spanischen Inquisition: „la pluspart des hommes qui environnent le trône ont toujours été et seront toujours partisans de l'ignorance, des espions ulteamontaines et des idées qui dominèrent dans le monde chrétien avant l'invention de l'imprimerie, idées reproduites et rigouresement soutenues par les Jesuites."

Wir kommen nun zu einer höchst traurigen Begebenheit, welche ganz Deutschland in Aufregung brachte, zu der Ermordung Kotzebue's am 13. März 1819. Wir lehnen uns bei der Darstellung dieses Vorgangs zunächst an die „aktenmäßige Geschichte," welche im Jahre 1821 erschien. Zunächst geben wir, ihr folgend, eine kurze Uebersicht der Kotzebue'schen Wirk-

samkeit, und fügen später die einfache Erzählung der Thatsache selbst hinzu. Erst dann werden wir einige Betrachtungen darüber anstellen.

„Während der erste Enthusiasmus für deutsche, innere Rechtsfreiheit gerade auf derjenigen Universität am meisten lodern mußte, wo man, mit Billigung der von Napoleon unterdrückten, besonders norddeutschen Regenten, an der Befreiungssache gegen außen den willigsten Antheil genommen hatte, wurden von Weimar aus, wo längst schon August von Kotzebue, der dort geborne und sehr bekannte, eine in der Sache unerwünschte Erscheinung war, Fragmente aus Bülletins bekannt, von denen Kotzebue glauben machen wollte, daß sie nur auf höhere Veranlassung verfaßt würden und an höchsten Orten große Aufmerksamkeit erhielten.

Wie wenig Wahrheitsgrund diese Selbstberühmtheit hatte, war im Augenblick der Entdeckung durchaus nicht bekannt. Nur allzu oft hatte sein argwohnsäender, böser Dämon, Aristokratie genannt, damals ausgebreitet, daß man nur aus Scheu vor russischen Cabinetsgrundsätzen in Deutschland so liberal für Verfassung nicht sein könne, wie man gerne selbst wünschte.

Durch längere Zeit und Beobachtung ist Niemand von dergleichen Mißkennung der Zeitbedürfnisse entfernter erkannt worden, als das Gemüth Kaiser Alexander's. Selbst aus dem Verfolg der Unglücksgeschichte Kotzebue's wurde nichts klarer, als daß der russische Hof sich in den Gang der Rechtssache seinetwegen nicht im geringsten einmischte.

Auf Kotzebue selbst liegt das Unheil, daß er sich gar zu gerne wie eine diplomatische Person unter den Leichtgläubigen geltend machte. Der Inhalt der bekanntgewordenen Bruchstücke beweist nur seine Absicht, was und gegen wen er es in Rußland gel-

tend und schädlich machen wollte, nicht, daß er es vermochte, nicht, daß ihm eine Richtung dieser Art anders, als aus seiner eigenen Denkart heraus, gegeben war.

Er wurde genommen, wie er sich selbst gab. Allgemeiner Unwille gegen ihn brach besonders zu Jena, und am meisten in den Gemüthern der noch nicht weltklugen, akademischen Jugend aus, da Luden ein allgemein geachteter Lehrer ist. Auch Sand war damals gerade zu Jena.

Die That gegen Kotzebue ging, wie der Thäter selbst oft angab, zunächst aus dieser Bülletinsgeschichte hervor. Sie müssen also in den Zusammenhang, wie sie, durch die eigene Schuld ihres Verfassers, betrachtet wurden, zur Aufklärung der That aufbewahrt werden. Der Volksfreund 1818 gab davon im Januar Nr. 13, 14, was vor der Erklärung von Kotzebue zu geben war.

Nach Kotzebue's eigener Erklärung in seinem Literar. Wochenblatt Nr. 42, 1818, hatte das ganze Bülletin weit über 20 Foliobogen (in der Abschrift gegen 50) betragen. War das, was Dr. Lindner daraus in der Eile zur Probe auszog, das Einzige deutschen Gelehrten schädliche, was Kotzebue an seinen Hof heimlich anzubringen suchte? Da er hörte, daß die Probe in der Nemesis abgedruckt, aber nicht mit der Behauptung, Er sei der Verfasser, abgedruckt werde, schrieb er dem Staatsminister, Grafen Edling, zu Weimar, daß er diesen Abdruck erstlich für unschicklich in Hinsicht auf seinen Hof halte und zweitens für einen Eingriff in sein Eigenthum. Er selbst also zog die Sache auf sich und suchte sogleich und als das Erste seinen Hof darein zu mischen. Wären seine Bülletins oder, wie er sie auch nennt, Rapporte von der Art gewesen, wie Grimm's Correspondenz mit der Kaiserin Katharina, hätte er sie rein-literarisch

für das, was aus deutscher Literatur für Rußland Neues, Nutzbares, ihm auffiel, bestimmt behandelt, wie der Sinn des Auftrags war, wie hätte es ihm einfallen können, was damit vorging, wie eine diplomatische Angelegenheit deuten zu wollen. Wenn Grimm's Correspondenz auch schon früher gedruckt worden wäre, wie sie es jetzt seit Jahren ist, kein Mensch hätte dabei eine Hinsicht auf den russischen Hof einzumischen gedacht. Einzig dieser unwahre und eitle Charakterzug, zwischen einem literarischen und diplomatischen Correspondenten schweben zu wollen, verwirrte hier abermals den durch so viele Warnungen seines Schicksals, den selbst durch Sibirien nicht genug gewarnten Weltklügling.

Er verlangte, daß durch den Schutz des Großherzogs die unrechtliche Publication unterdrückt wurde. Daß er fortführe, heimlich Ehrenmänner, so viel seine Kraft ausreichte, an höchsten Orten anrüchig und verdächtig zu machen, war nicht unrechtlich! Dieser Heimlichkeit durch Oeffentlichkeit zu steuern, sollte allein unrechtlich sein. Wenn ich erfahre, daß der Andere Gift gegen mich bereitet, soll ich es ihm nicht entreißen, nicht es als Gift zeigen und zernichten dürfen, weil es sein — Eigenthum ist, und weil er Nutzbares zu versenden einen respectabeln Auftrag hat?

Diesen Auftrag hatte Kotzebue in zwei Briefen an seine Mutter (Reval, 29. November 1815 und 10. Januar 1817) selbst so angegeben:

„Se. Majestät, der Kaiser, hat mir die Bestimmung angewiesen, Ihm monatlich Berichte zu erstatten, von allen neuen Ideen, welche über Politik, Statistik, Finanzen, Kriegskunst, öffentlichen Unterricht ꝛc. in Deutschland und in Frankreich in Umlauf kommen; und aus diesen monatlichen Rapporten sollen sodann die verschiedenen Ministerien Auszüge erhalten, ein jedes von der Materie, die in dessen Haupt-

fach schlägt. Dieser Auftrag ist mir in so ehrenvollen, schmeichelhaften Ausdrücken geschehen, daß die Bescheidenheit verbietet, sie zu wiederholen. Ferner scheint es mir ein Geschäft, welches nicht allein ganz mit meiner Neigung übereinstimmt, sondern in welchem ich auch für das russische Reich unendlich viel Gutes stiften kann. Wie manches Gute und Nützliche wird nunmehr dem Kaiser selbst und dessen Ministern bekannt werden, was ohne diese Berichte ihnen unbekannt geblieben wäre." —

Selbst da, wo Kotzebue gleich Anfangs seinen Auftrag offenbar so hoch wie möglich stellen wollte, war derselbe auf Verpflanzung von Gutem und Nützlichem für Rußland, nicht auf das Nachspüren der Meinungen, welche, aus ihrem Zusammenhang herausgerissen, einer geheimen Polizei als belauschenswerth dargestellt werden könnten, gerichtet.

Da man aber in Deutschland, besonders zu Weimar, Kotzebue's Art und Unart, überall Privathaß einzumischen, sogar schon vor Bahrdt mit der eisernen Stirne so sehr kannte, daß er eben deswegen von Weimar verwiesen worden war, so wurde genauer bei dem russischen Gesandten nach dem Zweck seiner Sendung gefragt, nicht, wie wenn dieser an sich hätte beargwohnt werden können, sondern unfehlbar um Kotzebue den Wink, daß er ihn nicht auf seine Weise ausdehnen dürfte, zum voraus zu geben. Jetzt war Kotzebue genöthigt, zu schreiben:

Der Kaiser wolle, daß sein Auftrag blos wissenschaftlich sei, und daß man Kotzebue als einen Reisenden betrachte. Mit Vergnügen werde der Kaiser Ihn sich ganz den Wissenschaften widmen sehen *).

*) S. beide Briefe vollständiger in dem Leben Aug. v. Kotzebue (1820, bei Brockhaus) S. 413, 414 ganz im

O, hätte er dies gethan! Hätte er den menschenkennerischen Wink des Kaisers, nicht immer ein Geschäftsmann scheinen, sondern ein Mann der Wissenschaft seyn zu wollen, verstanden und befolgt! Hätte er sich selbst wie ein für das Wissenschaftliche Reisender betragen! Nicht wie ein Halbdiplomat erscheinen wollen, nicht wie ein wirklicher Anschwärzer, da wo keine Vertheidigung möglich ist, schon Argwohn aber gefährlich werden kann, sich bewiesen!

Aber selbst da, wo K. schon genug wußte, welche Sensation die Proben aus seinem zweiten Bülletin in Deutschland gemacht hatten, selbst da, wo er sich durch sein letztes Wort darüber sichern wollte, trieb ihn sein böser Dämon, nur Argwohn säen zu wollen. Er schrieb S. 331:

„Ich vermuthe ferner nicht blos, sondern ich bin fest überzeugt, daß manche deutsche Schriftsteller eine Revolution sehnlichst wünschen, um als Volksredner, Deputirte, Repräsentanten eine Rolle zu spielen. Wer die französischen Flugschriften in den ersten Jahren der Revolution gelesen hat, muß durchaus verblendet sein, wenn er nicht erkennt, daß manche deutsche Flugschriften (welche?) gerade dasselbe (wovon doch, besonders in den ersten Jahren der französischen Revolution vieles sehr gut war!) sagen, predigen und begehren, sich gerade, wie jene, wohlthönender Phrasen (sollten sie sich des repristinirten Kanzleistyls besser bedienen ler-

---

Litterar. Wochenblatt 4. Bd. Nr. 2. Schon Nr. 1 daselbst ist gesagt: „Zufällig ist die kaiserliche Instruction, welche Kotzebue erhielt, schon nach Rußland zurückgegangen. Ihr Inhalt würde deutlich zeigen, wie sehr man sich geirrt hat, als man hinter Kotzebue's literarischer Bestimmung diplomatische und politische Pläne suchte." Hätte doch dies Kotzebue's Eitelkeit nicht allzusehr veranlaßt!

nen?) bedienen und immer nur das Heil des Volks (also das Heil Aller, aber nicht bloß der Kasten) im Munde führen. Wenn nun gleiche Ursachen, wie gewöhnlich, gleiche Folgen hervorbrächten, wer sollte nicht zittern, wer sollte nicht warnen?"

„Meine Ueberzeugung ist," fährt K. fort, „daß, wenn die Weisheit unserer Fürsten uns nicht vor einem auswärtigen Kriege bewahrt, jene Schriftsteller (welche denn, Du öffentlicher Angeber!) endlich das Volk, das sie unaufhörlich bearbeiten (bearbeitete es Einer so viel, wie Kotzebue? Sollte nur Er auf diese Weise „sich den Wissenschaften ganz widmen" dürfen?) zu gefährlichen Schritten verleiten werden."

„Meine Ueberzeugung ist, daß es Katheder- und Stuben-Gelehrten (sie sollten ja wohl Alle solche wissenschaftliche Reisende, wie K. werden?) an der nöthigen Erfahrung und Weltkenntniß mangelt, um klar in die nächste Zukunft zu schauen und daß folglich

> der Same, den sie in junge Gemüther streuen, nur bittere Früchte tragen werde, entweder für die Jünglinge selbst, oder für das Vaterland."

Kann noch eine Frage sein, wer gegen diesen Unklaren, welcher alles verdächtig machte, weil er öffentlich ganze Classen anklagte, und heimlich in den Bülletins Einzelne durch abgerissene Stellen unter die allgemeine Gefährlichkeits-Anklage subsummiren lehrte, den tiefsten Widerwillen erweckt habe? So günstig ihm das Glück war, so unverbesserlich wurde sein Charakter immer wieder der Schöpfer seines Unglücks.

Steigen mußte wohl im deutschen Publikum die üble Meinung, daß Kotzebue auf eine Unterdrückung des öffentlichen Urtheils und des selbstthätigen deut-

schen Universitäts-Unterrichts immer thätiger hinarbeite, da man in Nr. 1 seines literarischen Wochenblattes las, im Januar 1819, unter dem leichten Titelchen: „Literarische Bemerkung" las: „Ueber die in allen Zeitungen erwähnte Schrift: Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne, erlauben wir uns nicht, unsere Meinung zu sagen. Denn wir wissen, daß diese Schrift officiell ist. —"

Ueber Officielles also sollte keine Meinung mehr gesagt, keine Rechtfertigung bekannt gemacht; auch den Großen nicht mehr von unten herauf deutlich gemacht werden, wenn sie die Hochstehenden, weil in der Mitte falsche Brillen ihnen vorgehalten werden, oft das wahre nicht nach Pflicht und gutem Willen sehen können? „Desto mehr," fuhr die literarische Bemerkung fort, „müssen wir uns wundern, daß die Zeitungen diesen Umstand ignoriren, und daß ein Nachdruck derselben Schrift mit dem Namen des Redacteurs erschienen ist, da nur 50 Exemplare zur confidentiellen Mittheilung an die verbündeten Mächte bestimmt, in Aachen auf höhern Befehl gedruckt worden sind."

Kotzebue vergaß also seine Menschenkenntniß und Erfahrung, mehr als alle Stubengelehrte, um öffentlich in Deutschland, wo man nur durch Oeffentlichkeit so viele unter den Vornehmen verbreitete falsche Ansichten berichtigt zu sehen hoffen kann, zu erklären, etwas officiell Gedrucktes dürfe nicht auch sonst wieder bei Zeiten gedruckt und durch öffentliche Mittheilung der Gegenmeinungen geprüft werden, wodurch doch allein bei Zeiten die Möglichkeit entstehen kann, es entweder als „den wirklichen Zustand der Dinge" in der Nähe anzuerkennen und die Besserung zutrauensvoll mitzuwünschen und durch Uebereinstimmung zu fördern, oder das Nicht-Wirkliche, da selbst in den officiellesten geheimen Darstellungen manches nur

Vermeintliche den Regenten vorgehalten werden kann, von dem Wirklichen scheiden zu helfen. Denn solche Vormünder, welche nicht einmal ihre Mündel über sich selber zum Wort kommen lassen und anhören wollten, wollen doch die größten und die kleinsten europäischen Mächte gewiß nicht sein, könnten es auch, wenn sie wollten, doch nicht mit Selbstzufriedenheit werden.

Noch auffallender wurde es, daß im vierten Stück des März 1819 in Nr. 22 des literarischen Wochenblattes, nachdem die Stourdzaische für ganz Deutschland so bedenkliche Schrift schon von genannten, bedeutenden Männern öffentlich geprüft worden war, Kotzebue drucken ließ!

1) Von dieser dem Congreß zu Aachen überreichten Schrift sei Staatsrath von Stourdza Redacteur und nichts weiter gewesen. Sie sei auf höhern Befehl gedruckt und in wenigen Exemplaren confidentiell an Mächte vertheilt wurden, die Deutschland's Heil zu berathen versammelt waren. Sie sei eine Schrift, die große, auf lauter Thatsachen gestützte Wahrheiten enthalte, Wahrheiten, die von dem liberalsten Herrscher anerkannt werden. Die Schreier, die gegen das Memoire sich aufgelehnt haben, seien lauter Menschen, welche fühlen, daß wunde Flecke ein wenig unsanft berührt worden und fürchten von ihrem verderblichen Einfluß zu verlieren, wenn gewisse Gegenstände ernstlich zur Sprache kommen. Kein vernünftiger und rechtlicher Mann, der das jetzige Turn- und Studenten-Unwesen auch nur von Ferne beobachtet, zweifle an der Nothwendigkeit, die Jugend, und in ihr das Glück der kommenden Geschlechter, dem Irrgarten zu entreißen, in welchem sie jetzt herum stolpert.

2) Weil der Satyriker, Friedrich, in einem Aufsatz

über Preßfreiheit und akademische Freiheit in den Originalien „meinte," bald würden Kosaken und Baschkiren Preßgesetze und Studienplane für Deutschland entwerfen, der Verfasser des Memoire's wolle Wissenschaft und Kunst in eine russische Hornmusik verwandeln, wo jeder nur Einen a posteriori eingeübten Ton hervorbringe; so sollten von Rechtswegen die Posteriora des Herrn Friedrich die Verantwortung dieser ekelhaften Gemeinheiten übernehmen, wobei allerdings einige Kosaken und Baschkiren nützliche Dienste leisten würden."

So viel von Kotzebue vorläufig!

Den 8ten März wanderte Sand von Jena nach Erfurt, wo er sich in ein Wirthshaus an den Grethen einlogirt zu haben, und Abends den 11ten März in ein anderes Gasthaus, zum Giebeel, um dort den Abgang der Post zu erwarten, gegangen zu sein versicherte. Auf eine spätere Frage aber mußte Sand bekennen, den 9ten März Abends bei dem Turnlehrer S. eingekehrt, und bis zum 11ten bei ihm geblieben, dann aber erst gegen Abend in das Wirthshaus zum Giebel zur Abreise gegangen zu sein. Von dort machten zwei Kaufleute aus Frankfurt am Main die Reise bis Frankfurt in seiner Gesellschaft. Einen M—s aus Frankfurt beschrieb Sand als einen Bauchredner. — Die Personen, welche die Reisegesellschaft unterwegs gesehen hatten, wissen von einem solchen nichts. Sand erklärte der eine dieser Kaufleute habe unter dem Namen „Alexander" in mehreren Städen Vorstellungen gegeben; er habe ihn zu Weimar gesehen und sogleich wieder erkannt.

Den 11ten Nachts 11 Uhr fuhren sie mit der Post von Erfurt ab. Während am 12ten in Eisenach angehalten ward, um zu Mittag zu essen, beredete Sand beide Gefährten, auf der Wartburg Mittags ihr Mahl einzunehmen. Sie ließen sich die Merkwürdigkeiten

der Burg zeigen und bei dieser Gelegenheit soll Sand, nach Auszug des einen Reisegefährten geäußert haben: „hier sind heilige Worte gesprochen, und von diesem Orte wird noch viel Gutes ausgehen!“ Sand leugnete, dieses gesagt zu haben. Er habe sich nur geärgert, daß einzelnes elendes Schnitzwerk und Kleinigkeiten gelobt, die große Art des Ganzen aber übersehen werde.

In das Stammbuch für Studenten auf der Wartburg fand sich von Sand unter dem 12ten März d. J. eingeschrieben: „Was sollen auch die alten Schlafmützen schaffen? Vertrauet auf euch selbst und bauet in eigenen Herzen Gott und dem Vaterlande einen Altar auf.“ Alsdann den Lieblingsspruch aus Körner's Gedichten:

Drück dir den Speer ins fromme Herz hinein
Der (Deutschen) Freiheit eine Gasse.“

Unter den „Schlafmützen“ wollte er, nach späteren Auslegungen im Verhör, verstanden haben, man solle sich nicht auf das schwache Alter verlassen. Dann sollte es auch eine Anspielung enthalten, daß jetzt für die Sache Gottes wenig geschehe.

Von Eisenach bis Frankfurt ging die Reise ohne Aufenthalt und weitere Gesellschaft. Nachts vom 13ten auf den 14ten März kam Sand zu Frankfurt an, und trat mit seinen Reisegefährten in dem Wirthshause zum Schwan ab. Er suchte seinen ältern Bekannten und Landsmann W—n aus Hof, der früher preußischer Officier gewesen, dermalen aber in der Herrmann'schen Buchhandlung war, auf und logirte bei ihm bis zur folgenden Mittwoch, den 17ten März, wo er Morgens 7 Uhr den Weg nach Darmstadt antrat. W. begleitete ihn bis an die Sachsenhäuser Warte.

Während des dreitägigrn Aufenthaltes zu Frank-

furt brachte Sand seine Zeit theils in Privathäusern, theils auf Spaziergängen zu; einmal, am Abend vor seiner Abreise, war er in Oberrad, beim Weinwirth Beil. Sein Umgang bestand aus mehreren Personen, mit denen er früher studirt hatte, und aus andern, die er zu Frankfurt kennen lernte.

Alles dieses wurde erst durch amtliche Nachforschungen der Untersuchungs-Commission bekannt; Sand selbst hatte im Verhör vom 24sten März, als er eben erst wieder zum Gebrauch der Sprache gekommen, angegeben: die erste in Frankfurt zugebrachte Nacht habe er im Schwan logirt, die zweite in dem Wirthshause eines Dorfes, das über eine Warte hinaus, links von Isenburg liege, die dritte habe er in einem kleinen Wirthshause in der Stadt zugebracht, das er nicht beschreiben könne. Er habe Niemand zu Frankfurt besucht, sondern nur sich dort umsehen wollen.

Den 17ten März kam Sand nach Darmstadt, wo er auf der Straße einen gewissen S., den er beiläufig in Jena kennen gelernt hatte, gefragt haben soll: „Wie steht es hier?" Auf dessen Erwiederung: „Wie so?" habe Sand sich nicht weiter eingelassen, sondern nach dem Wirthshause, wo die Heidelberger Studenten zu logiren pflegen, gefragt Doch statt in dem ihm angewiesenen Darmstädter Hof zu gehen. ging er zu einem dortigen Advokaten H., der ihm Logis anbot, das er aber nicht annahm, weil ihm die Wohnung zu geräuschvoll schien. Er blieb bis zum 21sten bei dem Kameral-Prakticanten K., wo ihm seine Freunde ein Logis verschafft hatten, in welchem er nach Wunsche für sich leben konnte.

Er hielt sich beinahe immer zu Hause auf. Nur einmal, sagte er, sei er in den Gärten und in das Gebirg spazieren gegangen; sein Umgang beschränkte sich auf vier bis fünf Personen; darüber, daß er sich besonders bemühete, in Darmstadt unbekannt zu bleiben,

stimmen viele Aussagen seiner dort abgehörten Bekannten überein. Er selbst behauptete, daß er nicht recht wohl gewesen sei, und sich seinem Nachdenken haben überlassen wollen.

Das oben Angegebene erfuhr man durch officielle Nachrichten über seinen Aufenthalt zu Darmstadt, die er später selbst als richtig anerkannte. In dem Verhör vom 24sten März behauptet er, sich in Darmstadt gar nicht aufgehalten, sondern nur die Gärten besehen, und in einem seitwärts nach dem Gebirge zu gelegenen Dorfe übernachtet zu haben. Er habe den Melibocus und andere Gebirge der Bergstraße bestiegen, nur in Dörfern, deren Namen er jedoch nicht wisse, übernachtet und überhaupt den Zweck gehabt, diese schöne, so merkwürdige Gegend, die er lange schon zu durchstreifen gewünscht hätte, und in deren Nähe er schon zweimal gewesen sei, ohne sie besehen zu können, recht zu bereisen.

Von K. und von einem gewissen S. aus Wetzlar begleitet, setzte Sand am 22sten März seine weitere Reise nach Mannheim fort. Ersterer kehrte bald um, letzterer ging mit ihm bis zu den Bickenbacher Tannen, wo er auf Sand's Bitten ihm im Walde seine lange Haare verschnitt. Dieser herunterhängende Haarwuchs war schon unterwegs an mehreren Orten aufgefallen.

Um 3 Uhr Nachmittags kam Sand nach dem großherzolich hessischen Städtchen Lorsch, eine halbe Stunde seitwärts der Bergstraße und 6 Stunden von Mannheim. Er kehrte im Gasthause zum Lamm ein, besah, von dem Lehrer der Kinder des Wirths geführt, den Ort, aß zu Nacht und miethete einen Wagen, um am andern Morgen früh nach Mannheim zu fahren. Er sagte in Lorsch, es sei seine Absicht gewesen, nach Worms zu gehen; die Zeit werde ihm zu kurz.

Den 23sten März fuhr Sand Morgens 6 Uhr von

Lorsch ab, und kam gegen halb zehn Uhr an der Mannheimer Neckar-Brücke an, stieg dort ab, ließ sich vom Fuhrmann abputzen und entließ ihn mit einem Trinkgeld und den Worten: „Wenn ich wieder durch Lorsch komme, soll Er mich wieder fahren.“

Er ging jetzt in die Stadt und in das Gasthaus „zum Weinberg.“ Hier genoß Sand einen Schoppen Wein und etwas Brod zum Frühstück. Der Wirth bemerkte durchaus keine auffallende melancholische Stimmung oder eine, besondere Heiterkeit verrathende Bewegung. Sand erkundigte sich nach den Wohnungen des Herrn von Kotzebue und des reformirten Pfarrers Karbach, welchen er, wie er sagte, zu Erlangen habe predigen hören. Gegen 11 Uhr Vormittags ließ er sich von dem Lohnbedienten zu der Kotzebue'schen Wohnung führen. Noch einmal kehrte er um, angeblich um sich die Kleider abputzen zu lassen und ein Halstuch umzubinden, da es ihm mit offener Brust zu kalt sei. Nachdem dieses im Gasthause geschehen war, ging er wieder mit dem Lohnbedienten fort. Sand eilte auf das Haus zu, welches ihm der Lohnbediente als das Kotzebue'sche bezeichnete, bemerkte sich, wie diesem auffiel, schnell die Nummer desselben, gab dem Lohnbedienten ein Trinkgeld, winkte ihm mit der Hand, sich zu entfernen, und zog die Schelle. Eine Magd (wie Sand behauptet, ein Diener) öffnete und fragte nach seinem Namen. Er nannte sich Heinrichs aus Mietau. Es hieß, von Kotzebue sei nicht zu Hause, und Sand ward auf den Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr wieder bestellt. Hierauf eilte er dem Lohnbedienten nach und sagte zu ihm: „jetzt wollen wir weiter,“ und wollte nun die Jesuitenkirche und das Naturalien-Cabinet sehen. Weil beide verschlossen waren, ließ sich Sand in den Schloßgarten führen, um den Rhein zu sehen, erkundigte sich hier nach dem Neckarauer Walde, den er vom Rheindamm

ab sah, und nach dessen Entfernung, sprach aber sonst nichts von Bedeutung.

Um halb 1 Uhr kehrte er in den Weinberg zurück, gab dem Lohnbedienten ein Trinkgeld und sagte, er werde am Abend in das Theater, und am Morgen zum Pfarrer K. gehen.

Der Kotzebue'sche Bediente behauptete zwar, der unbekannte Mensch, welcher seinen Herrn ermordet, sei am Morgen zweimal da gewesen; Sand leugnete dieses aber, und durch den Lohnbedienten, der ihn bis in den Weinberg zurückbrachte, wird diese Angabe widerlegt. Beim Mittagessen im Wirthshause betrug sich Sand sehr ruhig. Seine Tischnachbarn waren zwei Geistliche vom linken Rheinufer, mit denen er sich theils über geschichtliche Gegenstände, theils über die Reformation und Luther unterhielt. Einer derselben beschrieb seine Unterredung so:

„Ohne zweideutige Saiten zu berühren, war Alles, was Sand sagte, besonnen, doch sprach er über allen Begriff gedehnt, und mit niedergeschlagenem Blicke. Seine Außenseite bezeichnete wahrhaft philosophische Ruhe, und einen Mann, der mit sich und der ganzen ihn umgebenden Welt in holdem Frieden ist."

Auf Kotzebue kam die Rede nicht weiter, außer, daß Sand dem Wirth, der ihn fragte, ob er ihn angetroffen, ein trockenes „Nein" antwortete, und zu einem der Geistlichen sagte, er müsse dem Herrn von Kotzebue noch einen Besuch machen.

Eben diese Tischgesellschafter bezeugten, daß Sand mit gutem Appetit, aber mäßig gegessen und nur einen Schoppen Wein getrunken habe. Nach Tisch schrieb er sich in das Fremdenbuch unter dem Namen „Heinrichs," bezahlte seine Zeche und verlor sich alsdann, ohne Abschied zu nehmen. Einer der Geistlichen meinte, zuletzt eine große Zerstreuung an ihm bemerkt zu haben, obwohl er sonst vollkommen ruhig

gewesen sei. Nach Sand's eigener Andeutung und nach des Wirths Aussage, unterhielt er sich bis gegen 5 Uhr mit der Gesellschaft. Er blieb also gewiß so lange im Weinberge, bis er seinen zweiten Gang zu Kotzebue machte. Dieses geschah nach den Aussagen Sand's, des Lohnbedienten, der Fürstin von J. und des Fräuleins Emmi von Kotzebue gegen 5 Uhr Nachmittags.

Ohne seinen Namen noch einmal zu nennen, ward er von dem Bedienten die Treppe hinaufgeführt. — Dieser ließ ihn auf dem Hausgang stehen, um ihn bei seinem Herrn zu melden. Hier traf es sich, daß drei Frauenzimmer die Stiege hinauf gingen, Frau von Kotzebue zu besuchen. Sand, welcher sie höflich grüßte, stand gerade auf der Treppe, wo der Bediente ihm zurief: „Sie können herauf." — Der Treppe gegenüber ist der Eingang zum Wohnzimmer, wo die That erfolgte.. Von diesem führte eine Thür links zu dem Kinderzimmer, an welches der Salon stößt, wo, wie gewöhnlich, die Familie Kotzebue's auch jetzt versammelt war. Rechts am Wohnzimmer ist der Eingang zu einem andern Zimmer, in welches Kotzebue, nach dem Morde, gebracht ward. Auf dieses folgte das Studirzimmer. Der Bediente versicherte, Sand sogleich nach dessen Eintreten im Kotzebue'schen Hause bei seinem Herrn, welcher im Studirzimmer gewesen sei, gemeldet zu haben. Eine Zeugin dagegen behauptet, Kotzebue in dem Wohnzimmer seiner Frau am Klaviere angetroffen zu haben, von wo er in die Wohnstube gegangen sei. Der Bediente erläuterte, daß sein Herr erst durch die ganze Zimmerreihe in den Saal, und von da zurück durch das Kinderzimmer in das Wohnzimmer gegangen sei. Eine der Töchter bezeugte, daß, als ihr Vater aus seinem Arbeitszimmer in den Saal gekommen, er geäußert habe, daß sich ein Fremder habe melden lassen. Er

sei dann, wahrscheinlich wegen des anwesenden Besuchs, zurück in das Wohnzimmer gegangen, um ihn dort zu empfangen. Der Vorfall in diesem Zimmer war das Werk weniger Augenblicke. Sand erzählte: „der Bediente brachte einige Minuten im Zimmer mit Hin- und Herlaufen oder Reden zu; dann rief er mich hinein, blieb aber noch unter der Thüre stehen, und sprach leise nach dem Innern des Zimmers. Endlich ward ich hinein gelassen, und Kotzebue kam aus der Thüre links herein. Ich sah ihn bei der halboffenen Thüre hereintreten und, als die Thüre ganz aufgemacht ward, gehen Ich kam etwa sechs Schritte vorwärts in das Zimmer und grüßte Kotzebue, der etwas näher zur Thüre trat. Dann wendete ich mich gegen ihn auf die Seite des Eingangs herum. Das Schrecklichste war mir, daß ich mich verstellen mußte. Ich sagte ihm, daß ich auf meiner Durchreise ihn besuchen wolle. Nach einigen Hin- und Herreden sprach ich: „— ich rühme mich" — indessen zog ich den Dolch und fuhr fort „ — Ihrer gar nicht. Hier, Du Verräther des Vaterlands," und mit dem letzten Rufe stieß ich ihn nieder. Heinrichs aus Mietau nannte ich mich, weil ich nicht glaubte, daß Kotzebue mich vorlassen würde, wenn ich mich für einen gebornen Deutschen ausgäbe. Eher könnte dieses unter dem Namen eines Kurländers geschehen. Und wirklich fragte mich auch Kotzebue: „Sie sind aus Mietau?"

„Wie viele Stöße ich ihm gegeben, kann ich nicht mehr sagen, eben so wenig, welcher Stoß der erste war; es war geschwind geschehen. Ich zog den Dolch aus dem linken Rockärmel, wo ich ihn in einer Scheide verwahrt hatte, und versetzte ihm einige Stiche in die linke Seite. Kotzebue hat während des Angriffs gar nicht gesprochen, sondern nur ein bloßes Gewimmer hervorgebracht, selbst da, als er schon sah, daß ich mit

aufgehobenem Arme auf ihn loskam. Er hielt nur die Hände vor und fiel gleich am Eingange des Zimmers linker Hand zusammen, etwa drei Schritte von demselben. Daß ich ihn im Gesichte verwundet haben sollte, weiß ich nicht. Wahrscheinlich mag es geschehen sein, weil er die Hände und Arme vorhielt und damit herumfuhr. Ich hielt den Dolch so, daß die Schärfe oberhalb des Daumens und der Faust gewesen. Ich habe gerade ausgestoßen, weder von unten noch von oben. Kotzebue fiel zum Sitzen zusammen, dann sah ich ihn noch einmal in die Augen, um zu sehen, wie es mit ihm stehe. Ich wollte wissen, was mein Angriff für Folgen gehabt habe, und ihm überhaupt noch einmal in's Gesicht sehen. Ich glaube, er hat noch mit den Augenwimpern immer gezwinkert, so, daß man bald das Weiße der Augen, bald nichts sah. Daraus schloß ich, er sei noch nicht todt, wollte aber doch weiter nichts dazu thun, weil ich glaubte, genug gethan zu haben."

Diese Aussage Sand's kann durch die Aussagen der Hausgenossen weder widerlegt noch bestätigt werden. Sie alle kamen erst nach vollbrachter That hinzu. Nur die Säugamme des jüngsten Kindes, welche sich in dem anstoßenden Zimmer, dicht an der Communicationsthüre befand, will recht gut gehört haben, daß ihr Herr mit dem Fremden mehrere Höflichkeitsworte gewechselt, wovon sie aber nur gebrochen: Herr von Kotzebue — Ja und Nein verstanden habe.

Nach der That wendete sich Sand gegen die Fenster und auf seinen alten Standpunkt. Er gab selbst an: „Beim Herumdrehen, nachdem Kotzebue zusammengefahen, bemerkte ich ein kleines Kind, welches während der That zur Thüre links vom Eingange herein sprang. Sein Schreien hat mich, in der Stimmung von so gemischten Gefühlen, dazu bewogen ihm

gleichsam zum Ersatze mir einen Stoß mit dem kleinen Schwerte zu geben. Der Stoß ging auf die linke Brust, er drang einige Zoll tief ein, ich zog den Stahl wieder heraus; die Wirkung war augenblicklicher Blutverlust, beim Hinausgehen und Herabsteigen der Treppe spürte ich den Schmerz und den Blutverlust empfindlicher."

Aus der Aussage der Säugamme ergiebt es sich, daß es der vierjährige Sohn von Kotzebue, Alexander, war, welcher, seinem Vater nachfolgend, in der offnen Thüre des Kinderzimmers stand, von wo er auf das entstandene Geschrei durch dieses Zimmer in den Saal zurücklief. Am andern Tage soll dieser Kleine der Amme erzählt haben: Der fremde Mann habe ein Messer herausgezogen, und er habe geglaubt, er wolle mit seinem Vater Krieg spielen. Einer der Bedienten, der andere war ausgegangen, und die Tochter Emmi waren die ersten, welche herbeistürzten. Ersterer hatte, als er den Fremden eingelassen, kaum die Thüre zugemacht, und hörte, da er die Treppe hinunter gehen wollte, seinen Herrn um Hülfe rufen. Darauf sprang er, wie er aussagte zurück, fand Kotzebue linker Hand vom Eingange blutend, ohne daß er mehr einen Laut von sich gab, am Boden liegend. Er behauptet ferner, der Fremde habe rechts an der Thüre, einen guten Schritt von seinem Herrn entfernt, ganz ausgestreckt auf der linken Seite, weiter in das Zimmer hinein als sein Herr, auf dem Boden gelegen. Er habe zwischen beiden gestanden, als er Letzterem Hülfe geleistet. Zugleich mit ihm sei auch Fräulein Emmi eingetreten.

Als er Kotzebue in die Höhe gehoben, habe dieser noch so viel Kraft gehabt, um sich langsam in das nächste Zimmer führen zu lassen. Der Fremde habe sich vom Boden aufgerafft, und sei ihm mit dem Dolche unter Worten, die er nicht verstanden, gegen die an-

grenzende Stube nachgefolgt. Im Aufstehen habe der Unbekannte einen Dolch aus der Brust herausgezogen und sei mit starken Schritten auf die Thüre zugegangen. Als derselbe aber noch ungefähr vier Schritte davon gewesen, habe er, der Bediente, sie zugemacht und zugehalten. Er habe gehört, daß der Fremde gleich darauf an der Thüre gewesen sei, denn er habe eine Bewegung daran gemerkt, als wenn etwas außen daran rappele.

Sein Herr sei in dem Zimmer, wohin er ihn geführt, etwa vier Schritte einwärts niedergesunken, wo ihn die Tochter knieend gehalten habe.

Die Tochter Emmi erzählt, sie habe wenige Minuten nachher, als der Fremde eingetreten gewesen, Lärm im Saale gehört. Sie habe Anfangs geglaubt, es seien die Kinder. Als sie aber in die Kinderstube gekommen, habe sie schon ein Mädchen rufen hören: „Ach Gott, der Herr ist erstochen!“ Als sie in die Wohnstube gekommen, habe sie einen fremden Menschen gegen die linke Seite der auf den Gang führenden Thüre gesehen, ihr Vater habe rechts von der Thüre gestanden, sei von dem Bedienten unterstützt worden, und habe das Gesicht mit beiden Händen gedeckt, ohne zu sprechen. Sie habe, ihren Vater in die Arme fassend, ihn in das Nebenzimmer geleitet, und er sei noch stark genug gewesen, ihr dahin zu folgen; dort aber sei er zusammengestürzt, und nach wenigen Minuten in ihrem Schooße verschieden. Sie selbst wurde bewußtlos in ein anderes Zimmer gebracht. Sie habe wahrgenommen, daß der Unbekannte auf der linken Seite gelegen, und die rechte Hand auf die linke Brust gehalten habe. Der Bediente habe, nachdem ihr Vater in das Nebenzimmer getragen worden, die Communicationsthüre hinter sich zugemacht, und von innen zugehalten, mit den Worten: „der Unbe-

kannte hat sich vom Boden aufgerafft und will uns folgen."

Sand wußte nichts davon, auf dem Boden gelegen zu haben, auch behauptete er, nicht mit dem Dolche gegen das Zimmer, in welches man Kotzebue gebracht habe, gefolgt zu sein. Er habe, wie er sagt, immer aufrecht gestanden. Als er sich herumgedreht, habe er den ganzen Rock aufgerissen, das kleine Schwert herausgezogen, es einigemal geschwungen und sich den Stoß gegeben, meine aber, immer auf der nämlichen Stelle stehen geblieben zu sein, nur mit einiger Bewegung des Körpers. Er erinnere sich wohl der Bewegung, vermöge welcher er Kotzebue habe in die Augen sehen wollen, aber durchaus nichts davon, daß er selbst auf der Erde gelegen habe. Uebrigens könne er die rechte Hand nicht auf die linke Brust gedrückt haben, weil er das kleine Schwert darin gehalten. — Mit den Personen, die in das Zimmer getreten, habe er einige Worte gesprochen, deren er sich nicht mehr erinnere, wahrscheinlich daß die That nicht aus gemeiner Feindseligkeit, sondern um der That wilen geschehen sei, was er zum Troste für die Umstehenden habe sagen wollen.

Nachdem Kotzebue in das Nebenzimmer getragen war, verlor sich, wie Sand sagte, nach und nach das Geschrei und der dumpfe Lärmen; das ganze Zimmer nach den drei offen stehenden Thüren ward leer, und er hatte Zeit, durch die Hauptthüre hinaus, die Treppe hinunter zu gehen.

In diesem Augenblicke war alles so, daß, hätte Sand nicht schon den ersten Stich gehabt, der ihn an der Flucht hindern konnte, diese sehr möglich war. Des Ermordeten Gattin und zweite Tochter wurden durch Anwesende von der Schreckensscene zurückgehalten, und das Hausgesinde, welches auf den Lärm

herbeieilte, beschäftigte sich mit seinem Herrn, ohne auf den Thäter zu achten.

Sand ging ohne Aufenthalt die Treppe hinab. — Zwar begegnete ihm bei seinem Austritte aus dem Zimmer die Köchin und die Stubenmagd, welche aber, da er, wie er sich ausdrückt, das kleine Schwert in Fechterlage haltend einherschritt, keineswegs ihn aufzuhalten versuchte. Diesen soll Sand, dessen er sich oben nicht erinnert, zugerufen haben: „Wer kann mir etwas thun?" Worauf die Köchin geantwortet haben will: „Wir nicht." Doch folgte sie dem Unbekannten die Treppe hinab und rief um Hülfe.

Sand, ungehindert bis an die Hausthüre gekommen, fand dort schon mehrere Personen, welche auf das Geschrei zusammen gelaufen waren. Seine Absicht seinen „Todesstoß" mit dem kleinen Dolche irgendwo anzuheften, ward dadurch vereitelt, daß er dieses Messer während der That hatte fallen lassen. Dieses Instrument der That fand die Säugamme linker Hand von der Stubenthüre in dem Wohnzimmer; in der Angst lief sie damit die Treppe hinunter und wieder hinauf, bis zu dem Zimmer, wo Kotzebue lag, und wo Einer der Anwesenden ihr es abnahm. Später fand man es auf einer Fensterbrüstung im untern Stocke, wo es einer der herbeigekommenen Nachbarn zu sich nahm, und dem Officier, der mit der Wache gekommen, eingehändigt haben will. Es ward nachher zur Untersuchung gebracht, und von Sand als das anerkannt, womit er Kotzebue ermordet. Weil Sand den Dolch, um die Schrift: der Todesstoß, anzuheften, nicht hatte, zog er diese aus der Brusttasche seines offenen Rockes, entfaltete sie und gab sie dem Bedienten, der gerade aus der Thüre eilte, um Wache zu holen, mit den Worten: „Da nimm das." Ohne den Inhalt viel zu verstehen, nahm dieser das Papier

mit auf die Wache, nachmals wieder zurück und übergab es einem Officier.

Inzwischen hatten einige der Frauenzimmer, welche bei Frau von Kotzebue zum Besuche waren, aus den Fenstern um Hülfe, und daß man den Mörder festhalte, gerufen. Hierauf soll der auf der Straße stehende Fremde, zu ihnen hinaufgesehen, und gerufen haben: „ja, ich habe es gethan; so müssen alle Verräther sterben!“ —

Sand hat die Erinnerung nicht, den Frauenzimmern im Kotzebue'schen Hause etwas zugerufen zu haben; hinaufgesehen habe er, er meine aber, alle Läden seien zu gewesen.

Nun rief Sand dem zusammengelaufenen Volke mit lauter Stimme zu: „hoch lebe mein deutsches Vaterland, und im deutschen Volke alle, die den Zustand der reinen Menschheit zu fördern streben.“

Zwei der von Kotzebue'schen Dienstmägde behaupten die Worte von Sand gehört zu haben: „Gottlob, es ist vollbracht. Wer will mir etwas darauf thun,“ indem er auf die Schrift gewiesen, „es lebe mein deutsches Vaterland, ich streite für mein Vaterland.“ Die Köchin wollte noch den weitern Zusatz gehört haben: „und die ganze Universität.“ Bei der eidlichen Bewährung versicherte sie, das, was von der Universität gesagt wurde, nicht recht verstanden zu haben, weil es zitternd gesprochen worden. Sie glaube das Wort „Universität gehört zu haben, wisse aber nicht, wie. Sand kniete nieder, sagte halb laut die Worte: „ich danke dir Gott für diesen Sieg!“ Betete, setzte mit beiden Händen das kleine Schwert an seine linke Brust und stieß es langsam in gerader Richtung hinein, bis es fest saß. Dann ließ er die Hände los und fiel vorwärts zusammen auf die rechte Seite. So beschreibt er den Vorgang, daß er, auf ein Knie sich niederlassend vor dem Stoße die Worte gerufen: „ich

danke dir Gott!" bezeugen Nachbarn, welche hinzukamen, ehe noch Sand sich den zweiten Stoß gegeben hatte. Daß einige unter diesen angaben, er habe sich den Dolch in die rechte Seite gestoßen, ist ein Irrthum der Bestürzung.

Herbeieilende fanden Sand in seinem Blute liegend, den Dolch in seiner Brust in die Höhe stehend. Ein gegenüber wohnender Schustergeselle zog ihn heraus, und warf ihn auf die Straße. Eine hinzugelaufene Hebamme riß ihm die Weste auf, rief nach Essig, der aus dem Kotzebue'schen Hause gereicht ward, und wusch seine Wunde, worauf das starke Bluten nachließ. Als auch das Gesicht mit Essig gewaschen ward, drehete Sand den Kopf um, seufzte und gab einige weitere Lebenszeichen. Unterdessen war Wache und Polizei herbeigeeilt; Sand ward unter Bedeckung auf eine Tragbahre in das allgemeine Krankenhaus gebracht.

Kotzebue starb, wie gesagt, in den Armen seiner Tochter. Man legte den Leichnam im Nebenzimmer rechter Hand auf ein Bett, wo ihn die sogleich herbeigeeilten Aerzte schon ohne Pulsschlag und Athem antrafen. Das nachher hinzugekommene Stadt-Physikat fand ihn am Kopfe und an den Extremitäten, ganz erkaltet, nur an der Brust und am Unterleibe war noch etwas thierische Wärme. Der Leichnam lag rückwärts ausgestreckt, der Kopf nach der linken Seite hängend, die Arme halb gebeugt, die Augen gebrochen, die Augenlider halb geschlossen. Die Lippen waren blaß, der Mund geöffnet, auf der Zunge, am hintern Theile des Gaumens, um den Mund und am Halse fand sich getrocknetes Blut, und alle Kleidungsstücke waren mit Blut überzogen. Die Kleidung des Entseelten, welche aus einem grauen Frack, einer Pique-Weste, zwei Hemden übereinander und einer weißen wollenen Jacke, unmittelbar auf dem Leibe, bestand, war mit zwei

Stichen durchbohrt. Der eine Einschnitt befand sich am linken Brusttheil des Rockes 3½ Zoll vom Aermel und 8 Zoll vom dritten Knopfloche, der Stich war schief von oben nach unten, und von innen nach außen laufend, einen Zoll in der Länge messend durch das Tuch, das Unterfutter und die innere Seitentasche durchgedrungen.

Das Gesicht war auf der linken Seite, einen halben Zoll vom Nasenwinkel durch eine nach dem linken Mundwinkel herablaufende Schnittwunde entstellt. Diese hatte einen Zoll in der Länge, die weichen Theile durchschnitten, und war bis in das Ober-Kinn eingedrungen. Zusammenlaufend mit dieser Wunde, aber quer nach außen gehend, bemerkte man eine klaffende 10 Linien lange Schnittwunde, welche die erste gleichsam in zwei Theile theilte; diese hatte nur die Haut halb durchschnitten.

Aus der Legal-Section ergab sich die Begutachtung: Die erste Hauptwunde hatte in der Gegend der vierten Rippe die Oberhaut und das darunter liegende Fett einen Zoll lang durchschnitten. Diese vierte Rippe war losgetrennt, und Dreiviertel derselben in der Richtung von oben nach unten waren scharf durchschnitten, das schneidende Instrument war aber auf dem knöchernen Theile der Rippe nach oben abgeleitet worden. Die Länge dieser Wunde betrug einen, ihre Weite ¼ Zoll; der zweite Lappen der rechten Lunge war durch eine, 1 Zoll tiefe und 4 Linien weite Schnittwunde verletzt.

Der zweite Bruststich hatte die Haut und das darunter liegende Fett in schiefer Richtung einen Zoll lang und ¼ Zoll breit durchschnitten. Er war durch die letzte Flechse des linken großen Brust-Muskels, da wo er sich mit der fünften Rippe verbindet, gedrungen. Der Musculus seratus magnus war in der Ge-

gend, wo er sich mit der vierten Rippe verbindet, einen Zoll lang durchschnitten, und ebenso unter diesem Muskel die vierte Rippe, 4 Zoll von ihrer Verbindung mit der Brusthöhle in schiefer Richtung von innen nach der Achsel zugehend, durch eine scharfe Wunde $1\frac{1}{2}$ Zoll lang auseinander getrennt. Der obere linke Lungenlappen fand sich zwei Zoll weit, in schiefer Richtung nach der Rückenseite zu ziehend, durchschnitten. Diese Lungenwunde trat an der innern und untern Seite der Lunge wieder heraus, und bei ihrem Austritte betrug ihre Länge noch $\frac{3}{4}$ Zoll. Der Herzbeutel in der Gegend, wo sich die größeren Blutgefäße inseriren, war $\frac{3}{4}$ Zoll weit eingeschnitten, und der ganze Herzbeutel mit geronnenem Blute angefüllt. Dieser Wunde gegenüber fand sich die Arteria pulmonalis $\frac{3}{4}$ Zoll durchschnitten und von Blut entleert, auch das Herz war blutleer.

Kotzebue hat drei Wunden erhalten. Die in die Mitte der Brust eingegangene verletzte die rechte Lunge nur oberflächlich, auch die im Gesichte keine zum Leben nothwendigen Theile; nur die untere Wunde in der linken Brusthöhle, wodurch ein zum Leben absolut nothwendiges Gefäß, nebst der Lunge, verletzt worden, muß für allsolut lethal erklärt werden. Der gemeinschaftliche Stamm der Lungenarterien war durchschnitten, und durch die größtmöglichste Blutentleerung mußte der Tod erfolgen.

Aus dem Umstande, daß, bei Verwundung der linken Brust, der Dolch, nachdem er Rock, Weste, zwei Hemden und eine wollene Unterjacke durchdrungen hatte, selbst die knöchernen Theile der Rippe scharf durchschnitt und mehrere Zoll in die Brusthöhle einging, ist wahrzunehmen, daß der Stoß mit großer Gewalt geführt ward. Welche der Wunden zuerst versetzt ward, ist nicht gewiß zu bestimmen, wahrscheinlich die absoluttödtliche, weil die andere nicht bedeutend

genug war, um Kotzebue von Gegenwehr oder Hülferufen abzuhalten. — Wahrscheinlich hat er im Augenblick der Verwundung die Arme in die Höhe gehalten, weil die linke Brustwunde in der Nähe unter der Achselhöhle angebracht ist. Von einer Gegenwehr findet sich keine Anzeige. Die doppette Richtung der Wunde im Gesicht kann daher rühren, daß der Dolch in dem knöchernen Theile des Oberkiefers fest stecken blieb und gewaltsam herausgezogen ward, oder daß der Verwundete nach Erhaltung des Stoßes seine Lage änderte und der Dolch dadurch beim Herausziehen eine andere Richtung bekam.

Die kränkliche Beschaffenheit der Lunge und der Gallenblase (erstere war angewachsen und in letzterer fand sich ein Gallenstein), steht in keiner Verbindung mit dem Tode; jedoch ist daraus zu entnehmen, daß Kotzebue nur noch wenige Jahre zu leben hatte.

Die Untersuchung gegen Sand begann am 23sten März, sobald er fähig war zu Protokoll dictiren zu können. Als man aber unter seinen Papieren ein Schreiben an die Burschenschaft und an seine Freunde deutschen Sinnes zu Jena fand, und sich die Sache zu verwickeln schien, setzte man eine eigene Commission nieder, welche am 3ten April ihr Geschäft begann. Sie hatte später auch mit den Commissionen, welche zu Weimar, Darmstadt und Gießen errichtet waren, zu correspondiren, auch in der Folge mit dem Berliner Polizei-Ministerium, so weit die dortigen Untersuchungen auf Sand's That Einfluß haben konnten. In Tübingen fand man Sand als Mitglied der Teutonia, deren Constitution beim academischen Senat niedergelegt war, aufgezeichnet. Unter andern wird in dieser Constitution der Zweck dieser Verbindung dahin angegeben: „der wahrhaft ehrwürdige Zweck unsers teutonischen Vereins ist, unter uns und andern

zu nähren, zu befestigen und zu erweitern echten deutschen Burschengeist und echtes deutsches Burschenleben. Beides aber besteht in einer hohen Achtung und warmen Liebe für unser Vaterland, und in einem glühenden Hasse gegen dessen äußere und innere Unterdrücker, ferner in einer feurigen Vorliebe für unsere alte academische Freiheit und Unabhängigkeit, für die unantastbare Ehre, und die sich vor keiner irdischen Hoheit und Macht beugende Würde des braven Burschen, verbunden mit einem furchtlosen Muthe, dieses aus der Vorzeit überkommene Universitätsheiligthum gegen jeden Angriff zu vertheidigen." Bei seiner Vernehmung leugnete Sand, daß er wirklich Mitglied gewesen sei, und wirklich bestätigte sich auch, daß der Name nicht von seiner Hand eingezeichnet war, und Sand schon am 29sten April 1815 in's Feld zog. Man fand an seinem Halse ein etwa $\frac{3}{4}$ Zoll breites Bändchen, grün und weiß gestreift, worauf Sand nach dem Feldzuge mit Dinte die Worte geschrieben hatte: mit diesem weihte ich mich 1815 zum Tode, — war es nicht Ernst? würde ich über den Rhein zurückgegangen sein, ohne als Sieger? Dieses Band war mit Blut befleckt, und man hielt es für ein Abzeichen irgend einer Ordensverbindung. Ein von den bayerschen Behörden eingefordertes Zeugniß bemerkt, daß Sand ein thätiger Theilnehmer an dem vor etlichen Jahren in Erlangen unter einem Theil der Studenten gebildeten Verein unter dem Namen Teutonia gewesen sei, welcher bekanntlich unter der Firma Burschenschaft auf dentschen Universitäten besteht.

Ein anderer officieller Bericht sagt: daß Sand nebst einem gewissen U. den Versuch gemacht haben solle, die Teutonia zu begründen, und dies gestand er auch später ein. Das Fest auf der Wartburg machte er mit, und ward in den Festausschuß gewählt. Bei der Verbrennung der Bücher war er zugegen, Reden hat er

nicht gehalten, wohl aber den versammelten Burschen seine Ansicht, von einer allgemeinen Vereinigung aller deutschen Akademiker übergeben. Wir finden die betreffende Punktation in der Schrift: Die wichtigsten Lebensmomente Carl Ludwig Sand's aus Wunsidel (Nürnberg, bei Raspe, 1819) abgedruckt. Sie lautet:

„Zum achtzehnten Herbstmonat im Jahre nach Christo achtzehnhundert siebzehn auf der Wartburg.

1) Unsere jetzige Zeit ist reich an hohen Gaben und Gnaden, und muß zusammengestellt werden mit jedem ausgezeichneten Zeitalter in der Geschichte des Menschengeschlechts. Laßt sie uns vor Allem vergleichen mit jenem hervorleuchtenden deutschen Kampfe zur Wiederherstellung und Reinigung des Christenthums und unsers frommen Glaubens. Laßt uns hieraus erholen: Aufruf, Rath und Zuversicht. Heute liegt uns mehr vor eine wissenschaftliche und bürgerliche Umwälzung.

2) Wir, Deutschlands Burschen haben uns zum Wahlspruch gewählt: Tugend, Wissenschaft, Vaterland! Mit der Tugend haben wir es zu thun, und streben also nach einem edlen, freien Sinn. Wir ringen nach innerer Ehre, die demüthig, fromm und unantastbar bestehet vor Gott, und wir streben nach Freiheit dem höchsten Ziele aller menschlichen Geschichte und dem köstlichsten Preise eines vollkommenen Geschlechts. — Die Wissenschaften haben wir uns zur Braut erkoren, sie soll die eine Hälfte unsers Lebens werden in frommer Einfalt und Kraft, mit rechter Demuth laßt uns nachspüren den heiligen Offenbarungen Gottes, und schlechte Tändeleien seien uns verhaßt! Das deutsche Land, unser Vaterland, wollen wir lieben, ihm sei aller Dienst geweiht! In ihm wollen wir leben und weben, mit ihm oder frei in ihm wollen wir sterben, wenn's Gottes großer Ruf

gebeut! Die deutsche Sprache erstehe! Das wahre Ritterthum erblühe! Das deutsche Land sei frei.

Für diese heilige Sache streiten wir; weder Hölle noch Teufel sollen die Wärme dafür in unsrer Brust erkalten, und Gott wird mit uns sein! Amen.

3) Wer sich zu dieser Idee bekennt, und zu ihrer Einführung in's Leben mit streiten will, ist unser geliebter Bruder. Von nun an darf nicht mehr auf die bisherige Befangenheit, auf das Alte, sondern nur allein auf das neu begonnene Leben gesehen werden.

4) Um diese hohe Sache zu verwirklichen, muß eine allgemeine freie Burschenschaft durch ganz Deutschland werden. Es darf nur eine Einzige Burschenschaft durch das ganze Vaterland bestehen, nicht aber viele Einzelne auf den einzelnen hohen Schulen. Wie Wenige auch auf irgend einer Hochschule sich zu dieser Sache bekennen, so sind sie doch einzelne Glieder der allgemeinen Burschenschaft, und mögen als geliebte Brüder gelten, sofern sie nur eifrig auf die Sache halten und kräftig darin leben.

Auf Vollendung und darauf zu sehen, wie vollkommen sich das Burschentreiben irgendwo gestaltet hat, bevor man Einverleibung in allgemeine Burschaft zulassen will, darf nicht mehr vorkommen, es papistisch und landsmannschaftlich, hindert nicht allein die Verbreitung, sondern auch die rechte Belebung der Sache, und gilt als Entehrung des Volks, das man so nicht frei gewähren lassen, sondern nach seinem Eigendünkel hinziehen und meistern will.

Es darf allein darauf Rücksicht genommen werden, ob die richtige Erkenntniß der Idee, die aufrichtige Liebe zu ihr und ein redliches Streben darnach in den einzelnen Gemüthern besteht. Eine vollkommene Verwirklichung derselben wird man nie zu Stande bringen, so sorglich man auch verfahren möge, in Aus-

wahl der Aufzunehmenden, und in genauer Abschließung der Sache.

5) Diese Burschenschaft muß wo möglich offen vor der Welt, aber auch frei und ohne fremdes Einwirken auf sich selbst bestehen. Es soll dahin kommen, daß in solcher brüderlicher Gemeinschaft mit Deutschlands edelsten Jünglingen Jeder lebt, der sich der Wissenschaft gewidmet hat.

Der Eintritt darf durchaus nicht beschränkt sein, nur der Schlechte, gegen den man Klage und Beweise führen kann, darf nicht zugelassen werden in diese edle Gemeinde. — Der Ausschluß muß als höchste Strafe gelten. Der Bann darf in keinem andern Sinne ausgesprochen werden, als in dem der freien protestantischen Kirche. Er darf die Freiheit des Gezüchtigten nicht gänzlich aufheben, und die menschliche Würde gänzlich umstoßen zu wollen sich vermessen; er darf nicht die Mittel und Wege abschneiden zur Besserung, sonst lastet er allein auf dem Ganzen, das ihn aussprach. —

6) Das Ganze, dieser weite Verein, darf nicht durch Eidesband und sonst durch irgend ein Zwangsmittel zusammenhängen. Die Idee allein soll alle vereinen. Ist der rechte Geist nicht da, so vermögen wir ihn auch nicht zu schaffen und hereinzubringen. Gott kann ihn allein aufregen! Ist die Seele nicht in Fülle da, oder gar einstens abgeschieden, so mag das Ganze nach Gottes Willen zusammensinken, es soll wenigstens nicht als todter, faulender Körper, dem bessern Regen und Treiben der Einzelnen im Wege stehen, und all das Unheil wieder herbeiführen, was uns Landsmannschaftsucht zurückgelassen haben. Wer nicht durch den Geist zu stehen vermag, mag fallen bis ihn Gott wieder erwecke.

7) Jedwedem Unreinen, Unehrlichen, Schlechten und wer nur immer seinen deutschen Namen entehrt,

soll mehr der Einzelne auf eigne Faust nach seiner hohen Freiheit zum offenen Kampfe entgegentreten, damit das Ganze des Rügens und Strafens mehr überhoben sei, und sein Wohl durch verwickelten Kampf nicht so leicht gefährdet werde. All' die einzelnen Glieder müssen vermittelst zweier Gewalten, die das Ganze erst bilden, und sich selbst gegen einander das Gleichgewicht halten, innig vereinigt sein, und von diesem Stamme aus muß die Gemeinde erst belebt und bewegt werden.

Es muß die Burschenschaft erstlich ein Haupt, das ist, eine von allen Burschen von Halbjahr zu Halbjahr gewählte höchste Gewalt, einen Vorstand haben, der da aus mehreren Gliedern bestehend, von welchen immer einer abwechselnd der Sprecher ist, anzuregen das Amt hat; der Gesetze geben kann, und die bestehenden handhaben muß; ihm liegt es auch vorzüglich ob, durch sein eigen Vorbild den rechten Geist und das rechte Leben aufrecht zu erhalten.

Es muß aber die Burschenschaft auch ein Herz haben, einen Ausschuß, der, gleichfalls aus den Edelsten der Brüder erwählt, die Beschlüsse der obern Macht entweder verwerfen oder billigen kann, der den etwanigen Machtgriffen des Vorstandes nachdrücklich entgegentritt, und so das freie Brudervolk in seinen heiligen Rechten beschützet, der Recht und Freiheit allenthalben unterstützet, und Streitigkeiten zwischen Vorstand und Volk zu vermitteln, eingesetzt ist.

8) Es kann für das liebe deutsche Land kein Heil kommen, es sei denn durch eine solche allgemeine freie Burschenschaft, in der Deutschlands edelste Jugend innig verbrüdert lebt, in der das Hohe und Herrliche, was uns in dieser Zeit aufgegangen, wirklich schon eingelebt wird; in der der alte ehrliche deutsche Sinn wieder einmal eine sichere Feste erlangt, in der ein jeder seine Würde fühlen lernt und zur Freiheit er-

muthigt wird, und die auch für immer an dem Turnplatze einen Rüst- und Lärmplatz hat.

9) Die Grundzüge des Brauchs für die Burschenschaft müssen allenthalben gleich ein und dieselben sein. Er selbst soll nicht sowohl eine Zuchtruthe, als vielmehr ein Ehrenspiegel werden, der das bestehende Herrliche des Burschentreibens auf die folgende Geschlechter rein fort vererbe.

10) Urfeinde unsers deutschen Volksthums waren von jeher: Die Römer, die Möncherei und die Soldaterei.

11) Wie einstens auf Athanasius die ganze große Sache der christlichen Kirche und des Glaubens ruhte; wie vor 300 Jahren der stille Bruder Martin dazu berufen war, die dichten Nebel zu durchbrechen, um dem reinen Lichte einen Weg zu bahnen; so konnte auch jetzt die allgemeine Beseligung nicht von den Obern herabkommen. Einzelne hervorleuchtende Männer hatte Gott als Stammhalter unsers deutschen Volkes erstehen lassen, von ihnen und einigen Jünglingen höherer Art fluthete der schöne Geist aus, die Fürsten wußten des wenig zu rathen.

12) Die Hauptidee für unser heutiges Fest ist der von unserem Luther, dem edlen Kerne unseres deutschen Volkes, auf die heilige Schrift begründete Satz: „Wir sind allesammt durch die Taufe zu Priestern geweiht; 1 Petr. 2, 9. Ihr seid ein königlich Priesterthum und ein priesterlich Königreich.“ Das heißt durch ein höher Weihen in uns, durch die Taufe, das Evangelium und den Glauben, sind wir alle geistlichen Standes, und während wir nun als ritterliche, rüstige Diener des Herrn dem Höheren, Göttlichen geweiht sind; so ist auch unter uns allen weiter kein Unterschied, denn der um des Amtes oder Werkes halben; — wir sind allesammt geistlich frei und gleich! Amen.“

In Jena hatte Sand außer den theologischen Collegien auch Vorlesungen bei Fries, Luden und Oken gehört und die besten Zeugnisse erhalten. Er war dort Mitglied der Burschenschaft und eines literarischen Vereins. Auf einer Reise nach Norddeutschland und Berlin lernte er unter andern auch Jahn, Lichtenstein und de Wette kennen. Von der Reise nach Mannheim spricht schon die oben mitgetheilte aktenmäßige Darstellung der That. Wichtig ist Sand's Schreiben an die Seinigen (mitgetheilt im Fränkischen Merkur 1819, Nr. 107), woraus erhellt, daß der Mord aus freier Entschließung begangen ist, und nicht als Resultat einer geheimen Verschwörung zu betrachten ist. In demselben Sinne gab auch die allgemeine Zeitung die nachdrücklichsten Erklärungen ab. Sand selbst sagte noch im Schlußverhör aus, daß er Kotzebue für den Verderber unsrer Geschichte, den Verführer unser Jugend und einen russischen Spion gehalten habe, persönlich habe ihn der Mann nie beleidigt, sei ihm auch selbst unbekannt gewesen. Er hasse Kotzebue als Schriftsteller, insbesondere auch als Dichter, weil er die Sache seines Volkes gehaßt habe. Darum und weil er durch schlüpfrige Schriften die Jugend verführt, sei er des Verlustes der Ehre schuldig geworden. Und in dem Briefe an die Seinigen heißt es: „Wer soll, da es sein muß, auf diesen erbärmlichen Wicht, auf diesen bestochenen Verräther Kotzebue losgehen? In Angst und bittern Thränen zum Höchsten gewendet, warte ich schon eine geraume Zeit auf einen, der mir zuvorkomme und mich, nicht zum Morde geschaffen, ablöse, der mich erlöse aus meinem Schmerz und mich lasse auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe. Es zeigt sich trotz allen meines Gebetes keiner, und es hat auch jeder so gut wie ich das Recht, auf einen andern zu warten."

Die Untersuchungscommission forschte genau nach dem Zusammenhange, in welchem Sand's That mit den übrigen Bewegungen der Gemüther zusammenhänge und ob sie die Folge irgend eines Complottes sei. Was etwa darauf hindeuten konnte, war, daß er sich das Geld zur Reise geliehen hatte; erst gab er seinen Freund A—s, dann den Dr. Fr. in Jena als denjenigen an, von dem er solches erhalten haben wollte. A—s leugnete, Dr. Fr. konnte sich nicht deutlich entsinnen. Außerdem fand man mehrere Stammbuchblätter mit auffallenden Inschriften; es war ferner ein kleines Lied: „Deutsche Jugend an die deutsche Menge" in Deutschland von unbekannter Hand verbreitet worden, und Sand legte später das Geständniß ab, zum Theil der Verbreiter desselben gewesen zu sein. Seine Correspondenz diente auch zu Anhaltspunkten, namentlich das Schreiben an die deutsche Burschenschaft zu Jena, Anfang März 1819; deren Mitglied er gewesen war. Befragt, ob er irgend einem Orden angehöre, leugnete er dies entschieden und erklärte sich darüber dahin: Jeder Mensch habe die Kraft in sich, das Wahre zu erkennen und seine Erkenntniß zu vollziehen. Er vertraue in dieser Hinsicht auf keinen andern Menschen, sondern nur darauf, ob die Sache in sich so begründet sei, daß er sie als wahr anerkenne und jeder Einzelne müsse durch sich zur That getrieben werden. Er gehöre durchaus zu keinem Orden und sei ebensowenig ein Freund der Orden. Jede menschliche Verbindung könne gut sein; die Geschichte lehre aber, daß alle Orden ausgeartet seien, und daß sie zuletzt als leere Form ein Spiel jedes einzelnen Machthabers wurden. Jede Ordensverbindung hebe die freie Selbständigkeit des Einzelnen auf; sie sei also seinen Grundsätzen durchaus zuwider. In einem Orden höre man auf, seiner eignen Kraft zu vertrauen und wolle solche nur durch eine

äußere Form ersetzen, das sei ebenfalls gegen seine Grundsätze.

Unter einer geschlossenen Verbindung verstehe er jeden Verein der Art, wo der Einzelne nicht mehr allein das thun, was er für sich selbst als wahr anerkannt habe und was zu seiner Ueberzeugung geworden sei, sondern wo es auch möglich wäre, daß er im Gehorsam irgend einer übernommenen Form auch den Willen eines andern Mitglieds der Gesellschaft ausführen könne oder müsse, und wo wechselseitig bestimmte Rechte und Pflichten übernommen würden. In einer solchen Verbindung, das könne er vor Gott aussagen, sei er nicht gewesen. Er habe auch keinem Menschen und keiner Verbindung ein Versprechen, geschweige ein festes gethan, sondern sei in allen seinen Gesinnungen, Gefühlen und Handlungen lediglich ein freies, sich selbst bestimmendes Wesen. Diese Aussage wiederholte Sand noch kurz vor seiner Hinrichtung.

Die verdächtigenden Umstände, daß dennoch eine Art Verschwörung in der Jenaer Burschenschaft existiren könne, suchte ein halboffizieller Artikel der Allgemeinen Zeitung vom 4ten Mai 1819 (Beilage) zu widerlegen. Es heißt dort wörtlich. „Weimar, den 12ten April. Der Jena's Hochschule wie seine Augapfel liebende, überhaupt weil er den Menschen im Menschen schätzt, die Zeit erkennende Großherzog war durch die in Stourdza's Denkschrift hart genug ausgesprochene Beschuldigungen bewogen, durch den geheimen Staatsrath Schweizer sich einen Bericht vorlegen zu lassen, der denn nach gehöriger Prüfung im Staatsministerium dem Gesandten am Bundestag, dem Geheimenrath von Hedrich zugeschickt, und durch allerlei Verspätungen erst am 1sten April in der 13ten Sitzung dort zum Protocoll gebracht worden ist. — Die darin laut erklärten Gesinnungen sind eines Für-

dig, der seit mehr als einem Menschenalter sich für Licht und Denkfreiheit erklärt, und sich mit allen Strahlen echter Aufklärung umringend, das kleine weimarische Land erhoben hat. Indem in dieser Eingabe es als dringend nothwendig anerkannt wird, daß eine gleichförmige Universitätsordnung auf allen deutschen Hochschulen festgestellt werde, wird groß und männlich die echte academische Freiheit unter der geschärften Aufsicht eines dazu allein bestimmten Universitäts-Justitiarius, und unter den strengsten Disciplinargesetzen in Schutz genommen, das, was einsichtsvolle deutsche Männer wie Schleiermacher, Steffens, Wachler und Ausländer, die mit dem Geiste unseres Universitätswesens vertraut wurden, wie Cuvier und Willers, zu Gunsten der jetzt bestehenden Formen gesagt haben, für wahr anerkannt, alles was deutsche Universitäten, in denen der österreichische präsidirende Minister beim Bundestage bei seiner ersten Eröffnungsrede selbst ein Palladium des deutschen Volks und der wahren deutschen Cultur erkannte, zu bloßen Schulen und Gymnasien herabsetzen könnte, zurückgewiesen, und die freie Discussion über alles, was auf einer academischen Lehrkanzel vorgetragen werden kann, als das einzige Verwahrungsmittel gegen Sectirerei und Einseitigkeit in Schutz genommen.

Aus der Beilage erhellt genüglich, was der Großherzog, im engsten Verständniß mit dem Herzog von Gotha nach dem neuesten Hausvertrag die einzigen beiden Nutritoren der Universität Jena seit 1815 für Jena's neue Gestaltung und Erhebung gethan hat. Durch erhöheten Gehalt ist die Unabhängigkeit der Professoren vor der Gunst oder Abgunst der Studenten gesichert; durch Anstellung eines academischen Justizamtmannes, der in genauer Verbindung mit den bürgerlichen Polizeibehörden steht, die Disciplin selbständiger durch neue academische Gesetzgebung alles

dem Zeitgeiste angemessen gemacht worden. Bei den den Studentenunruhen in Göttingen im Sommer 1818 wurde in Jena sogleich die Verfügung getroffen, daß kein ohne Zeugniß Ausgewanderter hier aufgenommen würde. Nichts ist einleuchtender, als die kurze bündige Darstellung, wie die studirende Jugend im Jahre 1814 und 1815 zum Befreiungskrieg aufgerufen, und durch die Theilnahme mannbar gemacht, nun nicht sogleich in die ruhige Beschränkung des Hörsaals zurücktreten mochte, und daß einer zweiten Generation erst wieder die alte Ruhe abzugewinnen wäre. Die wahre Tendenz des Wartburgfestes wird in die Zerstörung aller Orden und Landsmannschaften durch eine allgemeine Verbindung, die man bald Burschenschaft zu nennen angefangen hat, und in Abstellung vieler eingewurzelten Mißbräuche gesetzt, dabei aber keinesweges geleugnet, daß das Maaß in einzelnen Fällen überschritten worden sei. Das großherzogliche Rescript, wodurch die Erneuerung des Wartburgfestes auf den 18ten October 1818 ausdrücklich untersagt wurde, wird in Erinnerung gebracht. Unterdessen ist wegen Carl Ludwig Sand, von allen, die so gern die Lärmtrommel rühren, ein Klagsgeschrei erhoben worden. Die Commission, die der Großherzog alsbald, nachdem die That durch Eilboten erscholl, nach Jena beorderte, hat die Meinung, die schon im Voraus hier Jedermann gefaßt hatte, daß von Sand's That Niemand in Jena etwas gewußt, daß sich Niemand mit ihm verabredet habe, zur Ueberzeugung erhoben. Indeß hat sich der Großherzog in Verbindung mit dem Herzoge von Gotha, doch um jeden Verdacht einer finanziellen Rücksicht von sich zu entfernen, gewiß nicht ohne das schmerzlichste Gefühl zu dem heroischen Mittel entschlossen, von Ostern an allen Ausländern, die nicht durch Zeugnisse die Einwilligung und Verbürgung ihrer Regierungen und

Obrigkeiten beweisen können, die Aufnahme auf der Universität Jena zu verweigern, und dies an allen deutschen Höfen bekannt zu machen. Heroisch ist dies Mittel gewiß. Denn wenn auch die Berechnung, daß in den letzten Jahren, wo sich die Zahl der in Jena Studirenden auf beinahe 700 belief, an 150,000 Thaler in auswärtigen Wechseln und Geldsendungen nach Jena gegangen, schwerlich zu verbürgen sein dürfte: so ist doch unleugbar das sichtbare Gedeihen und das fröhliche Wachsthum der Universität, dem Ganzen und Einzelnen eben so ersprießlich als rühmlich gewesen. Tüchtige Lehrer zogen tüchtige Schüler. Es herrschte viel Fleiß und Eifer, wie selbst der bitterste Widersacher eingestehen mußte. Nichts aber ist thörichter, als das Kind mit dem Bade ausschütten. Wahret alle Ultras, die jetzt mehr als je vorher von Radicalkursprechen, und unsere Hochschulen, so viel an ihnen ist, allen Polizeischergen und Criminal-Gefängnissen preisgeben wollen. Kein tödtender Justizbuchstabe kann die väterliche Ermahnung eines Professors, der das Zutrauen der Jünglinge sich erwarb, je ersetzen."

Ueber die Stiftung von Burschenschaften auf deutschen Universitäten wurde in Beziehung auf Sand ermittelt: daß die Jenaer Burschenschaft schon 1815 oder 1816 constituirt worden sei. Auf den meisten Universitäten hatten sich nach und nach Burschenschaften mit verschiedenen Constitutionen gebildet. In den Osterferien 1818 kamen Deputirte von Jena, Berlin, Halle, Kiel, Rostock, Marburg, Königsberg, Leipzig und Heidelberg in Jena zusammen, um sich über die allgemeinen Grundsätze zu vereinigen. Doch wurde keine Constitution entworfen. Als Grundsatz wurde aufgestellt, daß die Burschenschaften auf den Universitäten unter sich vereinigt seien und eine allgemeine deutsche Burschenschaft bilden, und daß die einzelnen

Burschenschaften sich zwar nach allgemeinen Grundsätzen verhalten, aber ihre particuläre Constitutionen haben sollten. Die einzelnen Burschenschaften correspondirten unter einander, und für ein Jahr wurde eine zur Leitung der ganzen Correspondenz gewählt; für 1818 z. B. die Jenaer. Schon im April kam die Jenaer Burschenschaft durch Vernehmung der Vorsteher zur Kenntniß der Commission in Weimar. Sie fand darin nichts von Interesse für die Sand'sche Untersuchungssache. Doch theilte sie darüber die Aussagen der Vorsteher mit. Diese hatten erklärt: Die Idee zur allgemeinen Burschenschaft sei in Jena entstanden, veranlaßt durch den Wunsch, sich näher an die andern Mitdeutschen auf den übrigen Universitäten anzuschließen und mit ihnen vereinigt, den Landsmannschaften entgegen zu treten; daher die oben erwähnten Deputirten nach Jena gekommen seien. Man sei nun in Unterhandlungen über 19 Punkte getreten, vorläufig aber nur darüber einig geworden, daß die Burschenschaften selbst sich über diese Punkte berathen und ihre Erklärungen vor dem 18. October 1818 an die Jenaer, als zur geschäftlichen Central-Behörde ernannt, abgeben sollten. Am 18. October wurde denn auch eine Versammlung abgehalten, wobei außer den genannten Universitäten auch Erlangen, Würzburg, Tübingen und Breslau Deputirte gesandt hatten. Hier wurde man über 35 Punkte bis auf Genehmigung der 12 fremden Burschenschaften einig und die Geschäftsführung Berlin übertragen. Die Burschen letzterer Stadt theilten sich jedoch bald in 13 landsmannschaftliche Abtheilungen und lösten sich im Februar 1819 ganz auf.

Aktenmäßig wurde in den verschiedenen Zusammenkünften vom 29. März bis zum 3. April, und vom 10. bis zum 19. October 1818 Folgendes verhandelt. Am 30. u. 31. März über die 19 Punkte

als Grundlage zu einer allgemeinen deutschen Burschenschaft. Protokoll vom 1. April, Beschluß: Auch an die Hochschulen, welche keine Abgeordneten geschickt hätten, soll der Entwurf dieses Gesetzes mit einer Schrift über die Ansicht der Abgeordneten und das Wesen der Burschenschaft mit Aufforderung, den dort gebilligten Grundsätzen beizutreten, übersandt werden. Protokoll am 2. April. Beschluß: Fernere Bestimmungen für die Verfassungs-Urkunde der allgemeinen deutschen Burschenschaft zu einer bestimmten Zeit Abgeordnete nach einem zu erwählenden Orte: um über allgemeine Angelegenheiten zu berathen uud zu entscheiden. Der Beschluß dieser Bundessitzung ist noch besondere schiedsrichterliche Behörde in Streitigkeiten einzelner Burschenschaften. Ihr bleibt die oberste Leitung der Geschäftsführung unterworfen. Am 31sten Mai 1818 waren unter den genehmigten 19 Punkten diese: „§. 2. Der Zweck der Berathungen der Abgeordneten ist, eine allgemeine deutsche Burschenschaft zu begründen, d. h. eine Vereinigung aller deutschen Hochschulen zu einem Ganzen. §. 3. Die Grundidee einer solchen allgemeinen deutschen Burschenschaft ist: Liebe zu Volk und Vaterland, und volksthümliche Sitte zu wecken und zu erhalten. §. 4. Es ist dazu nöthig, daß auf jeder Hochschule Deutschlands eine allgemeine Verbindung sei, Burschenschaft genannt. §. 16. Der gesammten deutschen Burschenschaft bleibt das Recht, die Verfassung der einzelnen deutschen Hochschulen einzusehen, und die ihr nöthig scheinenden Abänderungen zu treffen. §. 19. Den Beschlüssen des Burschenbundestags müssen alle einzelne Hochschulen sich fügen."

Die zweite Zusammenkunft war zu Jena vom 10. bis 19. October 1818. Abgeordnete der Burschenschaften von Berlin, Breslau, Erlangen, Gießen,

Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen, Würzburg. „10ten October. Vollmachtsvorlagen, Geschäftsordnung, Reihe der Abstimmungen u. s. w. Rathschlag über den Kieler Verfassungs-Entwurf. 12. October: Verhältnisse der Breslauer Burschenschaft zur Berliner; Berathung über den Zweck der allgemeinen deutschen Burschenschaft. Der Ausschuß giebt der Versammlung seine Ausarbeitung über den Zweck der Burschenschaft zum Besprechen. 13. October. Die Ausarbeitung der Verfassungsurkunde wird einer Commission aufgegeben. 14. October Durchsprechen über einzelne Paragraphen der Ausarbeitung. 15ten October. Die Sache der Würzburger deutschen Burschenschaft. Abends. Berathung über die Verhältnisse der allgemeinen deutschen Burschenschaft zu Burschen außer ihr. 16. October. Der Göttinger Verruf. Nachmittags wird die von dem Ausschusse ausgearbeitete Verfassung der allgemein deutschen Burschenschaft gebilligt. 19. October. Zu Sendungen für 14 Universitäten werden Privatpersonen, auch Buchhandlungen, an welche die Correspondenz adressirt werden soll, genannt. Die Urkunde der Verfassung der allgemeinen deutschen Burschenschaft vom 18. des Siegesmonats, im Jahre des Herrn 1818, setzt als allgemeine Grundsätze fest: §. 2. Die allgemeine deutsche Burschenschaft, als freies Gemeinwesen, stellt als den Mittelpunkt ihres Wirkens folgende allgemein anerkannte Grundsätze auf:

a) Einheit, Freiheit und Gleichheit aller Burschen untereinander, möglichste Gleichheit aller Rechte und Pflichten.

b) Christlich deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlands."

„§. 4. Die allgemeine deutsche Burschenschaft tritt

nur in's Leben dadurch, daß sie sich je länger je mehr dargestellt hat, als ein Bild ihres in Freiheit und Einheit erblühenden Volkes, daß sie ein volksthümliches Burschenleben in der Ausbildung jeder geistigen und leiblichen Kraft erhält, und in freiem, gleichem und geordnetem Gemeinwesen ihre Glieder vorbereitet zum Volksleben, so, daß jedes derselben zu einer solchen Stufe des Selbstbewußtsein erhoben werde, daß es in seiner reinen Eigenthümlichkeit den Glanz der Herrlichkeit deutschen Volkslebens darstelle." — Einzelne sind ausgeführt: „Verfassung. Geschäftskreis der geschäftsführenden Burschenschaft. Verhältniß der allgemeinen deutschen Burschenschaft zu Verbindungen neben ihr. Allgemeine Feste."

Aus dem Schreiben der allgemeinen deutscher Burschenschaft an die deutschen Hochschulen ohne Datum und Jahrzahl läßt sich der Inhalt und die Tendenz denselben ersehen.

„Die Zersplitterung Deutschlands hat es seinem Falle nahe gebracht. Hart an der Grabstätte des Vaterlandes ist ihm die Lehre geworden, daß nur Einheit stark mache, und erst, da die Deutschen dieser gefolgt, waren sie wieder, was sie getrennt nicht sein konnten, ein glückliches, freies Volk. — Man soll aber über den höchsten Zweck auch nicht den kleinern nahe stehenden versäumen; auch der Theil müsse sich als Theil ausbilden, um mit dem Ganzen harmonisch zusammen zu stimmen. — Das deutsche Volk ruft: wir dürfen nicht mehr Bayern und Sachsen, nicht Preußen allein sein, sondern Deutsche vor allem. Daher der allgemeine Ruf nach Verfassung, welchen die innere Freiheit des großen deutschen Volks, trotz der mannigfachen Stimmen der Regierungen, auch äußerlich beurkundet."

„Wenn dieser Geist des Volks erkannt ist, so ist es

noch leichter die Annahung der wichtigen Zeit von der studirenden Jugend, der Blüthe, der Stütze, Hoffnung unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes, zu erreichen. — Denn, was sind die Hochschulen anders als volksthümliche Bildungsanstalten, worin der Geist des Volks sich klar und ungetrübt abspiegelt? Welchem Stande als dem unsern kann wiederum die Verbindlichkeit obliegen, wo der Geist etwa noch im Einzelnen verunreinigt wäre, ihn mehr und mehr zu wekken und zu läutern. — Den Hochschulen darf nichts fremd bleiben, was zum Gedeihen des allgemeinen Wohls dient. Daher sind wir, die zur Selbstbildung reifende Jugendblüthe des Vaterlands, es auch, die von Kanzeln und Kathedern, im staatlichen und geselligen Leben, bei Hohen und Niedern die Begeisterung für Vaterland, Freiheit und Volksthum lebendig halten müssen, damit äußere Gewalt und List nicht wieder so leichtes Spiel mit uns gewinnen, und endlich ganz die Keime unseres vaterländischen Lebens vernichten."

„Die große Idee, welche die bedeutungsvolle Zeit hervorgerufen hat, darf uns nicht fremd bleiben, deren Beruf es verlangt, daß sie vertraut werden mit dem höchsten Gedanken der Menschheit, die wir reif genug sind, zu begreifen, und warm genug, sie mit der ganzen Kraft der Seele zu umfassen. — Um das gesammte Volk zu belehren, giebt es zwei Wege. Einmal, wenn die Zeit durch den Drang der Nothwendigkeit, wenn die einzelnen Weltbegebenheiten das Volk aus dem Schlummer der bewußtlosen Unthätigkeit hervorrüttelt, wenn das Alte schleunigst und gar gewaltsam durch das Neue verdrängt wird, wenn das Schwert des Krieges die Fesseln der Gewohnheit sprengt, und die Menschen befreit. — Anderntheils, wenn von oben herab durch Kirche und Staat auf den Menschen gewirkt wird, wenn durch absichtlich neben

einander gestellte Erscheinungen des Alten und Neuen der Mensch zum Vergleichen gezwungen wird, und er, die Vortheile der also blühenden Zukunft erwägend, dem Nachtheile der Vergangenheit sich völlig entzieht. — Die Zeit spricht mit Drometenklang und selbst der ärgste Schläfer muß erwachen. Aber selbst wenn dieses nicht der Fall wäre, müßte dennoch Kirche und Staat dem neu entstandenen Chaos eine bestimmte formelle Abfassung geben, sonst verraucht entweder die Gluth, oder sie verbreitet sich in zügellose Willkühr. — Alles, was kommen soll, muß von uns kommen. Die auf den höhern Lehranstalten sich ausbildende Jugend, in zehn Jahren ist sie die wirkliche Welt. Muß es also auf den Hochschulen unser Bestreben sein, den Geist der deutschen Gesammt-Universität in uns vorzustellen, um ihn mit seinen vielfachen Modifikationen in's bürgerliche Leben eintreten zu lassen; so können wir wieder für die Ausbildung dieses Geistes nicht tüchtig werden, wenn wir auf den Hochschulen den Kastengeist nähren ꝛc."

„Aus diesem Bedürfnisse erzeugte sich zuerst die Idee einer einzigen deutschen Verbindung auf den Hochschulen, einer Burschenschaft. — Die Idee einer Gemeinschaft beruht auf der Uranlage des menschlichen Geistes; was wir einzeln gewonnen haben, in jeglicher Rücksicht, das sollen wir wieder hineintragen in's Leben, jeder nach seiner Art. Undankbar wären wir, und Verräther an der guten Sache, wenn wir diese nicht erkennten, Unterdrücker des allmächtigen Geistes in uns, wenn wir uns die Kraft zu wirken absprechen wollten. Hinaussenden mit jugendlicher Begeisterung in ein jugendliches, frisches Leben, Zeugniß ablegen laßt uns von der Gewalt der höchsten geistigen Güter, durch reines Streben nach ihrer vollkommenen Erkenntniß, und durch unermüdetes Wirken, auch andere dafür zu begeistern."

„Diese Gemeinschaft kann aber nicht das große Ganze der Menschheit unmittelbar in sich fassen, es kann nur eine Gemeinschaft mit denen sein, die mit uns verwandt sind, durch dieselbe Abkunft, dieselbe Sprache, Sitten, Klima, durch denselben Bildungs-Typus, durch die Gemeinschaft, in der wir mit unserm ganzen Volke stehen. So will es das ganze Leben der Menschheit und unsers Volks, auf das wir jetzt unsere ganze Wirksamkeit richten müssen ꝛc. Für unser Vaterland sollen wir leben, alle äußern und innern Feinde desselben sollen wir bekämpfen; seine Ehre soll unsere Ehre, seine Schande unsere Schande sein."

„Wie aber ist auf das Vaterland zu wirken? Dieses ist nur möglich, soweit es in unserer jetzigen Lage und in unserer Stellung zum Volke geschehen kann. Der Zweck aller deutschen Hochschulen ist doppelt, zuerst eine möglichst allumfassende wissenschaftliche Bildung zu erhalten, und zweitens eine freie und eigenthümliche Ausbildung des ganzen Menschen nach allen seinen Beziehungen zu erreichen. Das engere Zusammenleben wird durch die bestimmt, die ein gemeinsames Streben haben. Auf den deutschen Hochschulen ist ein Zusammenleben von deutschen Burschen, beseelt von dem gemeinsamen Streben, ihren Geist und ihr Herz so auszubilden, daß sie einst vortheilhaft für ihr Vaterland wirken könnten. Wohlan! Die Gemeinschaft aller deutschen Burschen bilde eine allgemeine deutsche Burschenschaft die sich selbst Zweck sein soll. Sie soll eine Vereinigung von Jünglingen sein, die das ganze volksthümliche Leben nach allen seinen verschiedenen Richtungen lebendig im Gemüthe tragen muß. Auch der Zweck dieser Vereinigung kann kein anderer sein, als die Aufrechthaltung und die Beförderung desselben Lebens. — Diese deutsche Burschenschaft geht aus dem innigsten Wesen

aller Mitglieder hervor. Sie sei deshalb ewig wie der Geist selbst. Keine menschliche Gewalt sei im Stande, sie zu unterdrücken, weil der freie unbeschränkte Geist auf keine Weise in Fesseln gelegt werden kann, so lange er sich regt."

„Aeußere Form. Die Burschenschaften der einzelnen deutschen Hochschulen verhalten sich zur allgemeinen, wie der untergeordnete Theil zum Ganzen, daher auch das Ganze jedesmal Gewalt über die Theile wieder haben muß, die im Protokoll zuerkannt sind. Keinem ehrenhaften deutschen Burschen sei der Eintritt in eine Burschenschaft verweigert. Auf einer Hochschule ist nur eine deutsche Burschenschaft möglich. (Ausführung, daß die deutschen Burschen, an der Sünde ihrer Zeit mitkrankend, die Freiheit zum Theil in Zügellosigkeit verwandelt, und Zwietracht und Selbstsucht unter sich selbst Raum gegeben hätten.) Jetzt aber sind wir wieder, wie unser Volk, durch die großen Ereignisse der Zeit, zum Bewußtsein der höchsten geistigen Güter gekommen ꝛc. Das Geschäft der Burschenschaft ist vorzüglich, die Läuterung unermüdet zu betreiben, und das Falsche aus dem Leben zu verbannen. Aus den Zwecken einer deutschen Burschenschaft erhellt, daß sie in einen gewissen Gegensatz treten muß mit Allem, was sich mit dem Streben nach vaterländischer Bildung, was sich mit der Idee der Volksthümlichkeit nicht verträgt. Hindernisse, welche von jeher der volksthümlichen Bildung entgegengestanden, sind, von der einen Seite Provinzialismus, von der andern Kosmopolitismus. Der erstere bezieht sich auf die Trennung durch einzelne Landsmannschaften. Wegen des zweiten muß die Burschenschaft sich vor dem Extrem des zu weit Ausgedehnten hüten. Durch die Obenanstellung des vaterländischen Zwecks sei der Burschenschaft ein bestimmter Kreis zur Wirkung angewiesen. Hier sind die einzigen Schranken

und festen Grenzen gesetzt, damit das Streben in Betreff des öffentlichen Lebens nicht über das Volk hinausgehe und sich zersplittere."

Bei der Jenaer Burschenschaft war nach §. 17 des dortigen Burschenbrauchs die Formel der Aufnahme: „Ihr steht vor dieser ehrenwerthen Versammlung, um das feierliche Gelübde abzulegen, das Euch in unsere Mitte führt. Ich als Schreiber frage Euch N. N. im Namen der Jenaer Burschenschaft feierlich und öffentlich: habt Ihr erkannt den Sinn und Geist, der in den Gesetzen unserer Urkunde lebt? Habt Ihr erkannt den Sinn und Geist, der unser Grundgesetz belebt, und ihm Kraft und Ansehn giebt? Bekennt Ihr Euch zum Volke der Deutschen, und erkennt Ihr, daß Ihr in dem Grundgesetze der Jenaer Burschenschaft Eure Grundsätze wiederfindet, daß Ihr sie nach Außen und Innen vertheidigen wollet mit Leib und Leben, daß Ihr, wie mit der Burschenschaft, so mit dem deutschen Volke stehen und fallen wollet? — Nun so gebt Euer Ehrenwort in die Hand des Sprechers."

Wie der obige halboffizielle Artikel der Allgemeinen Zeitung hatte sich über die Burschenschaften auch der Großherzogliche und Herzoglich Sächsische Gesande von Hendrich am 1sten April 1819 in einem Protokoll an die deutsche Bundesversammlung günstig über den durch die Burschenschaften erweckten neuen Geist auf den Universitäten ausgesprochen. Er wollte dadurch die ohne allen Beweis ausgesprochenen Behauptungen und — die verschiedenen zum Theil offiziellen Druckschriften verbreiteten irrigen Meinungen über das Wesen der deutschen Universitäten und die Angriffe gegen die auf denselben bestehende Einrichtung berichtigen. Selbst der österreichische Präsidial-Gesandte hatte bei der ersten feierlichen Sitzung des Bundestages gesagt: „Wem sind unsere Uni-

versitäten nicht ein stolzes Denkmal deutscher Entwicklung? Selbst Ausländer räumen diesem wissenschaftlichen Institute einen großen Vorzug ein." Die sächsischen Fürsten nahmen sie gegen die schmählichen Verläumdungen in Schutz, und wollten die Freiheit der Lehre den Universitäten bewahren. „Denn im offenen Kampfe der Meinung solle hier das Wahre gefunden, gegen das Einseitige, gegen das Vertrauen auf Autoritäten sollte hier der Schüler bewahrt und zur Selbständigkeit erhoben werden. Als die studierende Jugend, heißt es in jenem Protokolle, im Jahre 1813 auf Deutschlands Hochschulen aufstand, als sie eilte Theil zu nehmen an dem Kampfe für die Freiheit, die Ehre, die Sitte, die Sprache des Vaterlandes, da wurde sie mit offenen Armen empfangen, da wurde sie in Schaaren geordnet, da sah man in ihr keine Kinder, sondern werdende Männer. Als sie zurückkehrte aus dem Kampfe, als sie auf Zeichen männlicher Handlungen sich berufen durfte, da konnte ihr nicht das laute, sonst nur dem Manne geziemende Sprechen und Schreiben über die Güter untersagt werden, für welche sie geblutet hatte, für welche in ihrer Mitte Freunde und Brüder gefallen waren, da konnte man sofort nicht diejenigen als Unmündige behandeln, welche man in ihrer edlen Begeistrung als Emanzipirte, als Wehrhafte gebraucht hatte."

Die Berücksichtigung dieser richtigen Ansichten hatte zur Folge, daß in Jena 1816 und 1817 keine Bewegungen Statt gefunden und die Studierenden sich von selbst an einen Fleiß, eine Ordnung und Sittsamkeit gewöhnt hatten, die in jenen Jahren von Allen gerühmt wurde, welche die Anstalt länger und genauer beobachteten, sie nicht bloß auf einem Durchfluge beurtheilten, nicht von Einem auf Alle, nicht vom Einzelnen auf's Ganze schlossen.

Den Gegensatz zu den Burschenschaften bildeten die

Landsmannschaften und Orden. In Beziehung auf diese sagt der Bericht: „Ohne entscheidenden Erfolg war die Gesetzgebung einzelner Lande und selbst die Reichsgesetzgebung gegen diese Verbindungen. Wie erfreulich also, daß nach den Kriegsjahren die heimkehrenden Jünglinge das Schädliche und Thörichte jener Spaltungen selbst erkannten, daß sie den Entschluß faßten, die Einigkeit der Deutschen, deren Folgen ihnen vor die Augen getreten waren, auch in ihrem Zusammenleben zu erhalten, schon in ihrem Jugendleben einer Idee zu huldigen, die für das deutsche Vaterland von so hoher Bedeutung ist."

Einheit aller Studierenden unter einander, christlich deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlandes waren die Grundsätze, auf welcher sich die in Jena Studierenden mit Aufhebung aller Orden und Landsmannschaften öffentlich die Hände reichten. Hätte man sie an sich für unerlaubt halten und hindern sollen, zumal da noch festgesetzt und ausgesprochen wurde: „Mit denjenigen Studierenden, die in diese Gemeinschaft nicht förmlich treten wollen, steht die allgemeine Verbindung in den allerfreundschaftlichsten Verhältnissen?" Der Bericht giebt hiernach der der Burschenschaft ebenfalls das ehrenvolle Zeugniß: „Die Studierenden waren in den Jahren 1816 und 1817 leichter zu regieren als je. Es herrschte, wie schon gesagt, unter ihnen ein wirklich musterhafter Fleiß; von Spaltungen war gar nicht, von Zweikämpfen seltner die Rede. Wahrheit, Mäßigkeit, Religiosität wurden als Tugenden anerkannt, auf welche der Studierende unter Studierenden stolz sein durfte." Der erwähnte Bericht verlangt nun die Beweise, daß die Burschenschaft nicht mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit bestehe, und eine politische Tendenz oder ein Streben nach Bedeutsamkeit für die Staaten der Gegenwart verrathe. Er

sprach dieses Verlangen nach der Sand'schen That aus und schloß mit folgenden denkwürdigen kräftigen Worten: „Beklagen muß man hierneben den bösen Willen oder die Unvorsichtigkeit derer, welche eben solche Ansichten den Studenten zuerst angedichtet, welche deswegen mit einer großen Wichtigkeit gegen sie gesprochen und vielleicht dadurch den Keim des Uebels unter sie gebracht haben." Trotz dieser edlen männlichen Sprache, die von dem Repräsentanten eines edlen Fürsten ausging, an dessen Hofe Göthe lebte, ruhten die Verläumder und Verdächtiger nicht. Man hatte Sand's unselige geistige Verirrung und die daraus entsprungene Mordthat nun als Anhaltspunkt zu weiterem Verfahren. Man scheute kein noch so schlechtes Mittel. Als solche sind zu betrachten: die Erdichtung eines angeblich bei Sand gefundenen Zettels mit der Aufschrift: Todesstoß — beschlossen auf der Universität ***; die Verhaftungen vieler Studenten und die Bekanntmachung solcher Fakta durch Zeitungen, die sich nachher weigerten, die nothwendiger Weise bald erfolgenden Freilassungen ebenfalls mitzutheilen; die Nachrichten von entdeckten Verschwörungen ohne Angabe der Beweise; diese sollten in den Akten enthalten sein, aber man allegirte nicht mehr als einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Worte und mußte noch dazu erklären: kein ruhiger Staatsbürger sei von diesem schädlichen Gifte ergriffen. Die Professoren Arndt und Gebrüder Welker wurden durch polizeiliche Commissarien, die verkleidet nach Bonn kamen, in ihren Wohnungen überfallen, ihre Papiere durchsucht, und respective mitgenommen, ohne darüber nur ein Protokoll anzufertigen. Ebenso ging es dem Adjunct des Staatsprokurators, Mühlenfels und dem Zeitungsschreiber Follenius zu Elberfeld.

Dies Alles geschah kurz vor dem Karlsbader Con-

greſſe und mit Umgehung der geſetzlichen richterlichen Formen auf commiſſariſchem Wege, wobei denn manche Willkühr vorkam und die Papiere bloß informationis causa in Beſchlag genommen wurden, ſo daß man die arretirten Perſonen faſt alle bis auf Jahn, wieder auf freien Fuß ſetzen mußte. Und auch Jahn wurde, wie wir ſehen werden, zuletzt frei geſprochen.

Als eine Mangelhaftigkeit rügte der Bruder Sands, welcher Appellations-Gerichtsadvokat war, daß die Papiere und Schriften des Ermordeten, der als bloßer Privatmann in Mannheim gelebt habe und nicht als Diplomat, nicht in Beſchlag genommen worden ſeien. Man habe dadurch dem Thäter die Mittel entzogen ſeinen Begriff von dem Getödteten und von der Vaterlandsgefahr als wahr und reell zu erweiſen. Vielleicht würde man in dieſen Papieren Beläge gefunden haben, daß Kotzebue wirklich für Deutſchland ein gefährlicher Mann geweſen ſei und Sands That würde, wenn auch keinesweges gerechtfertiget, doch in milderem Lichte erſchienen ſein. Oder fürchtete man vielleicht, der Sache näher auf den Grund zu gehen, hatte man Urſache, das ruſſiſche Intereſſe zu ſchonen, und nicht bloß dies, ſondern auch die Umtriebe der reactionairen Parthei, die wenn nicht Alles trügt, durch Vermittlung ihrer Agenten auf Sand's Gemüthrichtung Einfluß gewonnen und ihn in ſeiner ſchwärmeriſchen Verirrung noch mehr beſtärkt haben mochten? Kotzebue war ein aufgegebener Menſch, der, nachdem ſeine Larve gefallen und er der allgemeinen Verachtung Deutſchlands Preis gegeben war, kein Werkzeug in der Hand der Ariſtokratie ſein konnte, deſſen Mord aber doch eine ungeheure Wirkung ausüben und das begonnene Werk ſehr fördern mußte. Denn man ſtempelte die beklagenswerthe That zur Folge einer geheimen Verſchwörung trotz

der mehrfachen eidlichen Versicherung des Delinquenten und trennte dann durch den Befehl vom 21sten October 1819 die Untersuchung des Mordes von der wegen aufrührerischer Bewegungen. Zum Schluß wollen wir noch historisch anführen, daß der Professor de Wette wegen des Trostbriefes, welchen derselbe an Sand's Mutter geschrieben hatte, und worin er zwar den Meuchelmord unbedingt verwarf und für unsittlich erklärte, dabei aber den Irrthum der Handlung selbst zum Troste der Mutter von der Absicht ihres sonst tugendhaften Sohnes trennte, seines Amtes entsetzt wurde. Man hatte den Brief veröffentlicht und dabei nicht bedacht, daß er gar nicht für andere Augen bestimmt war, als die der Mutter. Man hatte nicht bedacht, was Luther sagt: „Wer einen heimlichen Brief wider Wissen und Willen seines Herrn offenbar macht, verfälscht den ganzen Brief, daß es hinfort nicht mehr derselbe Brief ist noch heißen kann, weil damit die Gestalt und Art des ganzen Briefes und die Meinung des Schreibers allerdings umgeändert wird."

(Fortsetzung und Schluß dieses Artikels im nächsten Theile).

Ende des Einhundert vier und neunzigsten Theiles.

Schnellpressendruck von E. Litfaß, Adlerstr. 6.